

SCHMIDT / STATIST AUF DIPLOMATISCHER BÜHNE

1923-45

DR. PAUL
SCHMIDT

STATIST
ALF DIPLO
MATISCHER
BUCHHE
1923-45

Schmidt

ATHENAEUM-
VERLAG-BONN

DR. PAUL SCHMIDT

STATIST
AUF DIPLOMATISCHER
BÜHNE
1923-45

ATHENÄUM-VERLAG • BONN 1950

2. Auflage, 31.-55. Tausend

Copyright 1949 by Athenäum -Verlag Gerhard von Reutern, Bonn
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
Gesamtherstellung von Johannes Weisbecker, Frankfurt am Main
Umschlag: Heinrich Mager, Bonn
Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALT

| | |
|---|-----|
| Einleitung: Weltgeschichte – zunächst ganz privat | 11 |
| 1 Auftakt im Haag (1923) | 17 |
| 2 Tiefpunkt in Berlin (1923/24) | 27 |
| 3 Silberstreifen in London (1924) | 41 |
| 4 Morgenröte in Locarno (1925) | 69 |
| 5 Trüber Tag in Genf (1926) | 94 |
| 6 Rückkehr in die Völkergemeinschaft (1926) | 111 |
| 7 Die Wirtschaft hat das Wort (1927) | 127 |
| 8 Die Zeit der grossen Enttäuschung (1927/28) | 142 |
| 9 Stresemann am Ziel (1929) | 164 |
| 10 Reparationen, Räumung, Europa-Union (1930) | 186 |
| 11 Im Wirbel der Wirtschaftskrise (1931) | 200 |
| 12 Reparationsende und Gleichberechtigung (1932) | 230 |
| 13 Türen fallen zu (1933) | 252 |
| 14 Abseits von der grossen Politik (1934) | 284 |
| 15 Überraschende Wendungen (1935) | 290 |
| 16 Verurteilung und Anerkennung (1936) | 318 |
| 17 «Die Epoche der Überraschungen ist abgeschlossen» (1937) | 341 |
| 18 Hart am Kriege vorbei (1938) | 381 |
| 19 Der Anfang vom Ende (1939) | 421 |
| 20 Blitzkriege und Staatsmännerbegegnungen (1940) | 465 |
| 21 Der Osten tritt auf den Plan (1941) | 515 |
| 22 Schattenspiele mit düsterem Hintergrund (1942/43) | 544 |
| 23 Selbsttäuschung bis zum Schluss (1944/45) | 571 |
| Nachklang (1945/49) | 588 |
| Bibliographie | 591 |
| Zeittafel | 592 |
| Namenverzeichnis | 598 |

VORWORT

Dieses Erinnerungsbuch entstand in der alten Inselstadt Ratzeburg, im Schatten des historischen Domes, den Heinrich der Löwe im 12. Jahrhundert dort erbauen liess. Neben den sagenhaften goldenen Hirschen, die in einem Pfeiler des Gotteshauses eingemauert sein sollen, beherbergte die alte Kirche während des Zweiten Weltkrieges einen wirklichen Schatz und bewahrte ihn vor der Zerstörung durch menschliche Unvernunft. Das war die berühmte Bibliothek des Weltwirtschaftsinstituts der Universität Kiel, die erst jetzt wieder an ihren alten Sitz zurückverlegt wird.

So wurde mir aus den Gewölben des Ratzeburger Domes das Quellenmaterial zur Verfügung gestellt, das ich zur Ergänzung meiner eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen für meine Arbeit benötigte. Von den nachgelassenen Schriften Stresemanns bis zu den jüngsten Memoiren Churchills, Cordell Hulls und anderer Staatsmänner, die in Deutschland an anderer Stelle nicht mehr oder noch nicht verfügbar sind, habe ich alles einsehen können. Ich blätterte in den alten Nummern deutscher Zeitungen, in den Bänden der Times und des Temps, die von 1923 bis 1945 im Archiv vorliegen, und manche Einzelheit aus zurückliegenden Tagen stand mir dadurch wieder lebendig vor Augen.

Mein Dank gilt daher in erster Linie Herrn Professor Dr. Gülich, der als Direktor der Bibliothek durch seine Tatkraft und Umsicht diese unersetzliche Sammlung vor der sicheren Vernichtung in Kiel gerettet hat und mich mit seinen stets hilfsbereiten und sachkundigen Mitarbeiterinnen in grosszügigster Weise unterstützte.

Ganz besonderen Dank schulde ich auch meinem Freunde, Dr. Erich Kordt, der bereitwilligst und mit grosser Sachkenntnis die Arbeit durchgesehen hat.

Wertvolle Hilfe leistete mein Kollege aus dem Auswärtigen Dienst, Walter Lohmann, der im Auftrage des Verlages gemeinsam mit mir die endgültige Fassung der deutschen Ausgabe besorgte.

Meine eifrigste Mitarbeiterin war meine liebe Frau, die das Manuskript geschrieben und überprüft hat, und die sich in unermüdlicher Arbeit an der Sichtung und Auswahl des reichen Quellenmaterials aus Bibliothek und Zeitungsarchiv beteiligte.

Für solch eine rückschauende Arbeit war die Inselstadt Ratzeburg der geeignete Platz. Heinrich der Löwe, Ziethen, Bismarck, Moltke und die Hohenzollern sind hier durch alle Stürme der Zeiten noch bis in die Firmenschilder des Alltags lebendig geblieben, während die Geschichte der jüngsten Gegenwart durch den nur drei Kilometer entfernten Eisernen Vorhang und die bei Tag und Nacht an der stillen Stadt vorüberdröhnenden Flugzeuge der Luftbrücke eindrucksvoll in Erscheinung trat.

Die Abfassung des Buches war mir nach dem Kriege von vielen Deutschen und Ausländern wiederholt nahegelegt worden. Als ich aus der Nachkriegsdiskussion über die Ereignisse, mit denen ich in so enger Verbindung gestanden hatte, ersah, welch unvollständige und zum Teil irreführende Eindrücke die übriggebliebenen, nüchternen Akten vermittelten, entschloss ich mich, meine Erinnerungen über fast ein Vierteljahrhundert europäischer Geschichte niederzuschreiben.

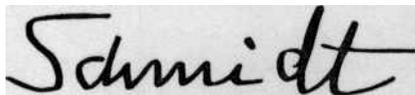
Nur die persönliche Erfahrung gestattet eine lebendige Beurteilung der Geschehnisse, und ich habe mich daher in den folgenden Kapiteln bemüht, dieses unerlässliche, menschliche Element mit dem reinen Tatsachenmaterial zu verbinden, um dem Leser einen wirklichkeitsnahen Eindruck von den noch vielfach so stark umstrittenen Ereignissen zu geben, die ich in den meisten Fällen als einzig überlebender Zeuge aus allernächster Nähe miterlebt habe.

Ich habe mich darauf beschränkt, die Ereignisse wiederzugeben, an denen ich auf dem aussenpolitischen Parkett selbst teilgenommen habe. Die internen Vorgänge, vor allem während des Hitlerregimes, gehen über den Rahmen dieses Buches hinaus, da ich als Statist auf der diplomatischen Bühne mit ihnen nicht in Berührung gekommen bin. Die auftretenden Personen erscheinen dadurch nur in der Beleuchtung, in der sie sich bei den aussenpolitischen Verhandlungen zeigten.

Ich habe mich bei meiner Darstellung dieser nunmehr geschichtlichen Vorgänge von der Objektivität leiten lassen, die für einen Dolmetscher als dem Vermittler zwischen Gesprächspartnern verschiedener Nationalitäten und Anschauungen eine selbstverständliche Berufseigenschaft ist. In einem Punkt bin ich nicht neutral: In dem Kampf zwischen Fanatikern jeder Rasse und Nationalität und den Hommes de bonne volonté, den Menschen guten Willens, auf die ich bei meiner ereignisreichen Tätigkeit immer wieder gestossen bin. Ich will mich

als guter Deutscher mit diesem Buch voll und ganz auf die Seite der Hommes de bonne volonté stellen, weil ich aus allem, was ich erlebt habe, und besonders aus der Geschichte des Dritten Reiches, die Überzeugung gewann, dass die wahren Feinde der Menschheit die Fanatiker sind, in welchem Lager sie sich auch finden mögen.

Tegernsee, im Juli 1949.

A handwritten signature in black ink on a light background. The name 'Schmidt' is written in a cursive, flowing script. The 'S' is large and loops back, and the 't' has a long, thin tail.

EINLEITUNG

Weltgeschichte – zunächst ganz privat

«Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet!» – mit diesen markanten Worten trat die Weltgeschichte zum ersten Male an mich heran, als Ende Juni 1914 die Extrablätter auf den Strassen Berlins ausgerufen wurden. Ich ging damals noch zur Schule, hatte von Politik keine Ahnung und war in der Geschichte noch nicht weit über Karl V. hinausgelangt. Deshalb hatte ich auch in jenem Augenblick von der Bedeutung des Ereignisses und dem Wendepunkt, den es nicht nur in meinem eigenen Leben, sondern in der Geschichte Deutschlands und Europas, ja der ganzen Welt bedeuten sollte, nicht die geringste Ahnung.

«Erster Mobilmachungstag zweiter August», rief einige Wochen später in einem kleinen märkischen Dorf, wo ich mich bei Verwandten aufhielt, der Dorfschulze den Bauern zu und kündete damit amtlich den Ausbruch des Ersten Weltkrieges an. Bald danach stand ich, der Fünfzehnjährige, als Hilfspolizist mit einer weissen Binde um den Arm und einem ungeladenen Gewehr über der Schulter unter einer Berliner Eisenbahnbrücke und spielte «Bahnschutz». Im nächsten Jahr half ich, durch die Verteilung der ersten Lebensmittelkarten, das «Zeitalter der Rationierungen» zu eröffnen, wie vielleicht spätere Historiker einmal unsere Zeit nennen werden. Wieder ein Jahr danach erarbeitete ich mir als Unterprimaner mein Notabitur im Hilfsdienst bei einer Munitionsfabrik, der «Bamag», d.h. der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau A.G. in der Huttenstrasse.

Zwei Monate später wurde ich dann zum Militärdienst eingezogen, und meine «Heldenlaufbahn» begann. Es war im Jahre 1917, und Berlin hatte bereits die ersten Lebensmittelunruhen hinter sich. Es brodelte unter der Oberfläche; wir Berliner Rekruten wurden deshalb zur Ausbildung in möglichst entfernte Gegenden des Reiches geschickt.

Ich kam in den Schwarzwald und wurde dort mit anderen Landsleuten, von denen die meisten noch nie in ihrem Leben ein höheres Gebirge als den Berliner Kreuzberg gesehen hatten, auf der Hornsgrinde und am Mummelsee zum Gebirgskrieger ausgebildet.

Eines Tages bekamen wir, statt der alten blauen, feldgraue Uniformen verpasst, so dass wir wie richtige «Krieger» aussahen, wenn man uns nicht allzu genau in die Milchgesichter blickte. Wir wurden ... im Strassenkampf ausgebildet! Wir lernten, wie man Menschenmassen sanft und energisch mit quer vorgehaltenem Gewehr zurückdrängt, wie man sich dieses Gewehr nicht von den roten Sozis entreissen lässt, wie man Strassen absperrt und Geschäfte schützt. Es war eine eigenartige Vorbereitung auf eine «Heldenlaufbahn». Wir wurden in Mannheim eingesetzt und zwar zum Strassenabsperren gegen revoltierende, hungernde Menschenmassen. Zu Zwischenfällen kam es dabei nicht. Die Mannheimer Arbeiter verulkten uns höchstens wegen unseres jugendlichen Aussehens, begaben sich aber im Übrigen auf Aufforderung unserer Offiziere in aller Ruhe auf den Nachhauseweg, so dass wir unsere «ordnungspolizeiliche» Ausbildungstaktik sehr schnell wieder vergassen.

Einige Tage später wurden wir dann in den richtigen Krieg geschickt und kamen gerade noch rechtzeitig, um an den grossen Offensiven im Frühjahr 1918 teilzunehmen. Als Maschinengewehrschütze kämpfte ich meistens in der «ersten Welle», wie es damals hiess, gegen Franzosen, Engländer, Amerikaner und ... Portugiesen, die an einer Frontstelle, welche von den Alliierten für ruhig gehalten wurde, den Hauptstoss der Märzoffensive von 1918 über sich ergehen lassen mussten.

Am 15. Juli 1918 erlebte ich dann zum ersten Male unmittelbar einen Wendepunkt der Geschichte. Er bildete das erste Glied in der Kette jener geschichtlichen Ereignisse, an denen ich in meiner späteren Laufbahn als Angehöriger des Auswärtigen Amtes genau so aus allernächster Nähe teilnahm wie hier als Gefreiter mit dem Maschinengewehr. An jenem Tage begann nämlich die Gegenoffensive von Foch, die das Schicksal der deutschen Armeen im Ersten Weltkrieg besiegelte.

Als die deutsche Offensive anrief und meine Kompanie auch diesmal wieder in der ersten Welle weit auseinandergezogen hinter dem Feuersehleier der Artillerie durch die Trichterfelder bei Reims vorwärtsstürmte, fiel uns sofort die unheimliche Stille auf der Gegenseite und das lautlose Zurückweichen der uns gegenüberliegenden Franzosen auf. Wir hatten deutlich das Gefühl, dass wir irgendwie ins Leere stiessen. Das Rätsel sollte sich in wenigen Stunden aufklären, als Foch mit seiner Reservearmee überraschend zum Gegenstoss ansetzte und uns in dem kritischen Augenblick der eigenen Vorwärtsbewegung durch diesen zeitlich sehr gut überlegten Gegenschlag völlig in Verwirrung brachte.

Als einfacher Soldat wusste ich an jenem Morgen, als ich bei Reims in den Granatlöchern sass, nichts von der entscheidenden Tragweite des Augenblicks. Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich danach immer wieder in ähnlicher Weise an dem wechselvollen Schicksal Deutschlands und Europas unmittelbar persönlich beteiligt sein würde. Ich sollte in späteren Jahren auf den diplomatischen und politischen Schlachtfeldern Europas den allmählichen Aufstieg Deutschlands bis zu seiner grössten Machtentfaltung aus nächster Nähe miterleben und das Rad der Geschichte jene volle Drehung vollziehen sehen, die fast ein Vierteljahrhundert später, auch wieder bei Reims, die bedingungslose Kapitulation des Dritten Reiches zur Tatsache werden liess.

Noch weniger ahnte ich als überzähliger Gefreiter, dass ich eines Tages mit dem geistigen Führer der Alliierten des Ersten Weltkrieges, dem englischen Premierminister Lloyd George, im Jahre 1936 auf dem Obersalzberg persönlich über diese Tage eingehend sprechen und ihm meine Fronterlebnisse schildern würde.

Ebensowenig hätte ich mir träumen lassen, dass ich zweiundzwanzig Jahre später in dem gleichen historischen Speisewagen, in welchem der Waffenstillstand 1918 im Walde von Compiègne abgeschlossen wurde, an demselben Ort einer französischen Delegation zur Unterzeichnung eines anderen Waffenstillstandes gegenüber sitzen würde. Ich wusste noch nichts von Locarno und dem Völkerbund, von den Gesprächen zwischen Briand und Stresemann, von den hoffnungsvollen Bemühungen um den Frieden in Europa, an denen ich als Dolmetscher in den 20er Jahren beteiligt sein würde, nichts von Reparationen und Weltwirtschaftskonferenzen, von Brüning und MacDonald, von Hitler und Chamberlain. Damals bei Reims im Jahre 1918 war ich nur froh, dass wir uns mit knapper Not von den vordringenden Alliierten absetzen und einen, an modernen Verhältnissen gemessen, ordnungsmässigen Rückzug antreten konnten.

Ich wurde dann während der Argonnen-Offensive noch verwundet, als ich, wegen meiner englischen Sprachkenntnisse auf Horchposten verwendet, nachts in den amerikanischen Stellungen sass.

In den Wirren der deutschen Revolution kam ich nach Berlin, erlebte als Verwundeter mit Krückstock die Spartakuskämpfe in der Friedrichstrasse und die Front, die sich damals – wie heute – quer durch Berlin zog und den kommunistischen Osten vom antikommunistischen Westen trennte.

Als Kriegsteilnehmer, Verwundeter und Träger des Eisernen Kreuzes genoss ich bei meinem anschliessenden Studium der neueren Sprachen mancherlei Vorteile, kam mit vielen Engländern und Amerikanern, die während der Inflation Deutschland bevölkerten, in enge und freundschaftliche Berührung, arbeitete als Student für eine amerikanische Zeitungsgesellschaft in Berlin und kam dadurch zum ersten Male mit der

internationalen Politik, und zwar auf sehr intensive amerikanische Weise, in Berührung.

Um diese Zeit, nach der Konferenz von Genua im Jahre 1921, veranstaltete das Auswärtige Amt besondere Kurse zur Ausbildung von Konferenzdolmetschern. Etwas Derartiges hatte es bisher noch nicht gegeben, da ja in früheren Zeiten der diplomatische Verkehr meist durch Berufsdiplomaten wahrgenommen wurde; diese beherrschten selbstverständlich die französische Sprache, welche vor dem Ersten Weltkrieg allgemein als Diplomatensprache galt. Nach 1918 änderten sich jedoch diese Verhältnisse grundlegend. Die «Geheimdiplomatie», die man als Hauptursache des Krieges ansah, sollte aufhören. Man verhandelte weniger auf diplomatischem Wege als vielmehr auf grossen internationalen Konferenzen. Die einzelnen Länder wurden dabei meist nicht durch Botschafter vertreten, sondern durch die Staatsmänner, die Ministerpräsidenten und Aussenminister selbst, da man annahm, dass der direkte, persönliche Kontakt schneller zum Ziele führen würde als die alten Methoden. Diese neuen Repräsentanten der Nationen beherrschten aber fremde Sprachen meistens nur unvollkommen, und so entstand ein ganz neuer Beruf.

Der Dolmetscher, der auf solchen Konferenzen die Reden und Gespräche der Staatsmänner übersetzte, verdankt seine Rolle in der internationalen Politik dieser Demokratisierung der politischen Verhandlungsmethoden. Er nahm notwendigerweise an allem, auch an den geheimsten Zwiesprachen unter vier Augen – die so oft zu Aussprachen unter sechs Augen wurden – teil. Es wurde von ihm erwartet, dass er möglichst unauffällig arbeitete und nicht etwa durch häufiges Dazwischenübersetzen die Atmosphäre der Vertraulichkeit oder den Fluss der Rede bei grossen Anlässen unterbrach. Daraus entstand die neue Übersetzungstechnik der Übertragung ganzer Reden oder grosser Gesprächsabschnitte in einem Zuge. Auf diese Weise trat der Dolmetscher als störendes Element so gut wie gar nicht mehr in Erscheinung. Er verlängerte natürlich die Zeit, die zur Abwicklung eines Verhandlungsprogramms notwendig war. Dafür aber bot seine Arbeit den Vorteil, dass sich die Verhandlungspartner während seiner Übersetzungen die Fragen und Antworten noch einmal in aller Ruhe durch den Kopf gehen lassen konnten.

Bei dieser neuen Übertragungstechnik musste sich der Dolmetscher selbstverständlich stichwortartige Notizen machen, während er die zu übersetzende Rede anhörte. Diese Stichworte eigneten sich gut zur Anfertigung von vertraulichen Aufzeichnungen über den Inhalt. Aus ihnen lässt sich heute noch der Ablauf von Verhandlungen sehr genau rekonstruieren, und sie sind daher ein wertvolles Material für die Historiker, die sich eingehender mit den Zusammenhängen und Hintergründen der verwirrenden Zeiten nach 1918 beschäftigen wollen.

Diese neue Technik wurde auf den Kursen des Auswärtigen Amtes eingehend gelehrt. Die Teilnehmer waren unter den Studenten der Berliner Universität ausgewählt worden. Es waren teils Juristen, teils Neuphilologen. Auch ich erhielt eine Aufforderung und machte die gesamte Ausbildung durch.

Inzwischen hatte ich mein Studium abgeschlossen und befand mich im Juli 1923 gerade bei den letzten, fieberhaften Vorbereitungen zum mündlichen Examen. Eines Abends beschäftigte ich mich, mit angstvollem Blick auf die herannahende romanistische Prüfung, gerade mit einem dicken Wälzer über den altprovenzalischen Minnesang, als das Schicksal im wahrsten Sinne des Wortes an mein Fenster klopfte. Es präsentierte sich mir in Gestalt eines Boten des Auswärtigen Amtes, der mir einen kurzen Eilbrief vom Leiter des Sprachendienstes überbrachte. Dieser teilte mir mit, er müsse mich noch am gleichen Abend in einem kleinen Restaurant am Savignyplatz in Charlottenburg sprechen.

Ich machte mich sofort auf den Weg. Bei einem Glase Weine eröffnete mir mein späterer Chef, Geheimrat Gautier, dann zu meiner grenzenlosen Überraschung, dass bei Verhandlungen vor dem Internationalen Gerichtshof im Haag Schwierigkeiten mit dem Dolmetscher entstanden seien, und dass er beabsichtige, mich versuchsweise dort einzusetzen. «Wenn Sie es gut machen», sagte er mir zum Abschluss, «können Sie vielleicht in nicht allzu ferner Zeit ins Auswärtige Amt übernommen werden.»

Der Boden schien mir bei diesen Worten leicht zu schwanken, und das war bestimmt nicht dem Wein zuzuschreiben, zu dem mich der allgewaltige Beherrscher der Sprachen aus dem Auswärtigen Amt eingeladen hatte, um mir die Entscheidung leichter zu machen.

Denn ich musste mich kopfüber in dieses Unternehmen hineinstürzen, das mir natürlich wie ein tolles Abenteuer erschien. Gleich am nächsten Abend sollte ich abreisen. Ich musste meine Examenstermine verschieben und die Professoren beschwichtigen, die selbstverständlich einem jungen Wissenschaftler eine derartige Tätigkeit in der verpönten Praxis sehr übelnehmen würden.

Aber ich entschloss mich, den Vorschlag des Auswärtigen Amtes anzunehmen, und sass am nächsten Abend mit Pässen, Visen, holländischen Gulden und einer Schlafwagenkarte auf dem Bahnhof Friedrichstrasse. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen Schlafwagen bestieg, und als ich in dem schönen Mitropabett lag, kam mir schon aus diesem Grunde alles wie ein Traum vor. Hätte ich damals gewusst, auf welche Reise ich mich begab, so hätte ich wohl kaum ein Auge zugetan. Hätte ich ahnen können, wieviel Tausende von Kilometer ich in den folgenden Jahren kreuz und quer durch Europa reisen würde, wie oft ich später mit immer grösser und bequemer werdenden Flugzeugen zwischen Berlin, London, Paris und Rom hin- und

herfliegen würde, so dass ich auch heute noch jedem Piloten den Weg zeigen könnte, hätte ich mir an jenem Abend im Schlafwagen auch nur einen Augenblick lang vorgestellt, dass ich in den nächsten fünf- undzwanzig Jahren bei fast allen europäischen Gesprächen und Konferenzen in Politik und Wirtschaft die bescheidene, aber nicht unwichtige Rolle eines Dolmetschers zwischen den Grossen Europas spielen würde, dann wäre ich bestimmt bis zum Haag hell wach geblieben. «Keine Feier ohne Meyer» sagten meine boshaften Berliner Freunde in Anlehnung an den Reklamespruch einer bekannten Likörfirma später, wenn sie auf meine Tätigkeit zu sprechen kamen. Sie hatten mit ihrer Charakterisierung nicht unrecht.

Während ich so nichtsahnend meinem Schicksal entgegenfuhr, hörte die Weltgeschichte auf, für mich etwas rein Privates zu sein. Von jenem Abend ab wurde sie zu einem Bestandteil meines Berufes.

1

AUFTAKT IM HAAG (1923)

«Devisenkontrolle, Pässe vorzeigen», weckte mich eine Stimme im Morgengrauen. Wir waren an der Grenze. Aber sofort zeigte sich die Wunderwirkung meines ersten amtlichen Passes. Es war noch nicht der blaue Diplomatenpass, den ich in späteren Jahren bei mir trug, auch noch nicht der grüne Ministerialpass, der in England wegen seines missverstandenen Wörtchens «Ministerial» manchmal zu den komischsten Empfangsfeierlichkeiten führte, es war ein einfacher Sonderausweis auf dickem Amtspapier, den ich durch die Türspalte hinausreichte, und sofort tönte es zurück: «Alles in Ordnung, danke sehr und gute Reise.»

Beruhigt streckte ich mich wieder aus und setzte den unterbrochenen Schlaf bis tief in den Morgen hinein fort. Erst in Apeldoorn blickte ich zum Fenster hinaus. Ein blitzsauberer, gepflegter Bahnhof. Behäbige, alte Holländer und würdige Matronen schritten gemächlich auf einen gegenüber haltenden Zug mit einer Lokomotive zu, die aus einer alten Spielzeugschachtel zu stammen schien. Es war tatsächlich wie ein Traum.

Aber allmählich kam auch das unvermeidliche Erwachen. Je mehr wir uns dem Haag näherten, um so beklommener wurde es mir ums Herz. Ich wurde mir nach der Freude über den ungewohnten Reisekomfort und das Wunder des fremden, friedlichen Landes allmählich immer stärker bewusst, auf was für ein gefährvolles Abenteuer ich mich eigentlich eingelassen hatte. Ich war ja noch niemals im Ausland gewesen, ich hatte meine Sprachkenntnisse auf rein «synthetische» Weise an der Berliner Universität erworben. Zwar wurde dort nach den neuesten Methoden unterrichtet, mit Mikrophon und Schallplattenaufnahmen, so dass man Satz für Satz die eigene Aufnahme mit der eines

richtigen Engländers oder Franzosen vergleichen konnte. Ich war durch eine sehr strenge Schule gegangen, aber trotzdem ... war es nicht fast eine Herausforderung an das Schicksal, dass ich ohne irgendwelche Erfahrungen nun vor dem höchsten Gericht der Welt, dem Ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag, in einem grossen Prozess als Dolmetscher auftreten wollte?

So kam ich denn gegen Mittag etwas kleinlaut auf dem Haager Hauptbahnhof, der Station «Staatspoorweg», an, die mich ebenfalls an eine Spielzeugschachtel erinnerte. Ein Angestellter der Deutschen Gesandtschaft nahm mich in Empfang und fuhr mit mir in einem altväterlichen Taxi in das Hotel De Twee Steden im Buitenhof. Das war ein ehrwürdiges Gebäude, dem man von aussen und von innen die jahrhundertealte Tradition anmerkte. Ich erfuhr später, dass es bereits seit dem Jahre 1665 Fremden Unterkunft gewährt hatte. Mit seinen schweren, eichenen Balken und Türen, seinen gemütlichen Salons und Gastzimmern, der alten, breit ausladenden, knarrenden Treppe und den wohnlichen, kleinen Zimmern erschien es mir damals als ein Urbild althergebrachter holländischer Gastfreundlichkeit. Der alte Portier, der grauhaarige Oberkellner und das matronenhafte Zimmermädchen passten wunderbar in diesen gediegenen Rahmen. Das Ganze mutete mich wie ein Gemälde eines alten holländischen Meisters an. Hier atmete alles Ruhe, Gedämpftheit und Solidität. Welch ein Kontrast zu der nervösen, gespannten Aufgeregtheit des Nachkriegsdeutschlands, das ich soeben verlassen hatte, und das sich damals gerade auf dem Höhepunkt der Inflation und mitten im Ruhrkampf befand!

Aus der Versponnenheit dieses Hotels wurde ich mit jäher Hand in die aufregende Gegenwart zurückgerissen. Als ich gerade meine Sachen auspackte, klopfte es plötzlich energisch an meiner Zimmertür, und auf mein «Herein» erschien ein kleiner, blasser Herr mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und dunklen, vor Aufregung fast glühenden Augen. «Sind Sie Herr Schpiidt, der neue Dolmetscher?» fragte er mich nervös. Als ich bejahte, stellte er sich als Oberregierungsrat Georg Michaelis vor. Ich hatte ihn noch nie persönlich gesehen, aber schon sehr viel von ihm gehört. Er war eine international bekannte Persönlichkeit. Oft schon hatte ich sein Bild in den Zeitungen gefunden: er war der Chefdolmetscher der Reichsregierung, der Mann, der sich seine Sporen auf der Friedenskonferenz in Versailles verdient hatte, als der eigentliche Dolmetscher, ein zum Auswärtigen Amt gehörender Justizrat, unter den Deutschland auferlegten Friedensbedingungen zusammenbrach und vor Erregung nicht mehr weitersprechen konnte. Damals war Michaelis für ihn eingesprungen und hatte durch seine glänzenden Leistungen sogar Clemenceau und Lloyd George beeindruckt. Wilson hatte erklärt, der Mann müsse aus Chikago stammen, so gut war sein amerikanisches Englisch.

Wenn es jemals ein Sprachgenie gegeben hat, dann war es Michaelis anerkanntermassen. Er beherrschte elf Sprachen. Und zwar nicht nur «auf Krücken» mit Hilfe von Wörterbüchern und Grammatiken, wie das bei vielen der sogenannten Sprachgenies der Fall ist, sondern er sprach fliessend wie ein im Lande Geborener. Ich selbst konnte dies in Bezug auf sein Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch bestätigen, und die Holländer erklärten mir, dass sein Holländisch von dem eines Amsterdammers nicht zu unterscheiden war.

Aber Michaelis wusste auch, was er leistete. Er hatte die Allüren eines weltberühmten Stars. Das mag zwar berechtigt gewesen sein, aber es brachte ihm doch in dem nüchternen Behördenbetrieb immer wieder grosse Schwierigkeiten. Denn ein Dolmetscher ist nun einmal nicht die Hauptperson, wie Michaelis manchmal anzunehmen schien. Er steht zwar im Mittelpunkt des Geschehens und spricht für die Grossen und Grössten, aber er muss sich bewusst sein, dass er trotz allem äusserlichen Glanz nur ein kleines, wenn auch wesentliches Rädchen im grossen Uhrwerk des internationalen Getriebes ist.

Das vergass Michaelis immer wieder, und so gab es ständig neue Schwierigkeiten mit den Delegationen, denen er angehörte. Auch jetzt wieder hatte er sich mit dem deutschen Vertreter in diesem Prozess, dem ehemaligen Justizminister Schiffer, entzweit. Und diesem Zwist verdankte ich meine Reise nach Holland.

«Können Sie stenographieren?», «Haben Sie überhaupt schon jemals irgendwo gedolmetscht?» so prasselten seine Fragen auf mich hernieder. Ich schüttelte nur jedesmal beklommener den Kopf, was ihn zu der wenig trostreichen Schlussfolgerung veranlasste: «Dann werden Sie hier bestimmt Schiffbruch erleiden, was glauben Sie, welche Anforderungen vor diesem Gericht bei der komplizierten, juristischen Materie an den Dolmetscher gestellt werden!» Und dann fügte er noch hinzu, gewissermassen um mich völlig zu vernichten: «Aber ich reise auf jeden Fall ab, ich habe es nicht nötig, mich von einer Delegation so behandeln zu lassen, wie das hier geschehen ist. Die Herren können dann sehen, wie sie mit Ihnen fertig werden.» Mit diesen in höchster Erregung hervorgestossenen Worten verliess er das Zimmer ebenso plötzlich wieder, wie er gekommen war. Ich aber sass eine Weile sehr nachdenklich auf dem Bettrand. Trotz des warmen Sommerwetters – es war im Juli – hatte ich plötzlich kalte Füsse.

Aber Michaelis hatte mir auch gesagt, dass an diesem Sonnabendnachmittag keine Verhandlung mehr stattfinden würde und die nächste Sitzung erst für Montag früh anberaumt sei. So hatte ich denn noch eine Art Galgenfrist und atmete erleichtert auf – nun würde ich ja noch Zeit haben, mich mit der Materie bekannt zu machen.

Die Kenntnis des Sachverhaltes ist für den Dolmetscher tatsächlich eine unerlässliche Vorbedingung. Im Laufe der Jahre bin ich auf

Grund meiner Erfahrungen immer mehr zu der Überzeugung gelangt, dass ein guter diplomatischer Dolmetscher drei Eigenschaften besitzen muss: er muss in allererster Linie, so paradox es auch klingen mag, schweigen können, zweitens muss er selbst in gewissem Ausmass Sachverständiger in den Fragen sein, um die es sich bei seinen Übersetzungen handelt, und erst an dritter Stelle kommt eigenartigerweise die Beherrschung der Sprache. Ohne Sachkenntnis genügen auch die besten Sprachkenntnisse nicht. Ein zweisprachiger Laie wird die Ausführungen eines Chemieprofessors niemals übersetzen können, aber ein Chemiestudent, der sich etwas eingehender mit fremden Sprachen befasst hat, kann sich einem ausländischen Chemiker gegenüber ohne weiteres verständlich machen.

Aus diesem Grunde meldete ich mich bei dem deutschen Delegationsführer, Exzellenz Schiffer, und bei dem Vertreter des Auswärtigen Amtes, dem späteren Gesandten Martius, und liess mich von beiden Herren «einpauken». Mit einem Stoss Akten unter dem Arm verliess ich sie und konnte so am Sonntag die Probleme, um die der Prozess ging, in aller Ruhe studieren.

Es handelte sich um den im Völkerrecht später zu einer ziemlichen Berühmtheit gelangten sogenannten Wimbledon-Fall, der in mehrfacher Hinsicht für die damalige Lage Deutschlands, wie sie sich aus dem Versailler Vertrag ergab, und für die Art und Weise charakteristisch war, wie dieser Vertrag in das geltende Völkerrecht eingriff. Deswegen lohnte es sich vielleicht, etwas näher auf den Tatbestand einzugehen, mit dem sich übrigens in der Folge jeder Examenskandidat für das diplomatische Attacheexamen im Auswärtigen Amt genau bekannt machen musste, da der Wimbledon-Fall zu den Standardexamensfragen gehörte.

Die «Wimbledon» war ein englischer Dampfer, der von einer französischen Gesellschaft gechartert worden war, um Kriegsgerät und Artilleriematerial von Saloniki nach dem polnischen Marindepot in der Freien Stadt Danzig zu transportieren. Die deutschen Behörden hatten dem Schiff den Zugang zum Kieler Kanal mit der Begründung verwehrt, dass das Deutsche Reich in dem zu jener Zeit noch nicht beendeten polnisch-russischen Kriege neutral sei und daher die Verpflichtung habe, kein Kriegsmaterial für eine der beiden kriegführenden Parteien durch deutsches Hoheitsgebiet transportieren zu lassen.

Der französische Botschafter in Berlin hatte einige Tage nach dem Zwischenfall, am 23. März 1923, von der deutschen Regierung die Aufhebung des Durchfahrtsverbotes auf Grund des Artikels 380 des Versailler Vertrages gefordert. Dieser Artikel schien allerdings seinem Wortlaut nach der französischen Forderung recht zu geben, denn er besagte, dass der Kieler Kanal «den Kriegs- und Handelsschiffen aller mit Deutschland im Frieden lebenden Länder jederzeit samt seinen Zufahrtswegen zur Durchfahrt offenstehen solle?»

Das Deutsche Reich hatte sich demgegenüber auf den Standpunkt gestellt, dass die im Völkerrecht begründete Neutralitätsverpflichtung vor den vertraglichen Bestimmungen eines Einzelvertrages den Vorrang habe, besonders auch, weil der Versailler Vertrag von einem der beiden Kriegführenden, nämlich Sowjetrussland, nicht unterzeichnet worden sei und diesem Lande gegenüber daher nicht als Entschuldigung für die Nichtbeachtung einer völkerrechtlichen Verpflichtung angegeben werden könne.

Dieser verhältnismässig einfache, aber doch für die damaligen Verhältnisse sehr bezeichnende Tatbestand war nun von beiden Parteien mit einer Fülle von komplizierten, völkerrechtlichen Argumenten ausgestattet worden. Mir brummte förmlich der Kopf, nachdem ich mich mühsam durch die vielen Schriftsätze und Gegenäusserungen hindurchgearbeitet hatte. Aber ich wusste nun wenigstens einigermaßen, worum es ging.

Am Montag früh fuhr ich im feierlichen Tagesgewand der Diplomaten, dem Gut und den gestreiften Beinkleidern, dem Anzug, der nach 1933 so verpönt war und mir noch manche Schwierigkeit bringen sollte, ziemlich beklommen mit der Delegation zum Gericht.

Der Ständige Internationale Gerichtshof, la Cour Permanente de Justice Internationale, wie er in den amtlichen Schriftsätzen eindrucksvoll genannt wurde, hatte seinen Sitz in dem etwas ausserhalb der Stadt gelegenen Friedenspalast, der nach den Plänen eines französischen Architekten in fünfjähriger Arbeit 1913 fertiggestellt worden war. Der Bau erinnerte mich mit seinen roten Backsteinen etwas an die Steinbaukästen, die in meiner Jugend in Deutschland üblich waren. Zu ihm hatten viele Völker der Welt Beiträge geleistet. So sahen wir gleich bei der Einfahrt das aus Deutschland stammende, grosse kunstgeschmiedete Gartentor. Später erfuhr ich, dass Österreich die Bronzekandelaber geschenkt hatte, die grosse Uhr am Turm eine Gabe der Schweiz war, die Marmorverkleidung der Vorhalle aus Italien stammte und eine Marmorgruppe «Friede durch Recht» von den Vereinigten Staaten gestiftet worden war. Den tiefsten Eindruck machte mir damals aber eine riesige Vase aus Jaspis, die Nikolaus II. von Russland geschenkt hatte.

In diesem grossen, feierlichen Gebäude mit seinen weiten Hallen eilten die Gerichtsdienstler lautlos in tadellos geschnittenen Uniformen dahin; in drei Sprachen unterhielten sie sich mühelos mit den Besuchern, während sie miteinander holländisch sprachen. Breite Marmortreppen und Säulengänge verbanden die mir unendlich hoch erscheinenden Wartezimmer und Sitzungssäle. Der Fuss versank in schwellenden Teppichen, und der ganzen Atmosphäre haftete etwas geisterhaft Lautloses an. Dass ich mir um so bemitleidenswerter vorkam, je länger ich mich in diesem Friedenspalast aufhielt, ist angesichts der Neuartigkeit all dieser Eindrücke und des Bewusstseins meiner eigenen Unerfahrenheit kaum verwunderlich.

Durch einen Zufall musste ich vor Beginn der Sitzung in einem Nebenzimmer eine Zeitlang warten. Während ich darüber nachdachte, was mir nun wohl bevorstehen würde, tat sich plötzlich lautlos die hohe Tür auf, die zu einem Nebenraum führte, und hereintrat wie eine Schicksalsgestalt der im Dämmerlicht dieses Raumes noch bleicher und unheimlicher wirkende Michaelis. Der hatte mir noch gefehlt, um mich völlig zu verwirren! Er öffnete gerade den Mund, als draussen eine Glocke ertönte. Es war das Zeichen zum Beginn der Sitzung. Ich erhob mich schnell, froh, dass die Ungewissheit des Wartens nun zu Ende war. Beim Hinausgehen trat Michaelis dicht an mich heran, blickte mich durchdringend an und sagte weiter nichts als: «Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang.»

Mit diesem Trost versehen betrat ich den Sitzungssaal. Es war einer jener übergrossen hellen, respekteinflössenden Gerichtssäle, wie ich sie sonst nur im Theater oder auf Gemälden gesehen hatte. Die hohe Richterbank war noch leer, aber die Parteien waren schon anwesend. Auf der linken Seite sassen wir Deutsche als die Beklagten, Schiffer, Martius und ich, wahrlich ein kleines Häufchen gegenüber der stattlichen Zahl der Kläger, unter denen sich der berühmte Rechtsberater der englischen Regierung, Sir Cecil Hurst, befand. Mit seinem scharf geschnittenen Gesicht und den intelligenten Augen fiel er mir sofort auf. Ich sollte ihn später noch bei vielen anderen Konferenzen treffen, auf denen er zusammen mit dem Völkerrechtler im Auswärtigen Amt, Friedrich Gaus, und dessen französischen Kollegen, Fromageot, ein international berühmtes Dreigestirn bildete. Gleich neben ihm sass der jedem Juristen durch seine zahlreichen Schriften bekannte Professor Basdevant von der juristischen Fakultät der Pariser Universität. Man sah ihm den Franzosen sofort an, wie er mit lebhaften Gesten auf den immer etwas gelangweilt dreinblickenden Sir Cecil Hurst einsprach. Der kleine Italiener Pilotti, ein hoher Richter aus Rom, war der nächste in der Reihe unserer Ankläger. Auch ihn habe ich später noch oft als Rechtsberater seiner Regierung angetroffen. Den Schluss bildete ein japanischer Diplomat namens Ito, der damals Geschäftsträger im Haag war. Etwas gedrückt im Hintergründe sass dann noch der polnische Vertreter Olechowski, ebenfalls ein Diplomat aus dem polnischen Auswärtigen Amt, der vorübergehend der polnischen Gesandtschaft im Haag zugeteilt worden war. Im Gegensatz zu uns hatten die Alliierten einen zahlreichen Mitarbeiterstab um sich versammelt, so dass das Ganze eher an eine Konferenz als an eine Gerichtsverhandlung erinnerte.

Aus dieser Zusammensetzung der Anklägergruppe wurde sofort deutlich, dass die Gegenseite für diesen ersten Waffengang mit dem Deutschen Reich nach dem Kriege vor den Schranken dieses höchsten Gerichtes ihre allerstärksten Geschütze aufgefahren hatte. Ich kannte natürlich niemand, es war ja mein erstes Auftreten auf der internationa-

len Bühne. Die ausländischen Akteure wurden mir von Martius im Flüsterton benannt, der wohl meine Aufregung bemerkt hatte und mich auf diese Weise etwas ablenken wollte. Die Namen dieser Koryphäen waren mir aus meiner Pressetätigkeit wohl vertraut und beeindruckten mich fast noch mehr als die feierliche Atmosphäre, die bei der halblauten Unterhaltung vor dem Erscheinen des hohen Gerichtshofes im Saale herrschte.

Die Tribünen waren bis auf den letzten Platz besetzt, da dieser erste Streitfall zwischen den Alliierten und Deutschland vor dem Haager Gericht in der durch die Ruhrbesetzung gespannten internationalen Lage beim breiten Publikum als eine wahre Sensation empfunden wurde. Nach wenigen Minuten kündigte ein Gerichtsdiener mit einer imposanten silbernen Kette das Erscheinen des Gerichtes an: «La Cour». Alles erhob sich, während die Richter langsam und gemessen einzeln durch eine kleine Seitentür den Saal betraten und sich auf ihre Plätze an dem erhöhten Richtertisch gegenüber den Bänken der Parteien begaben.

Die einzelnen Gestalten, die ich in ihren langen Talaren wie auf einer Bühne dem Richtertisch zuschreiten sah, wirkten mit ihren markanten Gesichtern und den weissen Haaren, die viele von ihnen schmückten, wie Gemälde aus einer alten Galerie. Als erster kam der Schweizer Loder herein, der den Vorsitz führte. Seinen Namen flüsterte mir Martius noch schnell zu. Nur den deutschen Richter, den bekannten Völkerrechtler Professor Schücking, kannte ich schon von Bildern her.

Dies also war das später so berühmte Gericht, das der Völkerbund im Jahre 1922 für derartige Streitfälle geschaffen hatte.

Unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung erteilte Präsident Loder dem deutschen Vertreter das Wort. Justizminister Schiffer trat an das vor dem Richtertisch aufgestellte Pult und begann mit seinen Ausführungen. Er sprach wohl länger als eine halbe Stunde. Ich machte mir währenddessen in wilder Hast meine Notizen, so wie ich es in den Kursen des Auswärtigen Amtes gelernt und Hunderte von Malen geübt hatte. Ich hielt auch die kleinsten Nebensätze und Wendungen fest und füllte Blatt um Blatt mit grossen Buchstaben.

Schiffer bestritt selbstverständlich in keiner Weise die Gültigkeit des Versailler Vertrages und des Artikels 380, der, wie ich bereits den Akten entnommen hatte, der alliierten Seite rechtzugeben schien. Er betonte aber, dass es auf eine sinngemässe Auslegung des Vertrages ankäme und stellte sich im weiteren Verlauf seiner Ausführungen auf den Standpunkt, dass das allgemein geltende Völkerrecht mit seinen Neutralitätsverpflichtungen den Vorrang vor einem Einzelvertrag, d.h. dem Versailler Vertrag, habe. Nach dem Völkerrecht aber dürfe ein Neutraler keine Munitionstransporte für einen Kriegführenden sein Gebiet passieren lassen. Das Reich besitze nach wie vor die Souveränität über den Kieler Kanal und sei völkerrechtlich verpflichtet, die Neutrali-

tät zu wahren; Artikel 380 gelte für normale Zeiten, müsse sich aber im Falle eines Krieges dem Völkerrecht unterordnen.

Ausserdem führte Schiffer einen auch heute noch interessanten innenpolitischen Gesichtspunkt an. Mehrfach waren von der sowjetfreundlichen Arbeiterbevölkerung in Deutschland Munitionszüge für Polen aufgehalten worden, und es war zu schweren Unruhen gekommen, bei denen Polizei und sogar Reichswehr eingesetzt werden mussten. Demnach habe, so argumentierte Schiffer, die deutsche Regierung in Wahrung lebenswichtiger Interessen im Zusammenhang mit der inneren Sicherheit gehandelt, wenn sie die «Wimbledon» an der Durchfahrt durch den Kieler Kanal gehindert habe, und könne ein besonderes Notstandsrecht geltend machen, das wiederum den Vorrang vor den Bestimmungen des Versailler Vertrages genieße.

Dazu komme noch, dass einer der beiden kriegführenden Staaten, nämlich die Sowjetunion, am Versailler Vertrag nicht beteiligt sei und Deutschland daher seiner Neutralitätsverpflichtung Russland gegenüber ohne Rücksicht auf den Versailler Vertrag habe nachkommen müssen. Es sei ganz undenkbar, eine Vertragsbestimmung so auszulegen, dass sie eine Verletzung der Pflichten Dritten gegenüber, d.h. in diesem Falle gegenüber Russland, nach sich ziehe.

«Traduction», sagte dann der Präsident, und mir blieb fast das Herz stehen. Ich nahm meine Notizblätter schnell zusammen und stellte mich selbst an das Rednerpult. Es herrschte eine gespannte Stille. Von der Publikumstribüne her hörte ich erwartungsvolles Hin- und Herrücken und Hüsteln. Damals war die Kenntnis des Deutschen beim internationalen Publikum noch sehr viel weniger verbreitet als heute. Den ganzen Krieg über und in den Nachkriegsjahren waren nur wenige Deutsche im Ausland aufgetaucht. An internationalen Konferenzen hatte das Reich noch kaum teilgenommen, und so hatte ich denn deutlich das Gefühl, dass sowohl die Zuschauer als auch die alliierten Vertreter voller Interesse auf die Übersetzung der Ausführungen Schiffers warteten. Auch die Richter blickten gespannt nach mir hin. Ich holte einmal ganz tief Luft und begann dann mit meiner Übersetzung. Unter dem Zwang, nun ganz auf mich selbst gestellt vor aller Augen und Ohren zeigen zu müssen, was ich leisten konnte, waren erstaunlicherweise mit einem Schlage die Beklommenheit und Angst von mir gewichen. Und als ich nach den ersten Minuten merkte, dass die Wiedergabe der deutschen Plaidoyers gar nicht so schwer war, wie ich geglaubt hatte, fühlte ich mich an dem Rednerpult fast wie zu Hause. Im Unterbewusstsein hatte ich den Eindruck, vor meinen Lehrern im Auswärtigen Amt zu stehen, vor Geheimrat Gautier oder Professor Freund, und verlor dem plötzlich gar nicht mehr so streng dreinblickenden Präsidenten des Gerichtes gegenüber, den ich ja der Gepflogenheit gemäss direkt anzusprechen hatte, jede Scheu. Meine Übersetzung wickelte sich fast wie eine Unter-

haltung mit ihm ab, und nach einer halben Stunde kehrte ich befriedigt und erleichtert an meinen Platz zurück. Mindestens ebenso erleichtert war natürlich die kleine Delegation. Martius gab mir zur Erinnerung gleich zu verstehen, dass Schiffer und er mit mir sehr zufrieden waren.

Danach kam die Gegenseite zu Wort. Zuerst der Engländer und dann Basdevant. Die Alliierten stützten sich naturgemäss hauptsächlich auf den Wortlaut des Versailler Vertrages. Zum ersten Male erlebte ich hier wie später noch bei vielen anderen Gelegenheiten, wie sehr die französische und gelegentlich auch die englische Jurisprudenz auf den Buchstaben des Gesetzes Wert legt und erst in zweiter Linie den Geist der Bestimmungen heranzieht. Die von deutscher Seite aufgestellte These, dass das Völkerrecht den Vorrang vor den Einzelverträgen habe, wurde in keiner Weise anerkannt.

Ausserdem stellte die Gegenpartei der deutschen These über die Pflichten der Neutralen den Vergleich des Kieler Kanals mit dem Suez- und dem Panama-Kanal entgegen. Letztere sind tatsächlich rechtlich den Meerengen gleichgestellt, d.h. sie stehen theoretisch im Krieg und im Frieden sämtlichen Schiffen aller Nationen, ohne Rücksicht darauf, ob sie Krieg führen oder neutral sind, offen. Diese Assimilierungstheorie der Alliierten wiederum wurde von deutscher Seite in keiner Weise anerkannt, da der Kieler Kanal als rein deutsches Hoheitsgebiet betrachtet wurde.

Trotz der scharfen Gegensätze fiel mir die Höflichkeit angenehm auf, mit der man uns Deutsche dort vor Gericht behandelte, nicht nur in den Sitzungen, sondern auch in den Verhandlungspausen, wo Engländer, Franzosen, Italiener und andere Alliierte sich mit uns Deutschen aufs freundschaftlichste unterhielten, als gäbe es keinen «Wimbledon»-Fall, als bestünden keine scharfen internationalen Spannungen, als seien die Franzosen und Belgier nicht ins Ruhrgebiet eingerückt, und als gäbe es keinen passiven Widerstand der deutschen Zivilbevölkerung.

Genau so, wie mir meine erste Übersetzung gelungen war, erging es mir in diesen Tagen bei den anderen Gelegenheiten, bei denen ich aufs «Trapez» musste.

Ich hatte übrigens mit der Übersetzung der englischen und französischen Ausführungen nichts zu tun. Denn die amtlichen Sprachen des Haager Gerichtshofes waren die gleichen wie die des Völkerbundes: Englisch und Französisch, im Gegensatz zu den Vereinten Nationen von heute, wo noch Russisch, Spanisch und Chinesisch hinzugekommen sind. Allerdings werden auch hier nur Englisch und Französisch als Arbeitssprachen verwendet. Jeder Redner, der sich in einer nichtamtlichen Sprache ausdrückte, musste damals selbst für die Übersetzung in eine der beiden Amtssprachen Sorge tragen. Dieser Bestimmung verdanke ich meine Anwesenheit im Haag, denn Schiffer sprach nur

deutsch, und erst der französische Text galt vor Gericht. Das deutsche Original besass keinerlei amtlichen Wert und wurde auch nicht stenographisch aufgenommen. Das geschah nur mit den englischen und französischen Darlegungen. Meine französische Übersetzung übertrug der damals sehr bekannte Professor Gamerlynck vom französischen Auswärtigen Amt, der als offizieller Gerichtsdolmetscher fungierte, ins Englische. Ich selbst konnte diese englische Übersetzung nicht vornehmen, denn sie hätte vom Gericht aus gesehen als eine Übertragung aus dem Französischen ins Englische gegolten, und ich hätte mir Funktionen angemasst, die mir als Mitglied einer Einzeldelegation nicht zustanden.

So hatte ich denn diese erste Feuerprobe glücklich überstanden. Michaelis war tatsächlich am ersten Tage abgereist, nachdem er mir noch neidlos erklärt hatte, er verstehe nicht, wie ich das eigentlich fertiggebracht habe. Zum Abschied gab er mir noch einige Tips, wie ich dieses oder jenes besser machen könnte. Er hat mich überhaupt auch in der Folge stets freundlich und nachsichtig unterstützt, obwohl er damals und später allen Grund gehabt hätte, mich als einen scharfen Konkurrenten zu behandeln.

Ich kehrte dann mit der Delegation, nicht ohne ein gewisses Gefühl der Freude über meinen ersten Erfolg, wieder nach Berlin zurück und sollte schon nach kurzer Zeit in das Auswärtige Amt übernommen werden.

Am 17. August wurde im Haag das Urteil gesprochen. Meine Anwesenheit war dafür nicht mehr nötig, die Verhandlungen waren ja abgeschlossen. Deutschland verlor den Prozess. Das Gericht stellte, allerdings nur durch Mehrheitsbeschluss, fest, dass die «Wimbledon» zu Unrecht an der Durchfahrt durch den Kieler Kanal gehindert worden war. Ausserdem wurde das Reich zur Zahlung eines Schadenersatzes von 140'000 Francs zum Ausgleich für die Verluste verurteilt, die infolge der Liegezeit und der Umleitung des Schiffes durch das Skagerrak entstanden waren.

2

TIEFPUNKT IN BERLIN (1923/24)

Nach dem kurzen Aufenthalt in Holland sah ich die Verhältnisse in Deutschland plötzlich in einem ganz anderen, klareren Licht. Die ruhige, behäbige Friedensatmosphäre, die während einer Woche in den Niederlanden wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht auf mich wirkte, hatte meine Sinne für die Katastrophenstimmung, die damals in Deutschland und vor allem in Berlin herrschte, sehr geschärft.

Das Reich befand sich im Sommer 1923 auf dem Höhepunkt des Ruhrkonfliktes. Seit dem 11. Januar hatte Poincaré dieses auch nach dem ersten Weltkrieg im Vordergrund der Politik stehende reichste Gebiet Deutschlands besetzt. Der Anlass war ein geringfügiger Verzug des Reiches in den Reparationslieferungen an Kohle und Holz. Der eigentliche Grund des französischen Vorgehens war aber bereits damals die Sorge Frankreichs um die «securite» und sein Wunsch, die Kohlen- und Koksversorgung der lothringischen Eisen- und Stahlindustrie sicherzustellen sowie sich der Industriekapazität des Ruhrgebietes zu bemächtigen.

Poincaré hatte durch seine Ruhraktion das deutsche Volk in seltener Weise von links bis rechts geeinigt. Industrielle und Arbeiter des Ruhrgebietes setzten dem französischen Vorgehen den passiven Widerstand entgegen und brachten dadurch Frankreich zu dessen Überraschung um die wirtschaftlichen Früchte seines Unternehmens. Industrielle, wie Krupp und Thyssen, wurden von Militärgerichten der Besatzungsarmee zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt, genau so wie Arbeiter wegen Ungehorsams gegen die Verordnungen der Besatzungsbehörden zur Verantwortung gezogen wurden. Das Ruhrgebiet war durch eine Zollgrenze fast so hermetisch vom übrigen Deutschland abgeschlossen wie nach 1945 die Ostzone durch den Eisernen Vorhang. Die Eisenbahnen wurden von französischem und belgischem Personal betrieben.

Gleichzeitig erreichte die Marktentwertung, nicht zuletzt infolge der Subventionierung des Ruhrwiderstandes durch die deutsche Regierung, ein immer gigantischeres Ausmass. Milliarden Scheine wurden zu Kleingeld, von einem Tage zum anderen verdoppelten sich die Preise und stiegen innerhalb einer Woche oft auf das Zehnfache. Ich hatte daher nicht ohne Grund zu träumen geglaubt, als ich in den Schaufenstern im Haag plötzlich wieder Preisschilder mit einstelligen Zahlen und Pfennig- oder vielmehr Centbeträgen erblickte. Um so jäher war jetzt in Berlin das Erwachen aus diesem Traum. Nach dem ruhigen Selbstbewusstsein, das sich in den Gesichtern der Holländer widergespiegelt hatte, empfand ich jetzt auf einmal die unstete Hast, die meine Berliner Landsleute zur Schau trugen, umso stärker. Wie aus einem überheizten Dampfkessel schlug mir die Krisenatmosphäre in Deutschland entgegen; die Katastrophe lag in der Luft.

Auch politisch schien das Ende des Reiches nahe zu sein. Anfang des Jahres war das Memelgebiet verlorengegangen, später wurden in Sachsen und Thüringen kommunistische Regierungen gebildet, die sich offen den Anordnungen der Reichsregierung widersetzten. Bayern wollte sich ebenfalls von Berlin trennen. Im November machte Hitler seinen missglückten Putschversuch, und die Bayern dachten sogar daran, nach Berlin zu marschieren, um dort Ordnung zu schaffen. Im Westen drohte der Separatismus. *Finis Germaniae* hiess es allenthalben.

Das Jahr 1923 bildete einen Tiefpunkt, der viel einschneidender war als alles, was sich bisher nach 1918 ereignet hatte. Er wurde in der späteren Zeit nur von der Katastrophe von 1945 übertroffen. Gleichzeitig aber war 1923 der Wendepunkt. Aus dem Abgrund, in den es hinabgestürzt war, erhob sich das Reich im zweiten Teile dieses Jahres wieder und begann seinen langsamen, mühevollen, aber stetigen Aufstieg, den ich im Einzelnen aus nächster Nähe von der Diplomatie her miterlebte.

Zunächst aber musste ich nach dem «Examen» im Haag noch meine mündlichen Prüfungen an der Universität Berlin ablegen, die ich wegen der Haager Reise aufgeschoben hatte. Aus der internationalen Welt des Ständigen Gerichtshofes kehrte ich für kurze und auch recht bewegte Tage wieder in die akademische Atmosphäre zurück; anstatt mich mit völkerrechtlichen Formulierungen in französischer Sprache zu beschäftigen, müsste ich über die altenglischen Verse des Beowulf-Liedes, über Chaucers mittelenglische *Canterbury Tales*, über Altprovenzalisch, Mittelfranzösisch, über historische Grammatik und die spanische Phraseologie von Cervantes Auskunft geben; anstatt der modernen völkerrechtlichen Theorien beschäftigten mich jetzt wieder für einige Tage die alte und die neue Philosophie in dem mündlichen Examen, das ich Ende Juli, durch das holländische Erlebnis noch etwas verwirrt, nicht gerade mit Glanz bestand. Als frisch gebackener Doktor der Philosophie wurde ich dann am

1. August in die Sprachenabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin übernommen.

Hier geriet ich sofort mitten in den Strudel der damals besonders spannungsreichen Aussenpolitik. Zunächst allerdings nur auf schriftlichem Wege,

denn der Sprachendienst des Auswärtigen Amtes war die Stelle, durch welche sämtliche fremdsprachlichen Dokumente und Auslandsberichte gingen. Ebenso wurden auch alle deutschen amtlichen Schriftstücke ins Französische und Englische oder auch ins Italienische und Spanische übersetzt, die für das Ausland bestimmt waren. Die Abteilung stand unter der Leitung eines meiner Universitätslehrer vom romanischen Seminar der Universität Berlin, des Geheimrats Gautier. Sie war damals im Vergleich zu ihrem späteren Umfang noch recht klein. Sämtliche Übersetzer, ungefähr ein halbes Dutzend, hatten im obersten Stockwerk des historischen Hauses Wilhelmstrasse Nr. 76 in einem bibliothekartigen Raum an einer Hufeisentafel Platz. Bei grossen Gelegenheiten, wenn es sich darum handelte, Reden des Reichskanzlers oder des Aussenministers für die ausländische Presse zu übersetzen, oder während der Verhandlungen mit dem Sachverständigenausschuss für die Reparationsfrage, für den viele Memoranden über die deutsche Wirtschafts- und Finanzlage zu übersetzen waren, wurde die Zahl durch zeitweilige Mitarbeiter fast verdreifacht.

Unter diesen befand sich schon zur damaligen Zeit eine ganze Reihe von Engländern, Franzosen, Italienern und Spaniern. Geheimrat Gautier stand mit Recht auf dem Standpunkt, dass Übersetzungen in eine fremde Sprache am besten von Leuten angefertigt werden, die diese Sprache als Muttersprache beherrschen. Von Aussenstehenden sind oft wegen der Beschäftigung von Ausländern im deutschen Auswärtigen Amt Bedenken laut geworden. Dabei wurde meist übersehen, dass die fremden Mitarbeiter ja nur mit Dingen zu tun hatten, die ohnedies für das Ausland bestimmt waren oder vom Ausland kamen. Tatsächlich ist mir während meiner ganzen Dienstzeit kein Fall bekanntgeworden, in welchem die Verwendung von ausländischen Hilfskräften zu irgendwelchen unliebsamen Vorkommnissen geführt hätte.

Dem Ausländer stand jeweils ein deutsches Mitglied des Sprachendienstes zur Seite, um dafür zu sorgen, dass der deutsche Originaltext von dem Ausländer nicht falsch verstanden wurde und die Übertragung nicht nur wörtlich und idiomatisch richtig, sondern auch sinngemäss erfolgte. Bei umfangreichen Texten, die schnell fertiggestellt werden mussten, wurden mehrere solcher deutsch-englischen, deutsch-französischen oder deutsch-spanischen Arbeitsgruppen gebildet. Ein ebenfalls aus einem Deutschen und einem Ausländer bestehendes Redaktionskomitee vereinheitlichte deren Übersetzungen zum Schluss und brachte sie in die endgültige Form. Dieses System hat sich während der ganzen 25 Jahre meiner Tätigkeit immer wieder gut bewährt. Es war ein sicheres und unfehlbares Mittel zur Herstellung einwandfreier fremdsprachlicher Texte.

Auf diese Weise hatte ich Gelegenheit, durch meine Übersetzungstätigkeit an dem deutsch-französischen Rededuell teilzunehmen, in dem auch England gelegentlich durch Äusserungen seiner Staatsmänner seine Stimme hören liess.

Kurz nach meinem Eintritt in das Auswärtige Amt war die Regierung Cuno, Mitte August, gestürzt worden. Einer der Gründe dafür war eine Note, die wir im Sprachendienst nach ihrer Veröffentlichung übersetzt hatten. Sie war einige Zeit vorher von dem englischen Aussenminister, Lord Curzon, an Poincaré gerichtet worden. Curzon hatte zwar den Franzosen die Widerrechtlichkeit der Ruhraktion auf Grund eines Gutachtens der höchsten juristischen Autoritäten in Grossbritannien bescheinigt und auch sonst noch einige für französische Ohren sehr unangenehme Wahrheiten über die wirtschaftliche Nutzlosigkeit des französischen Vorgehens ausgesprochen und auf ihre Nachteile für die zukünftige Entwicklung hingewiesen. Gleichzeitig aber hatte er auch erklärt, es wäre falsch anzunehmen, England beabsichtige, Deutschland aus den von ihm selbst mitverschuldeten Schwierigkeiten herauszuhelfen. Gegen seine Alliierten würde Grossbritannien nichts unternehmen.

Die Regierung Cuno, welche die ganze Zeit über auf die englische Karte gesetzt hatte, sah dadurch ihre Ruhrpolitik als gescheitert an und war nur allzu gern bereit, nach der Annahme eines sozialdemokratischen Misstrauensantrags im Reichstag ihren Rücktritt zu erklären.

Nun bildete Dr. Stresemann als Reichskanzler eine Regierung der grossen Koalition aus Sozialdemokraten, Zentrum, Demokraten und Deutscher Volkspartei. Er griff sofort in die aussenpolitische Entwicklung ein. Es entstand eine Art Zwiegespräch zwischen ihm und Poincaré, in dem jeder in öffentlichen Reden auf die Äusserungen des anderen einging. Durch meine Tätigkeit im Sprachendienst konnte ich die dramatischen Wendungen dieses «Ferngesprächs» genau verfolgen. Noch heute ist mir die Unnachgiebigkeit Poincarés deutlich im Gedächtnis. Seine Äusserungen liefen immer wieder darauf hinaus, dass Frankreich das sogenannte «produktive Pfand» der Ruhr – das ja infolge des passiven Widerstandes längst aufgehört hatte, produktiv zu sein – nicht eher aus der Hand geben würde, als bis sämtliche Reparationen von Deutschland gezahlt wären. Da die Reparationssumme aber noch gar nicht festgesetzt war, bedeutete dies natürlich, dass Frankreich auf unbestimmte Zeit im Ruhrgebiet bleiben würde. Poincaré hatte noch eine weitere Bedingung gestellt, die Abrüstung Deutschlands. Erst wenn die Kontrollkommission bestätigte, dass diese Abrüstung beendet sei, würde für Frankreich der Augenblick gekommen sein, über die Räumung mit sich reden zu lassen. Wenn sich so Satz um Satz und Wort um Wort die Starrheit Poincarés aus den Übersetzungen enthüllte, wurde mir jedesmal eindringlicher die ganze Hoffnungslosigkeit der deutschen Lage klar. Es schien tatsächlich, als sei das Ende Deutschlands gekommen. Ich hätte mir damals in den dunklen Stunden

der Nacharbeit, die uns oft bis in den frühen Morgen hinein beschäftigte, nicht träumen lassen, dass sich doch noch alles wenden und ich in weniger als einem Jahr mit Engländern, Franzosen und Belgiern in London am Verhandlungstisch sitzen würde.

Stresemann steuerte von vornherein in seinen Reden, die wir für das Ausland in vier Sprachen übersetzten und die uns ebenfalls manche schlaflose Nacht bereiteten, auf dieses Ziel zu. Er bot Frankreich als Ersatz für das unproduktive «produktive Pfand» andere umfassendere Sicherheiten und deutete dabei an, dass die deutschen Eisenbahnen und die gesamte deutsche Industrie diesen Zwecken nutzbar gemacht werden könnten, und dass es besser sei, die Leistungsfähigkeit Deutschlands zu erhalten und zu stärken, als durch Beschlagnahme des wichtigsten Bestandteils der deutschen Industriekapazität, der Ruhr, den wirtschaftlichen Ruin des Reiches herbeizuführen und damit Deutschlands Gläubiger mit Sicherheit um jede Aussicht auf irgendwelche Reparationen zu bringen.

In seinen verschiedenen öffentlichen Äusserungen variierte Stresemann sehr geschickt dieses Thema und bewegte sich langsam tastend auf sein Ziel zu. Zunächst jedoch völlig ohne Erfolg, denn als einzige Antwort auf all diese Anregungen ertönte immer nur wieder Poincarés stereotypes: «Nein, wir wollen das, was wir in der Hand haben, unter keinen Umständen preisgeben.»

Stark unterstützt wurde der deutsche Aussenminister von der englischen Presse, die mit wachsender Eindringlichkeit in Artikeln damals den Abbruch des Ruhrabenteuers von Frankreich forderte. Sie führte dabei eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liess, und spiegelte einen fast vollständigen Bruch zwischen den beiden Bundesgenossen aus dem Weltkriege wider, der durch die offiziellen Beteuerungen des englischen Auswärtigen Amtes wenig überzeugend für uns Deutsche verdeckt werden sollte.

Schliesslich aber war die deutsche Widerstandskraft am Ende. Noch einmal machte Stresemann einen Versuch, England zum Eingreifen zu veranlassen. Auch dieser dramatische Schriftsatz ging durch meine Hände, ebenso wie die sofort darauf erfolgende völlig niederschmetternde Antwort von jenseits des Kanals: Deutschland müsse zuerst den passiven Widerstand aufgeben. Gleichzeitig erhob die britische Regierung den Vorwurf, dass ihre früheren Ratschläge, das Reich solle auf den passiven Widerstand verzichten, solange er noch den Wert eines Verhandlungsobjektes besässe, gegen dessen Aufgabe man Konzessionen eintauschen könnte, in den Wind geschlagen worden seien. Aus den teilweise recht unfreundlichen Formulierungen war ersichtlich, dass wir auf England nicht rechnen konnten.

Die Lage war also hoffnungslos. Da traf in letzter Minute ein Brief von Professor Haguenin ein, der schon vor dem Weltkriege an der Berliner Universität tätig gewesen war und unmittelbar danach als französischer Vertreter in Deutschland fungiert hatte. Er kannte Stresemann und wusste

um dessen Ansichten über eine deutsch-französische Verständigung. Er gab daher seiner Freude über die Ernennung Stresemanns zum Reichskanzler Ausdruck und bot gleichzeitig seine guten Dienste in Frankreich an, falls man ihn brauchen könnte.

Wir hörten nach einigen Tagen, Stresemann habe dieses Angebot angenommen und Haguenin sei tatsächlich bis zu Poincaré vorgedrungen; er habe aber nichts erreichen können. Völlig niedergeschlagen, so hiess es dann, sei Haguenin aus Paris zurückgekehrt.

«Wir verstehen nicht zu siegen», soll er in seiner Enttäuschung über die französische Unnachgiebigkeit gesagt haben. «Die Völker drücken sich manchmal in einer Sprache aus, für die es keine Übersetzung gibt. Vielleicht können überhaupt nur einzelne Menschen die Schranken von Nation zu Nation überspringen.»

Damit war nun auch der letzte Versuch gescheitert. Bei uns im Sprachendienst setzte völlige Ruhe ein. Wir bekamen nichts mehr zu übersetzen. Es war ein unheimlicher Zustand nach der Überfülle der Arbeit in den letzten Wochen. Nachdem wir im Anschluss an jede Übersetzung einer weiteren Rede Stresemanns und immer neuer Vorschläge und Anregungen voller Spannung auf Poincarés Gegenäusserung gewartet hatten und diese dann immer wieder wie ein kalter Wasserstrahl mit einem kompromisslosen Nein in unseren Arbeitsraum drang, waren wir jetzt durch die lautlose Stille noch beunruhigter als vorher durch die ungleiche Diskussion.

Zwar ahnten wir, wie die meisten Deutschen, was kommen musste. Als wir eines Morgens Ende September unseren Dienst antraten, erfuhren wir, dass der passive Widerstand aufgegeben worden sei. Es war Frankreich gegenüber eine fast so bedingungslose Kapitulation wie die von 1945. Dennoch war dieser Augenblick des tiefsten Zusammenbruches gleichzeitig der Wendepunkt zur Besserung.

Das Haupthindernis, mit Frankreich und vor allem mit England ins Gespräch zu kommen, war damit beseitigt. Der Preis war freilich ausserordentlich hoch, besonders für Stresemann persönlich. Hass und Verachtung brandeten von allen Seiten gegen ihn an. Das wurde besonders deutlich, als er Anfang Oktober nach der Umbildung seines Kabinetts vor dem Reichstag erschien, um sich wegen des Fehlschlagens seiner Politik zu rechtfertigen. Wieder übersetzten wir unter Heranziehung aller verfügbaren Mitarbeiter seine Ausführungen für das Ausland. Deutlich entsinne ich mich noch der Stellen, in denen er mit grossem Mut unumwunden zugab, dass er in dem Bemühen, aus dem Verzicht auf den passiven Widerstand aussenpolitisches Kapital zu schlagen, gescheitert sei. «Wir haben einen Misserfolg erlitten», erklärte er ohne Umschweife.

Meiner Erinnerung nach hat es nach ihm keinen deutschen Staatsmann wieder gegeben, der mit so vorbehaltloser Offenheit von seinen eigenen Misserfolgen gesprochen hat. Wie anders verhielt sich die deutsche Staats-

führung bei jener späteren Kapitulation des Jahres 1945! Welche Abgründe trennen die «Staatsmänner» von 1945 von dem aufrechten Mann von 1923, der zwar – völlig ohne eigene Schuld, denn er war erst kurze Zeit Reichskanzler – auch kapitulieren musste, aber sich sofort danach mit Mut und Geschick an den Wiederaufbau machte. Vor allem mit Mut. Wie oft habe ich, besonders in den Jahren nach 1933, gerade an diese Reichstagsrede Stresemanns gedacht. Seine Worte sind mir noch heute genau so im Gedächtnis, wie ich sie damals übersetzen musste: «Der Mut, die Aufgabe des passiven Widerstandes verantwortlich auf sich zu nehmen, ist vielleicht mehr national als die Phrasen, mit denen dagegen angekämpft wurde. Ich war mir bewusst, dass ich in dem Augenblick, wo ich das tat, als Führer meiner Partei, die nach einer ganz anderen Richtung eingestellt war, damit nicht nur vielleicht die eigene politische Stellung in der Partei, ja, das Leben auf das Spiel setzte. Aber was fehlt uns im deutschen Volke? Uns fehlt der Mut zur Verantwortlichkeit.»

Neben dem Mut zur Verantwortlichkeit stand das diplomatische Geschick Stresemanns, das diese Kapitulation schliesslich doch noch zum Ausgangspunkt für den Wiederaufstieg seines darniederliegenden Landes machte. Ich habe in der Folge noch oft Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaft bei ihm zu bewundern. Ich habe neben ihm gesessen, wenn er mit den ausländischen Staatsmännern sprach, und habe dabei erkannt, dass sein diplomatisches Talent nichts Machiavellistisches an sich hatte. Es beruhte auf einer natürlichen Gabe und der ehrlichen Überzeugung, dass die Wiedergesundung Deutschlands nur auf einer Verständigung mit Frankreich aufgebaut und im europäischen Rahmen durchgeführt werden konnte. Stresemann war mehr als ein guter Deutscher, er war ein guter Europäer und hat mir, der ich sein Wirken aus nächster Nähe beobachten konnte, die Überzeugung mitgegeben, dass man das eine nicht ohne das andere sein kann.

Für uns im Sprachendienst traten nun also zunächst etwas ruhigere Zeiten ein. Es gab bis auf weiteres keine durchgearbeiteten Nächte und keine Heranziehung unserer ausländischen «Zeitfreiwilligen» mehr wie in den aufregenden Tagen des Sommers und Herbstes. Der Schwerpunkt der Ereignisse ging jetzt auf die Innenpolitik über. Kurze Zeit nach der Einstellung des passiven Widerstandes wurde noch im Oktober die deutsche Rentenbank gegründet, die der Inflation ein Ende bereiten sollte. Die endgültige Stabilisierung trat jedoch erst einen Monat später ein und zwar hatte der Dollar den astronomischen Wert von 2,52 Billionen Reichsmark, an den Auslandsbörsen und an den schwarzen Börsen des besetzten Gebietes sogar von 4 Billionen erreicht. Dann geschah das «Wunder der Rentenmark», das diesen Namen mit noch grösserem Recht verdiente als das «Wunder der Währungsreform» im Jahre 1948: In beiden Fällen aber war der plötzlich eingetretene Umschwung erstaunlich und beinahe unfasslich.

Während so auf aussenpolitischem und wirtschaftlichem Gebiet eine gewisse Beruhigung eingetreten war, ging es in der Reichspolitik selbst um so aufregender zu. Mit offenkundiger Unterstützung durch die Franzosen brachen an vielen Orten des Rheinlandes und der Pfalz Separatistenunruhen aus. Die sächsische Regierung musste mit Hilfe der Reichswehr abgesetzt werden. Ähnliche Massnahmen waren in Thüringen notwendig, und das Verhältnis zwischen Bayern und dem Reich spitzte sich gefährlich zu. Gegen Ende des Jahres 1923 aber waren alle Schwierigkeiten überwunden, wenigstens vorübergehend. Ein Krisenjahr erster Ordnung war zu Ende. Deutschland hatte am Rande des Abgrundes gestanden. Es war letzten Endes durch die geschickte Führung der damaligen Leiter der deutschen Politik vor der Katastrophe bewahrt geblieben, so kritisch auch die deutsche öffentliche Meinung den einzelnen Persönlichkeiten der Regierung gegenüberstehen mochte.

Ende November stürzte das Kabinett Stresemann, weil der Einmarsch in Sachsen für die Sozialdemokratie zu einer so schweren Belastungsprobe wurde, dass sie sich aus der Regierungs-Koalition zurückzog. Auch aussenpolitisch sank das Barometer wieder, denn von seiten Frankreichs wurde nach Aufgabe des passiven Widerstandes der gleiche kompromisslose Kurs eingehalten wie vorher. Im Ruhrgebiet änderte sich so gut wie nichts. Die Abtrennungsbestrebungen gingen im Gegenteil weiter. Die Ruhrbehörde der damaligen Zeit, die französisch-belgische M.I.C.U.M. (Mission Interalliée de Contrôle des Usines et des Mines), verhandelte unter Umgehung der deutschen Behörden direkt mit den Ruhrindustriellen und bürdete ihnen schwere Lasten auf. Glücklicherweise aber blieb Stresemann dem Auswärtigen Amt als Chef, dem deutschen Volk als Leiter seiner Aussenpolitik in schwierigsten Zeiten und Europa als mutiger und geschickter Vorkämpfer für die europäische Verständigung erhalten. Er wurde Aussenminister im Kabinett Marx.

Gleichzeitig trat Ende November fast unbemerkt die entscheidende Wendung auf aussenpolitischem Gebiet ein, d.h. in der Reparationsfrage, die unter den damaligen Verhältnissen mit dem politischen Ruhrproblem eng verknüpft war. Am 30. November stimmte nämlich die Reparationskommission der Bildung von zwei Ausschüssen zu, die sich mit der Untersuchung der Zahlungsfähigkeit Deutschlands und mit der deutschen Kapitalflucht beschäftigen sollten.

Dass dieser Beschluss zustande kam, war nicht zuletzt dem Eingreifen der Vereinigten Staaten zuzuschreiben. Sie begannen damit nach dem Ersten Weltkriege auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet eine ähnliche Rolle zu spielen, wie sie nach dem Zweiten Weltkriege von ihnen offiziell und in grösserem Ausmasse zum Vorteil des alten Kontinents übernommen worden ist. Im Gegensatz zu den Jahren nach 1945 nahmen sie damals nur privat an den Bemühungen zur Lösung der wirtschaftlichen

und finanziellen Probleme teil, die sich aus dem Ersten Weltkrieg ergeben hatten. Immerhin aber spielten prominente Amerikaner wie General Dawes und Owen D. Young mit Zustimmung der amerikanischen Regierung eine führende Rolle bei den Untersuchungen der Wirtschafts- und Finanzsachverständigen, die schliesslich in dem Dawes-Plan die Grundlage für die im Jahre 1924 auf der Londoner Konferenz getroffenen finanziellen und politischen Abmachungen bildeten. Ausserdem wurde damals, wie nach 1945, die amerikanische Finanzkraft, als deren mehr oder weniger offizielle Vertreter die amerikanischen Sachverständigen gelten konnten, entscheidend bei der Lösung der Fragen beteiligt.

Allmählich begann sich diese neue Entwicklung auch auf meine Arbeit auszuwirken. Im Januar 1924 erschienen die beiden von der Reparationskommission ernannten Sachverständigenausschüsse in Berlin, um hier an Ort und Stelle ihre Untersuchungen über die Zahlungsfähigkeit Deutschlands und über das deutsche Auslandskapital zu führen, das für die Zahlung der Reparationen herangezogen und zur Rückkehr nach Deutschland veranlasst werden sollte.

Vor und während der Arbeit der Sachverständigen in Berlin lief der Sprachendienst Tag und Nacht wieder auf vollen Touren. Wir übersetzten die zahlreichen Denkschriften des Finanz- und Wirtschaftsministeriums über die deutschen Verhältnisse. Der Staatshaushalt und die Mittel, ihn ins Gleichgewicht zu bringen, die Handels- und Zahlungsbilanz des Reiches, die Wirtschafts- und Industriepolitik, die Steuerbelastung und vieles anderewurden ÄiitdeutscherGründlichkeitin allen Einzelheiten behandelt. Diese Arbeit warfürmichnichtnursprachlich eine ausgezeichnete Schulung, sie vermittelte mir vor allem auch sachlich einen sehr genauen Überblick über die gesamten Finanz- und Wirtschaftsverhältnisse unseres Landes, der mir bei späteren Verhandlungen noch oft sehr zustatten gekommen ist.

Der Hauptteil der eigentlichen Dolmetscherarbeit lag aber hier in den Händen von Michaelis, der als Angehöriger des Finanzministeriums in all diesen Dingen selbstverständlich versierter war als irgendjemand anders. Trotzdem musste auch ich gelegentlich deutsche Sachverständige als Dolmetscher in Kommissionssitzungen begleiten und lernte auf diese Weise die prominenten Mitglieder des Ausschusses auch persönlich kennen.

Die interessanteste Gestalt war Dawes selbst, der aus ähnlichen Gründen damals so in aller Munde war wie etwa heute der Marshallplan-Administrator Hoffman. Er wurde schon deshalb gleich in der ersten Sitzung sympathisch, weil er die ganze Zeit über Pfeife rauchte. Pfeifenraucher sind nach meinen internationalen Erfahrungen meistens ruhige und umgängliche Leute. Ich habe es auch späterhin noch öfter bestätigt gefunden. Der nächste Pfeifenraucher, zu dem ich Vertrauen gewann und bei dem sich meine Theorie bewahrheitete, war der französische Ministerpräsident Herriot, dem ich noch im selben Jahr auf der Konferenz in London am Verhandlungstisch gegenüber sass.

Von Dawes hatte ich den Eindruck, dass er nicht denselben Überblick über die komplizierte Materie der deutschen Zahlungsfähigkeit hatte wie andere Mitglieder des Sachverständigenausschusses. In den wenigen Sitzungen, in denen ich ihn erlebte, schien mir seine Hauptstärke mehr in jener bei vielen Amerikanern auch heute noch zu beobachtenden unbekümmerten und formlosen Verhandlungsführung zu liegen. Sie gehen eher mit dem gesunden Menschenverstand als mit gründlicher Sachkenntnis an die Probleme heran und meistern gerade deshalb viele Schwierigkeiten leichter als die Europäer, die vor lauter Einzelheiten und Fachkenntnissen oft den Ausweg aus den Schwierigkeiten nicht erkennen.

Der eigentliche Kopf des Sachverständigengremiums schien mir damals Sir Josiah Stamp zu sein, jener bekannte englische Wirtschaftler, bei dem sich grosse Sachkenntnis, besonders auf dem Gebiete des Steuerwesens, mit einer typisch englischen Abgewogenheit des Urteils und vorsichtiger Formulierungskunst paarte.

Unter den Franzosen fiel mir besonders Parmentier als scharfsinniger Kenner der Finanzfragen auf. Alles in allem hatte ich in den Sitzungen den Eindruck, dass die Sachverständigen der Gegenseite sich durchaus objektiv bemühten, den Tatsachen auf den Grund zu gehen. Ich glaubte zu erkennen, dass sie, weit entfernt von der Verbissenheit Poincarés, den Realitäten mit einer wohlthuenden Unvoreingenommenheit ins Auge sahen. Aus verschiedenen Äusserungen konnte ich schliessen, dass sie ihre ganze Arbeit auf die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands abstellten. Das konnte natürlich nur die Rückkehr zu dem Zustand vor dem 11. Januar 1923, d.h. die Räumung der Ruhr bedeuten. Die Sachverständigen schienen auch nicht mehr, wie frühere Reparationsgremien, kritiklos eine Reparationssumme festsetzen zu wollen, ohne sich um die Zahlungsfähigkeit Deutschlands zu kümmern. Im Gegenteil, ich hörte von ihnen immer wieder, dass sich alle ihre Erwägungen auf der Leistungsfähigkeit Deutschlands aufbauten. Das führte dazu, dass sie die Erhöhung der Reparationszahlungen durch eine Steigerung der deutschen Leistungsfähigkeit und nicht, wie früher, durch einen verstärkten Druck auf das Reich zu erzielen suchten.

So hatte ich denn bereits nach den wenigen Sitzungen, an denen ich teilnahm, das Gefühl, dass die leidige Reparationsfrage nun zum ersten Male von der rein politischen, unrealistischen Grundlage in eine unsentimentale, sachliche Atmosphäre gebracht worden war. Das erschien mir als ein ausserordentlicher Fortschritt und stand in einem so scharfen Gegensatz zu allem, was ich vorher erfahren hatte, dass ich voller Hoffnung auf den Abschluss dieser Arbeiten wartete und glaubte, es müsse sich nun alles zum Besseren wenden.

Diese Erwartungen erfüllten sich jedoch leider nicht. Im Februar verliessen die Sachverständigen Berlin, um ihren Bericht in Paris fertigzustellen. Inzwischen aber wurden wir im Auswärtigen Amt daran erinnert,

dass die Politik einen anderen Geist hatte als diese nüchternen Wirtschaftssachverständigen. Poincaré beherrschte nach wie vor das Feld. Das von ihm nicht eingestandene, aber auch in Frankreich immer stärker empfundene Fehlschlagen seiner Ruhrpolitik, das sich u.a. in einem erheblichen Sinken des Franc-Kurses ausdrückte, hatte ihn offensichtlich nachdenklicher gestimmt. Es bedeutete für einen Mann wie ihn zweifellos schon viel, dass er sich überhaupt mit der Ernennung der Sachverständigenausschüsse und einer objektiven Prüfung der deutschen Zahlungsfähigkeit einverstanden erklärt hatte. Aber in den eigentlichen Fragen der deutsch-französischen Politik, insbesondere in der Ruhr-Angelegenheit, war er so unachgiebig wie immer.

Die konservative englische Regierung Baldwin war im Januar gestürzt worden. An ihre Stelle trat das Labour-Kabinet MacDonal, auf das man in Deutschland grosse Hoffnungen setzte, das aber zunächst nur wenig von sich hören liess.

Im April hatten wir dann plötzlich wieder sehr viel zu tun. Der Dawes-Bericht war fertig und wurde von uns ins Deutsche übersetzt. Es waren wieder Grosskampftage, bei denen jede nur verfügbare Hilfskraft eingesetzt wurde, denn die beteiligten inneren Ressorts wollten natürlich so schnell wie möglich den genauen Wortlaut kennenlernen. Wir gaben ein dreisprachiges Exemplar heraus, in dem auf der einen Seite der englische und französische Text erschien, während der deutsche Text auf der gegenüberliegenden Seite abgedruckt wurde. Hier, wie bei vielen späteren Gelegenheiten, leistete besonders die Reichsdruckerei auch im Setzen fremdsprachiger Texte Erstaunliches.

Nach meinen verhältnismässig günstigen Eindrücken von den Berliner Verhandlungen fand ich den Bericht ziemlich enttäuschend. Ich hatte das deutliche Gefühl, dass er in Paris unter starken politischen Einwirkungen zustande gekommen war.

Die Erinnerung an meine Erlebnisse in der Zeit von 1923 und 1924 steht mir gerade jetzt wieder in allen Einzelheiten so deutlich vor Augen, weil sich heute wie damals die Welt um die wirtschaftliche Liquidierung der unheilvollen Folgen eines grossen Krieges bemüht und sich mir rückschauend gewisse Parallelen bei aller Verschiedenheit der Situationen auf Schritt und Tritt in oft geradezu frappierender Weise aufdrängen.

Der Gewinn für Deutschland schien mir seinerzeit vor allem darin zu liegen, dass der Dawes-Plan davon ausging, die deutsche Wirtschaft in den Stand zu setzen, ein Höchstmass an Leistungen hervorzubringen. Auf diese Weise sollte die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen ermöglicht werden, ohne dass die Stabilität der deutschen Währung dabei in Gefahr geriete. In dem Bericht hiess es auch, dass die deutsche Steuerlast ebenso hoch sein müsse wie die der anderen europäischen Länder, die in der Reparationskommission vertreten waren. Das bedeutete, dass der einzelne Deutsche keine grössere Steuerlast zu tragen haben würde als die

übrigen Europäer. Das Wichtigste aber schien mir die Feststellung, die im Mittelpunkt der Darlegungen stand, dass das Programm nur verwirklicht werden könne, wenn die Einheit Deutschlands in wirtschaftlicher und fiskalischer Hinsicht wiederhergestellt würde. Dies aber schliesse die Beseitigung aller seit dem Beginn des Ruhrkampfes auferlegten Beschränkungen in sich, nämlich die Wiedereinsetzung der deutschen Behörden in der finanziellen und wirtschaftlichen Verwaltung, die Rückgabe der in alliierter Regie geführten industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe, besonders auch der Bergwerke und der Schifffahrtsunternehmungen sowie die Aufhebung der Beschränkungen des Personen- und Güterverkehrs. Diese Vorschläge deckten sich mit der deutschen Forderung nach Räumung des Ruhrgebietes als Vorbedingung für die Wiederaufnahme der Zahlungen voll und ganz.

Andererseits waren die vorgesehenen Zahlungen zweifellos sehr hoch. Wichtige Zweige der deutschen Wirtschaft, wie z.B. die Reichsbahn, wurden mit schweren Sonderlasten belegt, und eine Gesamtsumme für die deutsche Reparationsschuld war immer noch nicht festgesetzt worden. Es waren lediglich Jahresleistungen in Aussicht genommen, die Deutschland auf unbestimmte Zeit aufzubringen hatte.

Die Industrie musste 5 Milliarden Goldmark an Obligationen übernehmen, die als erste Hypothek eingetragen wurden. Die Reparationszahlungen bestanden in deren Verzinsung zu 5% und ihrer Tilgung zu 1 %.

Die deutsche Eisenbahn wurde in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 15 Milliarden Goldmark umgewandelt. Als erste Hypothek wurden davon 11 Milliarden Goldmark Reparationsschuldverschreibungen eingetragen, die auch wieder mit 5 % zu verzinsen und mit 1 % zu tilgen waren.

Die Einnahmen des Reiches aus der Beförderungssteuer, ebenso wie aus Zöllen auf Alkohol, Tabak, Bier und Zucker wurden als Sicherheit für die Reparationszahlungen an die internationale Reparationskommission verpfändet.

Die Reichsbank wurde zu einer von der Reichsregierung unabhängigen deutschen Notenbank umgestaltet, um auf diese Weise die Stabilität der Währung durch Ausschaltung einer Einwirkungsmöglichkeit der Regierung zu sichern.

Das Normaljahr für die Reparationsbelastungen sollte nach einer Atempause am 1. September 1928 beginnen und brachte dem deutschen Volk eine Belastung von 2 Milliarden 500 Millionen Mark. Deutschland brauchte diese Beträge lediglich in Reichsmark an den Reparationsagenten zu überweisen. Für die Umwechselung dieser Summe in fremde Währung war der sogenannte Transfer-Ausschuss aus Vertretern der Gläubigerländer verantwortlich, der jedoch die Auflage erhielt, die Umwechselung nur in einem Ausmasse vorzunehmen, das die deutsche Währung nicht gefährde.

In dem Dawes-Plan war zum ersten Male nach 1919 das Reparationsproblem von der Wirtschafts- und Finanzseite her angepackt worden. Wegen der Aussichtslosigkeit, die auch damals hinsichtlich einer Einigung der Alliierten über eine endgültige Gesamtreparationssumme bestand, und wegen der Unmöglichkeit, angesichts der völlig unübersichtlichen Zukunftsentwicklung der Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland und in der Welt eine wirtschaftlich realisierbare Gesamtsumme schon zum damaligen Zeitpunkt festzusetzen, hatte man im Sachverständigenbericht jeden Versuch zu einer Fixierung des Betrages unterlassen. Das war natürlich für Deutschland eine schwere Belastung angesichts der Ungewissheit, die dadurch über die Dauer des Reparationsregimes mit allen seinen Souveränitätsbeschränkungen bestehen blieb.

Noch nie war vorher in der Geschichte eine Wertübertragung von einem Lande zum anderen in solchem Ausmasse erfolgt; die sachverständigen Nationalökonomien befanden sich daher auf völligem Neuland. So wurde denn diese Lösung, wie sich dies aus dem Bericht selbst und vor allem auch aus Äusserungen einzelner Ausschussmitglieder später ergab, als ein Provisorium betrachtet. Man erwartete allgemein, dass in einigen Jahren die ganze Frage erneut aufgegriffen werden müsse.

Dabei war das Problem der Aufbringung dieser riesigen Jahresleistungen noch verhältnismässig leichter zu übersehen als die Frage, auf welche Weise und in welchem Ausmasse diese Summen aus der deutschen Volkswirtschaft ohne Gegenleistung in die fremden Volkswirtschaften übertragen werden könnten. So ist letzten Endes die Lösung der Reparationsfrage auch bei dem zweiten Versuch, der im Jahre 1930 mit dem Young-Plan gemacht wurde, an der Unmöglichkeit gescheitert, selbst kleinere Summen als ursprünglich im Dawes-Plan vorgesehen in fremde Volkswirtschaften zu übertragen, bis schliesslich im Jahre 1932 die Reparationen vollständig eingestellt werden mussten.

Eine Zeitlang wurden zwar diese Transferschwierigkeiten durch Auslandsanleihen verschleiert, die aus Amerika und zum Teil auch aus England nach Deutschland hereinströmten. Im Grunde genommen wurde dadurch weiter nichts erreicht, als dass ein Teil dieser Anleihen in Gestalt von Reparationen in die Taschen französischer, belgischer und englischer Reparationsgläubiger zurückfloss. Als der Anleiestrom versiegte, hauptsächlich wegen der nach 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise, geriet dieser Mechanismus bald ins Stocken.

Wenn sich auch der Dawes-Plan, wie seine Nachfolger, 1924 mit einer an sich wohl unlösbaren Aufgabe befasste und, rein wirtschaftlich gesehen, als unbefriedigend erwies, so waren seine politischen Folgen dafür um so nachhaltiger. Sie traten auf der im August des Jahres 1924 in London abgehaltenen Konferenz klar zutage. Denn der Dawes-Plan, der dort von den beteiligten Regierungen offiziell angenommen wurde, bildete den Hintergrund für politische Lösungen im Verhältnis Deutschland-Frank-

reich und gab damit der für die europäische Befriedung so wichtigen Verständigung dieser beiden Länder einen neuen Anstoss.

Mehrere glückliche Umstände trugen ihr Teil dazu bei. Die Misserfolge der starren Politik Poincarés wurden schliesslich auch in Frankreich so stark empfunden, dass ein anderer Mann, Edouard Herriot, ans Ruder kam, der den Problemen erheblich aufgeschlossener gegenüberstand. Auch in England kam durch MacDonald ein frischerer Wind in die traditionelle englische Politik des engen Zusammengehens mit Frankreich.

Wie sich Herriot, Stresemann und MacDonald in London zu einem ersten gemeinsamen europäischen Werk zusammenfanden, wie diese erste Annäherung nach dem Kriege von 1914 zustandekam, wie auf der Londoner Konferenz der erste Bruch mit der Methode bisheriger Konferenzen der Nachkriegszeit erfolgte und zum ersten Male die deutschen Vertreter, zum mindesten formell, wieder als Gleichberechtigte mit den Vertretern der anderen Länder am Verhandlungstische sassen, das sollte ich als direkter Augenzeuge und Dolmetscher Stresemanns in der Hauptstadt des englischen Weltreiches im August 1924 persönlich miterleben.

3

SILBERSTREIFEN IN LONDON (1924)

Das Wort vom «Silberstreifen an dem sonst düsteren Horizont», mit dem Stresemann im Frühjahr 1924 sehr vorsichtig seiner leisen Hoffnung Ausdruck gab, dass sich aus den Verhandlungen der Reparationssachverständigen eine günstige Wendung in der politischen Entwicklung ergeben werde, ist ihm von seinen Gegnern in Deutschland in der Folgezeit jedesmal höhnisch entgegengehalten worden, wenn ein Rückschlag in der Aussenpolitik eintrat. Es wurde ihm eigentlich zu Unrecht zugeschrieben, denn es stammte von einem sehr nüchternen Beobachter der damaligen Entwicklung, dem Staatssekretär Bergmann, der die Reparationsverhandlungen im Auftrage der Reichsregierung führte. Es konnte daher wohl kaum einen Berufeneren geben, um ein derartiges Urteil auszusprechen.

Wir übersetzten den Silberstreifen mit «silver lining» und waren nicht nur aus sprachlichen Gründen froh, dass dieser Ausdruck auch in der englischen Presse allgemein Eingang fand. Denn auch in England hatte man das Gefühl, dass nun das Dunkel der Nacht allmählich zu weichen begann. An den französischen Ausdruck, der damals gebraucht wurde, entsinne ich mich heute nicht mehr; das mag daran liegen, dass in der französischen Presse bei der damaligen Lage natürlich davon nicht gesprochen wurde. Frankreich blieb zunächst weiter zurückhaltend.

Auch die Londoner Konferenz kam keineswegs ohne mühevollen Vorarbeit zustande. Zwar wurde Poincaré durch den grosszügigeren Herriot abgelöst, aber das Misstrauen in Frankreich konnte auch dieser nicht von heute auf morgen überwinden. Das französische Parlament lag noch zum grossen Teil auf der alten Linie Poincarés und wollte das «produktive» Pfand nicht ohne weiteres aufgeben. Dazu kam, dass die alte Sorge um die Sicherheit als eine schwere Hypothek auf der neuen französischen Regie-

rung lastete. Noch einmal, Gott sei Dank zum letzten Male, schien die Frage der Militärkontrolle ein Hindernis auf dem Wege von der reinen Machtpolitik zur Verständigungspolitik bilden zu sollen.

Herriot hatte sich im Juni mit MacDonald auf dem amtlichen Landsitz der englischen Premierminister in Chequers bei London getroffen, um die Frage der Durchführung des Sachverständigengutachtens über die Reparationsregelung mit ihm zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit hatten beide in einem eindringlichen, fast beschwörenden Brief an den Reichskanzler Marx die deutsche Regierung aufgefordert, einer letzten Überprüfung der deutschen Abrüstung durch die alliierte Militärkontrollkommission zuzustimmen. Das war in der damaligen Atmosphäre für die deutschen Politiker eine schwere Belastung; sie wurde aber trotz heftiger Widerstände im Reichstag übernommen, um der sich anbahnenden vernünftigeren Entwicklung nicht noch in letzter Minute Schwierigkeiten zu bereiten.

So kam denn im August tatsächlich die Londoner Konferenz zustande. Ein schwerwiegender Schönheitsfehler, der in recht unangenehmer Weise an die früheren Verhandlungsmethoden der Alliierten mit Deutschland erinnerte, war dabei allerdings die Tatsache, dass sich die Alliierten zunächst untereinander besprachen und Deutschland erst danach zu den Verhandlungen einluden.

Anfang August übersetzte der Sprachendienst die dem deutschen Botschafter in London von MacDonald übergebene Einladung, die insofern enttäuschte, als sie jede Erörterung der politischen Fragen auszuschliessen schien. Sie beschränkte sich darauf, die deutsche Regierung zur Entsendung von Vertretern aufzufordern, «um mit der Konferenz die besten Methoden für die Inkraftsetzung des Dawes-Berichtes zu erörtern, den die alliierten Regierungen ihrerseits als Ganzes angenommen haben». Aber es zeigte sich auch hier, wie ich dies in späteren Jahren immer wieder erlebt habe, dass die Verhältnisse stärker waren als die Absichten der Menschen. Denn tatsächlich kam es trotz dieser Beschränkung in London zu ausgiebigen politischen Erörterungen zwischen Frankreich und Deutschland, die das Wort vom Silberstreifen wohl rechtfertigten.

Am 4. August um 9 Uhr früh reiste die deutsche Delegation unter Führung von Marx, Stresemann und Luther, dem damaligen Finanzminister, vom Bahnhof Friedrichstrasse in einem Sonderzug nach London ab. Es war die erste offizielle Abreise von vielen, die ich von Berlin aus angetreten habe. Ich wurde zunächst unter den Dolmetschern lediglich als «junger Mann» mitgenommen; Chefdolmetscher war natürlich der Veteran der Konferenzen, Dr. Michaelis. Der Zwischenfall im Haag, dem ich mein amtliches Dasein verdankte, hatte ihm nicht den geringsten Abbruch getan. Er war nach wie vor der grosse Sachverständige auf sprachlichem Gebiet. Als zweiter Dolmetscher fungierte Dr. Fritz

Norden, ein Jurist mit umfassender Bildung, der vor dem Kriege als Rechtsanwalt in Brüssel tätig gewesen war und sich dort nicht nur eine hervorragende Kenntnis der französischen Rechtssprache, sondern auch ein umfassendes völkerrechtliches Wissen erworben hatte. Wieder legte ich mir die Frage vor, was ich, der Anfänger, in diesem Kreis erfahrener alter Beamter eigentlich zu suchen hatte. Ich kam mir in jeder Hinsicht als kleines «Schlusslicht» dieser gewichtigen Delegation vor. Aber ich war diesmal doch nicht so bedrückt wie auf meiner ersten Reise nach dem Haag. Denn ich fühlte mich als Nummer 3 im Schlepptau der beiden grossen Kollegen einigermassen sicher. Die Hauptarbeit und die schwierigsten Proben würden ja wohl doch von den beiden anderen geleistet werden müssen.

Ausserdem wurde ich natürlich durch das Drum und Dran einer solchen Delegationsreise zu sehr in Anspruch genommen, als dass ich mir Sorgen wegen der unmittelbaren Zukunft hätte machen können. Der Bahnhof war von starken Polizeikräften geschützt, denn die Lage in Deutschland war damals innenpolitisch noch so gespannt und die Meinungen über das Dawes-Gutachten und die Londoner Konferenz waren so geteilt, dass man angesichts der ausgesprochenen Feindschaft, die die Rechtskreise Stresemann gegenüber an den Tag legten, mit Demonstrationen und Zwischenfällen, ja mit Attentaten wie im Falle Rathenau und Erzberger rechnete.

Der Sonderzug selbst hatte natürlich nichts gemein mit den prunkhaften «Millionärszügen», in denen derartige Delegationen in der Zeit nach 1933 zu reisen pflegten. Er bestand aus gewöhnlichen Personenwagen und führte nur einen alten Salonwagen aus der Kaiserzeit für die Mitglieder des Kabinetts.

Dass die Absperrungen in Berlin nicht ganz zu Unrecht erfolgt waren, zeigte sich unterwegs. In Löhne in Westfalen hielt unser Zug gerade in dem Augenblick, als die ganze Delegation im Speisewagen beim Mittagessen sass. Die Menschen sammelten sich auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig in dichten Scharen, als sie Marx und Stresemann erkannten, und die Zurufe, die aus ihrer Mitte erschollen, waren wenig freundlich. Sie steigerten sich allmählich zu einem solchen Tumult, dass wir die Sonnenvorhänge herunterliessen und froh waren, als der Zug ohne Zwischenfall abfuhr. Es war für mich eine sehr eindringliche Demonstration der Schwierigkeiten, mit denen die damalige politische Führung im Innern zu kämpfen hatte.

An diese Szene habe ich noch öfter gedacht, wenn in späteren Gesprächen zwischen den Staatsmännern davon die Rede war, dass man diese oder jene Konzession, obwohl man ihre Berechtigung anerkannte, der öffentlichen Meinung nicht zumuten könne. Im Gegensatz zu späteren Zeiten hatten die Minister, unter denen ich bis 1933 arbeitete, eine Art Zweifrontenstellung einzunehmen. Zu den Schwierigkeiten

dem Ausland gegenüber kamen die Rücksichten auf das Inland, die nicht weniger grosse Komplikationen mit sich brachten als die aussenpolitischen Probleme selbst. Ein erfolgreicher Aussenminister musste gleichzeitig ein guter Kenner und Beherrscher der innerpolitischen Strömungen sein.

Gegen Abend kamen wir nach Holland. Es war dieselbe Strecke, die ich schon vor einem Jahr unter so ganz anderen Umständen zurückgelegt hatte. Aber sie führte diesmal viel weiter, und zwar nicht nur geographisch. Um Mitternacht gingen wir in Hoek van Holland an Bord des holländischen Dampfers, der den regelmässigen Nachtverkehr nach Harwich in England versieht. Mein gelehrter Kollege Norden erging sich in historischen Betrachtungen über «diesen ersten deutschen Kanzler, der sich über das Meer hinweg ins Ausland begibt.»

Zum ersten Male in meinem Leben betrat ich am anderen Morgen den Boden Englands. An den fahrplanmässigen Zug nach London wurden für uns einige Wagen angehängt und gegen 9 Uhr morgens trafen wir in London auf der Liverpool Street Station ein. An der gegenüberliegenden Seite des Bahnsteigs hielten die Wagen, die uns ins Hotel brachten. So lernte ich gleich eine jener praktischen Einrichtungen der englischen Bahnhöfe kennen, die jedem vom Kontinent kommenden Reisenden sofort auffallen. Der Strassenverkehr geht bis unmittelbar an die Eisenbahnzüge. Auf unserem Wege zum Hotel kamen wir durch die verkehrsreichsten und um diese Morgenstunde besonders stark durch den Berufsverkehr belebten Strassen Londons.

Michaelis eilte natürlich sofort ins Ritz-Hotel, wo die deutschen Hauptdelegierten untergebracht waren. Norden und ich aber hatten zunächst nichts zu tun und schlenderten daher in den nahe gelegenen Green Park. Hier erlebten wir mitten in dem Häusermeer von London einen regelrechten Sommertag auf dem Lande. Die Bäume des Parkes waren so dicht, dass man die Stadt nur noch wie in der Ferne erkennen konnte. Der herrliche englische Rasen bildete einen wunderbaren, grünen Teppich, ganz in der Nähe weidete sogar eine Schafherde unter Aufsicht eines richtigen Schäfers. Nur die am Rande des Green Parks als muntere, rote Tupfen durch das Grün der Blätter dahineilenden Autobusse vom Piccadilly und das in London allgegenwärtige ferne Brausen des Riesenverkehrs erinnerten uns daran, dass wir uns trotz dieses ländlichen Idylls mitten in der grössten Stadt Europas befanden.

So vergingen die ersten Tage in völliger Ruhe. Ich benutzte die Zeit, um mir von den damals noch offenen Oberdecks der Autobusse auf Kreuz- und Querfahrten durch London die Stadt gründlich anzusehen. Da traf ich eines Nachmittags auf einer dieser Besichtigungstouren ein anderes Delegationsmitglied.

«Gehen Sie nur um Gottes Willen schnell ins Ritz-Hotel», rief er mir etwas aufgeregt zu, «Sie werden dort wie eine Stecknadel gesucht.» Mit

einem etwas schlechten Gewissen wegen meiner allzu langen Abwesenheit von der Delegation begab ich mich auf dem schnellsten Wege ins Hotel.

Hier wurde ich sofort zu dem Leiter der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, dem späteren Staatssekretär von Schubert, geführt, der bei uns Jüngeren wegen seiner Grobheit einigermassen gefürchtet war.

«Wie ist das mit Ihrem Französisch?», fragte er mich in seinem üblichen barschen Ton ziemlich unvermittelt, als ich zu ihm ins Zimmer trat. Da ich über mich selbst kein Werturteil abgeben wollte, erklärte ich nur, dass ich auch für Französisch zuständig sei.

«Dann müssen Sie gleich heute Abend zur Konferenz mitkommen», erklärte er mir darauf um einige Grade freundlicher, «es hat einen unangenehmen Zwischenfall mit Michaelis gegeben, wir werden ihn deshalb ablösen müssen, und Sie sollen an seine Stelle treten!» Damit war die Unterredung beendet, und ohne dass ich wusste, wie mir geschah, stand ich schon wieder draussen auf dem Korridor. Sehr nachdenklich trat ich den Rückweg in mein Hotel an.

Dort erfuhr ich von Norden und anderen, was es mit dem Zwischenfall auf sich hatte. Das zeigte mir gleichzeitig, was man als Dolmetscher bei solchen Konferenzen über heikle politische Themen für Unheil anrichten kann.

Ich habe schon angedeutet, wie sehr die Franzosen darauf bedacht waren, das Thema der Konferenz auf die Reparationsfrage zu beschränken. Sie wollten unter allen Umständen eine Erörterung der politischen Probleme vermeiden. Auf deutscher Seite herrschte natürlicherweise genau die entgegengesetzte Tendenz. Es handelte sich also für Marx und Stresemann darum, mit allergrösster Vorsicht dieses politische Thema, d.h. im Wesentlichen die Ruhrfrage, in der Eröffnungsansprache wie in einer Ouvertüre zunächst mit einigen Takten lediglich auf klingen zu lassen, um es späterhin, in den folgenden Phasen der Verhandlung, als Thema weiterzuentwickeln und schliesslich zur eingehenden Beratung zu bringen.

Nach diesem Rezept war nun auch Marx bei seinen Eröffnungsworten verfahren. Er hatte übrigens gleich am ersten Tage durch sein ruhiges, zurückhaltendes Wesen und seine gemässigte Sprache einen ausgezeichneten Eindruck auf die übrigen Konferenzteilnehmer gemacht. Leise und vorsichtig hatte er in einem Satz bemerkt, es müsse bei der Erörterung der Einzelpunkte des Reparationsproblems im Rahmen des Dawes-Berichtes natürlich auch von der Ruhr gesprochen werden. Michaelis hatte zwar alles genau und richtig übersetzt, aber er hatte sich bei dem Passus über das Ruhrgebiet etwas im Ton vergriffen und, wohl unter dem Einfluss des jeden Deutschen in dieser Frage beherrschenden Gefühls, mit etwas zu viel Nachdruck auf französisch gesagt: «Und von der Ruhr ...

muss selbstverständlich ebenfalls gesprochen werden». Ich war zwar bei dem Vorfall nicht zugegen, aber wenn er mit Herriot etwa so gesprochen haben sollte wie mit mir vor einem Jahre in den Twee Steden und im Friedenspalast im Haag, dann kann ich mir sehr gut vorstellen, warum der französische Ministerpräsident bei diesen Worten meines Kollegen in äusserste Aufregung geriet, die Übersetzung unterbrach und sogar drohte, sofort abzureisen, wenn noch ein einziges Wort von der Ruhr gesprochen würde.

Dass darüber allseitige Bestürzung herrschte, war nicht verwunderlich. Besonders die Engländer, denen auch aus innerpolitischen Gründen an einem Gelingen der Konferenz und an einem aussenpolitischen Erfolg der Labourregierung lag, waren äusserst beunruhigt. Sie verlangten die Ablösung des deutschen Dolmetschers.

Ich bin übrigens überzeugt, dass man allerseits froh war, einen Sündenbock in dem unglücklichen Dolmetscher gefunden zu haben, und dass man durch seine Beseitigung gewissermassen auch den politischen Stein des Anstosses symbolisch aus dem Wege räumen konnte. Ich habe in späteren Jahren, besonders im Völkerbund, aber auch bei anderen Gelegenheiten diese nützliche Rolle des Dolmetschers als Blitzableiter und Abladeplatz für schlechte Laune noch reichlich kennengelernt.

Die Geschichte war natürlich nach wenigen Stunden in aller Munde. Besonders die Journalisten bemächtigten sich dieses Zwischenfalles, der ja vielleicht besser als viele Worte die Schwierigkeiten beleuchtete, die auf der Konferenz zu überwinden waren. In Berlin erschienen sogar einige Zeitungen mit dicken Überschriften von dem «versagenden deutschen Dolmetscher», und da der Name diskreterweise nicht genannt wurde, erhielt ich einige Tage später aus Deutschland einige besorgte Anfragen von Freunden, die schon gefürchtet hatten, dass ich bei der ersten Gelegenheit Schilfbruch erlitten hätte. Übrigens hatte auch der englische Dolmetscher, der MacDonalds Rede ins Deutsche übersetzte, bei unserer Delegation einiges Aufsehen erregt. Seine Übersetzung war zwar inhaltlich völlig einwandfrei, aber er war, wie viele Engländer, eine Zeitlang in Dresden in Pension gewesen und sprach daher manchmal reinstes Sächsisch. Schwierige Reparationsfragen in London auf Sächsisch auseinandergesetzt zu bekommen, wirkte aber auf die deutschen Delegierten selbst in den schwierigsten Situationen doch etwas erheiternd. Ein Lächeln huschte dann wohl gelegentlich über die sonst so ernsten Gesichter von Marx und Stresemann. Das hätte unter Umständen bei den übrigen Delegationen zu völlig falschen Rückschlüssen über die Aufnahme gewisser Vorschläge auf deutscher Seite führen können, wenn nicht aus den Antworten sofort der wahre Sachverhalt klargeworden wäre.

Inzwischen aber bereitete ich mich auf den grossen Augenblick vor. Nach einem guten Abendessen und einem noch besseren Tropfen fuhr

ich mit Marx und Stresemann am Abend dieses für mein Leben so wichtigen Tages zu der um 9 Uhr im englischen Auswärtigen Amt beginnenden Sitzung. Unversehens fand ich mich mit den Grossen Europas an einem Tisch. Ich hatte meinen Platz links neben Stresemann, genau dem Premierminister MacDonald gegenüber, der mich manchmal, wenn er sich bequem auf seinem Präsidentenstuhl zurechtrückte und dabei die Beine weit von sich streckte, unter dem Tisch ansties. Rechts von MacDonald sass der französische Ministerpräsident Herriot, auch heute noch als Präsident der französischen Kammer eine einflussreiche Persönlichkeit, ein grosser, vierschrötiger Mann, mit einem fast eckig anmutenden Kopf, aus dem ein Paar gutmütige, forschende Augen gelegentlich einen misstrauischen Blick auf meinen Nachbarn Stresemann fallen liessen; zur Linken MacDonalds sass der englische Schatzkanzler Philip Snowden. Er war vielleicht die markanteste Gestalt der ganzen Konferenz. Aus seinem hageren Gesicht blitzten ein Paar strenge, ja unerbittliche blaue Augen. Mit seiner Kritik machte er vor niemandem und nichts halt. Er war der Mann der unverblünten Wahrheiten. Von der Politik hielt er anscheinend nichts und von der Diplomatie noch weniger. Mit eiskalter Schärfe, ja vielfach mit einer in dieser Umgebung aussergewöhnlichen Grobheit vertrat er seinen Standpunkt. Und meistens stand er dabei auf Seiten der Deutschen gegen die Franzosen. Ich sollte Snowdens Art in den nächsten Tagen während der Konferenz und später auch bei anderen Gelegenheiten, wie der zweiten Reparationskonferenz 1929/30 im Haag, noch sehr genau kennenlernen. Rechts neben Herriot sah ich den belgischen Ministerpräsidenten Theunis.

Im Hintergründe sass die Berater der Alliierten; sie reichten ihren Ministern oft Zettel mit kurzen Bemerkungen oder Schriftstücke während der Beratungen zu, und man konnte daraus für den Gang der Verhandlungen manches entnehmen, wenn man wusste, wer die Herren in der zweiten Reihe waren und welches Gebiet sie als Sachverständige vertraten. Auch die deutsche Seite hatte ihre Sachberater mitgebracht, die ich hinter mir mit ihren Papieren rascheln und halblaute Bemerkungen austauschen hörte.

Von diesem unerwarteten Zusammentreffen mit den europäischen Staatsmännern war ich nicht so beeindruckt, wie ich es eigentlich erwartet hatte. Ich war beinahe überrascht, wie selbstverständlich mir nach einigen Minuten meine Umgebung erschien.

Das lag nicht zuletzt an der wenig formellen Atmosphäre, die diese Beratungen kennzeichnete. Ich hatte mir früher immer Verhandlungen zwischen Ministerpräsidenten und Aussenministern als eine sehr steife Angelegenheit vorgestellt. Hier aber sprachen die Vertreter der einzelnen Nationen so ruhig und im Gesprächston miteinander, als handele es sich nicht um eine hochpolitische internationale Konferenz, sondern vielmehr um eine Clubversammlung. Wenn man von der Sprache absah,

hätte man keinen Unterschied zwischen den deutschen und den anderen Mitgliedern dieses «Clubs» feststellen können. Das traf jedoch nur auf die äussere Form zu. Inhaltlich merkte man sehr bald, dass das Land, welches Marx und Stresemann vertraten, in dem nur wenige Jahre zurückliegenden Kriege besiegt worden war, und dass die anderen als Fordernde am Tisch sassen.

Ich kam infolge der plötzlichen Ablösung von Michaelis mitten in eine Debatte hinein, die bereits vorher begonnen hatte. Es handelte sich bezeichnenderweise um die Frage der Sanktionen. Das war ein äusserst wichtiger Punkt, denn mit der Begründung, Sanktionen wegen Nichterfüllung von Reparationsverpflichtungen verhängen zu müssen, war ja Poincaré in das Ruhrgebiet einmarschiert. Nun sollte beraten werden, in welcher Weise Sanktionen bei einer Verletzung des Dawes-Planes durchgeführt werden könnten. Ruhig und sachlich hatte Marx die deutschen Einwendungen gegen das erneut auf Grund des Versailler Vertrages in Aussicht genommene Sanktionsrecht vorgebracht. Snowden trat der deutschen Auffassung bei, aber Herriot machte sofort Vorbehalte. Während der Ausführungen von Marx hatte er sich wiederholt an seinen Finanzminister Clémentel und an einen Beamten des Quai d'Orsay, den heutigen französischen Botschafter in London, Masigli, gewandt.

In dem der Konferenz vorliegenden Entwurf über die Sanktionsbestimmungen war vorgesehen, dass im Falle eines «flagrant default», d.h. einer offensichtlichen Verfehlung Deutschlands, der Sanktionsfall eintreten sollte. Angesichts der Tatsache, dass Poincaré wegen sehr geringfügiger «Verfehlungen» Deutschlands die Ruhraktion unternommen hatte, war es natürlich der deutschen Seite darum zu tun, von vornherein die Bestimmungen auszuschalten, wonach in Zukunft geringfügige Vorfälle zum Anlass eines gewichtigen Vorgehens unter dem Vorwand von Sanktionen ergriffen würden.

Daher wurde stundenlang über die Auslegung dieses englischen Ausdruckes hin- und herdebattiert. Snowden ergriff wiederholt das Wort und stellte sich dabei auf den deutschen Standpunkt, indem er nachdrücklich zum Ausdruck brachte, dass im Englischen dieser Ausdruck unter allen Umständen den bestimmten Willen zum Begehen einer Verfehlung bedeute, dass daher eine böswillige Absicht vorliegen müsse. Das war genau der Standpunkt der deutschen Delegation. Wäre Anfang 1923 dem Sanktionsparagrafen eine solche Auslegung gegeben worden, so hätte die Ruhrbesetzung nicht stattfinden können.

An und für sich war diese ganze Diskussion natürlich im Rahmen der grösseren Probleme, um die es sich in London handelte, verhältnismässig belanglos. Mir zeigte sie jedoch, besonders nach dem Zwischenfall Michaelis, welche weittragenden Folgen einzelne Formulierungen im internationalen Verkehr oft haben können, und ich habe mich in der Folge

bei meinen Übersetzungen immer an diese ersten Beispiele aus meiner Laufbahn erinnert.

Den ganzen Abend verbrachte die Konferenz mit der Diskussion dieser und ähnlicher Punkte. Eine Einigung wurde in keiner Hinsicht erzielt, und man vertagte sich auf den nächsten Vormittag.

Erleichtert erhob ich mich mit der deutschen Delegation. Meine Aufgabe bei der Übersetzung der Ausführungen von Marx und Stresemann war insofern erleichtert worden, als man mir nur die französische Fassung anvertraut hatte. Ins Englische übersetzte der spätere Generalkonsul Kiep, damals noch Legationssekretär, der nach dem 20. Juli 1944 von der Hitlerjustiz ermordet wurde.

Zum ersten Male sprach an jenem Abend auch Stresemann persönlich mit mir. Er war so freundlich, mir einige anerkennende Worte über meine Arbeit zu sagen, und bat mich, ihn von nun ab bei allen Verhandlungen zu unterstützen. Auch der Reichskanzler deutete an, er sei nach dem Ruhrzwischenfall mit Herriot vom Vormittag sehr erfreut gewesen, dass sich dank meiner ruhigeren Sprache trotz der umstrittenen Punkte und der delikaten Fragen, die auf der Sitzung behandelt worden seien, keine Schwierigkeiten mit Herriot mehr ergeben hätten.

Von nun an fuhr ich regelmässig mit Marx und Stresemann vor- und nachmittags in die Konferenzsitzungen, die manchmal im britischen Auswärtigen Amt, manchmal auch in den Räumen des englischen Premierministers im Unterhaus stattfanden.

Heute erscheinen mir die damals in den offiziellen Sitzungen behandelten Fragen verhältnismässig unwichtig gegenüber der politischen Entwicklung, die sich in Privatgesprächen anbahnte. Auch hier spielten sich die wichtigsten Vorgänge ausserhalb der Verhandlungsräume ab.

Das Ereignis, das alles andere, was auf der Konferenz sonst noch geschah, an Wichtigkeit übertraf und dessen Rückwirkungen weit über die Lebensdauer des Dawes-Abkommens hinausreichten, war die erste persönliche Begegnung, die hier in London nach dem Weltkriege von 1914 zwischen dem deutschen und dem französischen Aussenminister stattfand. Es war das erste Mal seit über zehn Jahren, dass sich die aussenpolitischen Vertreter dieser beiden Nachbarvölker unter vier Augen in einer fast zweistündigen persönlichen Aussprache gegenüber sass.

Es war nicht ganz leicht gewesen, diese Begegnung zustande zu bringen. Im Anschluss an jene Abendsitzung, an der ich zum ersten Male als Dolmetscher für Stresemann auftrat, hatte Herriot noch persönlich darum gebeten, dass man keinen Versuch machen möge, eine Besprechung mit dem deutschen Reichskanzler oder dem Reichsaussenminister herbeizuführen. Aber bereits an einem der nächsten Tage hatte er durch einen Vertrauensmann seinen Wunsch übermitteln lassen, mit der deutschen Delegation in Fühlung zu kommen. Daraufhin waren

zunächst formelle Höflichkeitsbesuche ausgetauscht worden, die nur von sehr kurzer Dauer waren und bei denen von allem anderen als von Politik gesprochen wurde. Ich hatte allerdings schon bei diesen kurzen Gelegenheiten den Eindruck, dass sich Herriot bemühte, Marx und Stresemann so freundlich wie möglich entgegenzukommen. Er hatte sogar versucht, mit ihnen etwas deutsch zu sprechen, und erschien beide Male aufgeräumt und zugänglich.

Einige Tage später kam durch Vermittlung MacDonalds ein wirkliches politisches Gespräch, zwar nicht mit Marx, der ja als Reichskanzler der eigentliche Gesprächspartner des französischen Ministerpräsidenten gewesen wäre, sondern mit dem Reichsaussenminister Stresemann zustande. Aber da die aussenpolitischen Probleme dem Reichskanzler fern lagen, war die Kombination Stresemann-Herriot natürlich die bei weitem günstigere.

Bezeichnend für die Stimmung in Frankreich war es, dass diese Besprechung mit grosser Sorgfalt vor der Öffentlichkeit geheimgehalten werden musste. Es wurde uns gesagt, dass Herriot der öffentlichen Meinung seines Landes gegenüber eine persönliche Aussprache mit dem deutschen Aussenminister nicht vertreten könne und dass ihm die Rechtsopposition in der Kammer und sogar innerhalb seines Kabinetts die grössten Schwierigkeiten machen würde, wenn über das Zusammentreffen mit Stresemann auch nur das geringste verlautete. In Frankreich sei man natürlich argwöhnisch und werde aus dieser Begegnung den naheliegenden Schluss ziehen, dass in London eben doch nicht nur über die Reparationen verhandelt worden sei, sondern darüber hinaus die als tabu bezeichneten politischen Fragen, vor allen Dingen das Ruhrproblem, behandelt worden seien, entgegen den Zusicherungen, die Herriot vorher in Frankreich hatte abgeben müssen.

So wurde denn diese Unterredung mit einem Geheimnis umgeben, das eines Detektivromanes würdig gewesen wäre. Die Hallen der Delegationshotels waren natürlich Tag und Nacht von der Presse der ganzen Welt belagert. Nicht einen Schritt konnten die Staatsmänner tun, ohne dass es mindestens einem Journalisten sofort auffiel. Wenn einer der Aussenminister mit einem der grossen Autos, die die englische Regierung ihnen zur Verfügung gestellt hatte, irgendwohin fuhr, folgte ihm meist ein ganzes Rudel von Journalistenwagen; mit einem Geschick, das man sonst nur auf Sechstagerennen im Berliner Sportpalast anzutreffen pflegte, hängten sie sich an das «Hinterrad» des betreffenden Ministerwagens und verloren es auch im dichten Gewühl der Londoner Strassen nicht mehr.

Um dieser «Verfolgung» zu entgehen, verliessen Stresemann und ich das Hotel zu Fuss durch einen Nebenausgang. Ich glaube, es war sogar die Lieferantentreppe. Wir schlenderten dann gemächlich Piccadilly entlang und blieben an einigen Schaufenstern stehen, um den Eindruck

zu erwecken, dass wir nur einen Bummel durch die Strassen machen wollten, sollte uns doch einer der Journalisten aufgespürt haben und uns gefolgt sein. Es war alles genau so, wie es in den Detektivgeschichten beschrieben wird. Es spielten sogar richtige Detektive dabei mit. Das waren die beiden englischen «Inspectors» von Scotland Yard, die für Stresemanns Sicherheit zu sorgen hatten; sie waren die einzigen, die über unser eigentliches Ziel Bescheid wussten. Sie folgten uns so «unauffällig», wie das in ihren Dienstvorschriften vorgesehen ist, und wie sie es, besonders in England, durch lange Übung meisterhaft verstehen. Durch nichts unterschieden sich die beiden freundlichen englischen Gentlemen, die im eifrigen Gespräch miteinander scheinbar ihre Umgebung völlig vergessen hatten, von den übrigen Strassenpassanten, ganz im Gegensatz zu ihren kontinentalen Kollegen in Deutschland oder in Frankreich, denen man, damals jedenfalls, am Schlapphut und Regenmantel oder dem ungerollten Regenschirm, wenn nicht gar an einem wachtmeisterlichen Schnurrbart, den Beruf oft sofort ansah.

Im dichtesten Gewühl des Piccadilly Circus erwartete uns ein englischer Wagen, den wir mit einiger Hast bestiegen, und in dem sich nach einigen hundert Metern unsere beiden «Inspectors» zu uns gesellten. Wir fuhren einmal die grosse Strasse bis zum Buckingham Palace entlang und bogen dann in die Mall ein, wo wir vor dem grossen Gebäude des Royal Automobile Club hielten.

Unsere beiden englischen Kriminalpolizisten gingen uns in das Gebäude voran, wechselten ein paar schnelle Worte mit dem uniformierten Portier und geleiteten uns dann zum Fahrstuhl, der sich sofort in Bewegung setzte, ohne auf noch andere gerade vom Eingang herkommende Fahrgäste zu warten. In einem Film hätte diese Szene auch nicht naturgetreuer dargestellt werden können.

In einem der oberen Stockwerke gelangten wir dann nach einigem Hin und Her in ein Zimmer, an dessen Tür das Schild «Private» hing. Wir gingen hinein, während unsere beiden englischen Begleiter plötzlich verschwunden waren.

Auf unseren Gesprächspartner Herriot brauchten wir nicht lange zu warten. Er erschien schon ein paar Augenblicke nach unserem Eintreffen. Sicherlich war er auf ebenso geheimnisvolle Weise an den Ort unserer Zusammenkunft gelangt wie wir. Er hatte niemand mitgebracht, denn es sollte ja ein Gespräch von Mann zu Mann werden, abseits und ausserhalb der diplomatischen Gepflogenheiten. Körperlich machte Herriot wieder den gleichen etwas unbeholfenen Eindruck auf mich wie das erste Mal. Er war so ganz anders als das Bild, das ich mir von einem Franzosen gemacht hatte. Er hätte ebensogut ein pommerischer Landwirt sein können mit seinen breiten Schultern, seinem massigen Kopf und seinem riesigen Umfang. In diesem gewaltigen

Körper aber steckte ein echt französischer Geist mit all seiner feingeschliffenen Formulierungskunst und seiner scharfen, verstandesmässigen Durchdringung der Probleme. Herriot hatte ein gutmütiges, offenes Gesicht und richtete seine grossen Augen fest und forschend auf Stresemann und mich. Wie bei der ersten Begegnung auf der Konferenz hatte ich auch diesmal den Eindruck, dass von Zeit zu Zeit ein gewisses Misstrauen in seinen Blicken aufleuchtete. Das geschah zwar immer nur für ganz kurze Zeit, aber es war doch nicht zu verkennen.

Mit einem halben Lächeln reichte Herriot Stresemann und mir die Hand und nickte dabei freundlich mit dem Kopf. Dann liess er seinen schweren Körper in den dritten Sessel an dem kleinen runden Tisch sinken, streckte behaglich die Beine von sich, holte eine grosse Pfeife hervor und stopfte sie langsam und bedächtig aus einem noch grösseren Tabaksbeutel. Was ich allgemein über Pfeifenraucher bemerkt habe, fiel mir auch hier wieder ein. «Er raucht die Friedenspfeife», schoss es mir durch den Sinn.

Ehe das Gespräch begann und meine Aufmerksamkeit durch die technische Seite meiner Aufgabe in Anspruch genommen wurde, hatte ich noch ein paar Augenblicke lang so deutlich wie selten das Gefühl, der Eröffnung eines neuen Kapitels, ja eines ganz neuen Buches in der Geschichte der beiden Nachbarvölker, der Deutschen und der Franzosen, beizuwohnen. Fast körperlich wurde mir bewusst, dass in diesem Augenblick von den beiden mir gegenüberstehenden Männern eine unsichtbare, aber trotzdem äusserst reale, scharf trennende Grenze überschritten wurde.

Aus diesen Überlegungen wurde ich durch Stresemanns Stimme herausgerissen, der gleich zu Beginn der Unterhaltung ohne Umschweife auf die Kernpunkte des damaligen deutsch-französischen Verhältnisses zu sprechen kam.

«Gerade Sie als alterfahrener Parlamentarier, Herr Herriot, werden verstehen», erklärte Stresemann mit einer leicht näselsnden, metallisch preussischen Stimme, «dass ich unmöglich vor den Reichstag hintreten kann, um ihm die Annahme des Dawes-Abkommens zu empfehlen, ohne dass über den Hauptpunkt, der die Gemüter in Deutschland seit Anfang des vergangenen Jahres bewegt, die Ruhrfrage und ihre Liquidation, etwas von mir gesagt wird.»

Während ich Herriot diese Worte übersetzte und er mir sehr aufmerksam zuhörte, denn er verstand nur sehr wenig Deutsch, verfolgte ich voll innerer Spannung sein Mienenspiel. Ich war durchaus darauf gefasst, dass er bei der Erwähnung des ominösen Wortes Ruhr wieder so erregt auf brausen würde wie in der ersten grossen Sitzung der Konferenz. Mit einer gewissen Überraschung stellte ich jedoch fest, dass er völlig ruhig blieb und dass sein Interesse auch bei den nachfolgenden Ausführungen Stresemanns nicht geringer wurde und sich in seinen

Mienen keinerlei Ablehnung widerspiegelte. Im Gegenteil, von Zeit zu Zeit nickte er sogar zustimmend oder sagte auf Deutsch «Ja» zu diesem oder jenem Punkt.

Stresemann hatte also offenbar die richtige Taktik gewählt. Als er sah, dass Herriot sich der Erörterung dieser Fragen in einem Gespräch von Mann zu Mann nicht entziehen wollte, ergriff er die Gelegenheit mit beiden Händen und gab Herriot ein umfassendes Bild der politischen Lage in Deutschland. In solchen Situationen erwies sich Stresemann immer als Meister. Je länger er sprach, desto mehr erwärmte er sich für die Gedankengänge, die ihm am Herzen lagen, und um so klarer und eindringlicher wurden die Formulierungen, die er zu den einzelnen Punkten fand.

Er schilderte die Gefühle, die die Ereignisse an der Ruhr im deutschen Volk wachgerufen hatten, und zeigte an einzelnen Beispielen, wie sehr ihm die Rechtsopposition unter Ausnutzung dieser natürlichen patriotischen Aufwallung schon während der Vorverhandlungen über das Dawes-Abkommen immer neue Schwierigkeiten bereitet habe. Deshalb müsse hier in London unter allen Umständen gleichzeitig mit der Reparationsvereinbarung auch die Aufhebung der Besetzung des Ruhrgebietes beschlossen werden.

Stresemann hütete sich als geschickter Politiker wohl davor, in diesem Augenblick auf die Rechtsfrage einzugehen. Denn dass der Ruhr-einfall Poincarés eine Verletzung des Versailler Vertrages bedeutete, hatte man nicht nur bei uns in der Pressepolemik gegen Frankreich festgestellt, es war auch in der Note des konservativen englischen Aussenministers, Lord Curzon, Anfang des Jahres den Franzosen bescheinigt worden. Wie sich später herausstellte, vertrat auch Herriot den Standpunkt, dass die Ruhraktion zu Unrecht erfolgt war. Dass Stresemann es vermied, dieses für Frankreich ungünstige Moment hier zu erwähnen, zeigte den grossen Taktiker im hellsten Licht. Es hat bei so delikaten Verhandlungen keinen Zweck, dem Partner gleich von vornherein sein ganzes, von ihm selbst im Innern vielleicht längst erkanntes Unrecht vorzuhalten und dadurch lediglich eine menschlich verständliche Widerstandsregung hervorzurufen.

Herriot stellte den deutschen innerpolitischen Schwierigkeiten Stresemanns die Opposition im eigenen Lager, in der französischen Kammer und sogar in der eigenen Regierung, besonders von seitens des französischen Kriegsministers, entgegen.

«Ich habe überhaupt nur an der Londoner Konferenz teilnehmen können», fügte Herriot temperamentvoll hinzu, «weil ich in der Kammer und im Senat versprach, dass hier in London von der Ruhr und von politischen Dingen nicht gesprochen würde. Es sollte nur ein Beschluss über die Durchführung des Dawes-Planes gefasst werden.»

«Eine eigenartige Konferenz, auf der vom Thema nicht gesprochen

werden darf», warf Stresemann sarkastisch ein, aber Herriot störte sich nicht an diesem ironischen Zwischenruf, sondern fuhr fort: «Dieses Versprechen glaubte ich ohne weiteres abgeben zu können, weil mir Mac Donald bei unserer Zusammenkunft in Chequers ausdrücklich versichert hatte, dass die Ruhr auf der Londoner Konferenz mit keinem Wort erwähnt werden würde.»

Stresemann schüttelte den Kopf. «Sie können sich mein Erstaunen vorstellen», sprach Herriot weiter, «als am zweiten Tage nach Eröffnung der Verhandlungen in London Mac Donald mir in einer Verhandlungspause unversehens auf die Schulter klopfte und mich fragte, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt: ‚Was machen wir nun mit der Ruhr, Herr Herriot?‘ Ich wäre fast zu Boden gesunken vor Überraschung.»

Herriot hatte sich warm geredet bei der Schilderung dieses Zwischenfalles und stellte nun in sehr temperamentvoller Weise die Schwierigkeiten dar, auf die er sich in Frankreich gefasst machen müsse, wenn er trotz des abgegebenen Versprechens Zugeständnisse in der Frage der Ruhräumung machen würde.

«Die unausbleibliche Folge wäre der Sturz meiner Regierung. Und damit wäre der Sache des Friedens und der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland ein schlechter Dienst geleistet, denn mein Nachfolger wäre entweder Poincaré, der schon jetzt eifrig gegen mich arbeitet, oder ein anderer, ihm geistesverwandter Politiker der Rechten.»

Diese anscheinend unabänderlich negative Reaktion Herriots wirkte auf Stresemann wie ein kalter Wasserstrahl. Jetzt aber zeigte sich seine zweite grosse Eigenschaft. Er liess sich auch von einem anscheinend unüberwindlichen Hindernis nicht abschrecken. Beharrlich bemühte er sich immer von neuem, seinem Ziel näherzukommen. Insofern war diese grundlegende Aussprache mit dem französischen Ministerpräsidenten charakteristisch für Stresemanns gesamte Aussenpolitik, so wie ich sie in den folgenden Jahren miterlebte.

Er versuchte auf einem anderen Wege bei Herriot Verständnis für die Notwendigkeit und die Möglichkeit eines Nachgebens in der Ruhrfrage zu gewinnen. Dieser hatte im Verlauf seiner Bemerkungen auf das ungeheure Misstrauen hingewiesen, das in Frankreich immer noch gegenüber Deutschland herrschte, und hatte angedeutet, man müsse zunächst einmal feststellen, ob Deutschland auch wirklich abgerüstet habe, ehe Frankreich auf politischem Gebiet zu Konzessionen bereit sein würde. Herriot hatte die Frage der Militärkontrolle mit der Räumung der Ruhr verbunden und dabei gleichzeitig auf die Befürchtungen Frankreichs wegen der nationalistischen Tendenzen in der deutschen Innenpolitik hingewiesen.

Stresemann erwiderte schlagfertig, das beste Mittel, den nationalistischen Bestrebungen in Deutschland entgegenzuarbeiten, bestehe für

Frankreich darin, Deutschland gegenüber eine vernünftige Politik zu verfolgen, wodurch den nationalistischen Elementen das Wasser abgegraben werde. Er zeigte, wie stark in Deutschland die Kräfte seien, die einer deutsch-französischen Verständigung positiv gegenüberstünden. Er wies insbesondere auf die Haltung der deutschen Industriellen hin, die trotz der Agitation Hugenburgs in ihrer grossen Mehrheit für die Annahme des Sachverständigengutachtens eingetreten seien. Die Elemente der Vernunft und der Verständigung hielten in Deutschland den nationalistischen Strömungen durchaus die Waage. Es sei das klügste, was Frankreich tun könne, diesen vernünftigen Elementen durch eine geeignete Politik zu einem Übergewicht zu verhelfen.

In diesem Zusammenhang kam Stresemann auf die Gesten zu sprechen, die Frankreich ohne grosse Opfer Deutschland gegenüber machen könne, und deren Wirkung im Reich sehr nachhaltig sein würde. Auch hierbei handele es sich in erster Linie um die Liquidation des Ruhrunternehmens. Einer der wichtigsten psychologischen Faktoren sei dabei eine Amnestie für die sogenannten Ruhrverbrecher, die von Militärgerichten abgeurteilt worden seien.

In diesem Punkt erklärte sich Herriot ohne weiteres zu einer Geste bereit. Es war charakteristisch für seine menschliche Einstellung und zeigte sein wirkliches Verständnis für die Lage, dass er wörtlich dazu bemerkte: «Ich liebe Frankreich und ich liebe jeden, der für Frankreich kämpft; deshalb habe ich volles Verständnis dafür, dass Deutschland für jeden eintritt, der im Ruhrkampf für Deutschland gekämpft hat.»

Wer das Kernproblem der Liquidation der Ruhrunternehmung auf rein menschlichem Gebiet so klar erkannt hat und es offen zugibt wie dieser Franzose, dachte ich mir bei diesen Worten, der ist in seinem Innern sicherlich ebenso wie Stresemann von der Notwendigkeit überzeugt, gleichzeitig mit dem Dawes-Abkommen auch eine Vereinbarung über die Ruhräumung zu treffen. Dies genau so offen auszusprechen wie sein Einverständnis in der Amnestiefrage, hinderten ihn wohl nur die Schwierigkeiten im eigenen Lager. Herriot war ein «*Homme de bonne volonté*», aber er fühlte sich nicht stark genug und war zu sehr in das Spiel der französischen Parteien verwickelt, als dass er sofort eine kühne Initiative hätte ergreifen können, um das von ihm als notwendig Erkannte durchzusetzen.

Zwei Stunden zog sich dieses wahrhaft historische Gespräch in Rede und Gegenrede hin. Immer wieder und mit immer eindringlicheren Argumenten ging Stresemann zum Angriff vor. Man merkte deutlich, wie er mit jedem Male überzeugender auf Herriot wirkte, der sich jedoch stets von neuem hinter der Opposition im eigenen Lager verschanzte; besonders der Name des Kriegsministers Nolle, des früheren Leiters der alliierten Kontrollkommission in Deutschland, fand dabei wiederholt Erwähnung.

Offensichtlich fühlte sich Herriot zu unsicher, um irgend etwas Positives zuzusagen. Während sich das Gespräch immer länger ausdehnte, sank die Temperatur von Viertelstunde zu Viertelstunde merklich. Herriot wurde immer nervöser, weil er die mit steigendem Nachdruck von Stresemann geforderte Räumung des Ruhrgebietes nicht zugestehen konnte, und Stresemann wurde seinerseits immer ungeduldiger, weil er so gar keine konkrete Wirkung seiner Worte verspürte.

Schliesslich geriet das Gespräch vollends ins Stocken, minutenlang sass sich die beiden Männer schweigend gegenüber. Nicht etwa, dass sie sich im Laufe des Gespräches auseinandergeredet und sich persönlich entzweit hätten. Ganz im Gegenteil, menschlich waren sie sich beide sicherlich nähergekommen. Denn sie hatten ohne Umschweife in aller Offenheit nicht als Politiker, sondern als Männer, die um den europäischen Frieden besorgt waren, miteinander geredet, hatten dabei aber erkennen müssen, wie fast hoffnungslos gross die Schwierigkeiten waren, die sich ihnen entgegenstellten.

Am Ende einer solchen Gesprächspause holte Herriot auf einmal tief Luft, so, als habe er sich zu einem schweren Entschluss durchgerungen. Ich fürchtete schon, er wolle Stresemann sagen, er müsse leider einsehen, dass sie beide nicht in der Lage seien, über die Ruhräumung eine Einigung zu erzielen, und dass es besser sei, die Unterredung abzubrechen.

Zu meiner Überraschung aber trat genau das Gegenteil ein. Irgendwie ungehemmter und befreiter, redete sich Herriot die ganze Abneigung von der Seele, die er von vornherein gegen das Ruhrabenteuer empfunden hatte. Er sei sich darüber klar, dass die jetzige Stimmung in Deutschland, über die sich Frankreich so beunruhige, letzten Endes das Werk Poincarés sei, und er stimme Stresemann durchaus darin zu, dass man durch eine vernünftige Politik die nationalistische Haltung gewisser deutscher Kreise am besten eindämmen könne. In dieser Erkenntnis wolle er daher Stresemann Zusagen, dass er sich nach Paris begeben werde, um dort seinen ganzen Einfluss zugunsten einer Räumung des Ruhrgebietes, von deren Notwendigkeit er selbst überzeugt sei, geltend zu machen. Es sei durchaus ungewiss, mit welchem Erfolg er aus Paris zurückkehren werde; vielleicht werde er überhaupt nicht zurückkommen, weil er mit der Möglichkeit rechne, bei dem Vorschlag einer Ruhräumung oder der blossen Andeutung, dass er mit Stresemann trotz seiner gegenteiligen Zusage über diese Frage gesprochen habe, gestürzt zu werden.

«Auf jeden Fall verspreche ich Ihnen aber, Herr Stresemann, dass ich alles in meinen Kräften Stehende tun werde, Ihren begreiflichen Wunsch nach irgendeiner Abmachung über die Ruhräumung zu erfüllen und Ihnen dadurch Ihre Stellung gegenüber Ihren eigenen Landsleuten zu stärken», fügte er ernst hinzu. Man glaubte ihm ohne

weiteres, dass er dieses Versprechen halten würde, sah ihm aber gleichzeitig die Besorgnis an, die er wegen des zu erwartenden Kampfes in Paris hegte.

Bei diesen Worten hellte sich die vorher recht düster gewordene Atmosphäre der Unterredung zusehends auf. Mir fiel das Wort von dem Silberstreifen wieder ein. Es zeigte sich tatsächlich ein erster Hoffnungsschimmer am Horizont. In Deutschland hatte man angesichts der Ereignisse des letzten Jahres und der französischen Politik seit Beendigung des Krieges die Franzosen im Unterbewusstsein immer irgendwie als einer Einigung mit Deutschland abgeneigt angesehen. Nun hatte sich innerhalb von zwei Stunden bei diesem Franzosen, der uns hier gegenüber sass, das Gegenteil herausgestellt. Das war etwas, was mich mit grosser Hoffnung für die Zukunft erfüllte. Dass diese Erwartungen nicht unberechtigt waren, zeigten nicht nur die nächsten Tage auf der Londoner Konferenz, sondern auch die nächsten Jahre der deutsch-französischen und europäischen Politik. Dieses wahrhaft historische erste Gespräch bewies mir, dass selbst grösste Schwierigkeiten von Männern guten Willens überwunden werden können. Bildete doch diese Aussprache hinter den verschlossenen Türen des englischen Automobilclubs in London den ersten Auftakt zu jener glücklichen Entwicklung in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, die gegen Ende der 20er Jahre ihre konkreten Ergebnisse zeitigte. Unbeachtet von der grossen Öffentlichkeit wurde in dieser Stunde der Grundstein für das spätere europäische Gebäude gelegt.

Aber auch die «Eingeweihten», ja selbst die deutsche Delegation in London wussten zunächst nichts davon. Auf dem Rückweg ins Ritz-Hotel, den wir diesmal ohne Umwege im Wagen zurücklegten, erteilte mir Stresemann den Auftrag, eine Aufzeichnung über das Gespräch auf Grund meiner Dolmetschernotizen anzufertigen und mit niemandem, auch nicht mit dem Reichskanzler, über das Vorgefallene zu sprechen. Ich durfte meine Aufzeichnung auch nicht diktieren, sondern musste sie mit eigener Hand niederschreiben. Stresemann wollte die zarte Pflanze der neuen Verständigungspolitik, die an die Stelle der reinen Gewaltpolitik treten sollte, vor allen schädlichen Einwirkungen schützen. Er selbst war von dem Gespräch hoch befriedigt.

So sass ich denn am Abend jenes Augusttages in einem kleinen Zimmer im obersten Stockwerk des Ritz-Hotels, von dem aus der Blick weit über die Dächer Londons schweifte. Ich war tief beeindruckt von der Aufgabe, die mir anvertraut worden war, von dem plötzlichen Hineingestelltsein in die grosse Politik, und füllte Seite um Seite meiner ersten aussenpolitischen Aufzeichnung, auf die noch unzählig viele andere in den nächsten 21 Jahren folgen sollten.

Als ich 1939 in das Ministerbüro versetzt wurde und in den Panzerschränken des historischen Zimmers der «grauen Eminenz» in der

Wilhelmstrasse 76 herumstöberte, fand ich auch diese erste eigenhändige Aufzeichnung wieder. Die reichlich ungelungenen Ausführungen, die ich damals als Anfänger in London niedergeschrieben hatte, machten mir deutlicher als vieles andere den ungeheuren Unterschied klar, der zwischen einem Stresemann und den «Staatsmännern» bestand, für die ich in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg Aufzeichnungen anzufertigen hatte. Und das unerwartete Wiedersehen mit der hoffnungsvollen Zeit zu Beginn der Ära Stresemann bestärkte das Gefühl für die herannahende Katastrophe, das sich mir seit 1933 immer mehr

Herriot begab sich tatsächlich an einem der nächsten Tage nach Paris. Der Finanzminister Clémentel und der Kriegsminister Nollet begleiteten ihn. Von der Fühlungnahme zwischen Herriot und Stresemann war auch nicht das geringste in die Öffentlichkeit durchgesickert, aber mit jenem feinen Witterungsvermögen, das ich bei den grossen Journalisten, mit denen ich in der Folgezeit so oft zusammengekommen bin, immer bewundert habe, schrieb die englische Presse sehr treffend, dass von Herriots Reise nach Paris Erfolg oder Misserfolg der Konferenz abhinge. Wie gut die Presse informiert war, ersah ich mit Staunen aus der Meldung einer Nachrichtenagentur, in der klipp und klar ausgesprochen wurde, dass zwischen Herriot und seinem Kriegsminister Nollet ein schwerer Konflikt in der Frage der Räumung des Ruhrgebietes ausgebrochen sei. Nollet habe sich scharf gegen jede derartige Massnahme ausgesprochen und wolle die Räumungsfrage mit der Militärkontrolle verknüpfen, um auf diese Weise Zeit zu gewinnen.

Dass ich voller Spannung alle Nachrichten aus Paris verfolgte, war nur natürlich. Sprechen durfte ich ja mit niemand über das, was mich bewegte, und so hatte ich um so mehr Zeit zum Nachdenken. Wie recht Herriot in seiner Beurteilung der kritischen Situation seines Kabinetts in Frankreich gehabt hatte, erfuhr ich einen oder zwei Tage nach der Unterredung aus der Äusserung eines französischen Delegationsmitgliedes, mit dem ich in einer Verhandlungspause ins Gespräch kam.

Solche Gespräche waren nicht selten. Die jüngeren Mitglieder der französischen Delegation waren zu mir nicht nur in London, sondern auch bei späteren Gelegenheiten immer ausserordentlich freundlich. Ich war nach meiner Arbeit auf der Konferenz gewissermassen in die «Familie» der technischen Mitarbeiter der einzelnen Delegationen aufgenommen worden. Genau so wie unsere Chefs trafen auch wir Kleineren und Kleinsten uns in der Folge immer wieder an den verschiedensten Stellen Europas zu gemeinschaftlicher Arbeit. Man wurde immer näher mit den einzelnen Sekretären und Sachverständigen der anderen Delegationen bekannt, man

tauschte ungezwungen kritische Bemerkungen über die hohen Minister aus, und es bildete sich eine richtiggehende internationale Kameradschaft zwischen uns heraus. Im Laufe der Zeit gehörte ich mehreren solcher internationalen Familien an, deren Mitglieder sich in fast regelmässigen Zeitabständen trafen.

Da war zunächst die Reparationsfamilie, wie ich sie zum ersten Male in London kennenlernte. Dann trat später eine allgemein politische Familie in Erscheinung, mit der ich zum ersten Male in Locarno und später beim Völkerbund in Genf auf den regelmässigen Ratsitzungen und Vollversammlungen zusammen traf. Daneben bestand noch die Wirtschaftsfamilie, deren Mitglieder sich bei den Wirtschaftsverhandlungen und Weltwirtschaftskonferenzen begegneten, und den Abschluss bildete die mit Militärs stark durchsetzte Abrüstungsfamilie. Die Minister mochten kommen und gehen, aber die Sekretäre und die technischen Berater blieben meistens dieselben und bildeten auf diese Weise einen nicht zu unterschätzenden, internationalen Zusammenhalt, der durchaus den Namen einer Familie verdiente.

Dass für mich persönlich ausserdem noch ein starker Kontakt zu den Dolmetschern bestand, insbesondere später zu den hervorragenden Könnern des Völkerbundes in Genf, ist selbstverständlich. Aber auch hier fiel mir besonders angenehm das freundliche Entgegenkommen meiner ausländischen Kollegen auf, die mich, den Neuling und den Jüngsten in ihrem Kreise, unterstützten und mir in manchen beruflich schwierigen Augenblicken, an denen es nicht fehlen sollte, Mut zusprachen.

Als damals in London bei solch einer «Familienunterhaltung» einer der Sekretäre der französischen Delegation so ganz leichthin, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, erklärte: «Wer weiss, ob Herriot überhaupt aus Paris wieder zurückkommt», konnte ich wegen meines Schweigebotes das Gespräch natürlich nicht vertiefen und nach dem Warum fragen. Aber ich fürchtete, dass die pessimistische Voraussage von Herriot sich nun doch bewahrheiten würde. Mit Stresemann sprach ich in den ganzen Tagen nicht über die politische Lage oder den Verlauf der Konferenz. Er hatte den Kopf mit anderen Dingen zu voll, und ich war ja auch schliesslich nur der Dolmetscher, mit dem er keine tiefgründigen Gespräche führen würde.

Um so erfreuter war ich, als an einem der nächsten Tage ein Kommunique über die kritische Sitzung des französischen Ministerrates in Paris herauskam, in dem es hiess, dass das Kabinett dem Ministerpräsidenten Herriot «einmütig seine volle Zustimmung» erteilt habe, und dass dieser sich bereits auf dem Rückweg nach London befinde.

Die Konferenz hatte inzwischen mehrere Unterausschüsse gebildet, in denen die einzelnen technischen Fragen über die Durchführung des Dawes-Planes beraten wurden. Interessant erschien mir insbesondere der Einfluss, der sich von aussenher, von seiten der Bankiers, geltend machte;

sie sollten die Gelder für die Deutschland zu gewährende Anleihe aufbringen, welche zur Ingangsetzung des Dawes-Planes notwendig war. Diese nüchternen, unsentimentalen Rechner stellten dafür eine Reihe von Bedingungen auf, die lediglich von wirtschaftlichen und finanziellen Überlegungen diktiert waren und sich in vielen Punkten mit den deutschen Forderungen deckten.

Auch die Bankiers hielten eine völlige Wiederherstellung der Souveränität des Reiches über das Ruhrgebiet für unumgänglich. Sie glaubten, das Risiko einer Anleihe nur dann übernehmen zu können, wenn die Ruhrindustrie wieder völlig frei und ungehindert arbeite und die Wirtschafts- und Finanzlage des Reiches wieder so weit stabilisiert würde, dass auch nach rein wirtschaftlichen Erwägungen eine Hergabe von Kapital vertretbar sei.

Aber gerade diese Ausserachtlassung der Imponderabilien schaffte wieder neue Schwierigkeiten. MacDonald erklärte einmal auf einer Sitzung, er werde als Führer einer Arbeiterregierung bei seiner Partei schwer in Misskredit geraten, wenn sich herausstelle, dass er sich seine Handlungen von Kapitalisten habe vorschreiben lassen, und die Franzosen waren damals über die entgegengesetzte Auffassung dieser nüchternen Finanziers und Wirtschaftler hell empört, ähnlich wie im Jahre 1948 über die Entscheidungen der anglo-amerikanischen Wirtschaftssachverständigen in der Frage des Industrieniveaus und der grosszügigeren Behandlung der gleichen Ruhrindustrie, um die es schon 1924 in London ging.

Kurze Zeit nach der Rückkehr Herriots aus Paris kam es zu einer zweiten Unterredung zwischen ihm und Stresemann. Diesmal fand sie im Rahmen der Konferenz ohne grosse Geheimnistuerei in einem Zimmer des englischen Auswärtigen Amtes statt. Herriot verbreitete sich dabei erneut über die innerpolitischen Schwierigkeiten, die er in Frankreich bei seiner letzten Anwesenheit gehabt habe. Aber er hatte sein Versprechen gehalten. Der Ministerrat hatte ihn ermächtigt, über die Ruhräumung zu sprechen und sogar feste Abmachungen darüber zu treffen! Es sei nicht leicht gewesen, die französische Regierung und die Vertreter der Parteien zu diesem Zugeständnis zu bewegen. Er habe es mit der Verpflichtung erkaufen müssen, darauf zu bestehen, dass die Räumung erst ... in einem Jahr durchgeführt würde.

Das war für Stresemann natürlich ein schwerer Schlag. «Ich muss Ihnen, Herr Herriot, zwar für Ihre Bemühungen in Paris danken. Sie haben das, was Sie mir vor einigen Tagen zusagten, gehalten, aber leider sehe ich keine Möglichkeit, mit Ihnen auf dieser Grundlage weiterzuverhandeln.» Er erkenne die Schwierigkeiten der französischen Parlamentslage durchaus an. Aber wenn er sich vorstelle, dass er mit dieser Räumungsfrist vor den deutschen Reichstag treten solle, so sei er sicher, dass das ganze Londoner Abkommen abgelehnt werden würde.

Die Folgen für Deutschland würden katastrophal sein, aber die Rückwirkungen würde auch Frankreich, ja ganz Europa zu spüren bekommen. Stresemann wurde bei diesen Ausführungen genau so temperamentvoll wie Herriot, wenn er von den Schwierigkeiten im eigenen Lande sprach. Seine Worte überstürzten sich, seine helle Stimme klang laut durch den Raum.

Herriot erwiderte ebenso heftig, dass er gar nicht daran denken könne, kürzere Räumungsfristen zuzugestehen. Er habe ohnehin schon mit Nollet und Foch in Paris die heftigsten Zusammenstöße gehabt; man habe ihm vorgeworfen, seine eigenen Ministerkollegen hintergangen zu haben. Er sei überhaupt nur nach Paris gefahren, weil er eingesehen habe, dass in der Räumungsfrage etwas geschehen müsse. Auch Macdonald habe ihn übrigens genau so wegen der Ruhr bedrängt, aber es sei jetzt, nachdem er mit so vieler Mühe in Paris ein einigermaßen befriedigendes Ergebnis erzielt habe, für ihn eine grosse Enttäuschung, wenn Stresemann nun erkläre, er könne sich damit nicht zufriedengeben.

Trotzdem versuchte Stresemann noch mehrmals, bei Herriot eine Verkürzung der Räumungsfrist durchzudrücken. Es dürfe sich nicht um Monate, sondern nur um Wochen handeln. Eine andere Lösung könne er gegenüber dem deutschen Parlament nicht vertreten.

Mit einem fast gequälten Gesichtsausdruck wiederholte Herriot seine Einwendungen, und man schien völlig festgefahren zu sein. In dieser Situation kam Stresemann auf einen Ausweg. Er sagte, in Deutschland würde nicht nur der Abschluss der Räumung, sondern auch deren Beginn von grosser Bedeutung sein. Er frage daher Herriot, ob die Räumung wenigstens unverzüglich beginnen könne.

Diesen Gedanken griff Herriot sofort mit einer gewissen Erleichterung auf. Er meinte in erheblich ruhigerem Ton, dass sich darüber natürlich reden lasse und erwähnte dabei etwas von einem Räumungsplan, zu dessen Ausarbeitung er bereits Auftrag gegeben habe. Er würde ihn Stresemann in den nächsten Tagen vorlegen.

So hatte denn die beiderseitige Erregung doch ein gewisses Ergebnis gezeitigt. Stresemann konnte jedenfalls für sich buchen, dass er zwei Schritte vorwärtsgekommen war. Er hatte erreicht, dass die französische Weigerung, überhaupt Abmachungen über die Räumung zu treffen, nicht mehr aufrechterhalten wurde und hatte darüber hinaus eine gewisse Aussicht auf einen baldigen Räumungsbeginn gewonnen. Denn es war klar, dass Herriot in diesem Punkt mit sich reden lassen würde.

Als dann die Anleihefrage erörtert wurde und Stresemann von den Schwierigkeiten sprach, die von den Bankiers gemacht würden, brauste Herriot sofort wieder auf. Besonders ärgerlich schien er auf die Amerikaner zu sein. Ein amerikanischer Bankier, erfuhren wir bei dieser Gelegenheit, habe ihm eine Liste von 25 Bedingungen überreicht, dar-

unter eine ganze Reihe von politischen Forderungen, von denen die Bankiers die Gewährung der Anleihe abhängig machten. Wenn von den Banken der Versuch gemacht werde, sich in die Politik einzumischen, so verzichte er lieber auf den ganzen Dawes-Plan, rief er erregt Stresemann zu.

Über die Räumungsfrage wurde dann noch tagelang verhandelt. Langsam wurden Fortschritte gemacht. Der Kreis der Teilnehmer erweiterte sich. Marx und Luther begleiteten Stresemann. Herriot brachte den belgischen Ministerpräsidenten, Theunis, und dessen Aussenminister, Hyman, mit. Man trat zu sogenannten «Dreiecksbesprechungen» zusammen. Die Engländer beteiligten sich nicht unmittelbar, um die Fiktion aufrecht zu erhalten, dass auf der Konferenz selbst nur vom Dawes-Plan gesprochen würde.

Aber indirekt versuchte Stresemann auch über MacDonald und über den amerikanischen Botschafter, Kellogg, den späteren Aussenminister, auf Herriot einzuwirken. Beide versicherten ihm, ihr Möglichstes getan zu haben, konnten aber von keinem Erfolg berichten. Kellogg fügte noch hinzu, er glaube nicht, dass Herriot formell unter die einjährige Räumungsfrist heruntergehen könne, nehme aber an, dass er nach einer Einigung über das Dawes-Abkommen die Räumung doch in Etappen durchführen werde. Es bestehe also Aussicht, dass sie noch in diesem Jahre beginne.

In den nächsten Tagen überstürzten sich die Einzelbesprechungen zwischen den Delegationen Deutschlands, Frankreichs und Belgiens. Dabei wurde um die kleinsten Zugeständnisse in der nunmehr doch im Mittelpunkt der Londoner Konferenz stehenden Ruhrfrage gekämpft. So versuchte z.B. Stresemann, den Beginn der Räumungsfrist vom Tage der Unterzeichnung der Londoner Abmachungen auf den Zeitpunkt der Einigung zwischen den drei Delegationen vorzuverlegen, ein kleiner Unterschied, der aber doch zeigt, wie von deutscher Seite um jeden Fussbreit Gewinn gerungen wurde.

Im Verlauf dieser Verhandlungen beschwor Stresemann mit der Erklärung, er müsse um eine Verschiebung der Konferenz bitten, da er ohne Zustimmung des Berliner Kabinetts und der deutschen Parteien keinesfalls die einjährige Räumungsfrist annehmen könne, eine Krise herauf. Besonders die Belgier schienen über die Entwicklung sehr besorgt zu sein und liessen durchblicken, dass Herriot doch in der Lage sei, mit einer Teilräumung früher zu beginnen. Selbst Nollet versuchte, eine Unterbrechung der Konferenz, die durch die in Aussicht genommene Rückkehr des Finanzministers Luther zur Berichterstattung nach Berlin hervorgerufen worden wäre, zu unterbinden.

Diese «Dreiecksbesprechung» fand im Garten der Amtswohnung MacDonalds hinter dem Hause Nr. 10 Downing Street statt, wo die Augusthitze Londons durch die leise Brise, die vom Green Park herüberwehte,

gemildert wurde. Nach einiger Zeit kamen MacDonald und Kellogg hinzu und brachten auch ihrerseits ihre Bedenken gegen eine Vertagung zum Ausdruck. Als Stresemann aber beharrlich bei seinem Standpunkt blieb, dass angesichts der Unnachgiebigkeit der Franzosen eine Rücksprache in Berlin unumgänglich nötig sei, wollte man nicht den ganzen Vertrag in Gefahr bringen, stand Herriot auf, nahm Marx, Stresemann und mich beiseite und erklärte sich überraschenderweise bereit, doch eine Räumung in Etappen vorzunehmen. Er bat allerdings um absolute Diskretion, da er mit dieser Zusage über die ihm von Paris auferlegten Beschränkungen hinausgehe.

Marx und Stresemann gaben erleichtert ihrer Zufriedenheit über diese Zusicherung Ausdruck, erklärten aber gleichzeitig, dass sie wegen des ihnen auferlegten Schweigegebotes im gegenwärtigen Augenblick nicht viel damit anfangen könnten, wo es sich darum handele, die Zustimmung des Berliner Kabinetts und der deutschen Parteien zur Unterzeichnung des Dawes-Abkommens zu erreichen.

Herriot erwiderte nichts darauf, und die drei Staatsmänner kehrten mit mir wieder an den Gartentisch zurück, an dem die übrigen Teilnehmer der Besprechung mit gespannten Blicken auf uns gewartet hatten.

Zu meiner grossen Überraschung begann dann Herriot ganz offen von der Geste einer etappenweisen Räumung zu sprechen. Er holte sogar eine Karte hervor, auf der, soweit ich sehen konnte, die Räumung in Etappen schon eingezeichnet war. Nun wurden Marx und Stresemann von allen Seiten bestürmt, die Berliner Reise Luthers aufzugeben und die Zustimmung aus Berlin telegraphisch einzuholen. Sie erklärten sich jedoch lediglich bereit, diese Frage noch einmal zu prüfen. Hätte ich schon eine grössere Konferenzerfahrung gehabt, so hätte ich gewusst, dass dies natürlich die Aufgabe des Reiseplanes bedeutete.

Am Abend hörte ich dann aus einer Delegationssitzung, dass die Reise Luthers nun tatsächlich nicht stattfinden würde und dass ein langes Telegramm mit einer Darstellung der gesamten Konferenzlage und des Abkommens, so wie es sich aus den Beratungen bisher ergab, nach Berlin abgegangen sei.

Am nächsten Tage schon antwortete das Auswärtige Amt, in einer unter Vorsitz des Reichspräsidenten Ebert abgehaltenen Kabinettsitzung sei der Delegation grundsätzlich die Genehmigung zur Annahme des Abkommens und der letzten Vorschläge Herriots erteilt worden. Damit war die Krise überwunden.

Trotzdem machte Stresemann in einer weiteren Besprechung noch einen allerletzten Versuch, Herriot zur Verkürzung der ganzen Räumungsfrist zu bewegen. Er drang damit nicht durch, erhielt aber die allerdings recht wertvolle Zusage, dass der Dortmunder Bezirk und einige kleinere Gebietsteile sofort nach Unterzeichnung geräumt werden würden.

Bei dieser Unterredung zeigte Herriot wieder eine starke Erregung. «Ich war stets gegen diese Ruhrbesetzung», rief er mit erhobener Stimme Stresemann zu. «Als mein Vorgänger Poincaré einmarschierte, hat keiner der Alliierten zunächst Widerspruch erhoben. Jetzt aber, wo ich mich mit der Räumung einverstanden erklärt habe, werde ich von allen Seiten unter Druck gesetzt. Ich komme mir vor wie jemand, der eine steile Treppe hinabsteigt und ein kostbares Gut in den Händen trägt – das ist der Friede. Wenn mir jemand in den Rücken stösst, komme ich zu Fall. Auf mich kommt es nicht an, aber wenn ich stürze, geht auch jenes kostbare Gut in die Brüche: der Friede!»

In den letzten Tagen der Konferenz wurden dann in stunden-, oft nächtelangen Sitzungen die technischen Fragen und die Vertragsformulierungen zum Abschluss gebracht. Meine Arbeit betraf dabei wieder hauptsächlich die französisch-sprachigen Verhandlungen, während Kiep weiter für die englischen Übersetzungen sorgte und Michaelis ausgeschaltet blieb. Eine Fülle von technischen Einzelheiten auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet wurde im Zusammenhang mit dem Dawes-Plan geregelt. Der Plan blieb, so wie wir ihn vor Monaten im Sprachendienst übersetzt hatten, die unveränderte Grundlage.

Das Wesentliche an der Londoner Konferenz war «das, worüber eigentlich nicht gesprochen werden durfte», die zwischen Frankreich, Belgien und Deutschland getroffenen Sondervereinbarungen über die politischen Fragen, d.h. über die Liquidierung des Ruhrabenteuers. Sie wurden nicht in dem eigentlichen Vertrag niedergelegt, sondern fanden ihren Ausdruck in einem amtlichen Briefwechsel zwischen den beteiligten Delegationen. Als das Wichtigste aber erschien mir damals und erscheint mir heute noch das, worüber überhaupt keine schriftlichen Abmachungen getroffen wurden: die grundsätzliche Abkehr von der Methode des Diktates der Sieger über die Besiegten und die erstmalige Einführung eines neuen Verhandlungsverfahrens, indem sich sämtliche Beteiligten als Gleichberechtigte am Verhandlungstisch gegenüber sass – wenn auch zunächst nur formell; aber auch das war schon ein grosser Fortschritt und die unerlässliche Voraussetzung für die spätere Befriedung. – Nach der überreizten, kriegsähnlichen Atmosphäre, die der Ruhreinmarsch heraufbeschworen hatte, war damit trotz aller sachlichen Einschränkungen ein sehr bedeutender Schritt getan.

Wesentlich ergänzt wurde dieses Verfahren durch die erstmalige Aufnahme des persönlichen Kontaktes in ungezwungener Aussprache zwischen den verantwortlichen Staatsmännern. Was ich dabei auf der französischen Seite erlebte, hatte sich gleichzeitig, zwar in weniger dramatischer Form, aber doch im selben Geist, auch auf der englischen Seite in den Gesprächen abgespielt, die MacDonald und Kellogg mit den Deutschen geführt hatten. Es war tatsächlich die Morgendämmerung einer besseren Zeit

in den internationalen Beziehungen am Horizont sichtbar geworden. Der Silberstreifen war trotz aller späteren Rückschläge und Vorbehalte keine Illusion gewesen.

Zu den Problemen, die damals in der Luft lagen, gehörte auch die Kriegsschuldfrage. Bekanntlich wurde Deutschland im Versailler Vertrage die alleinige Schuld am Ersten Weltkrieg aufgebürdet. Bald nach Versailles war in Deutschland und auch in der übrigen Welt Widerspruch gegen diese Schuldthese erhoben worden und zwar auf Grund von Dokumenten, die erst allmählich aus den geheimen Archiven der Kanzleien an die Öffentlichkeit gelangten. Die deutsche Regierung hatte ursprünglich die Annahme des Dawes-Planes dazu benutzen wollen, um gegen die Alleinschuld Deutschlands am Ersten Weltkriege Stellung zu nehmen. Es bestand die Absicht, diese Erklärung in der Schlussitzung der Londoner Konferenz abzugeben. Die Schlussrede des Reichskanzlers Marx, die wir vorher übersetzt hatten, enthielt auch einen entsprechenden Passus.

Die deutsche Delegation, der wohl bekannt war, wie scharf die Reaktion der Alliierten auf eine amtliche deutsche Zurückweisung der Schuldthese sein würde, hielt es für erforderlich, zumindest MacDonald vorher zu informieren, um einen Zwischenfall und ein Scheitern der Konferenz im letzten Augenblick nach Möglichkeit zu verhindern. Denn auf dieser These von der Alleinschuld Deutschlands beruhte ja das ganze Gebäude des Nachkriegseuropas, wie es sich aus dem Versailler Vertrag ergab. Letzten Endes bildete sie auch die Grundlage für die mit so vieler Mühe unter Dach und Fach gebrachte Reparationslösung im Dawes-Plan.

So bereitete sich denn Marx darauf vor, MacDonald am letzten Tage der Konferenz, am 16. August, noch unter vier Augen zu informieren. An diesem Tage jagte jedoch eine Besprechung die andere. Es war den ganzen Tag über einfach nicht möglich, MacDonald allein zu sprechen. Immer näher rückte die für 6 Uhr nachmittags im englischen Auswärtigen Amt angesetzte Schlussitzung. Marx beabsichtigte, MacDonald noch kurz vor deren Eröffnung über sein Vorhaben ins Bild zu setzen. So fuhren wir denn etwas früher in das Foreign Office. Hier stellte sich jedoch heraus, dass die Alliierten bereits seit einiger Zeit in einem anderen Raum unter sich berieten, so dass sich wieder keine Gelegenheit zu einer Aussprache ergab. Die Sitzung der Alliierten zog sich länger, als erwartet, hin; dadurch begann die Schlusskonferenz erst geraume Zeit später als vorgesehen. Natürlich war nun nicht mehr daran zu denken, MacDonald gewissermassen zwischen Tür und Angel über diesen wichtigen deutschen Schritt ins Bild zu setzen.

Inzwischen hatten wir von einigen nicht an der alliierten Beratung teilnehmenden Engländern gehört, dass in der Schlussitzung nur die Unterzeichnung des Vertragswerkes vorgenommen werden würde und dass MacDonald als einziger eine Schlussrede halten sollte.

Die drei deutschen Hauptdelegierten berieten sich wegen dieser neuen Lage kurz in einer Ecke des Konferenzsaales. Nun würde ja Marx gar nicht mehr sprechen können und auch seine Erklärung in der Schuldfrage nicht loswerden. Es wurde also beschlossen, die Aktion auf später zu verschieben und die Erklärung bei Annahme des Dawes-Abkommens durch den Reichstag abzugeben. Dies sei, so hörte ich Stresemann sagen, vielleicht ein geeigneterer Augenblick, da er die Gefahr von unangenehmen Reaktionen der Gegenseite praktisch ausschliesse.

Wenige Minuten danach war die alliierte Besprechung zu Ende, und die Schlussitzung der Londoner Konferenz begann. Sie war wie so viele andere Schlussitzungen, die ich später noch mitmachte, alles andere als feierlich. Monoton verlas Sir Maurice Hankey, der englische Generalsekretär der Konferenz, einige technische Erläuterungen für die Paraphierung des Abkommens, das in einem vom 16. August datierten Protokoll vorlag. In diesem wurde festgestellt, dass alle beteiligten Regierungen und die Reparationskommission die Annahme des Sachverständigenplans bestätigt und seiner Inangasetzung zugestimmt hätten. Vier Abkommen zur Durchführung des Planes waren als Anlagen dem Protokoll angeschlossen.

Gleichzeitig mit dem Protokoll und seinen Anlagen wurde ein Schriftwechsel zwischen Frankreich und Belgien einerseits und Deutschland andererseits über die militärische Räumung des Ruhrgebietes veröffentlicht. In diesem wurde zwar die Maximalfrist von einem Jahre beibehalten, in einem zweiten Schreiben Herriots und der Belgier aber wurde die militärische Räumung der Zone Dortmund-Hörde und der seit dem 11. Januar 1923 ausserhalb der Ruhr besetzten Gebiete für den Tag nach der Unterzeichnung des Londoner Abkommens vorgesehen.

In einem ebenfalls unter dem Datum des 16. August 1924 veröffentlichten Brief MacDonalds an die Ministerpräsidenten Frankreichs und Belgiens, der dem deutschen Reichskanzler offiziell in Abschrift zugestellt wurde, erklärte dazu noch die britische Regierung, dass sie «mit allem Nachdruck darauf dringe, dass die beteiligten Regierungen jeden nur möglichen Schritt tun, um die Räumung zu beschleunigen, da nach Ansicht der britischen Regierung die Aufrechterhaltung der Besetzung die Durchführung des Dawes-Planes beeinträchtigen und die Abmachungen gefährden könnte, die auf der Londoner Konferenz vereinbart worden sind».

Mit besonderem Interesse las ich gerade diese Sätze damals am letzten Tage der Konferenz. Zeigten sie mir doch, welch weiten Weg die deutsche Delegation unter Stresemanns Führung seit der Eröffnung der Konferenz zurückgelegt hatte, als «über das eigentliche Thema überhaupt nicht gesprochen werden durfte».

Nach den nüchternen, technischen Ausführungen von Sir Maurice Hankey ergriff MacDonald das Wort zur Schlussrede. «Meine Freunde!» redete er die Konferenzteilnehmer an, «ich möchte Sie und uns zum erfolgreichen Abschluss der gemeinsamen Arbeiten beglückwünschen.» «Könnte sich wohl», fuhr er fort, «irgend jemand das Unheil vorstellen, das geschehen wäre, wenn unsere Konferenz keinen Erfolg gehabt hätte? Wir haben am heutigen Tage das erste durch Verhandlungen zustande gekommene Abkommen seit dem Kriege erzielt. Wir haben versucht, einander so weit entgegengzukommen, wie es uns die öffentliche Meinung der verschiedenen Länder gestattete.»

In diesem auf Freundschaft und Frieden abgestellten Ton, der MacDonald offensichtlich von Herzen kam, fuhr er noch eine Weile lang fort. Nach einem Ausblick auf die gleichfalls noch durch internationale Vereinbarungen zu lösenden Probleme der interalliierten Schulden, der Abrüstung und der Sicherheit im Rahmen des Völkerbundes schloss er mit folgenden Worten: «Das Allerwichtigste jedoch ist heute, dass wir sicher sind, uns auf dem rechten Wege zu befinden. Ich glaube, dass wir ihn in unseren Beratungen gefunden haben, und, wie lange oder wie kurz die Herrschaft jedes einzelnen von uns sein mag – wir sind nichts als Strohhalme im Wirbel der öffentlichen Gunst –, wir haben allen Grund, stolz darauf zu sein, dass wir das Glück hatten, an dieser historischen Konferenz teilzunehmen, die eben im Begriff ist, so erfolgreich zu enden.»

Wir erwarteten nun, dass zur Paraphierung der Texte geschritten würde, aber zu unserer Überraschung meldete sich noch Herriot zum Wort. Zuerst sah es so aus, als wolle er lediglich im Namen sämtlicher Delegierten MacDonald und der englischen Regierung für deren Gastfreundschaft und für die tatkräftige Mithilfe beim Zustandekommen der Vereinbarungen danken. Dann aber sprach er eine ganze Weile nur von Frankreich und stellte die schon während der Konferenz vertretenen Thesen wirksam und beredt dar.

«Zwar haben wir nicht alle Fragen lösen können, aber wir sehen schon heute die Morgenröte, die den neuen Tag ankündigt, heraufsteigen und wir können hoffen, dass wir bald das helle Licht des Tages erblicken werden.»

So gut gemeint und zutreffend wohl auch besonders die letzte Äusserung war, so brachte die Tatsache, dass nun doch ausser MacDonald einer der Delegationsführer das Wort ergriffen hatte, die deutsche Delegation in einige Verlegenheit. Sollte nun Marx auch seinerseits noch seine vorbereitete Rede halten? Bestand nicht die Gefahr, dass die Erklärung über die Kriegsschuldfrage einen Eklat herbeiführen würde?

Die drei Hauptdelegierten Deutschlands steckten die Köpfe zusammen. Von seinem Platz hinter ihnen beteiligte sich Herr Schubert mit hoch-

rotem Gesicht an der, wie ich aus der Ferne zu bemerken glaubte, offenbar recht erregten Unterhaltung.

Inzwischen hatten sich auch noch die Amerikaner, die Belgier und die Italiener zum Wort gemeldet. Von ihren Ausführungen ist mir heute nichts mehr erinnerlich, was irgendwie bemerkenswert wäre. Nun aber blieb Marx nichts weiter übrig, als seine Rede zu halten. Er meldete sich zum Wort und betonte, welch schweren Entschluss die Annahme des Dawes-Planes für die deutsche Regierung bedeute. Als Jurist begrüßte er die wichtige Rolle, die dem Schiedsgerichtsverfahren in den Abkommen zugewiesen worden sei, und gab zum Schluss seiner Genugtuung über den hohen Geist des Friedens und der Versöhnlichkeit Ausdruck, der auf der Konferenz gewaltet habe. Seine Ausführungen fanden wiederholt lebhaften Beifall, besonders bei den Engländern und Amerikanern. Ich wartete interessiert auf die Aufnahme, die die Distanzierung von der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands finden würde, aber ich wartete vergeblich. Marx setzte sich wieder auf seinen Platz. Er hatte die kritischen Sätze weggelassen.

Nach ihm übersetzte Michaelis ins Englische und Französische. Er machte seine Sache hervorragend. Auch den ruhigen Ton von Marx traf er sehr gut. Wieder folgte bei beiden Fassungen starker Beifall, immer ein gutes Zeichen für die Qualität der Übersetzung. Michaelis hatte gut aufgepasst – auch ei' liess den in der vorbereiteten Rede enthaltenen Passus über die Schuldthese weg.

Dann traten die einzelnen Delegierten nacheinander an die Tische auf der einen Seite des grossen Sitzungssaales, von dem aus man über den Green Park bis in den Hyde Park hineinsehen konnte. Die Vertragsdokumente wurden paraphiert. Länger als eine halbe Stunde dauerte es, bis der letzte Delegierte seine Initialen daruntergesetzt hatte. Dann schloss MacDonald die Sitzung, und meine erste Grosskonferenz war zu Ende.

Noch am selben Abend reiste die deutsche Delegation nach Berlin zurück. Ich selbst glaubte damals die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, im Anschluss an London auch der Hauptstadt Frankreichs einen Besuch abzustatten. «Wer weiss, wann sich eine solche Möglichkeit wieder einmal ergibt», hatte ich zu dem Leiter des Sprachendienstes gesagt, der mir diese Reise ermöglichte. Darin hatte ich mich gründlich getäuscht. Denn schon im Herbst desselben Jahres begleitete ich die deutsche Wirtschaftsdelegation nach Paris, die dort mit Unterbrechungen drei volle Jahre über einen Handelsvertrag mit den Franzosen verhandelte, so dass ich reichlich Gelegenheit hatte, die Hauptstadt Frankreichs und ihre Bewohner kennenzulernen.

4

MORGENRÖTE IN LOCARNO (1925)

In seinem Schlusswort auf der Londoner Konferenz hatte Herriot zwar schon die Morgenröte erblickt, die den neuen Tag ankündigte, aber die Wirklichkeit sah in den Wochen, die unmittelbar auf die Konferenz folgten, erheblich anders aus. Die Überschwenglichkeit der Stimmuhg unter den Delegierten, als die mühevollen Arbeit der Londoner Tage und Nächte nun endlich ihren Abschluss gefunden hatte, war den harten Realitäten des politischen Lebens in Frankreich und Deutschland gewichen.

Ich selbst wurde einige Zeit nach meiner Rückkehr aus Paris Mitglied einer Delegation, die in Koblenz mit den Alliierten über die Anwendung der Londoner Beschlüsse auf die Liquidation des Ruhrabenteuers zu beraten hatte. Der Unterschied zwischen der freundlichen Atmosphäre in London und der herablassend feindlichen Haltung, die die Vertreter der alliierten Besatzungsbehörden in Koblenz den deutschen Delegierten gegenüber einnahmen, wirkte auf mich wie ein kalter Wasserstrahl. Ich erfuhr hier zum ersten Male, wie weit der Weg von den obersten Spitzen eines Landes bis zu den unteren Organen ist. Hier in Koblenz herrschte noch der Geist Poincarés in reinsten Form. Mit der Zigarette zwischen den Lippen blickten uns unsere französischen und belgischen Gesprächspartner mit eisiger Ablehnung an, und auch die Engländer verhielten sich nicht viel freundlicher.

Es war ein eigenartiges Gefühl für mich, im eigenen Lande von Ausländern als unerwünschter, höchstens geduldeter Gast behandelt zu werden, wenn ich mit den übrigen Delegierten das von den Besatzungsbehörden in Koblenz zum Verhandlungsort bestimmte Gebäude des Oberpräsidiums betrat. Nicht wie in London am runden Tisch sassen hier die Deutschen als Gleichberechtigte den anderen gegenüber. Hier war wieder alles streng nach Siegern auf der einen Seite des Tisches und Besiegten auf der anderen eingeteilt. Dem entsprach auch der Geist, in dem die Verhandlungen geführt wurden. Es war eine eigenartige «Morgenröte». Mit

unendlicher Mühe und Geduld musste hier von deutscher Seite den Besatzungsvertretern Schritt für Schritt erneut das abgerungen werden, was in London unter den Grossen beschlossen worden war.

Nach drei Wochen Koblenz wurde ich eines Tages überraschend nach Paris zur deutschen Handelsvertragsdelegation versetzt und verschwand damit für lange Zeit aus Berlin. Diese deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen waren ebenfalls ein Kind der Londoner Konferenz. Ganz unbemerkt neben den grossen Ereignissen war hier eines Nachmittags im Hyde Park Hotel, dem Sitz der französischen Delegation, in einer Besprechung zwischen Stresemann und Staatssekretär Trendelenburg aus dem Reichswirtschaftsministerium auf deutscher Seite und Herriot, Clementel und dem Ministerialdirektor Seydoux von der Aussenhandelsabteilung des französischen Aussenministeriums der erste Schritt zur Ausgestaltung der deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen getan worden. Er führte 1927 nach dreijährigen Verhandlungen zu dem grossen deutsch-französischen Handelsvertrag, der nicht nur für die Wirtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Nachbarländern, sondern auch für die gesamte Wirtschaftsentwicklung Europas von ausschlaggebender Bedeutung wurde. In diesen jahrelangen Verhandlungen, über die später noch mehr zu sagen sein wird, wurde auch der Grundstein für die Industrievereinbarungen gelegt, die in den 20er und 30er Jahren die privatwirtschaftliche Struktur einer ganzen Reihe wichtiger Industriezweige Europas bestimmten.

Zunächst aber gab mir Paris Gelegenheit, die Schwierigkeiten zu beobachten, die Herriot in Frankreich zu überwinden hatte, um die Londoner Beschlüsse, und besonders die so schwer erkämpfte Ruhrlösung, durchzuführen.

In der Kammer fand Herriot oft recht scharfe Worte gegen Deutschland; er schien plötzlich ein anderer Herriot zu sein als der Mann, den ich von der Londoner Konferenz her in Erinnerung hatte. «Er kämpft um die Existenz seiner Regierung», erklärten mir die Franzosen von der Handelsdelegation. Ich verstand beim Lesen der wilden Vorwürfe, die wegen seiner Zugeständnisse in der Ruhrfrage in grossen Teilen der Pariser Presse gegen ihn erhoben wurden, jetzt die Bedenken besonders gut, die er in London Stresemann gegenüber wegen der innerpolitischen Opposition in Frankreich geäussert hatte. Hier in Paris konnte ich mir auf einmal die in London etwas eigenartig wirkende Unruhe und sein gelegentliches temperamentvolles Aufbrausen erklären. Er hatte damals schon gewusst, was für ein Sturm sich bei seiner Rückkehr nach Frankreich erheben würde.

Genau derselbe Sturm entstand auch in Deutschland gegen Marx und Stresemann wegen der Londoner Vereinbarungen. Nur mit Mühe wurde das Dawes-Abkommen im Reichstag durchgebracht. Eine etwas eigenartige Rolle spielten dabei die Deutschnationalen, die sich auf Veranlas-

sung der Parteileitung bei der Abstimmung in Neinsager und Jasager teilten, um ihren grundsätzlich ablehnenden Standpunkt zum Ausdruck zu bringen, trotzdem aber die Regierung nicht zu gefährden, wodurch den Sozialdemokraten der Weg ins Kabinett frei geworden wäre. Diese Farce war natürlich ein gefundenes Fressen für die Pariser Kabarettisten, wie überhaupt von Paris aus die Vorgänge in Deutschland in einer ganz neuen Perspektive erschienen und manches klarer zu erkennen war als von Berlin aus.

Anfang Februar 1925 wurde ich eines Abends überraschend auf die deutsche Botschaft bestellt. Auf Weisung des Staatssekretärs von Schubert, der mich persönlich zu aller strengstem Stillschweigen verpflichtete, musste ich noch am selben Abend in der Botschaft eine Note übersetzen. Sie sollte trotz der Abwesenheit des Botschafters unverzüglich Herriot übergeben werden. Das Schriftstück umfasste nur wenige Seiten. Es war aber eines der für die politische Entwicklung der nächsten Zeit wichtigsten Dokumente. Es handelte sich um den deutschen Vorschlag, welcher der im Oktober des Jahres stattfindenden Konferenz von Locarno zugrunde lag und dort zu dem sogenannten Rheinpakt und den Schiedsverträgen führte, durch die das Reich endgültig als moralisch gleichberechtigter Partner wieder in den Kreis der europäischen Nationen aufgenommen wurde.

«Deutschland könnte sich auch mit einem Pakt einverstanden erklären, der den gegenwärtigen Besitzstand am Rhein garantiert, indem die am Rhein interessierten Staaten sich gegenseitig verpflichten, ihren Besitzstand in diesem Gebiet zu achten und gemeinsam die Erfüllung dieser Verpflichtung garantieren», so lautete u.a. dieser Vorschlag. Weiterhin war darin die Rede von einer Garantie der Entmilitarisierung des Rheinlandes und von Schiedsvereinbarungen zwischen Deutschland und den an einem solchen Pakt teilnehmenden Staaten.

Während ich diesen gewichtigen Text übersetzte und mir dabei allmählich klar wurde, warum ich so eindringlich auf seine Geheimhaltung verpflichtet worden war, kam der deutsche Geschäftsträger, Botschaftsrat Forster, von Zeit zu Zeit ins Zimmer, um nachzusehen, ob ich denn immer noch nicht fertig sei. Er war etwas aufgeregt, denn auch er war sich der Wichtigkeit des Augenblicks voll bewusst, wenn wir natürlich auch noch nicht ahnen konnten, welche Folgen sich aus diesem äusserlich so unscheinbaren Dokument ergeben sollten. Kaum hatte ich die letzte Seite beendet, als er die Note schon in seine Mappe steckte und sich in feierlichem Anzug mit Zylinder und schwarzem Mantel auf den Weg zu Herriot machte.

Ich blieb noch eine Weile in dem kleinen Zimmer der Botschaft nachdenklich sitzen. Wieder einmal war mir, wie so oft noch in späteren Jahren, eine Schweigepflicht auferlegt worden, und ich scheute mich etwas vor den neugierigen Fragen meiner Kollegen in der Botschaft und in der Wirtschaftsdelegation. Mir war in jenem Augenblick schon klar, dass es sich

bei dieser Note um einen bedeutsamen deutschen Beitrag zur Lösung der sogenannten Sicherheitsfrage handelte, die neben den wirtschaftlichen Problemen (Reparationen) damals wie heute eines der Hauptthemen der internationalen Politik war.

Unwillkürlich gingen meine Gedanken zurück zu der Zeit um 1919, als Frankreich unter dem noch frischen Eindruck des ungleichen Stärkeverhältnisses gegenüber Deutschland begreiflicherweise nach Möglichkeiten Ausschau hielt, seine Sicherheit zu gewährleisten. So hatte es das linke Rheinufer als Zukunftssicherung verlangt. Auf der Pariser Friedenskonferenz hatten sich aber England und Amerika dieser Forderung, welche die Schaffung eines neuen Elsass-Lothringens auf deutscher Seite bedeutete, widersetzt und nach langem Hin und Her Frankreich als Ersatz einen Garantievertrag angeboten. Im englischen Parlament war dieser Vertrag von dem Beitritt der Vereinigten Staaten abhängig gemacht worden. Als sich dann der amerikanische Kongress ablehnend verhielt, fiel die Garantie völlig ins Wasser, und Frankreich hatte weder das linke Rheinufer noch den Schutz Englands und Amerikas erhalten.

Poincaré hatte mit seiner Ruhrbesetzung und der Förderung des Separatismus erneut den Versuch gemacht, Frankreichs Sicherheit durch Vorverlegung seiner Einflussgrenze nach Osten sogar noch über das linke Rheinufer hinaus zu festigen. Dieser Plan war aber am Widerstand der Deutschen und an der Ablehnung Englands gescheitert. Durch die Londoner Abmachungen von 1924 war Frankreichs Bemühungen in dieser Richtung praktisch ein unüberwindlicher Riegel vorgeschoben worden. Das hatte naturgemäß zu jenen Stürmen der Entrüstung gegen Herriot geführt, deren Niederschlag ich selbst in Paris in der Presse und in der Kammer miterlebt hatte. Zweifellos aber waren Herriot in London von den Engländern, genau so wie seinerzeit auf der Pariser Konferenz, Ersatzlösungen angeboten worden. Das hatte sich im Herbst 1924 auf der jährlichen Vollversammlung des Völkerbundes bestätigt, als von MacDonald das sogenannte Genfer Protokoll «zur friedlichen Regelung internationaler Streitigkeiten» in einer aufsehenerregenden Rede vorgeschlagen wurde, der Herriot natürlich wärmstens sekundierte. In diesem Protokoll wurde die Sicherheitsfrage auf eine breite internationale Basis gestellt und nicht mehr allein durch das Versprechen Englands, Frankreich bei einem Angriff zu Hilfe zu kommen, gelöst.

Wieder aber hatte es im englischen Parlament Schwierigkeiten gegeben. Auch die englischen Dominions hatten sich gegen jede automatische Hineinziehung in europäische Streitigkeiten gewehrt, so dass dieser Versuch, Frankreichs Sicherheitswünsche zu befriedigen, ebenso fehlschlug. Das war die Lage im Februar 1924.

Auch auf deutscher Seite hatte man schon frühzeitig erkannt, dass viele der politischen Schwierigkeiten mit Frankreich behoben und dessen immer wieder hervortretende Bemühungen, seine Grenzen auf Kosten

Deutschlands nach Osten vorzuschieben, abgewendet werden könnten, wenn man seiner begreiflichen Sorge um die Sicherheit auf andere Weise entgegenkäme.

So hatte die Regierung Cuno Ende 1922 zu diesem Zweck bereits vorgeschlagen, dass Deutschland und Frankreich gemeinsam mit anderen am Rhein interessierten Mächten sich gegenseitig verpflichten sollten, eine Generation lang ohne eine vorherige Volksbefragung keinen Krieg gegeneinander zu führen. Diese Verpflichtung sollte unter die Garantie der Vereinigten Staaten gestellt werden. Der Vorschlag wurde jedoch mit Hohn von Poincaré zurückgewiesen und war in seiner Begrenzung auf eine Generation und der etwas verdächtig wirkenden Verbindung des Krieges mit einer Volksbefragung auch nicht gerade glücklich formuliert gewesen.

Das alles kannte ich nur vom Hörensagen, d.h. ich hatte es in der Presse oder in Büchern gelesen. Eine persönliche Erinnerung war mir jedoch bei der Übersetzung der deutschen Note ebenfalls in den Sinn gekommen. Im September 1923 hatte Stresemann als Reichskanzler in Stuttgart eine viel beachtete aussenpolitische Rede gehalten, die auch im Sprachendienst für die Auslandspresse übersetzt worden war, und zur Sicherheitsfrage folgendermassen Stellung genommen:

«Da der Alpdruck Frankreichs vor einem etwaigen deutschen Angriff, so völlig töricht er uns erscheinen mag, noch heute weite Kreise der französischen öffentlichen Meinung beherrscht, haben unsere Botschafter und Gesandten in Paris, London, Rom und Brüssel mitgeteilt, dass Deutschland bereit sei, dem Sicherheitspakt der am Rhein interessierten Mächte beizutreten, sei es, dass er sich auf Abmachungen über die Vermeidung eines Krieges bezöge, sei es, dass er die Garantierung des gegenwärtigen Besitzstandes am Rhein zum Gegenstand hätte. Ausserdem sei Deutschland, zur Bekundung seines Friedenswillens, bereit, mit allen Staaten Schiedsgerichtsverträge zu schliessen, wie wir dies mit der Schweiz und Schweden bereits getan haben.»

Als ich mich an diese Sätze erinnerte, war mir an dem Februarabend auf der Botschaft in Paris, auch ohne dass ich im Einzelnen über die Entstehungsgeschichte der deutschen Note unterrichtet war, sofort klar, dass der geistige Urheber Stresemann sein müsse, der mit jener Hartnäckigkeit, die ich in London so deutlich erlebt hatte, immer wieder von neuem versuchte, auf dem Wege der Befriedung Frankreichs vorwärtszukommen. Mir war damals unbekannt, dass Stresemann bei seinen Bemühungen von dem englischen Botschafter in Berlin, Lord D'Abernon, starke Anregungen empfangen hatte und dass dieser auch die ursprünglich recht ablehnende Haltung des damaligen Aussenministers, Austen Chamberlain, ins Gegenteil zu verwandeln gewusst hatte.

Voller Spannung wartete ich in den nächsten Tagen auf ein Echo von Herriot. Der einzige, mit dem ich darüber sprechen konnte, war Botschaftsrat Forster; der aber konnte mir auch nichts sagen, denn Herriot

hatte sich darauf beschränkt, die Note mehr oder weniger kommentarlos entgegenzunehmen und ihre Prüfung zuzusagen.

So kam mir dieser Vorgang allmählich wieder aus dem Sinn. Meine ganze Aufmerksamkeit wurde von den Wirtschaftsverhandlungen gefangen genommen. Sie brachten mir sehr viel Arbeit. Nacheinander zogen sämtliche Sparten der deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen auf industriellem und landwirtschaftlichem Gebiet an mir vorüber. Ich assistierte deutschen und französischen Wirtschaftsführern mit berühmten Namen wie Thyssen, Vogler, Citroën, Duchemin und Prominenten des Comité des Forges, die als Sachverständige zur Beratung über den sie besonders angehenden Verhandlungsabschnitt herangezogen wurden. Der weitaus wichtigere Teil der damaligen Pariser Gespräche waren jedoch die ebenfalls unter meiner Mitwirkung geführten privaten Unterhaltungen zwischen den deutschen und französischen Industriellen, die den Grundstein für die Zusammenarbeit in vielen Industrien legten und den Kristallisationspunkt für spätere mehrseitige Industrieverständigungen in Europa bildeten. Wenig berührt von den politischen Schwankungen, waren diese Abmachungen zwischen den einzelnen Industrien bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ein wichtiger Faktor des europäischen Wirtschaftslebens und seiner Stabilisierung.

Ich musste mich fast wie in der Schule auf jede dieser Verhandlungen genauestens vorbereiten, lernte den deutschen und den französischen Zolltarif beinahe auswendig und gewann einen recht guten Überblick über die Praxis des Warenaustausches zwischen den europäischen Ländern. Von der Schwerindustrie bis zur weichen Fasseife, von den aus Südfrankreich in Eiltransporten nach Hamburg und Berlin verfrachteten frischen Blumen bis zu den Kämpfen um die Weinzölle, von Lederwaren bis zu feuerfesten Steinen war alles in meinem Repertoire enthalten. Von Politik und Sicherheit hörte ich kein Sterbenswörtchen mehr.

Erst als ich im Sommer während einer mehrmonatigen Verhandlungspause nach Berlin zurückkam, konnte ich feststellen, dass das in der Februarnote gemachte deutsche Paktangebot inzwischen Gegenstand eines eingehenderen Meinungsaustausches auf schriftlichem Wege zwischen Deutschland, Frankreich und England gewesen war. Bei meiner Rückkehr waren die Dinge so weit gediehen, dass sich in London ein Juristenausschuss mit der Ausarbeitung eines genauen Vertragsentwurfes beschäftigte. Das später bei vielen Konferenzen als stabiles Element in Erscheinung tretende Dreigestirn der Kronjuristen Deutschlands, Frankreichs und Englands, Gaus, Fromageot und Hurst, hatte hier die letzte Hand an die Vorbereitungen für die Konferenz gelegt, die Oktober 1924 in einem damals noch völlig unbekanntem kleinen Kurort der Südschweiz am Lago Maggiore, in Locarno, stattfand und diesen Namen innerhalb von wenigen

Tagen welt-bekannt und zu einem Symbol für die Friedenshoffnungen Europas machte. Die Morgenröte, von der Herriot ein Jahr vorher gesprochen hatte, brach mit den herrlichen Herbsttagen in Locarno an.

Am 2. Oktober fuhr ich zum zweiten Male in einem Sonderzug als Mitglied einer grossen Delegation von Berlin ab. Das äussere Bild dieser Abreise ähnelte mit den starken polizeilichen Absperrungen des Bahnhofs wegen der Attentatsfurcht, den zahlreichen offiziellen Persönlichkeiten und ausländischen Diplomaten, die sich zur Verabschiedung eingefunden hatten, dem unserer Abfahrt nach London im August des vergangenen Jahres. Nur bestand diesmal der Zug aus Schlafwagen, denn die Reise würde erst am nächsten Nachmittag südlich der Alpen enden.

Die beiden Hauptdelegierten Deutschlands waren Stresemann und Luther, der inzwischen Reichskanzler geworden war. Unter den Dolmetschern fehlte Michaelis, dem man seine Entgleisung in London doch nicht verziehen hatte. Ausser mir war für die Übersetzungen nur noch Dr. Norden mitgekommen, der mir unterwegs interessante Einzelheiten über die Entstehungsgeschichte dieser Konferenz zu berichten wusste. Er hatte überall im Auswärtigen Amt Freunde und Bekannte, betrieb das Dolmetschen mehr oder weniger zwangsweise nur als Nebentätigkeit und gehörte im Übrigen zu einem Referat der Rechtsabteilung. Er war immer ausgezeichnet im Bilde.

So erfuhr ich von ihm, dass zunächst auf die Februarnote überhaupt keine Reaktion erfolgt war. Norden erzählte mir, dass D'Abernon schon Ende Dezember in einem Gespräch mit dem Staatssekretär von Schubert von dem Plan einer deutschen Initiative erfahren und ihn sofort aufgegriffen habe und dass die erste Anregung zunächst Chamberlain unterbreitet worden sei. Dieser habe sie jedoch ziemlich brüsk abgelehnt, weil sie zu seinen eigenen Plänen im Widerspruch stand. Erst daraufhin habe man sich von deutscher Seite in aller Eile entschlossen, direkt an Frankreich heranzutreten, und habe am 9. Februar die Note übergeben, die damals durch meine Hände gegangen war. Herriot hatte die ganze Angelegenheit ruhen lassen, war inzwischen gestürzt worden, und erst sein Nachfolger Briand hatte die Frage wieder aufgenommen. Allerdings hatte sich Frankreich erst im Juni zu einer ausführlichen Gegenäusserung mit allerhand Abänderungsvorschlägen herbeigelassen. Erst so, erzählte mir Norden, sei es auf dem Wege über die Juristenbesprechung in London zur Konferenz von Locarno gekommen.

In Deutschland herbstelte es im Oktober schon ziemlich stark, in den höheren Lagen der Alpen standen die Bäume völlig kahl da und die Landschaft sah so aus, als bereite sie sich auf den nahen Winter vor. Das änderte sich mit einem Schlage, als wir auf der anderen Seite des Gotthard-Tunnels in den Schweizer Tessin hineinfuhren. Hier hatte man den Eindruck, mitten im Hochsommer zu sein, und je weiter wir nach Süden kamen, desto stärker wurde das Gefühl, dass sich die Jahreszeit nach rückwärts bewegte.

Über Bellinzona fuhr unser Zug auf einer kleinen Nebenstrecke bis nach Locarno. Die Hauptdelegierten waren von der letzten Station aus schon im Wagen vorausgefahren. So stiessen wir auf dem kleinen Bahnhof von Locarno bei den Journalisten und den internationalen Schlachtenbummlern der grossen Konferenzen, die sich in Massen auf dem Bahnsteig drängten, auf arg enttäuschte Gesichter.

In dem etwas ausserhalb von Locarno, in Minusio, gelegenen Hotel Esplanade war die ganze Delegation geschlossen untergebracht. Am nächsten Tage trat ich dann zum ersten Male für Luther und Stresemann als Dolmetscher auf einem Empfang der ausländischen Presse im Esplanade Hotel in Aktion. Luther machte einige Ausführungen über Deutschlands Friedensbestrebungen, von denen mir heute nichts Bemerkenswertes mehr in Erinnerung ist. Um so deutlicher erinnere ich mich aber an das, was Stresemann der Presse sagte, und zwar weil es Sowjetrussland betraf, dessen Haltung gegenüber den Bemühungen der damaligen Westmächte, mit Deutschland in Locarno zu einer Einigung zu gelangen, sowie ganz allgemein gegenüber dem Völkerbund schon damals genau so argwöhnisch war wie heute gegenüber den Westmächten und den Vereinten Nationen.

Wenige Tage vor der Abreise der deutschen Delegation nach Locarno hatte sich der sowjetische Volkskommissar für Auswärtiges, Tschitscherin, in Berlin eingefunden und eine damals viel beachtete Unterredung mit Stresemann gehabt, aus der sich allerlei sensationelle Kombinationen in der Presse ergaben. Seitdem die Welt durch den Abschluss des Vertrages von Rapallo zwischen Deutschland und Sowjetrussland am 17. April 1922 auf der Konferenz von Genua verblüfft worden war, wurde alles, was sich zwischen den Sowjets und der deutschen Republik abspielte, mit Aufmerksamkeit und Misstrauen von den Westmächten verfolgt.

Stresemann wies in dieser ersten Pressekonferenz von Locarno die sehr aufmerksam mitschreibenden Journalisten darauf hin, dass er sich mit Tschitscherin im Wesentlichen über den Handelsvertrag zwischen Deutschland und Russland unterhalten habe, und dass daran keinerlei Sensation zu suchen sei. Mit einer gewissen Betonung fügte er hinzu, dass man wohl in Russland eine Zeitlang gefürchtet habe, Deutschland werde in Locarno eine vollkommene Umstellung seiner Politik vornehmen und sich ausschliesslich nach Westen orientieren. «Für uns gibt es keine Option zwischen Ost- und Westpolitik. Wir wollen nach beiden Seiten gute Beziehungen unterhalten», erklärte Stresemann in diesem Zusammenhang. Die Journalisten stürzten hinaus an die Telefone, und die erste grosse Meldung aus Locarno ging in die Welt, noch ehe die Konferenz eigentlich begonnen hatte.

Am nächsten Vormittag, am 5. Oktober 1925, wurde dann die Konferenz bei herrlichem Sommerwetter in dem schmucklosen Sitzungssaal des kleinen Rathauses eröffnet. In diesem Raum stand in der Mitte ein grosser viereckiger Tisch, um den herum sich die Hauptdelegierten zwanglos auf

recht unbequemen Holzstühlen gruppierten. An jeder Seite des Tisches hatten 4 bis 5 Personen Platz, so dass nur die Hauptdelegierten am Tisch selbst sitzen konnten, alles andere aber sehen musste, wo es auf einem Stühlchen im Hintergrund unterkam. Zu beiden Seiten dieses Tisches, der fast den ganzen Raum füllte, stand noch je ein schmaler, kleiner Tisch, an dem eigentlich nur zwei Personen Platz hatten, der aber immer von Sekretären und Sachverständigen, die ihre Akten ausbreiten wollten oder etwas zu schreiben hatten, belagert war. An dem kleinen Tisch hinter den deutschen Delegierten hatte auch ich mir einen Platz «erobert». Es war, wie sich später zu meinem Leidwesen herausstellte, ein akustisch sehr ungünstiger Standort, da Stresemann und Luther, die ich zu übersetzen hatte, immer von mir weg sprachen und ich alle Mühe hatte, ihnen zu folgen, wenn etwa an dem gleichen Tisch noch jemand mit Papieren raschelte oder gar eine geflüsterte Unterhaltung stattfand. Links neben der deutschen Delegation sassen die Italiener; die Engländer nahmen unter Führung von Austen Chamberlain die noch an der linken Breitseite freien Plätze ein. Den Deutschen gegenüber sassen die Franzosen Briand, Berthelot und Fromageot. An der rechten Seite des Tisches hatten die Belgier Platz genommen, die von Aussenminister Vandervelde geführt wurden. Auch Gaus und Staatssekretär Kempner von der Reichskanzlei hatten sich auf dieser Seite noch an den Tisch gezwängt, wodurch der Kreis zur deutschen Delegation wieder geschlossen wurde.

In den Endphasen der Konferenz, als auch die Tschechoslowakei und Polen hinzugezogen wurden, war die Enge noch grösser, denn der kleine, stets lächelnde Dr. Benesch und der immer missmutig dreinblickende polnische Aussenminister, Graf Skrzynski, wollten natürlich auch am Tisch der Grossen sitzen. Es war also, technisch gesehen, eine sehr improvisierte Konferenz, die da im Rathaus von Locarno zusammentrat. Sie hielt keinen Vergleich mit der wohlvorbereiteten Veranstaltung vom Vorjahre in London aus, wo neben dem geräumigen Hauptsitzungssaal noch viele andere Räume zur Verfügung standen, wo die Dolmetscher ihre Plätze am grossen Tisch unmittelbar neben ihren Delegierten hatten, wo die Sekretäre und Sachverständigen in Ruhe arbeiten konnten und sich der ganze technische Apparat einer solchen Zusammenkunft schon nach den ersten Stunden völlig eingespielt hatte.

Hier in Locarno, das merkte man auf Schritt und Tritt, war man auf dem Lande. Es war fast rührend zu sehen, wie sich die Stadt, vom Bürgermeister bis zum geringsten Einwohner, bemühte, den Konferenzteilnehmern das Leben angenehm zu machen, und wie weit entfernt von diesem Ziele sie in den technischen Einrichtungen blieben.

Rührend in seiner Einfachheit, aber gerade vielleicht deshalb um so überzeugender, wirkte inmitten dieser Versammlung der Grossen Europas auch der Bürgermeister des kleinen Städtchens, der in wohlgesetzten Worten auf französisch die Teilnehmer begrüsst und sich dann unter vielem

Lächeln und Händedrücker sichtlich voll Stolz über seine Teilnahme an dem historischen Augenblick zurückzog.

Nun waren die Staatsmänner unter sich, denn die Besprechungen fanden unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Einen Vorsitzenden gab es nicht. Chamberlain hatte nur im Namen der Konferenz dem Bürgermeister gedankt. Von da ab fanden die Beratungen trotz des viereckigen Tisches im Stile einer englischen «Round Table»-Konferenz als ein Gespräch völlig gleichberechtigter Teilnehmer statt. Ohne Umschweife wurde die sachliche Aussprache über die einzelnen Artikel des von den Juristen in London vorbereiteten Vertragsentwurfes begonnen. Luther und Stresemann benutzten sofort die Gelegenheit, deutsche Abänderungsvorschläge vorzubringen und kurze Begründungen dafür abzugeben. Es verlief alles sehr nüchtern und geschäftsmässig. Selbst bei den Punkten, über die in den nächsten Tagen noch recht erregte Aussprachen stattfinden sollten, kam es zu keinen Zwischenfällen.

Dabei handelte es sich einmal um die Frage, in welcher Weise der Osten, d.h. Polen und die Tschechoslowakei, in das Sicherheitssystem eingeschaltet werden sollten. Vor allem in Polen waren gegen den Rheinpakt erhebliche Bedenken laut geworden. Deutschland wollte unter keinen Umständen die viel umstrittene Ostgrenze mit dem polnischen Korridor und die Gebietsabtretungen in Oberschlesien formell anerkennen, wie es dies in seinem Angebot vom 9. Februar mit der Westgrenze getan hatte. Das hatten die Polen natürlich herausbekommen. Die polnische Presse tobte, das polnische Parlament protestierte, und das polnische Auswärtige Amt hatte sich um Hilfe an seinen Verbündeten Frankreich gewandt. Es lag also reichlicher Zündstoff in diesem Problem. Aber am ersten Tage kam es noch zu keiner Explosion. Briand bemerkte nur mit sarkastischem Lächeln, dass dieses Ostproblem der erste rheumatische Anfall sei, den die Konferenz erleide.

Eine weitere grosse Schwierigkeit war der von den Alliierten geforderte Eintritt Deutschlands in den Völkerbund. Damit in Zusammenhang stand die Kriegsschuldfrage, die die deutsche Delegation schon auf der Londoner Konferenz hatte Vorbringen wollen. Sie war schliesslich vor Annahme der Dawes-Gesetze unter recht aufregenden Umständen in einer Erklärung der Reichsregierung vorgebracht worden, in der es hiess, dass «die uns durch den Versailler Vertrag unter dem Druck übermächtiger Gewalt auferlegte Feststellung, dass Deutschland den Weltkrieg durch seinen Angriff entfesselt habe, den Tatsachen der Geschichte widerspricht. Die Reichsregierung erklärt daher, dass sie diese Festlegung nicht anerkennt.»

Kurz vor Abreise der deutschen Delegation nach Locarno wurde die Auffassung der Reichsregierung in dieser Frage den anderen Ländern noch offiziell zur Kenntnis gebracht, wodurch die Konferenz selbst fast in Gefahr geraten wäre. «Es kann kein Zweifel sein», erklärte die deutsche

Regierung, «dass überall da, wo bei den politischen Auseinandersetzungen so grundlegende Fragen wie der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund zur Erörterung gelangen, der Standpunkt zu wahren ist, dass Deutschland niemals einen politischen Akt vollziehen kann, der als Anerkennung irgendwelcher eine moralische Belastung des deutschen Volkes in sich schliessender Feststellungen anzusehen wäre. Das wird ... bei einem etwaigen Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, aber auch dann, wenn es nicht dazu kommen sollte, den Signatarmächten des Versailler Vertrages, denen gegenüber die jetzige mit den bevorstehenden Verhandlungen zusammenhängende Erklärung nicht abgegeben ist, unmittelbar zum Ausdruck gebracht werden. Das ist nichts anderes als ein selbstverständlicher Ausdruck der Überzeugung, dass sich die Mitglieder der Völkerbundsgemeinschaft nicht nur äusserlich, sondern auch moralisch als gleichberechtigt anerkennen müssen, wenn sie das Friedensziel des Völkerbundes verwirklichen wollen.»

Das war der reichlich explosive Hintergrund der Erwähnung dieser Frage hier auf der ersten Sitzung. Als sich Stresemann zu diesem Punkt äusserte und gerade das Wort «Kriegsschuldfrage» aussprach, hustete jemand in meiner Nähe, so dass mir die folgenden Worte des deutschen Aussenministers unverständlich blieben. Auf sie aber kam es in diesem Augenblick ganz besonders an. Es handelte sich darum, ob er diese Frage jetzt zur Diskussion stellen wollte, oder ob sie etwa, wie in London, wieder vertagt werden würde. Ich befand mich in einer scheusslichen Lage. Irgend jemanden fragen konnte ich natürlich in der Eile nicht. Hätte ich meine französische Übersetzung unterbrochen und Stresemann, der ein ganzes Stück vor mir sass, schnell noch einmal gefragt, wäre die Aufmerksamkeit der ganzen Konferenz gerade auf diesen delikaten Punkt gelenkt worden, der möglicherweise – und hier stand mir sekundenlang die Szene mit den aufgeregten diskutierenden drei deutschen Delegierten in der Schlussitzung in London vor Augen – jetzt, im Anfangsstadium der Besprechungen, nur sehr vorsichtig und andeutungsweise vorgebracht werden sollte. Ich nahm also mein Herz in beide Hände und sagte auf französisch die Worte so, wie ich nach meiner Kenntnis der Sachlage glaubte, dass sie Stresemann gebraucht hätte, d.h. ich gab eine Ankündigung der deutschen Stellungnahme zu dem Problem. Scharf beobachtete ich dabei Stresemann und Luther von hinten. Jeden Augenblick darauf gefasst, dass sie sich wütend nach mir umdrehen würden, und dass es einen Eklat mit mir geben würde, ähnlich dem, dem der arme Michaelis in London zum Opfer gefallen war.

Aber es geschah nichts. Stresemann qualmte ruhig dicke Wolken aus seiner Zigarre, und Briand rief lediglich spöttisch, aber nicht weiter erregt über den Tisch: «Hoffentlich bekommen wir davon keinen Schlaganfall.»

Diese Zwischenrufe Briands charakterisierten die ungezwungene Atmosphäre, die damals unter den Grossen Europas am Konferenztisch

von Locarno herrschte und die viel dazu beitrug, auch den umstrittensten Fragen ihre Schärfe zu nehmen. Der heitere Spott, mit dem viele Klippen in Locarno umschiffen wurden, ging fast immer von Briand aus, der sich nicht etwa nur gegen die Deutschen wandte, sondern auch den steifen Austen Chamberlain genau so aufs Korn nahm wie Stresemann und Luther. «Wenn Sie noch weiterreden, werden wir alle anfangen zu weinen!», hatte er einmal in einer Vollsitzung zu Luther gesagt, als dieser in seiner etwas formellen Beamtenart über die schwierigen Verhältnisse in Deutschland berichtete. Luther hatte sich dabei ärgerlich zu Briand umgedreht, und dieser machte ein so komisch erschrockenes Gesicht, dass Stresemann darüber in laut schallendes Gelächter ausbrach und sich nun seinerseits von Luther einen missbilligenden Blick zuzog. Briand bestimmte den Ton und die Atmosphäre dieser Tage und trug meine Beobachtungen nach gerade dadurch viel zum Gelingen des Werkes bei.

Leicht «angeschlagen» sank ich nach diesem gefährlichen Intermezzo in der Übersetzung der Kriegsschuldfrage wieder auf meinen Platz und war heilfroh, dass sämtliche Punkte, die in dieser Sitzung von den deutschen Delegierten vorgebracht worden waren, nicht weiter diskutiert, sondern den juristischen Sachverständigen überwiesen wurden.

In seinem ausgezeichneten, aber mit stark englischem Akzent vorgetragenen Französisch erklärte Chamberlain: «Irgend jemand muss ja auf dieser Konferenz arbeiten, also lassen wir die Juristen arbeiten, *laissons travailler les juristes.*»

Dieser Ausspruch, der für viele Konferenzen als Motto gelten könnte, wurde in den nächsten Tagen noch oft von mehreren Seiten wiederholt. Trotzdem aber ruhten auch die Aussenminister nicht. Schon am nächsten Tage, nachdem wegen einer Erkältung Stresemanns die Vormittags-sitzung auf den Nachmittag verschoben werden musste, begann eine grosse Diskussion zwischen Briand und Stresemann über die polnische und tschechoslowakische Frage.

Geschickt schob Stresemann gleich zu Beginn die Initiative Briand zu mit der Begründung, dass Deutschland zu diesem Punkt keinerlei Vorschläge eingebracht habe. So nahm denn Briand zu längeren Ausführungen das Wort, die in dem Gedanken gipfelten, dass Frankreich mit Polen und der Tschechoslowakei Bündnisverträge abgeschlossen habe, die es nicht ausser acht lassen könne. «Es wäre unehrenhaft, wenn wir uns diesen Verpflichtungen entziehen würden.»

Nun ging Stresemann zum Angriff vor. Er erinnerte daran, dass Deutschland in der Sicherheitsfrage schon mehrfach Initiativen ergriffen habe. «Jedesmal aber ist uns Frankreich mit einem Nein entgegengetreten.» Man habe deutscherseits vermutet, dass diese negative Einstellung mit den Bündnissen Frankreichs im Osten Zusammenhänge und habe sich daher jetzt bereit erklärt, mit Polen und der Tschecho-

slowakei Schiedsverträge abzuschliessen, durch welche ein gewaltsames Vorgehen Deutschlands gegen die beiden Länder zu einer eventuellen Grenzkorrektur ausgeschlossen würde. Das sei doch bereits eine völlig genügende Sicherheit. Dazu käme noch eine weitere Garantie. Die Alliierten hätten den Wunsch geäußert, Deutschland als Mitglied im Völkerbund zu sehen. Für das Reich sei ein Eintritt in diese mit Versailles eng zusammenhängende Institution ein schwerer Entschluss. Darüber würde noch zu sprechen sein. Trotzdem aber habe sich auch hier Deutschland nicht ablehnend verhalten. Somit beständen für den Frieden im Osten zwei wesentliche Sicherheiten. Warum verlange Frankreich nun noch mehr? Weshalb wünsche es ausserdem noch ein besonderes Durchmarschrecht durch Deutschland für den Fall, dass der Völkerbund beschliesse, den Oststaaten bei einem Angriff zu Hilfe zu kommen, und wie stelle sich Herr Briand dieses Durchmarschrecht eigentlich im Einzelnen vor?

Bei diesen Fragen Stresemanns wurde ich wieder durch meinen akustisch sehr ungünstigen Platz behindert. Ich konnte nicht genau verstehen, was er an einzelnen Stellen ausführte, aber ich hatte diesmal nicht den Vorteil wie am Vortage, die komplizierte Sachlage genau zu kennen. Es war damals noch nicht üblich, bei den grossen politischen Delegationen die Dolmetscher zur sachlichen Vorbereitung an den internen Beratungen teilnehmen zu lassen. Sie wurden noch als eine Art Sprachautomat angesehen, in den man auf der einen Seite etwas hineinredete, das auf der anderen Seite mechanisch in der gewünschten Sprache wieder herauskam. Die Schwierigkeit des Verdolmetschens komplizierter juristisch-politischer Ausführungen war den politischen Delegationen noch nicht bewusst geworden. Deshalb geriet ich an diesem Morgen bei einigen Punkten, besonders bei den Fragen wegen des Durchmarschrechtes, erheblich ins «Schwimmen».

Ich merkte sofort an der Unruhe bei Chamberlain, dass etwas nicht in Ordnung war und sah, noch während ich sprach, wie er Luther einen Zettel herüberschickte, auf dem er sich, wie ich nach Schluss der Sitzung erfuhr über meine Übersetzung beschwert hatte. Als ich fertig war, griff er dann auch sofort ein und ergänzte meine Ausführungen mit den Worten: «Monsieur Stresemann a encore dit . . . und ergänzte auf französisch, was seiner Ansicht nach Stresemann ausserdem noch gesagt hatte. Später erlebte ich, wie Chamberlain auch bei anderen Dolmetschern im Völkerbundsrat, oft mit den gleichen Worten, deren Übersetzungen korrigierte. Er war bei ihnen deshalb nicht gerade beliebt, weil seine Verbesserungen oft keine Verbesserungen waren und man sich des Eindruckes nicht erwehren konnte, dass er hauptsächlich demonstrieren wollte, wie scharf er aufpasste, und wie gut er fremde Sprachen beherrschte. Besonders die französischen Dolmetscher in Genf hatten es bei ihm nicht leicht.

In meinem Falle aber hatte er mit seiner Korrektur durchaus recht gehabt, und ich war ihm innerlich dankbar, dass er die Sache so ruhig und kavaliersmässig erledigt hatte. Nach der Sitzung bekam ich dann einige «schräge» Bemerkungen von Gaus wegen meiner ungenügenden Übersetzung zu hören. Aber Luther und Stresemann sagten kein Wort. Es wurde nur beschlossen, dass ich in Zukunft auch zu den internen Besprechungen herangezogen werden sollte. Durchgeführt wurde aber dieser Beschluss trotzdem nicht. Ich war eben zu jung und unbedarft und hätte wohl auch insofern durch meine Anwesenheit gestört, als sich, wie ich hörte, in diesen internen Besprechungen manchmal Meinungsverschiedenheiten zwischen Luther und Stresemann über die zu befolgende Taktik ergaben, die die beiden Hauptdelegierten lieber unter sich regelten. Auch meine Anregung, mir einen akustisch günstigeren Platz, wie in London, am Konferenztisch selbst neben den Delegierten zu geben, blieb unberücksichtigt, weil dann Gaus oder Kempner ihre Plätze hätten aufgeben müssen, und dazu waren sie natürlich aus Prestigegründen nicht bereit. So blieb es denn während der Hauptsitzungen im Rathaussaal bei den alten Schwierigkeiten, aber ich hatte mich allmählich doch so an die unangenehmen Verhältnisse gewöhnt, dass ich bis zum Ende der Konferenz ohne allzu grosse Pannen und ohne weitere Ausstellungen von seiten Chamberlains durchkam. Sehr wohl fühlte ich mich natürlich in meiner Lage nicht. Die englische Delegation hatte das Richtige getroffen, als sie verständnisvoll meine Lage mit der eines Mannes verglich, der auf sehr dünnem Eis Schlittschuh läuft. «Skating on thin ice», sollte auch in der Folge in Genf noch des Öfteren eine meiner Sportleistungen sein.

Ein Trost lag für mich darin, dass Professor Hesnard, der vertraute Mitarbeiter Briands, der in Locarno dessen Ausführungen oft ins Deutsche übersetzte und auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes an genau so einem kleinen Tischchen hockte wie ich, ähnliche Schwierigkeiten hatte, und, obwohl er als engster politischer Mitarbeiter des französischen Aussenministers sachlich ganz anders im Bilde war als ich, manchmal auch erheblich «schwamm». Aber Chamberlain liess ihn in Ruhe, denn er verstand zwar Deutsch, konnte sich jedoch keineswegs mit der gleichen Leichtigkeit in dieser Sprache ausdrücken wie auf französisch und schon aus diesem Grunde nicht korrigierend eingreifen.

In jener Nachmittagsitzung ging inzwischen die Diskussion über die Ostfragen weiter, ohne dass es zu irgendwelchen Zusammenstössen kam. Eine Einigung wurde allerdings auch nicht erzielt, und schliesslich endete alles mit einer Überweisung an die unglücklichen Juristen.

In den nächsten Tagen stand die Frage des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund und die Kriegsschuldfrage im Vordergrund der Erörterungen und führte zu heftigen Rededuellen zwischen Stresemann und Briand, in die Chamberlain immer wieder vermittelnd eingriff.

In der Frage des von den Alliierten gewünschten Eintritts Deutschlands in den Völkerbund hatte man sich deutscherseits von vornherein dagegen gewandt, dass das Reich trotz seiner Abrüstung die gleichen Verpflichtungen auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet wie die anderen hoch gerüsteten Mitglieder übernehmen sollte, wenn der Völkerbund im Falle eines Angriffs auf eines der Mitglieder Sanktionen beschlösse. Deutschland hatte verlangt, dass es angesichts der ihm durch den Versailler Vertrag auferlegten militärischen Schwäche von diesen Verpflichtungen ausgenommen und ihm eine Sonderstellung, ähnlich der der neutralen Schweiz, eingeräumt würde. Dies hätte natürlich auch jedes Durchmarschrecht der Völkerbundstaaten durch Deutschland zum Zwecke der Hilfeleistung an ein angegriffenes Mitglied ausgeschlossen. Der praktische Fall, der damals in Erinnerung an den russisch-polnischen Krieg allen bei diesen Erörterungen vorschwebte, war ein neuer polnisch-russischer Konflikt. Angesichts des ohnehin schon bestehenden Argwohnes Russlands gegen eine Westorientierung Deutschlands wollte das Reich hier keineswegs Verpflichtungen übernehmen, die es in einen Konflikt mit der Sowjetunion hätten bringen können.

Aus dieser Sachlage heraus entwickelte sich schon in den nächsten Tagen ein ausserordentlich lebhafter Meinungsstreit zwischen Briand und Stresemann. «Deutschland beansprucht, als Grossmacht in den Völkerbund aufgenommen zu werden, und kann daher unmöglich alle Rechte für sich in Anspruch nehmen, ohne auch gleichzeitig sämtliche Pflichten zu übernehmen», hatte Briand mit Nachdruck erklärt. Um die deutschen Befürchtungen zu beschwichtigen, hatte er damals interessanterweise das Reich auf den Gebrauch des Veto-Rechtes hingewiesen, durch welches es jederzeit einen einstimmigen Beschluss des Völkerbundsrates in Sanktionsangelegenheiten gegen einen Angreiferstaat verhindern könnte. Er hatte also mit anderen Worten Deutschland geraten, im Völkerbund das gleiche zu tun, was Sowjetrussland heutzutage über zwanzigmal im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, der dem damaligen Völkerbundsrat entspricht, getan hat: durch den Gebrauch des Vetos unbequeme Beschlüsse einfach zu verhindern.

Aber Stresemann verhielt sich in Locarno dieser Anregung gegenüber anders als Molotow und Wyschinski in jüngster Zeit in den Vereinten Nationen. «Ein solches Verfahren lehne ich ab», rief Stresemann temperamentvoll in den Saal. «Wenn wir im Falle eines russischen Angriffs die Sowjetunion als Angreifer bezeichnen, so stehen wir mit dem ganzen Schwergewicht unseres moralischen Ansehens auf Seiten des Völkerbundes, trotzdem diese Haltung für Deutschland schwerste politische Folgen haben kann.» Wenn Briand von einer gewollten Nichtgleichberechtigung Deutschlands gesprochen habe, so weise er das mit aller Entschiedenheit zurück. Die Ungleichheit zwischen dem Militarismus der Alliierten und der Machtlosigkeit des Reiches sei von

Deutschland sicherlich nicht gewollt. Er müsse in aller Offenheit den Alliierten sagen, dass sie das Prinzip der Abrüstung gegen Deutschland übertrieben hätten. «Welch ein Widerspruch, wenn man auf der einen Seite die deutsche Reichswehr zu einer reinen Grenzpolizei machen will, andererseits aber die militärische Mitwirkung dieser Grenzpolizei an einem Kriege verlangt?»

Nach den Darlegungen Stresemanns, die fast dreiviertel Stunden in Anspruch nahmen und von mir in längeren Abschnitten übersetzt wurden, trat eine Stille ein wie nach einem heftigen Sturm. Der Reichsaussenminister hatte aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Er war in eine ziemliche Erregung geraten, und seine Lautstärke hatte sich zu meiner Freude so erhöht, dass ich mühelos folgen konnte, da auch sonst im ganzen Raum atemlose Stille herrschte, niemand umherlief oder mit Papieren raschelte, und alle, auch diejenigen, die nicht Deutsch verstanden, wie gebannt zu Stresemann hinsahen. So kam ich denn sehr gut mit meiner Arbeit voran. Ich habe überhaupt die Erfahrung gemacht, dass sich «Krach» meistens leichter übersetzen lässt als vage Schalmeienklänge.

Von vielen Seiten hörte ich nach der Sitzung, dass Stresemanns Ausführungen die Grenze des politisch Möglichen gestreift hätten, dass sie aber doch in einer Form vorgebracht worden seien, die selbst bei Briand grosse Hochachtung für den Menschen Stresemann hervorgerufen hätte.

Während sich die Arbeit allmählich auf kleinere Gruppen und in die Hotelzimmer der Delegierten verschob, wurde die Kriegsschuldfrage noch auf einer Vollsitzung der Konferenz erörtert. Auch hierbei nahm Stresemann kein Blatt vor den Mund. Er hielt u.a. den Alliierten vor, dass sie selbst im Jahre 1919 den Eintritt des Reiches in den Völkerbund abgelehnt hätten, und betonte dann nachdrücklich, dass Deutschland zwar seine internationalen Verpflichtungen anerkenne, aber nicht in dem Sinne, dass es dabei eine moralische Schuld auf sich nehme. Ausdrücklich betonte Stresemann, dass die Reichsregierung ihre in der Kriegsschuldnotifizierung gemachten Erklärungen aufrechterhalte.

Wieder hatte ich den Eindruck, dass Stresemann bis an die Grenze des Möglichen gegangen war, und erwartete nach dem, was ich über dieses heikle Thema wusste, eine heftige Reaktion bei Briand und auch bei Chamberlain.

Mir war übrigens im Verlaufe der Konferenz wiederholt aufgefallen, dass Chamberlain sich Stresemann gegenüber ausserordentlich kühl verhielt. Das mag an den persönlichen Gegensätzen der beiden Charaktere gelegen haben, denn man konnte sich tatsächlich keinen grösseren Kontrast vorstellen als den starrnackigen Stresemann mit seinen lebhaften Augen und den hageren Engländer mit seinem unbeweglichen, monokelbewehrten Gesicht. Wenn Chamberlain überhaupt in Erregung geriet, was bei seinem «Fischblut» selten genug vorkam, fuhr er lediglich

mit den Händen wie eine Windmühle in der Luft herum. Aus manchen Äusserungen, die er im Laufe der Debatten und der Einzelgespräche tat, gewann ich den Eindruck, dass er nur sehr bedingt ein Freund Deutschlands war. Sein Herz gehörte Frankreich. Das sagte er auch ganz offen. Seine Delegation und andere Engländer behaupteten, er sei manchmal französischer als die Franzosen selbst.

Aber hier in der Kriegsschuldfrage schwiegen sowohl Briand als auch Chamberlain. Plötzlich aber meldete sich der belgische Aussenminister, der Sozialist Vandervelde, zum Wort. Er war ausserordentlich schwerhörig und trug auf der Brust als Hörhilfe ein kleines Mikrophon, dessen Rückkopplung manchmal bei den unpassendsten Gelegenheiten leise zu pfeifen begann, so dass sich die Umsitzenden erstaunt zu ihm umdrehten. Ich hatte mit Vandervelde insofern meine besondere Mühe, als er immer behauptete, ich spräche nicht laut genug. Oft bat er mich, beim Übersetzen unmittelbar neben seinen Platz zu treten, damit er besser verstehen könne, aber das genügte meistens auch noch nicht. Zum Zeichen, dass ich lauter sprechen sollte, hielt er sich die Hand ans Ohr und veranlasste mich dadurch manchmal zum Vergnügen der übrigen Delegation, mit einer Stentorstimme auf ihn einzuschreien und ihm die delikatesten diplomatischen Formulierungen mit der Stärke eines Grosslautsprechers in sein mikrofonbewehrtes Ohr zu brüllen. Erst dann lächelte er befriedigt hinter seinem dicken Kneifer und hatte den akustischen Anschluss an die Vorgänge auf der Konferenz wieder gewonnen.

Auch diesmal hatte ich mich neben ihn stellen müssen. Dass ich lauter sprach als sonst, fiel nicht weiter auf, denn Stresemann hatte es auch getan. «Herr Stresemann hat soeben die Frage aufgeworfen, wer den Krieg heraufbeschworen habe», waren die ominösen Worte, mit denen der belgische Aussenminister seine Ausführungen begann. «Aber das steht ja ganz deutlich im Versailler Vertrag», fuhr er fort und erhöhte damit die über dem Raum lagernde Spannung ausserordentlich. Jeder der Anwesenden fühlte, dass es zu einer Explosion kommen musste, wenn Vandervelde so fortfuhr. Chamberlain trommelte nervös auf die Tischplatte. Er sah wohl bereits die Konferenz an der Kriegsschuldfrage scheitern. Als Vandervelde zu dem nächsten Satz ansetzte und dabei wieder mit dem Versailler Vertrag anfang, unterbrach ihn Chamberlain und sagte, dass Stresemann diese Frage keineswegs aufgeworfen habe. Jetzt mischte sich auch Briand ein, sichtlich in dem Bemühen, die Situation zu retten, und erklärte, soweit er verstanden habe, sei lediglich von dem Memorandum die Rede gewesen, das Deutschland zur Frage seines Eintritts in den Völkerbund nach Genf gerichtet habe. In diesem Dokument sei allerdings auch von der Kriegsschuld die Rede gewesen.

Stresemann nahm den Ball geschickt auf: er habe nur auf die Stelle

in dem deutschen Völkerbundsmemorandum angespielt, in der wörtlich ausgeführt werde, dass Deutschland eine moralische Schuld nicht übernehme. Vandervelde, der die ganze Sache keineswegs mit der Absicht, Schwierigkeiten zu machen, aufgebracht hatte, sondern dessen Intervention mehr aus einer bei schwerhörigen Leuten gelegentlich in Erscheinung tretenden Unbeholfenheit heraus entstanden war, erklärte darauf, dass er zu dem Thema nichts mehr zu sagen habe! Das erleichterte Aufatmen der ganzen Konferenz war fast akustisch wahrnehmbar. Die Kriegsschuldfrage wurde danach nicht wieder angeschnitten. Durch ihr Schweigen hatten England und Frankreich meinem Gefühl nach die deutsche These anerkannt.

Auch über die Frage der Beteiligung an Völkerbundssanktionen, wenn Deutschland Mitglied der Genfer Institution geworden sei, wurde einige Tage später, nach gründlicher Vorarbeit der Juristen, auf einer Motorbootfahrt auf dem Lago Maggiore ein Kompromiss abgeschlossen. Diese Fahrt auf dem herrlich blauen See in der zauberhaften Landschaft der Südschweiz war alles andere als ein Vergnügungsausflug. Fast von Anfang an sassen die Aussenminister in der Kabine und sprachen über sehr ernsthafte Dinge. Dabei kam auch nach langem Hin und Her ein Kompromiss über die Sanktionsbeteiligung zustande. Die Alliierten würden in einer offiziellen Note an Deutschland eine Auslegung des die Sanktionen betreffenden Artikels XVI der Völkerbundssatzung geben, in der sie ausdrücklich zusichern wollten, dass auf die militärische und geographische Lage Rücksicht genommen werden würde.

Damit waren in der Kriegsschuld- und in der Sanktionsfrage zwei grosse Schwierigkeiten, die dem Vertragsabschluss entgegenstanden, an Bord der «Orangenblüte» aus dem Wege geräumt worden. Diese Fahrt war zum Teil unternommen worden, um den Aussenministern Gelegenheit zu geben, einmal völlig ungestört durch die Presse, die im Rathaus und in den einzelnen Hotels ihre Schritte und ihre Mienen stets argwöhnisch überwachte, ungestört auch von allzu vielen technischen Mitarbeitern im freien Gespräch von Mann zu Mann die Grundprobleme zu erörtern.

Stresemann brachte auf dieser Fahrt unumwunden seine Ansicht zum Ausdruck, dass nach Abschluss des Locarno-Vertrages die Besetzung des Rheinlandes durch alliierte Truppen völlig überflüssig sei; der Schutz, den diese Besetzung darstellen sollte, sei ja durch den Vertrag und die Verpflichtungen, die Deutschland mit ihm übernehmen würde, sichergestellt. Er meldete hiermit erstmalig eine Forderung an, die erst viel später auf der Haager Konferenz im Sommer 1929 erfüllt wurde und die Räumung der besetzten Gebiete fünf Jahre vor dem im Versailler Vertrag vorgesehenen Datum zur Folge hatte. Noch eine ganze Reihe anderer deutscher Forderungen und Wünsche wurde auf dieser Fahrt erörtert. Dabei handelte es sich um die Räumung der Kölner

Zone, Erleichterungen im Besatzungsregime und die Rückwirkung all dieser Abmachungen auf die Verhältnisse im Saargebiet, «wo die Abstimmung natürlich auch vorverlegt werden muss», wie Stresemann erklärte. Auch die Wiederzulassung Deutschlands zur Zivilluftfahrt wurde hier zum ersten Male in vorsichtiger Form zur Sprache gebracht.

Briand reagierte nicht, wie man es hätte erwarten können, mit Heftigkeit auf diese für die damaligen Verhältnisse recht weitgehenden Wünsche. Er verhielt sich ausweichend. «Das ist eine recht kühne Wunschliste», charakterisierte er seinen ersten Eindruck. Zur Regelung all dieser Fragen sei eine neue Konferenz notwendig, die sicherlich sehr viel länger dauern werde als Locarno. Damit sollte er recht behalten. Denn tatsächlich waren von jener Zeit ab diese Probleme ein ständiges Gesprächsthema bei den Zusammenkünften zwischen Briand und Stresemann. Erst viele Jahre später sollten sie ihre Lösung finden.

An jenem Tage wurde jedoch auf dem Lago Maggiore die Diskussion darüber in einer freundlichen und hoffnungsvollen Atmosphäre eröffnet. Briand und Chamberlain zeigten sich auch im Allgemeinen nicht unzugänglich. Besonders Briand gab zu verstehen, dass er in diesen «Rückwirkungen» des Locarno-Abkommens nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten zeigen werde, dass er wirklich für den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland eintrete. Er drückte sich dabei ähnlich aus wie Herriot in London. Nur sprach er abgeklärter als dieser und dramatisierte die Widerstände, die er in Frankreich voraussah, nicht, sondern behandelte sie, wie es seiner Art entsprach, mit Sarkasmus und Spott.

So gingen denn alle Teilnehmer dieser Fahrt auf der «Orangenblüte», an der als einzige nicht offizielle Persönlichkeit Frau Chamberlain teilgenommen hatte, in einer sehr zuversichtlichen Stimmung wieder in Locarno an Land. Das Eis war bei dieser Gelegenheit endgültig gebrochen. Es fanden nun keine grossen Rededuelle im Rathaussaal mehr statt. Was noch zu erledigen war, wurde zwischen den Hauptdelegierten in Besprechungen zu dritt oder zu viert in ihren Hotels geregelt. Auch für mich war die Arbeit dadurch leichter geworden. Ich hatte keine Hörschwierigkeiten mehr, denn ich sass bei diesen Gesprächen mitten zwischen den Aussenministern am Teetisch oder an der Mittagstafel. Die Hauptlast der eigentlichen Formulierungsarbeit lag nach wie vor bei den drei Juristen, zu denen sich der Belgier Rolin als Vierter hinzugesellt hatte.

In der Zwischenzeit hatten die beiden Vertreter der Tschechoslowakei und Polens, Dr. Benesch und Graf Skrzynski, eine etwas unglückliche Rolle gespielt. Sie sassens gleichsam antichambrierend in ihren Hotels herum, denn sie wurden weder zu den Besprechungen der Grossen noch zu den Sitzungen der Konferenz hinzugezogen. Erst in den letzten Tagen nahmen sie als Beobachter an einigen Vollsitzungen, und zwar auf

Anregung von Chamberlain, teil. Die ganze Zeit über hatten sie allerdings mit ihrem Bundesgenossen Frankreich Fühlung gehalten, um wenigstens auf diese Weise ihre Interessen indirekt wahrnehmen zu können.

Auch Mussolini war unter dem Schutz seiner Leibgarde für kurze Zeit von Italien herübergekommen. Er hatte vorher versucht, für die Brenner-Grenze eine ähnliche Garantie zu bekommen, wie sie Frankreich für seine Ostgrenze erhalten sollte, denn er fürchtete, dass durch das Locarno-Abkommen Grenzen erster und zweiter Klasse in Europa entstünden. Er war aber mit dieser Forderung nicht durchgedrungen.

Dem italienischen Botschafter in Berlin, der Stresemann einmal auf diese Frage ansprach, hatte der Aussenminister erwidert, dass dieser Wunsch seitens Italiens eigentlich einer Billigung des Anschlusses von Österreich an Deutschland gleichkäme: erst dann sei ja der Brenner eine deutsch-italienische Grenze, für die Deutschland eine Garantie geben könne.

Auf der Konferenz selbst betätigte sich Mussolini nicht. Er war mehr eine journalistische Sensation und verschwand ebenso schnell wieder, wie er gekommen war. Ich war bei der kurzen Besprechung, die er mit Reichskanzler Luther hatte, nicht zugegen. Um so ausgiebiger habe ich ihn dann nach 1935 in den Besprechungen mit Hitler und Göring, an denen ich fast ausnahmslos teilnahm, kennengelernt.

Aus den Einzelbesprechungen der Staatsmänner in Locarno und aus der Arbeit der Juristen entstand dann allmählich das Vertragswerk, das am 16. Oktober 1925 in demselben kleinen Rathaussaal paraphiert wurde, in dem auch die Eröffnungssitzung und die Vollsitzungen der Konferenz stattgefunden hatten.

Es handelte sich dabei um acht Dokumente, und zwar um einen Garantievertrag zwischen Deutschland, Belgien, Frankreich, Grossbritannien und Italien, in dem sich Deutschland und Belgien sowie Deutschland und Frankreich gegenseitig verpflichteten, niemals gegeneinander Krieg zu führen und alle Streitigkeiten mit friedlichen Mitteln zu schlichten. Dieser Vertrag enthielt ausserdem ein von England und Italien garantiertes, gegenseitiges Versprechen, den Gebietsstand und die Grenzen zwischen Deutschland und seinen beiden westlichen Nachbarn zu respektieren. Deutschland übernahm weiterhin die Verpflichtung, das im Versailler Vertrag festgelegte Gebiet als entmilitarisierte Zone zu achten. Wann die Beistandspflicht Englands oder Italiens zugunsten Deutschlands oder Frankreichs und Belgiens auf Grund des Vertrages wirksam würde, sollte der Völkerbundsrat entscheiden. Die einzige Ausnahme, in der eine sofortige Aktion erfolgen konnte, war der Fall einer Invasion in das Gebiet eines der garantierten Länder oder eine Verletzung der Bestimmungen über die entmilitarisierte Zone durch Deutschland.

Dies war übrigens die Bestimmung, die Frankreich eine Sofortaktion ermöglicht hätte, als Hitler am 7. März 1936 unter Bruch des Locarno-Abkommens in die entmilitarisierte Zone einmarschierte.

Zu diesem eigentlichen Locarno-Abkommen gehörten als Nebenverträge die gleichzeitig abgeschlossenen Schiedsabkommen zwischen Deutschland und Belgien und Deutschland und Frankreich, die die Verfahrensregeln bei der friedlichen Beilegung aller Streitigkeiten, wie sie im Hauptabkommen festgelegt worden war, im Einzelnen bestimmten. Dazu kamen noch Schiedsverträge zwischen Deutschland und Polen und Deutschland und der Tschechoslowakei mit ähnlichen Bestimmungen über die friedliche Regelung aller Meinungsverschiedenheiten, die zwischen diesen Ländern entstehen könnten. In diesem Falle war also keinerlei Garantie des Gebietsstandes oder der Grenzen ausgesprochen worden. Dagegen hatte sich Deutschland mit Erfolg gewehrt. Grenzveränderungen waren also nicht ausgeschlossen. Sie mussten aber ohne Gewaltanwendung durchgeführt werden, wie dies, zum mindesten der Form nach, der Tschechoslowakei gegenüber später durch das Münchener Abkommen zwischen England, Frankreich und Deutschland im Jahre 1938 geschah.

Schliesslich wurden noch zwei Verträge zwischen Frankreich und Polen und Frankreich und der Tschechoslowakei paraphiert, in denen sich diese Länder gegenseitig eine Garantie für die Einhaltung der Verpflichtungen gaben, die Deutschland ihnen gegenüber übernommen hatte. Es handelte sich mit anderen Worten darum, dass Frankreich als Garant für die deutsch-polnischen und deutsch-tschechoslowakischen Verträge eintrat. Darin lag eine Einschränkung der Bündnisverträge Frankreichs mit diesen beiden Ländern insofern, als die Beistandspflicht Frankreichs nicht mehr, wie früher, allgemein gehalten war und für jede Art von kriegerischer Verwicklung galt, sondern jetzt nur noch für den Fall eines nicht provozierten Angriffs auf Polen oder die Tschechoslowakei in Anspruch genommen werden konnte. Dieser Bündnisfall ergab sich 1939 für Frankreich, als Hitler nach Polen einmarschierte.

Alle diese Verträge nebst einem Schlussprotokoll lagen nun zur Paraphierung auf dem grossen Tisch vor uns. Das Schlussprotokoll wurde als einziges Schriftstück verlesen. In ihm waren u.a. die Wünsche berücksichtigt, die Deutschland in Bezug auf seine Mitgliedschaft im Völkerbund geäussert hatte, wie sie im Artikel X des Locarno-Abkommens als Bedingung für dessen Inkrafttreten festgelegt war. Ausserdem fand hier auch die allgemeine Abrüstung Erwähnung, die schliesslich auf der grossen Abrüstungskonferenz scheitern sollte, an der ich in den 30er Jahren teilnahm und bei der ich im Jahre 1933 den dramatischen Austritt Deutschlands aus der Konferenz und aus dem Völkerbund miterlebte.

Über die «Rückwirkungen» aus dem Locarno-Abkommen, die Stresemann auf der Konferenz so energisch gefordert hatte, war im Protokoll selbst nichts vorgesehen. Sie fanden in vorsichtiger Form in Briands Schlussrede ihren Platz und wurden tatsächlich in späteren Jahren Wirklichkeit. Die letzte dieser Rückwirkungen war die Befreiung des gesamten Rheinlandes im Jahre 1930.

Die Paraphierung dieser zahlreichen Dokumente durch die Hauptdelegierten der an der Konferenz beteiligten Länder nahm bei den engen räumlichen Verhältnissen sehr lange Zeit in Anspruch. Wieder ging es dabei, wie in London, wenig feierlich zu. Manchmal wurde man direkt an ein etwas überfülltes Schreibzimmer eines grossen Hotels erinnert.

Danach begann erst die eigentliche Schlussitzung, die wohl das Eindrucksvollste war, was ich jemals in meiner langen Laufbahn erlebt habe. Seit mittags war der ganze Ort auf den Beinen, denn bereits am Tage vorher war die endgültige Einigung bekanntgeworden, und die kleine Stadt hatte zur Feier dieses Ereignisses ihren schönsten Festschmuck angelegt. Die Fahnen der beteiligten Länder prangten an vielen Häusern. Girlanden zogen sich durch die Strassen, an Transparenten war allenthalben das Wort «Pace» zu lesen. Gegen Abend schon war die Stadt auf eine primitive, aber gerade deshalb um so überzeugender wirkende Weise illuminiert worden. Auf den Hotels erschien, aus elektrischen Glühbirnen gebildet, an vielen Stellen auch wieder das Wort «Pace», das wie ein grosses Losungswort in diesen Schlusstagen über der Konferenz und über Europa zu stehen schien. Mit südlichem Temperament gaben die einfachen Leute ihre Freude über das Friedenswerk zu erkennen. Selbst in den kleinsten Häusern waren zur Feier des Tages an den Fenstern ein paar Kerzen arigezündet, die die Gefühle der Bewohner in rührender Weise zum Ausdruck brachten.

Die Schlussitzung spielte sich in einer unvergesslichen Atmosphäre der Hoffnung und des guten Einvernehmens ab. «Es gibt von jetzt ab weder Sieger noch Besiegte», hatte Chamberlain schon am Vortage auf einem Pressefrühstück erklärt, und dieser Gedanke war das Leitmotiv der kurzen Schlussreden, die damals gehalten wurden.

«Mit Locarno muss eine neue Epoche anfangen, sonst ist es eine leere Geste gewesen», erklärte Briand. «Weder Sieger noch Besiegte», wiederholte Chamberlain. «Wir haben die Verantwortung für die Paraphierung der Verträge übernommen, weil wir glauben, dass nur auf dem Wege friedlichen Nebeneinanderlebens der Völker jene Entwicklung gesichert werden kann, die für keinen Erdteil so wichtig ist wie für das grosse europäische Kulturland», hatte Stresemann ausgerufen. «Locarno ist nicht das Ende, sondern der Anfang einer Periode vertrauensvoller Zusammenarbeit», hatte Chamberlain noch einmal zum Schluss nach der Paraphierung unter dem brausenden Beifall aller Anwesenden verkündet.

Durch die an dem warmen Oktoberabend weit geöffneten Fenster des kleinen Saales drang der Beifall auf den Vorplatz hinaus, auf dem sich schon seit Stunden eine erwartungsvolle, dicht gedrängte Menge versammelt hatte. Sie nahm ihn auf, und bald wurde im Saal jede Unterhaltung durch das brausende Rufen und Beifallsklatschen unmöglich gemacht, das von draussen hereindrang. Im selben Augenblick begannen die Glocken von Madonna del Sasso zu läuten und am Ufer des Sees stiegen die ersten Raketen eines grossartigen Friedensfeuerwerkes auf. Stürmisch verlangte die Menge die Delegierten zu sehen. Luther, Stresemann, Briand und Chamberlain traten auf den schmalen Balkon. Der Beifall wuchs zum Orkan.

Ich konnte die ganze Szene von einem anderen Fenster des Saales aus gut überblicken. Gleichzeitig bemerkte ich auch, dass sich die Vertreter der kleineren Mächte, wie von einem Magnet angezogen, möglichst unauffällig auf die Balkontür zu bewegten, um sich auch ihrerseits der jubelnden Menge zeigen zu können. Mit der unbekümmertsten Miene der Welt gingen sie im Gespräch mit anderen Konferenzteilnehmern, die offensichtlich dasselbe Ziel verfolgten, langsam, wie zufällig, auf den Balkon zu, um dann dicht vor dem Ziel den Gesprächspartner unvermittelt stehen zu lassen und mit einem strahlenden Siegerlächeln auf den Balkon hinauszustürzen.

Nachdem auf diese Weise auch die «Kleinen» zu ihrem Recht gekommen waren, fand im Saal die allgemeine Verabschiedung statt, und unsere Delegation verliess das Haus. Als wir mit Stresemann und Luther die wenigen Stufen der kleinen Freitreppe hinabstiegen, brauste der Beifall der Menge erneut auf. Dann wurde es plötzlich ganz still. Alle Männer nahmen den Hut ab und bildeten ein schweigendes, ergriffenes Spalier, durch das wir, tief beeindruckt, zu unseren Wagen gingen, um ins Esplanade zurückzufahren.

Aus dem sonnigen Süden kehrten wir zurück in den kalten Norden. Hier war der Bahnhof wieder abgesperrt, aber nicht wegen jubelnder Menschenmengen. Die Deutschnationalen hatten in ihrer grossen Presse Sturm gegen das Abkommen gelaufen. Wir hatten schon im Zuge ihre wütenden Angriffe gegen Luther, vor allem aber gegen Stresemann in den Zeitungen lesen können. Wieder verbreitete sich die Attentatsfurcht in der Delegation, und die Namen Rathenau und Erzberger tauchten wieder in den Gesprächen auf. Auf dem Potsdamer Bahnhof erwartete uns das Diplomatische Corps, und der englische Botschafter Lord D'Abernon richtete im Auftrage Chamberlains an Luther und Stresemann folgende Worte: «Ich bin ausdrücklich von Herrn Chamberlain beauftragt, Sie zum Erfolg der Konferenz in Locarno zu beglückwünschen ... Der deutschen Regierung wird immer die Ehre bleiben, die Initiative ergriffen zu haben, welche zum Vertrag von Locarno geführt hat.»

In den nächsten Wochen wurde der Vertrag dann trotz der Obstruktion der Deutschnationalen, die ihre Minister aus dem Kabinett zurückzogen und Stresemann wüst beschimpften, vom Reichstag angenommen und fand bei der grossen Mehrheit des deutschen Volkes aufrichtige Zustimmung. Allenthalben herrschte das Gefühl, welches durch die Haltung des offiziellen und inoffiziellen Auslandes noch bestätigt wurde, dass Deutschland nunmehr wieder als moralisch Gleichberechtigter in den Kreis der europäischen Nationen aufgenommen worden war. Jeder, der wie ich, viel im Auslande zu tun hatte, merkte im Kleinen wie im Grossen diesen Stimmungsumschwung fast täglich. Es war tatsächlich ein neuer Geist auch im persönlichen Verkehr mit den Ausländern eingezogen, und in dieser Beziehung war der später so oft bespöttelte «Geist von Locarno» durchaus eine Realität.

Auch auf dem Gebiete der Politik hat er, wenn auch für die begreiflicher Weise ungedulden Deutschen nicht immer schnell genug, seine Wirkung getan. Ich habe das persönlich auf den Konferenzen und Besprechungen der folgenden Jahre sehr genau miterlebt. Wenn man sich heute die Kritik vergegenwärtigt, welche damals die Rechtsparteien an Locarno und an Stresemann übten, und damit die Ergebnisse vergleicht, die Jahr um Jahr durch den Geist dieses Vertrages erzielt wurden und schliesslich dazu führten, dass das gesamte besetzte Gebiet fünf Jahre vor der festgesetzten Zeit von der Besatzung befreit wurde, dann kann man über den Kleinmut und die Kurzsichtigkeit der damaligen Opposition eigentlich nur lächeln.

Sein Ende fand Locarno an jenem 7. März 1936, an dem Hitler in selbtherrlicher Unkenntnis der psychologischen Realitäten durch seinen Einmarsch in die entmilitarisierte Zone des Rheinland zum zweiten Male «befreite» und damit ein weiteres Glied an die Kette jener Überraschungsaktionen fügte, die letzten Endes zu einer erneuten Besetzung, diesmal des ganzen Reichsgebietes, durch die vier Alliierten des Zweiten Weltkrieges geführt haben. In dieser «Befreiungsaktion» wurde er zum Unglück der beiden Vertragspartner von Locarno, Deutschland und Frankreich, zum Unglück Europas und der ganzen Welt, unterstützt durch die Haltung derselben Mächte, die damals im Rathaus von Locarno ihre Unterschrift unter einen Vertrag setzten, der das gewaltsame Vorgehen eines Friedensstörers wie Hitler unmöglich machen sollte.

Unbegreiflich wie an jenem schwarzen Tage im März 1936 ist mir auch heute noch die Passivität Frankreichs und Englands, denen auf Grund der am Lago Maggiore getroffenen Regelung sehr wohl die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, durch ein sofortiges Einschreiten der Tollkühnheit des «Staatsmannes» Hitler einen energischen Riegel vorzuschieben und damit dem Lauf der Geschichte eine andere Richtung zu geben. Hitler selbst hat in meiner Gegenwart einmal erklärt, dass die 24 Stunden nach dem Einmarsch in das Rheinland zu den aufregend-

sten seines ganzen Lebens gehört hätten. «Wären die Franzosen damals nach Deutschland eingerückt, so wie ich es während dieser 24 Stunden für möglich hielt, dann hätte ich mich mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen.» Ich kann mir keinen stärkeren Beweis für die friedensichernden Qualitäten der Vertragsbestimmungen von Locarno vorstellen als diesen Ausspruch des deutschen Diktators.

Derselbe Botschaftsrat Forster, der am 9. Februar 1924 das von mir übersetzte Locarno-Memorandum Herriot überreicht hatte, vertrat übrigens in einem Bericht, zu dem er kurz vor der geplanten Aktion Hitlers vorsorglich aufgefordert worden war, von Paris aus die Auffassung, dass die Franzosen marschieren würden. Er wurde selbstverständlich sofort danach kaltgestellt, als sich seine Voraussage nicht erfüllte. «Wenn Frankreich nur im Geringsten auf seine Sicherheit bedacht ist, dann muss es jetzt unbedingt handeln», so hatten auch wir damals im Auswärtigen Amt argumentiert. Durch das Ausbleiben der von Vielen erwarteten Folgen der Rheinlandaktion Hitlers stieg dessen Prestige genau so, wie das Ansehen derjenigen sank, welche die Entschlossenheit Frankreichs und Englands falsch eingeschätzt hatten.

5

TRÜBER TAG IN GENF (1926)

«Mit Locarno muss eine neue Epoche anfangen», hatte Briand im Oktober am Lago Maggiore erklärt. «Locarno ist nicht das Ende, sondern nur der Anfang einer Periode vertrauensvoller Zusammenarbeit», hatte Chamberlain in der historischen Schlussitzung ausgerufen. Aber auf die sonnigen Tage von Locarno folgte das trübe, unfreundliche Wetter von Genf, aus der vertrauensvollen Zusammenarbeit der neuen Ära schien wieder das misstrauenerfüllte Verhältnis der vergangenen Jahre geworden zu sein. Wie auf London, folgte auch auf Locarno ein Wettersturz, der seinen Tiefpunkt im März des folgenden Jahres in Genf erreichte.

Ich war zu dieser Zeit wieder bei der Wirtschaftsdelegation in Paris und erhielt mit einer Plötzlichkeit, die zu meinem nicht geringen Ärger allmählich zur Regel werden sollte, eines Abends ein Telegramm aus Berlin. Diesmal wurde ich nach Genf geschickt. Mir war bekannt, dass im März eine Sondersitzung der Vollversammlung wegen der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund nach Genf einberufen war, aber ich hatte im stillen gehofft, dass man mich wegen meines nicht allzu glänzenden Auftretens in Locarno vielleicht ruhig in Paris lassen würde, wo ich mich bei der Zufriedenheit der beiden Delegationen mit meiner Arbeit und in der angenehmen Atmosphäre der französischen Hauptstadt recht wohl fühlte. Andererseits war ich natürlich nicht für die indirekte Anerkennung unempfindlich, die in meiner Berufung zur Teilnahme an dieser wichtigen aussenpolitischen Veranstaltung lag.

So reiste ich denn mit einem lachenden und einem weinenden Auge nach Genf. Mit dem Orientexpress fuhr ich vom Gare de Lyon ab. «Istamboul», «Bucuresti», «Beograd», «Athenes», stand es bedeutungsvoll an seinen blauen Schlafwagen. Schon auf dem Bahnsteig schien das Französische vor den fremdartigen, meist slawisch klingenden Lauten

der nach Pariser Mode aufgemachten Balkanfahrgäste völlig zurückzutreten. Ausser mir war kein Deutscher weit und breit zu hören und zu sehen.

Beim Morgengrauen eines trüben Tages, bei Schnee und Regen und kaltem Wind traf ich fröstelnd am damals weltberühmten Sitz des Völkerbundes ein. Genf präsentierte sich von seiner unfreundlichsten Seite. Welch ein Gegensatz zu meiner letzten Konferenz im Süden! Und genau der gleiche Gegensatz herrschte auch, wie ich sehr bald bemerken sollte, in der politischen Atmosphäre. Dieser trübe Tag war ein Symbol für den ganzen Verlauf der dortigen Verhandlungen, die sich über zehn Tage hinzogen und mit einer Sensation im Negativen endeten.

Über die Montblanc-Brücke, auf der der Sturm vom Genfer See das Taxi fast umzuwerfen drohte, fuhr ich durch die regennassen Strassen in das Hotel Metropole, in dem die deutsche Delegation wohnen sollte. Die Herren aus Berlin kamen erst am Abend, so dass ich den ganzen Tag über Zeit hatte, mich in der echt schweizerischen Hotelatmosphäre des grossen Hauses wohlzufühlen.

Als Luther und Stresemann dann abends eintrafen, brachten sie gleich die erste Sensation mit. Sie hatten unterwegs ein Telegramm von der deutschen Botschaft in Paris erhalten, wonach Briand von der Kammer gestürzt worden war ... Allgemeines Rätselraten, was nun aus der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund werden würde. Würde Briand unter diesen Umständen überhaupt nach Genf kommen? Schon damals sorgten, wie heute, die französischen Kabinettskrisen für Überraschungen in kritischen Augenblicken der internationalen Politik.

Aus Berlin waren übrigens auch Michaelis und Norden mitgekommen, so dass das alte sprachliche Kleeblatt aus London wieder beisammen war. Es wurde mir aber gleich gesagt, dass ich bei den Hauptverhandlungen den Dolmetscher spielen sollte. «Um Gottes Willen, werden Sie nicht temperamentvoll», sagte mir der inzwischen etwas umgänglicher gewordene Staatssekretär von Schubert, «diesmal müssen wir alle darauf sehen, dass wir die Ruhe nicht verlieren.»

Genau das Gegenteil aber trat schon in der ersten Zusammenkunft der Aussenminister ein, die sich das letzte Mal so freundschaftlich in Locarno gegenübergesessen hatten. Kaum wiederzuerkennen waren die alten Bekannten, die sich am 7. März 1926, einem Sonntag, am frühen Nachmittag in dem grossen Salon von Chamberlain im Hotel Beau Rivage, dem ständigen Sitz der englischen Völkerbundsdelegation, zu einer Vorbesprechung zusammenfanden. Briand war doch noch aus Paris eingetroffen, Vandervelde mit seinem auch diesmal wieder leicht zirpenden Schwerhörigenmikrofon, der alte Scialoja, der wieder schweigsam Italien vertrat, sowie Luther und Stresemann sassen sich an jenem Sonntagnachmittag genauso zwanglos wie im Rathausaal

von Locarno gegenüber. Räumlich waren sie sich zwar nähergerückt, denn es stand kein grosser Konferenztisch zwischen ihnen, aber politisch hatten sie sich meilenweit voneinander entfernt.

Was war in der Zwischenzeit geschehen? In Locarno war Deutschland als Grossmacht ein ständiger Sitz im Völkerbundsrat zugesichert worden. Deutscherseits hatte man selbstverständlich angenommen, dass es sich dabei um denselben Völkerbundsrat mit der gleichen Zusammensetzung handeln würde, wie er zur Zeit der Locarno-Konferenz bestand. Zu Anfang des Jahres wurde jedoch in der französischen und englischen Presse überraschend von einer Kandidatur Polens für einen ständigen Ratssitz gesprochen. Davon war auf der Locarno-Konferenz weder von Briand noch von Chamberlain auch nur ein Sterbenswörtchen verlautet. Auf deutscher Seite glaubte man zunächst, dass es sich bei den Meldungen über den polnischen Ratssitz um reine Pressemanöver handele. Um so überraschter waren daher Luther und Stresemann, als ihnen kurz vor der Abreise aus Berlin und während der Fahrt im Zuge konkrete Mitteilungen über die Absicht Briands zuzingen, tatsächlich für einen ständigen Ratssitz Polens einzutreten.

In der Pressediskussion waren schon seit einigen Tagen allerlei Kombinationen an diese auffallende Anregung geknüpft worden. In Deutschland hatte man natürlich darin sofort einen Schachzug gegen das Reich erblickt, der die Bewegungsmöglichkeit Deutschlands im Völkerbundsrat durch das Hinzutreten Polens einengen sollte.

Die Lage komplizierte sich noch weiter, als aus englischer Quelle bekannt wurde, dass Chamberlain auch Spanien einen ständigen Ratssitz versprochen habe. Darüber hatte sich schon in der englischen Presse eine heftige Kontroverse gegen den britischen Aussenminister entwickelt. Gleichzeitig war in Stockholm erklärt worden, dass sich Schweden unter allen Umständen aus grundsätzlichen Erwägungen einer Erweiterung des Völkerbundsrates widersetzen würde. Nur Deutschland dürfe aufgenommen werden, so hiess es in der schwedischen Presse. «Der schwedische Aussenminister Undén wird gegen Polen und Spanien ein entschiedenes Veto einlegen», meldete der schwedische Rundfunk.

In dieser reichlich verworrenen Lage begannen die «Freunde» aus Locarno an jenem Sonntagnachmittag in Genf ihre ganz und gar nicht «freundliche» Unterhaltung, nachdem die Tee servierenden Kellner das Zimmer verlassen und der Sekretär Chamberlains die Tür zugeriegelt hatte, damit niemand die Aussprache stören konnte. Ausser den Staatsmännern waren nur noch Professor Hesnard und ich als Dolmetscher anwesend.

Briand eröffnete das Gespräch in seiner ruhigen, beschwichtigenden Art, wie ich sie aus mancher schwierigen Besprechung von Locarno noch in Erinnerung hatte. Er schien sich von allen Anwesenden am wenigsten verändert zu haben. Während Chamberlain ein zur Wetterlage grossartig

passendes eisiges Gesicht machte und bewegungslos vor sich hinstarrte, war der französische Aussenminister, der nach seinem Sturz dieses Amt nur interimistisch verwaltete, zunächst noch durchaus liebenswürdig. Ich glaubte höchstens eine gewisse Betretenheit bei ihm zu bemerken, als er, sofort auf den Kernpunkt der Schwierigkeiten eingehend, über den polnischen Ratssitz sprach. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von ihm, dass noch vor Abreise der deutschen Delegation nach Genf die Reichsregierung bei den Grossmächten ihre Bedenken gegen eine Rats-erweiterung «mit erheblichem Nachdruck», wie sich Briand ausdrückte, bekanntgegeben hatte, und dass daraufhin erst diese Besprechung auf einen Vorschlag von Chamberlain für Genf in Aussicht genommen worden war.

«Wir haben uns Ihrem Lande gegenüber keinerlei Illoyalität zuschulden kommen lassen, wie es die deutsche Presse behauptet, Herr Stresemann», erklärte Briand mit zunehmender Heftigkeit und abnehmender Freundlichkeit, «als wir für die Kandidatur Polens eintraten.» Die Frage der Erweiterung des Rates habe den Völkerbund nicht erst nach Locarno beschäftigt. Sie sei im Gegenteil schon sehr oft in Genf erörtert worden. «Anderen Ländern als Polen gegenüber sind sogar schon seit längerer Zeit feste Versprechungen gemacht worden. Ich meine damit Spanien», rief er zum Schluss temperamentvoll aus und blickte dabei Chamberlain an, als wolle er sagen, dass dieser und nicht er an dem Durcheinander schuld sei.

Dann sprach Chamberlain. Er benutzte dabei wieder seine Hände in jener etwas ungelenken, nervösen Weise, die mir schon bei gewissen kritischen Situationen in Locarno aufgefallen war. Um einige Grade unfreundlicher als Briand wandte auch er sich gegen die falsche Auslegung, die der Rats-erweiterung in der deutschen Presse gegeben würde. «Sie hätten vielleicht Ihre Presse etwas besser unterrichten können», wandte er sich an Luther, von dem er annahm, dass er sein Französisch besser verstünde als Stresemann, und sprach damit undiplomatisch das aus, was Briand sehr geschickt nur angedeutet hatte, dass nämlich nicht die deutsche Presse, sondern Luther und Stresemann dieses Misstrauen gegen ihre Partner von Locarno hegten.

Zur Sache selbst konnte auch er weiter nichts sagen, als dass den Vertragspartnern Deutschlands eine «Konspiration» völlig fern gelegen habe und dass die Frage der Rats-erweiterung schon jahrelang im Völkerbund erörtert worden sei. Nach ihm äusserte sich noch der Italiener in demselben Sinne wie Chamberlain und Briand und deutete dabei an, dass auch Italien für die Gewährung eines ständigen Ratssitzes an Polen eintrete.

Nun antwortete zunächst Luther. Er sprach recht gut französisch. In dieser Sprache hatte er sich während seiner Studienzeit in Genf vervollkommnet und hatte sicherlich schon auf der Schule, wie in anderen

Fächern, auch darin eine Eins gehabt. Jedenfalls gelang es ihm mit einigen sprachlichen Beihilfen der anderen Gesprächsteilnehmer, den deutschen Standpunkt in aller Klarheit darzulegen.

Wenn man in der Diplomatie noch so misstrauisch ist und vielleicht gerade dann besonders, beginnt man vielfach seine Ausführungen mit einer Versicherung des Vertrauens gegenüber der Gegenseite. Diese alte Verfahrensregel, die ich in der Praxis noch oft bei meinen Übersetzungen antraf, erlebte ich hier zum ersten Male. Sie machte mir einen nachhaltigen Eindruck.

«Wir haben selbstverständlich nach wie vor volles Vertrauen zu unseren Vertragspartnern aus Locarno», sagte Luther. «Wir haben nie an eine Verschwörung geglaubt», erklärte später Stresemann auf deutsch. Ich wusste es besser, aber ich lernte hier und später, welche Umgangsformen man auf dem diplomatischen Parkett, und besonders auf dem von Genf, auch in den schwierigsten Lagen beobachten muss.

Luther und Stresemann erwiesen sich an diesem Nachmittag und während der ganzen Genfer Tage als ausgezeichnete Diplomaten, die ihren gewandten Gegenspielern durchaus ebenbürtig waren. Sie zeigten sich der Form nach zurückhaltend und elastisch, blieben in der Sache selbst aber durchaus unnachgiebig.

Stresemann erklärte rund heraus, es handele sich für Deutschland lediglich darum, dass das in Locarno gemachte Versprechen eines ständigen Ratssitzes jetzt eingelöst würde. Das sei der einzige Punkt, der zur Debatte stehe. Da in Locarno nicht das geringste darüber verlautet sei, dass sich der Völkerbundsrat etwa durch Hinzuziehung anderer Länder in seiner politischen Struktur ändern könne, gelte diese feste Zusage an Deutschland natürlich unbedingt für den Rat, so wie er jetzt zusammengesetzt sei.

Wenn von Briand und Chamberlain darauf hingewiesen worden sei, dass bereits in früheren Jahren ein Anspruch, z.B. Spaniens oder Brasiliens, auf einen ständigen Ratssitz geltend gemacht und seine Honorierung beim Eintritt einer Grossmacht in den Rat in Aussicht genommen worden sei, so könne dieses Argument keinesfalls auf Polen Anwendung finden, das früher nie einen Anspruch auf einen ständigen Sitz erhoben habe. «Ich möchte keinen Zweifel darüber lassen», hörte ich zu meiner Überraschung Stresemanns metallene Stimme zum Schluss sagen, «dass die Vermehrung der ständigen Ratssitze im Zusammenhang mit der Aufnahme Deutschlands bei dieser Tagung in Genf das Reich möglicherweise veranlassen könnte, sein Aufnahmegesuch wieder zurückzuziehen.»

Diese Ankündigung wirkte wie eine Bombe. Sie kam ja auch fast einem Ultimatum gleich. Würde Deutschland diesen Schritt tatsächlich tun, so würde das ganze Werk von Locarno zusammenbrechen. Die Folgen wären unabsehbar gewesen. In erster Linie für Deutschland, aber

auch für Europa und nicht zuletzt für die in diesem Hotelzimmer anwesenden Aussenminister, die bei einem so eklatanten Schiffbruch ihrer Politik zweifellos sofort von den Parlamenten hinweggefegt worden wären, zumal die neue Linie ohnehin mit scheelen Augen betrachtet wurde.

Briand und Chamberlain sahen sich betroffen an. Das «Fischblut» des englischen Aussenministers musste wohl doch etwas ins Wallen geraten sein, denn sein Gesicht begann sich fast unmerklich zu röten. Im Übrigen aber blieb er völlig beherrscht. Um Briands Lippen spielte jenes halb spöttische, halb beruhigende Lächeln und in seinen Augen leuchtete jene überlegene Heiterkeit auf, die er in kritischen Momenten oft zur Schau trug. Er verlor auch in Situationen wie dieser nicht so schnell den Kopf.

«Mais voyons, Monsieur Stresemann, na hören Sie mal, Herr Stresemann», warf er in ruhigem Ton ein, «ganz so schlimm wird es ja nun auch nicht sein.» Stresemann hatte wohl selbst gemerkt, wie betroffen die «Kollegen von der anderen Seite» über seine Ausführungen waren. Mit einem Geschick, wie ich es bei keinem deutschen Aussenminister wieder erlebt habe, fing er die etwas bedrohliche Situation sofort wieder ein, indem er erklärte, dass Deutschland selbstverständlich grundsätzlich keine Einwendungen gegen den Eintritt dieses oder jenes Landes in den Völkerbundsrat habe. Es sei auch nicht grundsätzlich gegen Polen eingestellt.

«Sie müssen aber verstehen, meine Herren, dass wir nicht, ehe wir selbst Mitglied des Völkerbundes sind, über Änderungen seiner Organisation eine Meinung äussern können. Sind wir erst einmal selbst aufgenommen, sind wir ohne weiteres zu Konzessionen in der Frage der Ratserweiterung bereit», erklärte er und hatte bewusst oder unbewusst mit dem in jeder diplomatischen Unterhaltung, vor allem aber in dem Genfer Jargon wahrhaft magisch wirkenden Wort «Konzession» den Nagel auf den Kopf getroffen. Sichtlich hob sich die Stimmung in dem kleinen Raum, auch wenn die Konzession Stresemanns nur Zukunftsmusik war. Die Mienen glätteten sich weiter, als er die Andeutung über die Konzessionen noch dadurch konkretisierte, dass er – auch wieder völlig im Einklang mit der Methode der Genfer Konferenzen – eine Kommission zum Studium der ganzen Frage vorschlug. Sichtlich erleichtert schien mir Chamberlain zu sein, der in England schon vor seiner Reise nach Genf wegen seiner ungeschickten Politik in der Frage der Ratssitze so heftig angegriffen worden war, dass er ein Scheitern des Locarno-Paktes an dieser Frage als Aussenminister nicht überlebt haben würde.

Diese erste Unterredung am Sonntagnachmittag dauerte über drei Stunden. Viel wurde noch über Einzelfragen gesprochen, noch viel mehr wiederholt, wie das besonders in Genf üblich war. Zu irgendeiner Einigung kam es nicht, aber es war wenigstens ein völliger Bruch ver-

mieden worden. Man trennte sich gegen Abend zwar nicht so herzlich wie in Locarno, aber doch freundlicher, als ich es bei der eisigen Atmosphäre, die zu Anfang herrschte, vermutet hatte. Am Abend reiste Briand wieder nach Paris zurück; er war ja von der Kammer gestürzt worden, und es musste ein neues französisches Kabinett gebildet werden. Das hatte man an dem aufregenden Nachmittag im Beau Rivage eine Weile lang ganz vergessen.

Als wir das Hotel verliessen, drängten sich die Journalisten in der Halle. Jeder suchte aus dem Gesichtsausdruck der Aussenminister irgend etwas zu entnehmen. Die zahlreichen Fragen, die auf deutsch, französisch und englisch auf Luther und Stresemann niederprasselten, als sie sich mühsam und so ganz unministeriell ihren Weg durch die Welt- presse bahnten, blieben unbeantwortet. Sie lächelten nur, aber das war für Genf schon Antwort genug. «Genfer Aussprache im Ganzen zufriedenstellend», «Mühelose (!) gegenseitige Klärung der Situation», so lauteten am nächsten Tage die Zeitungüberschriften in den Haupt- städten Europas. Briand hatte, als er nach uns das Hotel verliess, an- scheinend den Journalisten auch zugelächelt.

Im Übrigen beschwerte sich die Presse schon sehr bald über «das völlige Stillschweigen der Delegationen», die Heimlichkeit zweiten Gra- des der Verhandlungen. Ein erfahrener Beobachter hätte schon daraus seine Schlüsse ziehen können, denn wenn Staatsmänner schweigen und geheimnisvoll tun, bedeutet das meistens nicht, dass sie sich einig sind.

Jetzt lernte ich auch eine Besonderheit Genfs kennen, die Zusammenballung der Weltpresse. Selbstverständlich waren auch die Journal- listen hinter mir her «wie der Teufel hinter der armen Seele», wie es der witzige Vertreter eines Berliner Mittagsblattes, der es wegen sei- nes frühen Redaktionsschlusses immer besonders eilig hatte, treffend charakterisierte. Ich kannte die meisten Sonderberichterstatter der deut- schen, französischen und englischen Presse schon von Locarno her. Aber dort hatte unser Delegationshotel weit ausserhalb des Ortes gelegen und die Halle war nie so dicht gedrängt voll Journalisten gewesen, wie hier im Metropole in Genf. So wurden diese Tage und die ganze Genfer Zeit für mich zu einer ausgezeichneten Schule in der diplomatischen Kunst, zu reden und doch nichts oder nur sehr wenig zu sagen. Zuerst fand ich diese Unterhaltungen, denen man nur als Taubstummer hätte aus- weichen können, recht anstrengend, denn ich wusste aus einem be- sonderen Fall in Locarno, dass die Presse sich auf das unbemerkte Kreuzverhören ganz ausgezeichnet versteht. Damals hatte der Ver- treter des Berliner Acht-Uhr-Abendblattes aus einem plötzlichen Zögern von mir, als wir über den voraussichtlichen Endtermin der Konferenz sprachen, sofort richtig gefolgert, dass dieser unmittelbar bevorstehen müsse, und sein Blatt dadurch in die Lage versetzt, den glücklichen Abschluss am Lago Maggiore als einzige Berliner Zeitung in grosser

Balkenüberschrift bereits am Abend vor dem eigentlichen Schlusstag zu bringen.

Ausser in den Hotelhallen traf man die Journalisten noch in der berühmten «Bavaria», einem kleinen in der Nähe des Metropole gelegenen rauchigen Bierlokal. Dort war bis in die späte Nacht hinein die «Weltmacht Presse» auf zahlreichen «ständigen Barsitzen», je nach Nationalität Bier, Whisky oder Wein trinkend, vertreten. Das kleine Restaurant war die grösste Nachrichtenzentrale der Welt an den Tagen, wo sich die Vertreter der Mächte in Genf versammelten. Dort fanden sich nicht nur Pressevertreter, sondern öfter auch die Politiker bis hinauf zu den Aussenministern und deren Berater, Beamte des Völkerbundssekretariats oder auch gewöhnliche internationale Schlachtenbummler der Konferenzen ein. Dort erfuhr man schon am Abend vorher, was am nächsten Tag in der Weltpresse zu lesen sein würde. Man konnte in diesem kleinen Raum den Puls der Weltmeinung fühlen. Das war auch der Grund, weshalb sich dann und wann ein Aussenminister persönlich blicken liess, öfter konnte man Stresemann dort treffen, wie er, hinter einem grossen Bierglas mit einer dicken Zigarre im Mund, von Journalisten umringt, über seine Politik sprach oder sich in geistreichem, witzigem Wortgefecht mit den Vertretern der deutschen Oppositionspresse und Presseleuten aus anderen Ländern bis in die tiefe Nacht hinein unterhielt. Die Bavaria war daher nicht nur ein Treffpunkt der Presse, sie war eine Institution, wie ich sie sonst nirgendwo in Europa wieder angetroffen habe, und ich frage mich manchmal, ob wohl die Vereinten Nationen, die ja ihr Gewerbe viel mehr im Umherziehen von einem Ort zum anderen, zwischen San Franzisko, Lake Success, London und Paris ausüben, etwas Ähnliches entwickelt haben.

Wie wichtig diese Bavaria für das Genfer Getriebe war, erkannte ich gleich in den ersten Tagen der Krise. Dieses Bierlokal, an dessen Wänden die von den berühmten Karikaturisten Dersö und Kelen gezeichneten Bilder der Prominenten des Völkerbundes hingen, war ein Stimungsbarometer, von dem man die jeweilige Lage ablesen konnte, auch wenn man als Noch-nicht-Aufgenommener keinen Zutritt zu den heiligen Hallen des Völkerbundspalastes selbst hatte. Wer in der Bavaria seinen Whisky trank, war oft besser unterrichtet als jemand, der von einer Delegation zur anderen stürmte. Er musste allerdings gut zwischen Dichtung und Wahrheit unterscheiden, er musste auch beim gesprochenen Wort der Journalisten so gut zwischen den Zeilen lesen können, wie dies die Deutschen erst in der Schule von Goebbels gelernt haben

Durch die Rückkehr Briands nach Paris trat zunächst in den Genfer Besprechungen eine gewisse Pause ein. Chamberlain berief kurz danach eine weitere Sitzung der Locarno-Mächte ohne Briand auf den 10. März ein, die sich auch wieder über zweieinhalb Stunden hinzog. Er versuchte, den Deutschen nahezulegen, an einer inoffiziellen Ratssitzung

über das leidige Thema der Erweiterung dieser Körperschaft teilzunehmen. Das lehnte Stresemann jedoch mit der Begründung ab, dass Deutschland, wie er bereits am Sonntag ausgeführt habe, diese Frage nichts angehe. Auch hier ging es wieder etwas bewegt zu, ohne dass irgendwelche neuen Elemente in der Diskussion aufgetreten wären. Diesmal allerdings sickerten Nachrichten darüber auch in die Presse. «Discussion orageuse» schrieb die französische Presse, «Schwerer Rückschlag» meldeten die Engländer, «Düsteres Schweigen» warf die deutsche Presse den Delegierten vor.

Am 11. März kam dann Briand aus Paris zurück. Er hatte sein achttes Ministerium gebildet. Zum ersten Male war er am 14. März 1906 Minister geworden. In den zwanzig Jahren, die seitdem verflossen waren, hatte er vierzehnmal einer französischen Regierung angehört, davon sechsmal als Minister und achtmal als Ministerpräsident. In der neuen Kabinettsliste stand übrigens als Justizminister unmittelbar nach ihm Pierre Laval, für den ich 1931 in Berlin dolmetschte, als er mit Briand zusammen Brüning und Curtius einen offiziellen Besuch abstattete, und den ich später bei einer Reihe von Gesprächen mit Hitler erleben sollte.

Sofort nach Briands Eintreffen in Genf fand eine Ratssitzung statt, an der wir nicht beteiligt waren. Aber die Bavaria bewährte sich glänzend. Hier erfuhren wir, was sich später als durchaus zutreffend herausstellte, dass es während dieser dreistündigen Nachmittagssitzung zu sehr scharfen Zusammenstößen zwischen den Anhängern der Erweiterung und ihren Opponenten gekommen war. Zum damaligen Zeitpunkt bestand der Völkerbundsrat aus vier ständigen Mitgliedern (Frankreich, England, Italien, Japan) und sechs nichtständigen Mitgliedern (Belgien, Spanien, Schweden, Tschechoslowakei, Brasilien und Uruguay). Von den letzteren hatten sich Spanien und Brasilien um einen ständigen Sitz beworben, während Polen als Nichtratsmitglied seine Ansprüche auf dieser Sitzung nicht vertreten konnte.

Wir erfuhren, dass der schwedische Aussenminister, obwohl er von Frankreich, England, Spanien, Brasilien und Uruguay immer wieder während der Sitzung angegriffen wurde, bei seinem Standpunkt geblieben war und erklärt hatte, er könne keiner sofortigen Erweiterung des Rates über die Aufnahme Deutschlands hinaus zustimmen. Seine Marschroute sei absolut gebunden.

Ebenso hartnäckig waren aber Spanien und Brasilien in der Verfechtung ihres Anspruchs. Mello-Franco, der brasilianische Vertreter, brachte den Rat, der übrigens in geheimer Sitzung tagte – nur für die Bavaria war sie anscheinend nicht geheim –, in höchste Erregung, als er rundheraus erklärte, Brasilien sei durch die Locarno-Abkommen nicht gebunden und werde daher gegen die Aufnahme Deutschlands in den Rat sein Veto einlegen, wenn seiner Forderung auf einen ständigen Ratssitz nicht stattgegeben werde.

Man kann sich sehr leicht vorstellen, dass in diesem Augenblick «die Diskussion äusserst heftige, sonst nicht übliche Formen annahm», wie der Korrespondent des Temps seinem Blatt am nächsten Tage meldete, denn damit war ja wieder Locarno in Gefahr und die Aussenminister-sitze wankten.

Inzwischen wartete die deutsche Delegation weiter. Wir waren nun schon fast eine Woche in Genf und antichambrierten in einer für ein grosses Land kaum erträglichen Weise. Allen Ernstes wurde erwogen, ob wir nicht einfach abreisen sollten. Über die Bavaria wurden diese Absichten auch als Gerüchte den übrigen Delegationen zugespielt.

Die Wirkung war äusserst prompt. Chamberlain erschien in einer Aufregung, wie ich sie überhaupt noch nicht bei ihm erlebt hatte, bei uns im Hotel. In seiner Hast setzte er die Drehtür derartig in Schwung, dass sie ihn fast wieder auf die Strasse geschleudert hätte. Den Fahrstuhl benutzte er nicht, sondern eilte, so schnell er konnte, die Treppe ins erste Stockwerk hinauf zu Luther. Was die beiden miteinander gesprochen haben, weiss ich nicht, denn mit Luther sprach Chamberlain ja französisch und ein Dolmetscher war nicht nötig. Er scheint sich allerdings bei diesem Gespräch dem deutschen Standpunkt sehr erheblich genähert zu haben, und bei der Mittagstafel hiess es, dass die Krise so gut wie beigelegt sei, da Chamberlain bereit sei, die Behandlung des spanischen Antrages auf später zu vertagen.

Nachmittags fanden sich die Locarno-Mächte erneut in Chamberlains Hotelsalon zusammen, genau so wie am ersten Tage. Ich glaubte schon, dass nun alles in Ordnung kommen würde, stellte aber bereits nach kurzer Zeit fest, dass im Gegenteil alles beim Alten geblieben war. Briand war mit genau derselben Auffassung aus Paris zurückgekehrt, die er am Sonntag vertreten hatte. Er wollte unter allen Umständen Polen in den Rat bringen. Da fiel auch Chamberlain wieder um. Spaniens Kandidatur wurde erneut in den brodelnden Kessel der Diskussion geworfen. Luther und Stresemann wiederholten ihre Sonntagsargumente und blieben dabei, so sehr sie auch von allen Seiten bestürmt wurden. Trotzdem aber war die Stimmung nicht so aufgereggt. Eine gewisse Müdigkeit machte sich bemerkbar, die eine schärfere Tonart ausschloss.

Am Abend nach dieser Sitzung war die Bavaria in heller Aufregung. «Chamberlain hat heute Abend unser Land bedroht», rief ein Schwedischerjournalist in den Raum, «ich war eben bei meiner Delegation. Sie findet Chamberlains Verhalten unerhört.» Sofort mischten sich die Amerikaner und die Engländer in das Gespräch, alle waren gegen Chamberlain, und es wurde mit harten Worten über diesen ungeschickten Aussenminister nicht gespart. Die Presseleute der kleinen Länder schimpften eifrig mit, brachten aber dabei eine neue, interessante Note in die Debatte.

«Was denken sich eigentlich die Locarno-Mächte», fragte ein Jugoslawe über den Tisch, «sie meinen wohl, sie seien der Völkerbund und könnten die Mehrzahl der kleineren Länder einfach kommandieren, wenn es die Streitigkeiten, die sie untereinander haben, notwendig machen. Hier in Genf hat die Mehrheit zu entscheiden, gleichgültig, ob es sich um kleine oder grosse Länder handelt.»

Dieser Gegensatz zwischen den «Grossen» und den «Kleinen» war ein Thema, das noch sehr oft in Genf diskutiert werden sollte. Wie richtig hatten Luther und Stresemann gehandelt, als sie sich weigerten, durch die Teilnahme an den Ratsdebatten in diesen Hexenkessel hineingezogen zu werden.

Nach Mitternacht kam plötzlich der Vertreter der französischen Havas-Agentur in das überfüllte Lokal hereingestürmt. Er schwenkte ein weisses Papier in der Hand. «Kommuniqué der englischen Delegation», rief er in den Raum und war im Nu von allen umdrängt.

«Es ist Sir Austen Chamberlain zu Ohren gekommen, dass Gerüchte in Umlauf sind, wonach er während der Sitzung des Völkerbundsrates ... der schwedischen Delegation gedroht haben soll. Es wird hiermit erklärt, dass diese Gerüchte frei erfunden sind und jeglicher Begründung entbehren». Ein vielstimmiges Gelächter war die für Chamberlain wenig schmeichelhafte Reaktion der Weltpresse. Die Bavaria war nicht überzeugt.

In den nächsten Tagen erlebte ich dann innerhalb und ausserhalb der immer noch streng geheimen Besprechungen der Locarno-Mächte ein wahres Tauziehen zwischen Luther und Stresemann einerseits und Briand und Chamberlain andererseits um die Lösung der Ratsfrage. Es war in seiner ganzen Art so typisch für die Genfer Methoden, dass die deutschen Neuankömmlinge gleich von vornherein den richtigen Eindruck bekamen und bei späteren Gelegenheiten ähnlicher Art, die sich während unserer siebenjährigen Mitgliedschaft in diesem internationalen Völkerverein noch sehr zahlreich ergaben, kaum noch Überraschung empfanden.

Kompromiss ist das Wesen der Diplomatie, und wer, wie Hitler oder andere Diktatoren, «kompromisslos» denkt und handelt, verzichtet überhaupt auf jede Diplomatie und unterwirft sich dadurch selbst der Beschränkung auf Gewaltmethoden, die durchaus nicht immer die Gestalt bewaffneter Konflikte anzunehmen brauchen. Logischerweise nahm daher die Methode der Kompromisslösung im Genfer System einen wesentlichen Platz ein. Auch in der Ratsfrage wurde uns nun ein Kompromiss angeboten.

Briand und Chamberlain erklärten sich bereit, die Frage der ständigen Ratssitze fallen zu lassen und weder für Polen noch für Spanien einen derartigen ständigen Platz am Ratstisch zu beantragen. Als Gegenleistung dafür aber sollte Deutschland schon vor seinem Eintritt seine

Zustimmung zur Schaffung eines zusätzlichen nichtständigen Sitzes geben. Den sollte dann allerdings Polen erhalten, wie Briand und Chamberlain ihrem Vorschlag hinzufügen.

Wie alle Besprechungen, in denen Kompromissvorschläge vorgebracht werden, verlief diese Unterhaltung der Locarno-Minister wieder sehr freundschaftlich, fast so wie in den «alten Zeiten» vor einigen Monaten, vor allem, als der Vorschlag von deutscher Seite nicht abgelehnt wurde, sondern man sich nur Bedenkzeit erbat. Daraus zogen England und Frankreich den Schluss, dass die Situation gerettet sei, und informierten etwas voreilig ihre Journalisten in diesem Sinne. Das konnte man an jenem Tage deutlich in der Bavaria spüren und am nächsten Tage in allen Zeitungen Europas und Amerikas lesen.

Um so schwerer war der Rückschlag, als Luther und Stresemann am Nachmittag desselben Tages in einer kurzen Besprechung mit Briand diesen Vorschlag ablehnten. Stresemann erklärte, dass es sich auch hierbei wieder für Deutschland darum handeln würde, schon vor Eintritt in den Völkerbund an einer Umgestaltung seiner Organisation mitzuwirken, und dass die deutsche Delegation sich hierfür nicht zuständig fühle, sondern lediglich um die Erfüllung des ihr in Locarno gegebenen Versprechens bitte. Massgebend für die ablehnende Stellungnahme der deutschen Delegierten war der natürliche Wunsch, sich nicht in die, wie wir ja selbst erlebt hatten, unberechenbaren Streitigkeiten zwischen den kleinen und grossen Mitgliedern des Völkerbundes hineinziehen zu lassen. Ausserdem konnten wir auch nicht gut dem schwedischen Aussenminister Undén, der von vornherein aus prinzipiellen Gründen den gleichen Standpunkt vertreten hatte wie das Reich, in den Rücken fallen.

Sofort nach Bekanntwerden dieser negativen Haltung der Deutschen schlug die Stimmung in Genf und in der Weltöffentlichkeit gegen uns um. Die Bavaria wurde, so unwahrscheinlich das damals auch klingen mochte, antideutsch. Briand und Chamberlain sahen ihre Politik von Locarno wieder in grosser Gefahr und ihre persönliche Stellung erneut bedroht. Mit einiger Mühe hatte ja Briand soeben erst ein neues Kabinett gebildet. Sollte er nun nach wenigen Tagen wegen der deutschen Haltung schon wieder abtreten müssen? Chamberlain wusste noch aus den letzten Tagen vor seiner Abreise sehr genau, wie die englische öffentliche Meinung gegen ihn eingestellt war. Würde sie ihm nicht mit fast automatischer Sicherheit das Scheitern von Genf und Locarno zur Last legen und ihn um sein Amt bringen?

Beide gingen daher dazu über, die Deutschen unter Druck zu setzen, indem sie ihnen die Schuld am Scheitern der Verhandlungen zuschoben und sich damit gleichzeitig selbst vor ihren Parlamenten und ihrer öffentlichen Meinung entlasteten.

«Zu unserer grossen Bestürzung», erklärte Briand in einer Pressekonferenz, «haben die Deutschen unseren Vorschlag nicht angenommen.

Wir sind bis zur äussersten Grenze der Nachgiebigkeit gegangen. Jetzt mögen die Deutschen sich überlegen, welche unberechenbaren Folgen eine endgültige Weigerung ihrerseits nach sich ziehen würde. Hoffentlich machen sie uns noch im letzten Augenblick einen annehmbaren Vorschlag.»

«Morgen werden vielleicht 40 Millionen Engländer gegen mich aufstehen», hatte Chamberlain in seiner Pressekonferenz noch um ein Uhr nachts den Journalisten erklärt, «aber ich habe ein reines Gewissen.» Er habe alles zur Befriedung Europas getan und Deutschland den Eintritt in den Völkerbund erleichtert. Es bleibe ihm nun nichts weiter übrig, als auf die letzte Entscheidung der verantwortlichen deutschen Vertreter zu warten.

Aber nicht nur wir Deutsche wurden unter Druck gesetzt. Das gleiche geschah mit dem schwedischen Aussenminister Undén, der damals wie heute in der Frage der Aufrechterhaltung der schwedischen Neutralität seinen Standpunkt mit nordischer Hartköpfigkeit verteidigte. Chamberlain hatte sich bei ihm schon die Finger verbrannt, aber er versuchte es noch einmal. Der sozialdemokratische Aussenminister Belgiens, Vandervelde, bemühte sich ebenfalls um den Sozialisten Undén. Weitere Versuche auf Grund der gemeinsamen Parteizugehörigkeit wurden von Albert Thomas, dem französischen Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, gemacht. Aber Undén war nicht zu erschüttern, jedenfalls nicht in seiner grundsätzlichen Haltung. In der Praxis aber gab er insofern plötzlich nach, als sich Schweden bereit erklärte, auf seinen eigenen Ratssitz zu verzichten, so dass dieser dann einem anderen Lande, also zum Beispiel auch Polen, zur Verfügung gestellt werden konnte.

Wieder atmeten Chamberlain und Briand erleichtert auf, denn nun schienen ja wirklich alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt zu sein. Aber wieder wurden sie enttäuscht, denn Stresemann erklärte Briand erneut, dass er diese Lösung nicht annehmen könne. «Wenn an Stelle des neutralen Schwedens ein der Entente nahestehender Staat gewählt werden würde, so würde sich dadurch die politische Grundstruktur des Völkerbundsrates hinsichtlich der möglichen Gruppenbildungen derartig ändern, dass eine solche Lösung die unerfreulichste Regelung der ganzen Angelegenheit für uns darstellen würde», fügte er seiner Weigerung erklärend hinzu. Es zeugte für die Grosszügigkeit und das Verständnis Briands, dass er nicht etwa aufbraute, sondern nach einer kurzen Rücksprache mit Chamberlain nun seinerseits einen Gegenvorschlag machte, der den deutschen Bedenken sehr weitgehend Rechnung trug. Es sollte nicht nur Schweden, sondern auch die Tschechoslowakei veranlasst werden, ihren nichtständigen Sitz für eine andere Macht zur Verfügung zu stellen. Diesen Sitz sollte dann Holland erhalten, so dass das Gleichgewicht der Kräfte im Rat zwischen Neutralen und Entente-Staaten nicht geändert worden wäre.

In meine Bewunderung für das verständnisvolle Eingehen Briands auf unsere Lage und seinen geschickten und grosszügigen Vorschlag mischte sich, als ich ihn Stresemann übersetzte, ein gewisses Befremden darüber, wie hier von den Grossmächten die kleinen Staaten wie Schachfiguren verschoben wurden, damit das System der Grossen im Gleichgewicht blieb. Mir fiel wieder die Stimmung in der Bavaria ein. «Die Grossmächte denken wohl, sie sind der Völkerbund», hatte vor einigen Tagen ein Jugoslawe gesagt. Ich erkannte jetzt, wie recht er damit gehabt hatte.

Es hätte wohl kaum einen triftigen Grund für Stresemann und Luther gegeben, diesen Vorschlag abzulehnen, denn sämtliche Forderungen Deutschlands waren damit befriedigt. Es wäre das Versprechen von Locarno genau so erfüllt worden, wie es im Vorjahre abgegeben worden war. Deutschland hätte in dem Rat, so wie er zur Zeit von Locarno bestand, d.h. mit vier ständigen und sechs nichtständigen Mitgliedern, einen zusätzlichen ständigen Sitz erhalten. Eine Ratsverweiterung wäre nicht eingetreten. Aber der französische Ministerpräsident wäre trotzdem nicht mit leeren Händen vor seine Pariser Opposition getreten. Er hätte seinerseits durchgesetzt, dass Polen nichtständiges Ratsmitglied geworden wäre. Nur Chamberlain hätte nicht für Spanien sorgen können. Aber er wäre deswegen in England nicht kritisiert worden, da ihm ja gerade wegen des spanischen Sitzes so schwere Vorwürfe gemacht worden waren.

Noch während Luther und Stresemann überlegten, welche Hintergedanken der letzte Vorschlag enthielt, der auf den ersten Blick einen fast hundertprozentigen Sieg der deutschen Haltung bedeutete, trat eine jener in Genf und heute in den Vereinten Nationen so häufig vorkommenden dramatischen Wendungen ein.

Nach endlos erscheinendem Hin und Her, nach all den zahlreichen Besprechungen bei Tag und bei Nacht zu zweit, zu viert oder in dem Sechserkollegium der Männer von Locarno, nach erregten Debatten hinter verschlossenen Türen, nach teils zu optimistischen, teils zu pessimistischen Pressekonferenzen, nach dem Wechsel von warm und kalt, von Druck und Gegendruck, von Kompromiss und Gegenvorschlag, waren die Männer von Locarno schliesslich zu einer brauchbaren Lösung gelangt. Da schaltete sich Mello-Franco, der Brasilianer, den man über dem heissen Ringen der letzten Tage fast völlig vergessen hatte, plötzlich wieder ein.

«Wenn Brasilien nicht sofort einen ständigen Ratssitz erhält, wird es unweigerlich gegen die Aufnahme Deutschlands stimmen», so wiederholte er seine schon mehrmals ausgesprochene Drohung. Nun meldete auch China eine Forderung an. Die Spanier drohten mit dem Austritt aus dem Völkerbund. Das Durcheinander war vollkommen. Einen Augenblick lang herrschte allgemeine Ratlosigkeit. Dann ergriff Briand die Initiative.

«Es ist angesichts des brasilianischen Vetos klar, dass unsere Bemühungen gescheitert sind», erklärte er in einer schnell einberufenen Sitzung der Locarno-Mächte. «Wir müssen die Aufnahme Deutschlands zu unserem Bedauern auf die Septembersitzung vertagen», fügte er leise mit müder Stimme hinzu, denn auch er hatte in den letzten Tagen seine ganze Energie auf die Erreichung einer Lösung gerichtet und fühlte nun die Abspannung. «Aber wir dürfen das Werk von Locarno dadurch nicht in Gefahr bringen», fuhr er wieder etwas munterer werdend fort und schlug dann die Herausgabe einer Erklärung vor, in welcher sich die Locarno-Mächte erneut zu ihrem Abkommen bekennen sollten, obwohl es durch den Nichteintritt Deutschlands juristisch noch nicht in Kraft treten könne.

«Die Locarno-Mächte erklären, dass sie sich über die Schwierigkeiten geeinigt hatten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt unter ihnen entstanden waren ... Sie stellen mit Befriedigung fest, dass das Friedenswerk, welches sie in Locarno vollendet haben, und welches mit seinem ganzen Wert und in seiner ganzen Kraft bestehen bleibt, (durch diese Schwierigkeiten) nicht berührt wird. Sie halten daran fest, heute wie gestern, und sind entschlossen, sich gemeinsam dafür einzusetzen, es aufrechtzuerhalten und fortzuentwickeln», so lautete dann die Erklärung, auf die sich die Männer von Locarno zur Rettung ihres Werkes geeinigt hatten.

Gleichzeitig war auch der deutsche Vorschlag angenommen worden, den ganzen Fragenkomplex der Ratsrerweiterung durch eine besondere Kommission untersuchen zu lassen, an der Deutschland sich zu beteiligen versprach. Bis zum September hat dann diese Kommission, in der der deutsche Botschafter in Paris, von Hoesch, und der Rechtssachverständige des Auswärtigen Amts, Dr. Gaus, als Vertreter des Reiches fungierten, zweimal getagt und auch einen Bericht ausgearbeitet.

Es wurde jetzt noch ein letzter Versuch gemacht, auf Brasilien einzuwirken. Das Interessante an der von Mello-Franco gegebenen Begründung für die brasilianische Unnachgiebigkeit war übrigens das Argument, dass der Völkerbund keine rein europäische Angelegenheit sein dürfe und dass auch die überseeischen Länder und Kontinente, wie z.B. Südamerika, im Rat durch ständige Mitglieder vertreten sein müssten, wenn die Universalität des Bundes gewährleistet sein sollte. England und Frankreich bemühten sich durch ihre diplomatischen Vertreter in Rio de Janeiro, die Brasilianer zu einem Abgehen von ihrer starren Haltung zu bewegen. Sämtliche südamerikanischen Mitglieder des Völkerbundes richteten dringende Telegramme nach der brasilianischen Hauptstadt. Bis zum letzten Augenblick bestand eine geringe Hoffnung, auf diese Weise eine Lösung der Krise herbeizuführen.

Noch am Morgen des entscheidenden Tages, kurz bevor die Ratsitzung eröffnet wurde, an die sich die Sitzung der Vollversammlung

anschliessen sollte, wurde die deutsche Delegation aus dem Völkerbundssekretariat gebeten, sich auf alle Fälle für die Aufnahmeformalitäten bereitzuhalten. Ich hatte in dem Zimmer des Hoteldirektors einen Radioapparat entdeckt. Es war ein ganz primitiver, kleiner Kasten, den man nur mit Hilfe von Kopfhörern benutzen konnte, aber ich wusste, dass die Schweizer Sender die öffentliche Vollsitzung der Bundesversammlung übertragen würden, und so stülpte ich mir denn gespannt die Hörer über ...

Ich hatte Glück im Unglück. Ich hatte den Apparat gerade zur rechten Zeit eingeschaltet. Mello-Francos tiefe Stimme mit ihren rollenden südamerikanischen R's klang an mein Ohr. «Die Entscheidung Brasiliens ist ‚irrevocable‘, unwiderruflich», klang es mir schrill in die Ohren. Ich eilte sofort ins erste Stockwerk zu Stresemann, um ihm von dieser Wendung zu berichten. Nach einiger Zeit liess auch er sich einen Radioapparat ins Zimmer bringen und hörte dann mit Luther und seinen engsten Mitarbeitern von seinem Hotelzimmer aus den Verlauf dieser Sitzung mit an, die wir uns so ganz anders vorgestellt hatten, und die uns statt des feierlichen Einzugs in den Weltbund der Staaten nur eine enttäuschende Szene in dem ganz still gewordenen Zimmer des Metropole-Hotels brachte.

«Wir hatten die Schwierigkeiten und die ernststen Missverständnisse zwischen Deutschland und uns gelöst durch jenen Geist der Versöhnung und des Kompromisses, den auch die deutschen Vertreter in so anerkennenswerter Weise gezeigt haben», hörten wir Briand von der Tribüne des Völkerbundes sagen. «Jetzt stehen wir vor der Notwendigkeit, uns zu vertragen, ohne unser Ziel erreicht zu haben. Das ist für uns alle eine grausame Ironie des Schicksals», fuhr er fort, gab dann einen Überblick über die dramatischen Verhandlungen der letzten Tage und schloss mit einer optimistischen Note.

«Wir lassen uns nicht entmutigen, wir empfinden keine Bitterkeit und haben diesem Ereignis, so schmerzlich es auch sein möge, fest ins Auge gesehen, wir haben dafür gesorgt, dass das Friedenswerk von Locarno erhalten bleibt.» Deutlich hörte man durch den Lautsprecher den minutenlangen Beifall bei diesen Worten des französischen Ministerpräsidenten. «Wir wollen uns aber nicht trennen, ehe wir zum mindesten die vorweggenommene moralische Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund aussprechen», und nach diesen Worten verlas er eine entsprechende Entschliessung, die unter allgemeinem Beifall einstimmig angenommen wurde.

In ähnlichem Sinne sprachen sich dann noch mehrere andere Delegierte aus, aber wir hatten das Interesse verloren, und das Radio wurde abgestellt. Ghamberlains Worte waren uns entgangen, weil er unmittelbar nach dem Brasilianer gesprochen hatte, als wir uns noch um ein Radio für Stresemann bemühten.

Noch am gleichen Abend reiste die deutsche Delegation nach Berlin ab, und ich kehrte, um eine grosse Erfahrung reicher, wieder zu den Zolltarifpositionen, den Besprechungen über Eisen und Stahl, über Maschinen und Textilien, Blumen und Wein im Rahmen der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen nach Paris zurück. Im Schlafwagen Genf–Paris liess ich noch einmal diese aufregenden Tage mit ihren dramatischen Wendungen und Überraschungen an mir vorüberziehen. Es war das Bild von typisch Genfer Verhandlungen, wie ich sie später noch so oft erleben sollte. Aber ich war nicht entmutigt. Denn mir schien das wichtigste Ergebnis dieser kritischen Tage der Beweis zu sein, den sie für die Widerstandskraft des jüngsten Schösslings der europäischen Völkerverständigung, des Werkes von Locarno, erbracht hatten. Allen Stürmen des Genfer Sees zum Trotz war Locarno nicht untergegangen.

Wie in London und Locarno hatte ich auch hier wieder das Wirken der «Hommes de bonne volonté», diesmal in einer sehr kritischen Lage, beobachten können. Wenn solche Männer weiter am Werk bleiben, sagte ich mir an jenem Abend auf der Reise nach Paris, dann liegt die Zukunft Europas in sicheren Händen. Das hatte sich klar aus meinen Erlebnissen während dieser ersten Genfer Tage ergeben, wo alles, was nur irgend schiefgehen konnte, schiefgegangen war, wo immer wieder Hoffnungen von Tag zu Tag und zuletzt von Stunde zu Stunde – «grausam», wie Briand sehr richtig gesagt hatte – enttäuscht worden waren, ohne dass deswegen ein Bruch eingetreten wäre. Im Gegenteil, der Zusammenhalt zwischen Frankreich, Deutschland und England schien mir gerade durch die gemeinsam überstandenen Märzstürme fester geworden zu sein.

6

RÜCKKEHR IN DIE VÖLKERGEMEINSCHAFT (1926)

Die Wirtschaftsverhandlungen in Paris waren nun für eine lange Zeit wieder meine Hauptbeschäftigung. Aber sie waren es nicht ausschliesslich. Schon im Mai nahm ich daneben auch noch an den Verhandlungen teil, die zu dem sogenannten Pariser Luftabkommen führten.

Dieses Abkommen war ebenfalls eine Auswirkung der neuen deutsch-französischen Verständigungspolitik von Briand und Stresemann. Nach den Beschränkungen des Versailler Vertrages wurde die deutsche Zivilluftfahrt nunmehr völlig frei. Motoren und Flugzeuge konnten von jetzt ab in jeder beliebigen Grösse gebaut werden. Der Höhenflug unterlag keiner Beschränkung mehr. Zeppelin-Luftschiffe konnten von neuem konstruiert werden, und die Luftschiff wer ft in Friedrichshafen wurde nicht demontiert! Es war ein grosser Schritt vorwärts.

Noch oft habe ich später an diese Maitage des Jahres 1926 in Paris gedacht, wenn ich mit der Lufthansa über Europa dahinflog. Auf solchen Flügen hoch über den Wolken, in einer Umgebung, in der einen kaum etwas an den Dunst des Lebens auf der Erde erinnert, wenn die Maschine in den stillen oberen Luftschichten sanfter als ein D-Zugwagen ihre Bahn dahinzieht, kommt man leichter zum ruhigen Nachdenken als im Getriebe der Verhandlungen. Selten ist mir der Zusammenhang zwischen dem, was ich in den Gesprächen der Staatsmänner hinter verschlossenen Türen miterlebte, und dem praktischen Leben des grossen Alltags klarer geworden als an diesem Beispiel der wiedererstandenen deutschen Zivilluftfahrt. Am Anfang hatten zwei Männer in ernstem Gespräch über das Verhältnis ihrer beiden Länder und über die Beseitigung der Nachkriegsschwierigkeiten in Europa in einem kleinen Hotelzimmer in Locarno gegessen. Bereits einige Monate danach war ihre Vision teilweise zur Wirklichkeit geworden. Die Grenze

zwischen Frankreich und Deutschland war im Luftverkehr verschwunden. Der ersten Fluglinie zwischen Berlin und Paris folgten weitere Verbindungen mit allen Hauptstädten Europas. Bis über den Atlantik nach Südamerika reichte später das Streckennetz der Lufthansa.

Ich habe die Fortentwicklung der deutschen zivilen Luftfahrt stets mit Interesse verfolgt. Als Luftpassagier habe ich viele Tausende von Kilometern zurückgelegt und als Dolmetscher an einigen Konferenzen der Vereinigung der Luftverkehrsgesellschaften, der berühmten I.A.T.A., der heute noch bestehenden International Air Traffic Association, teilgenommen, habe auch dort etwas hinter die Kulissen geblickt und gesehen, welche heftigen Kämpfe sich um Flugplätze und Tarife abspielten und was für ein angstvolles Problem die Frage der Haftung des Lufttransporteurs war, über die man sich in dem so stark erweiterten Kreise der heutigen I.A.T.A. auch heute noch immer nicht einig geworden ist.

Im Mai 1926 wurde ich im Anschluss an die Pariser Luftfahrtverhandlungen noch einmal für kurze Zeit nach Genf geschickt, wo die Abrüstungsfrage zum ersten Male nach dem Weltkriege auf internationaler Grundlage in Angriff genommen werden sollte. Ein vorbereitender Ausschuss, dem als deutscher Vertreter der ehemalige Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, mit einer ganzen Reihe von militärischen Sachverständigen angehörte, trat am 18. Mai dort zusammen, um das Programm für die internationale Abrüstungskonferenz aufzustellen und die sachlichen Vorbereitungen zu treffen. Im Laufe der Jahre löste eine vorbereitende Sitzung die andere ab, und erst sechs Jahre später, im Februar 1932, kam nach starken französischen Verzögerungsversuchen auf vielfaches Drängen Deutschlands die eigentliche Abrüstungskonferenz zustande. Hier war ich über ein Jahr lang der erste deutsche Dolmetscher, bis das Reich unter Hitler im Herbst 1933 die Abrüstungskonferenz verliess und aus dem Völkerbund austrat.

Nach einem Zwischenabkommen wurden im Sommer die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen vertagt, und ich kehrte nach Berlin zurück. Mein Aufenthalt sollte nur von kurzer Dauer sein.

Am 8. September 1926 um 11.55 Uhr beschloss die Vollversammlung des Völkerbundes einstimmig die Aufnahme Deutschlands und erkannte ihm einen ständigen Ratssitz zu. Damit war das Reich wieder endgültig als diplomatisch gleichberechtigter Partner in den Kreis der Nationen aufgenommen. Noch am Abend desselben Tages reiste ich mit Stresemann und der übrigen Delegation, diesmal ohne Sonderzug, nach Genf. Der Reichskanzler – es war an Stelle Luthers wieder Marx – blieb in Berlin. Als sein Vertreter nahm der Staatssekretär der Reichskanzlei, Dr. Pünder, der später als Oberdirektor der höchste deutsche Beamte in der Bizone war, an der Reise teil. Ausserdem waren der

Delegation noch Vertreter der politischen Parteien beigegeben worden, wie es von da ab bei den alljährlichen Herbsttagungen des Völkerbundes stets geschah. So erlebte ich Breitscheid von den Sozialdemokraten, den Prälaten Kaas von der Zentrumsparlei, den Freiherrn von Rheinbaben von der Deutschen Volkspartei, Professor Hoetzsch von den Deutschnationalen und andere Parlamentarier bei dieser und bei späteren Gelegenheiten auf dem Genfer Parkett. Sie vertraten das Reich würdig und geschickt in den verschiedenen Unterkommissionen der Vollversammlung, und ich habe den meisten von ihnen als Dolmetscher oder Übersetzer zur Seite gestanden.

Schon der Empfang am Bahnhof in Genf war für Stresemann ein persönlicher Triumph. Eine riesige Menschenmenge erwartete die Ankunft unseres Zuges. Nur mit Mühe konnten wir uns einen Weg durch das Gewühl der offiziellen Vertreter, der Journalisten und des internationalen Publikums bahnen. An Locarno gemessen, schien mir allerdings zunächst die Begrüssung etwas kühl. In dem calvinistischen Genf gab es keinen Applaus wie am Lago Maggiore. Hier starrte zunächst alles nur schweigend und gespannt den deutschen Aussenminister an, der hier und dort einen Bekannten in der Menge entdeckte und ihm strahlend die Hand reichte. Nur langsam kamen wir vorwärts, denn nun streckten sich Stresemann immer mehr Hände entgegen, er wurde allmählich von allen Seiten angesprochen. Zurufe auf Deutsch und französisch flogen ihm entgegen, die Spannung begann sich zu lösen. Als er schliesslich die Bahnsteigtreppe erreicht hatte, brach der Beifall los, und die kühle Genfer Atmosphäre verwandelte sich in diesem Augenblick mit einem Male in das strahlende Wetter von Locarno.

Das war auch äusserlich der Fall, denn hell schien diesmal die Sonne in dem sommerlich heissen Genf vom klaren, blauen Himmel herab, während wir über die Montblanc-Brücke zum Hotel Metropole fuhren. Die Märzstürme hatten einer sanften Brise Platz gemacht, und in der Ferne konnten wir, fast zum Greifen nah, den schneebedeckten Gipfel des Montblanc erkennen, an dessen Hängen sich die Sonne auf den Eisflächen der Gletscher spiegelte.

Kaum hatten wir unsere Koffer ausgepackt, begann schon die Arbeit mit Hochdruck. Es wurde wieder eine schlaflose Nacht der Übersetzung, «die Nacht der Nächte», wie wir diese Vorbereitungen auf grosse Reden im Sprachendienst nannten. Michaelis und Norden waren auch wieder aus Berlin mitgekommen, und während Gaus, Schubert und andere Delegationsmitglieder am Anfang des «Fliegsbandes» noch die letzte Hand an die aus Berlin im Rohbau bereits mitgebrachte Eintrittsrede Stresemanns legten und er selbst die vorbereiteten Textedurchsah und umdichtete, übersetzten wir drei in der Endstufe dieser Gemeinschaftsarbeit den Text ins Französische. Jeder von uns übernahm ein Drittel, dann traten wir zu einer gemeinsamen Redaktionssitzung

zusammen, in welcher der endgültige französische Text fertiggestellt wurde. Jeder las sein eigenes Meisterwerk vor, und die beiden anderen kritisierten. Bei solchen Besprechungen ging es immer sehr lebhaft zu, besonders zwischen den «Veteranen» Michaelis und Norden, die, jeder in seiner Art, hervorragende Stilisten waren, aber sich nur schwer vom anderen überzeugen liessen. Ich sass als Jüngster dazwischen und war meistens froh, wenn meine «Prosa» von ihnen nicht allzusehr zerpfückt wurde. Je länger die Nacht sich hinzog, um so erregter wurde die Stimmung bei uns.

«Hier geht es ja zu wie im Auswärtigen Ausschuss des Reichstages», sagte einmal Breitscheid morgens um 2 Uhr, als er, durch das Stimmengewirr herbeigelockt, den Kopf zur Tür hereinsteckte, ihn aber beim Anblick der drei kampfeslustigen Dolmetscher erschreckt sofort wieder zurückzog.

Für den ganzen technischen Stab der Delegation fiel die Nachtruhe ebenfalls aus. Bis in den hellen Morgen hinein klapperten die Schreibmaschinen und drehten sich die Vervielfältigungsapparate; so eine wichtige Rede sollte ja unmittelbar, nachdem sie gehalten war, auf deutsch und, wenn möglich, auch auf französisch an die Presse verteilt werden. Das hört sich alles viel leichter an, als es getan ist, denn der Text wird meistens noch in letzter Minute an diesem oder jenem Punkt neu formuliert. Das bedeutet neues Schreiben, neues Vervielfältigen, neues Übersetzen. Alle Beteiligten müssen dabei sehr scharf aufpassen, damit nicht aus Versehen im deutschen oder im französischen Text überholte Stellen stehenbleiben und auf diese Weise der Welt verraten, was der deutsche Aussenminister noch im letzten Augenblick geändert hat. Daher sinkt das technische Personal nach so einer durcharbeiteten Nacht meist erschöpft ins Bett und erlebt unmittelbar nichts von dem, wofür es die Nachtruhe opfern musste.

Nur der Dolmetscher kann nicht ruhen. Durch eine kalte Brause und einen starken Kaffee bringt er sich wieder in Form, um seines Amtes walten zu können. So ging es auch mir an jenem Freitagmorgen, dem 10. September 1926: Ich war dazu ausersehen worden, nach Stresemann die deutsche Einführungsrede von der Tribüne des Völkerbundes herab auf französisch zu verlesen. Vor Michaelis und seinem Temperament hatte man immer noch Angst.

So ging ich denn kurz nach 10 Uhr mit Stresemann und den beiden anderen Hauptdelegierten Deutschlands, Staatssekretär von Schubert und Ministerialdirektor Gaus, zu Fuss in den nur einige hundert Meter neben dem Metropole gelegenen provisorischen Sitzungssaal des Völkerbundes, den sogenannten Reformationssaal. Als wir aus dem kühlen Hotel auf die sommerliche Strasse kamen, erwartete uns schon eine Menschenmenge, die das Hotel seit den frühen Morgenstunden belagert hatte, um den deutschen Aussenminister zu sehen. Sie gab uns bis zum

Völkerbundshaus das Geleit, etwa so wie die Zuschauer in breiter Front neben der aufziehenden Wache Unter den Linden in Berlin mitzulaufen pflegten. Sogar einige unentwegte Autogrammjäger winkten aus der Nähe mit bereitgehaltenem Block und Füllhalter Stresemann zu. Er selbst strahlte, als er sich, umringt von vielen Journalisten und Konferenzbummlern aus aller Herren Länder, im angeregten Gespräch mit den beiden anderen Delegierten unter dem strahlenden Genfer Himmel auf das Ziel zu bewegte, das er nach der langen Wanderung von London über Locarno und die Hindernisse, die sich noch im Frühjahr so unerwartet vor ihm aufgetürmt hatten, nunmehr in wenigen Minuten erreicht haben würde.

An der Tür des Reformationssaales empfing uns Sir Eric Drummond, der Generalsekretär, und geleitete uns durch ein paar enge, dunkle, überfüllte Räume, die wohl dem entsprechen sollten, was man in den Parlamenten die Wandelgänge nennt. Die Vollversammlung tagte bereits seit einer halben Stunde. Als erster Punkt stand die Aufnahme Deutschlands auf der Tagesordnung. Soeben, genau um 10.35 Uhr, war von dem Präsidenten, dem jugoslawischen Aussenminister Nintschitsch, der formelle Beschluss dieses Weltparlaments verkündet worden, dass Deutschland aufgenommen sei.

«Ich bitte die deutschen Delegierten, nunmehr ihre Plätze einzunehmen», tönte seine Stimme aus dem Lautsprecher in der engen «Wandelhalle», die eigentlich der Teesalon des mit dem Tagungssaal zusammenhängenden Hotels Victoria war. Der grosse Augenblick war gekommen.

Eine kleine Tür öffnete sich, die den Blick in einen grossen, dunkelgetönten Saal mit mehreren übereinanderliegenden Rängen freigab. Durch das Glasdach drang das helle Sonnenlicht hinein. Die Eingangstür lag etwas erhöht hinter dem Präsidentensitz und der Rednertribüne, so dass man die Delegationen im Saal, dicht gedrängt und erwartungsvoll auf die kleine Tür blickend, erkennen konnte. Die Tribünen waren überfüllt. Die hellen Sommerkleider der Frauen und einige weisse Turbane von Delegierten oder Zuschauern aus Indien oder Arabien leuchteten als bunte Flecken in der Menge auf, die fast regungslos und schweigend dasass.

Ich sah noch, wie Stresemann sich plötzlich aufrichtete und dann als erster Deutscher im wahrsten Sinne des Wortes über die Schwelle der kleinen Tür hinweg in den Völkerbund eintrat. Bei seinem Erscheinen setzte im ganzen Saal ein wahrer Beifallssturm nach der vorher herrschenden erwartungsvollen Stille ein. Schnell folgten ihm Schubert, Gaus und ein Mitglied des Ministerbüros, der damalige Legationssekretär Feine. Ich selbst bildete das «Schlusslicht» dieser kleinen Delegation und war somit der fünfte Deutsche, der richtiggehend in den Völkerbund eintrat.

Der Beifall hatte eine wahre Orkanstärke erreicht. Von allen Seiten wurde geklatscht und Bravo gerufen. Nur mit Mühe konnten sich die drei deutschen Delegierten durch die herandrängende Masse der ausländischen Völkerbundsvertreter den Weg zu ihren Plätzen bahnen. Alle wollten ihnen die Hände schütteln und ihnen persönlich zu diesem grossen Ereignis Glück wünschen. Inzwischen tobte das Publikum auf den Tribünen, Tücherwinken, Hüteschwenken, «bravo Stresemann», Zurufe mit fremdländischen Akzentuierungen. Eine Szene, wie sie sich im Völkerbund noch nie abgespielt hatte, und wie ich sie selbst in einem so internationalen Kreise auch nie wieder erleben sollte. Dieser Empfang Deutschlands durch die Völker der Welt war wirklich etwas Einmaliges, um ein später so oft missbrauchtes Wort hier zu verwenden.

Recht schwer hatte es der Präsident inmitten dieser Begeisterungstürme, sich für seine Begrüssungsworte Gehör zu verschaffen. Aber es wurde ganz still, als er Stresemann das Wort erteilte und dieser sich unter atemloser Spannung langsam auf die Rednertribüne begab. Feine hatte ihm noch schnell vorher das Manuskript seiner Rede übergeben, das er nun aufschlug und zu verlesen begann.

Zunächst fand sich Stresemann in der ungewohnten Umgebung nicht ganz zurecht. Ich stand mit meinem eigenen Manuskript unter dem Arm etwas unterhalb der Tribüne ganz in seiner Nähe und konnte ihn daher genau beobachten. Ich sah, wie er etwas zusammenzuckte, als der Schall seiner Stimme mit einem blechernen Echo aus den Lautsprechern am gegenüberliegenden Ende des Saales auf ihn zurückstiess. Zwar war vor ihm auf dem Rednerpult eine ganze Batterie von Mikrofonen aufgebaut, so dass er sich wohl hätte denken können, dass eine Lautsprecherübertragung im Saale stattfinden würde; es war uns aber vorher gesagt worden, dass diese Mikrophone lediglich der Rundfunkübertragung dienten. Stresemanns Rede wurde nicht nur von allen deutschen Stationen, sondern auch von vielen ausländischen Sendegesellschaften in Frankreich, England und Amerika übertragen. So hatte er denn geglaubt, mit seiner Stimme allein den Saal füllen zu müssen.

Aber Stresemann fing sich sehr schnell und passte seine Stimme den technischen Vorrichtungen, je länger er sprach, immer besser an. Nur einige Male zuckte er noch etwas nervös wegen der Blitzlichter der Photographen oder blickte unwillig auf, wenn ein Filmoperateur mit seiner surrenden Kamera ihm allzu nahe kam. Nach einigen Minuten aber fühlte er sich völlig zu Hause und verlas seine Rede, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu versprechen.

«Es kann nicht der Sinn einer göttlichen Weltordnung sein, dass die Menschen ihre nationalen Höchstleistungen gegeneinander kehren und damit die allgemeine Kulturentwicklung immer wieder zurückwerfen», mit diesen wenigen Worten umriss Stresemann sein gesamtes politisches Wollen und wies an anderer Stelle auf die Gründe hin, die ihn zu dieser

Politik geführt hatten. «Wir sehen ... nach den grundstürzenden Ereignissen eines furchtbaren Krieges ... in vielen Staaten den Niederbruch wertvollster, für den Staat unentbehrlicher geistiger und wirtschaftlicher Schichten.» Deshalb müsse man auch im internationalen Zusammenleben sein ganz besonderes Augenmerk auf die «Wirtschaft» lenken, «die die alten Grenzen der Länder sprengt und neue Formen internationaler Zusammenarbeit erstrebt.»

So behandelte er nacheinander die verschiedenen Gebiete, auf denen sich der Völkerbund betätigen sollte. Nach der Wirtschaft kam er auf die Abrüstung, die Friedensverträge, den Weltgerichtshof und den Locarno-Pakt mit den Schiedsverträgen zu sprechen. «Kein anderes Gesetz darf für sie (die Staaten) gelten als das Gesetz der Gerechtigkeit.» Er schloss mit der «Freiheit, um die jedes Volk ringt wie jedes Menschenwesen». «Möge die Arbeit des Völkerbundes sich auf der Grundlage der grossen Begriffe Freiheit, Friede und Einigkeit vollziehen.»

Beifall tönnte beim Schluss seiner Worte auf. Gelegentlich hatten auch während seiner Ausführungen einige Delegierte, die Deutsch verstanden, ihre Zustimmung zu erkennen gegeben. Aber der Applaus am Schluss war nur mässig, wenn man ihn mit dem verglich, was sich bei Stresemanns Eintritt in den Saal ereignet hatte, und was sich nachher im Anschluss an die grosse Briand-Rede noch abspielen sollte. Das lag zum Teil sicherlich daran, dass die meisten erst meine französische Übersetzung abwarten mussten, ehe sie verstanden, was er gesagt hatte. Zum grossen Teil aber lag es wohl auch an dem etwas akademischen Charakter der Rede, an der zu viele beamtete Köche mitgewirkt hatten.

Schon beim Übersetzen hatten wir das gemerkt; bei der Herstellung der fremdsprachlichen Fassung einer solchen Rede wirft der Übersetzer ganz naturgemäss ein sehr kritisches Auge auf das Original und entdeckt ebenso selbstverständlich sofort seine schwachen Stellen, wenn er sich überlegen muss, wie er diesen oder jenen Gedanken am wirksamsten seinen fremden Zuhörern zu Gemüte führen soll. Die Rede hätte sich vielleicht besser zum Lesen als zum Sprechen geeignet. Diesen Eindruck habe ich bei späteren, vorbereiteten Reden von Stresemann und von anderen deutschen Vertretern noch öfter gehabt. Das lebendige Wort, aus dem Stegreif gesprochen, der Aufnahmebereitschaft der Zuhörer angepasst und auf sie abgewandelt, ist ein Instrument, das die Franzosen und die Engländer meiner Erfahrung nach besser handhaben können als die Deutschen. Das zeigte sich kurze Zeit darauf mit aller Deutlichkeit, als Briand sprach.

Nachdem Stresemann auf seinen Platz zurückgekehrt war, erhielt ich das Wort zur französischen Übersetzung. Ich fing sehr vorsichtig und verhältnismässig leise an zu sprechen, um die Lautsprecher nicht zu erzürnen. Damit hatte ich auch Erfolg. Gespannt folgte der ganze riesige

Saal. Besonders froh war ich, dass in der französischen Fassung an den Stellen, an denen bei Stresemann geklatscht worden war, auch bei mir Beifall gespendet wurde, und dass am Schluss, als ich erleichtert von der Tribüne herunterging, ein sehr beachtenswerter Applaus die französischen Worte Stresemanns anerkannte. Wäre es anders oder umgekehrt gewesen, so hätte ich hinterher von der Delegation einige unfreundliche Worte zu hören bekommen wegen «wirkungsloser Formulierungen» oder «langweiligen Vortrags» und «verpatzter Pointen». Ich habe später manchmal ausdrücklich die Weisung erhalten, dafür zu sorgen, dass bei dieser oder jener Stelle der Übersetzung applaudiert würde, und habe mir dann oft damit geholfen, dass ich hinter solchen Stellen besonders lange Pausen machte und innerlich den Zuhörern zurief: «Wollt Ihr wohl klatschen» – was auch meistens half.

Leid tat mir nur der arme Völkerbundsdolmetscher, der hinter mir die englische Fassung der Rede verlesen musste und dem kaum noch jemand zuhörte, da die meisten entweder auf Deutsch oder auf Französisch alles verstanden hatten, so dass er oft seine Stimme stark erheben musste, um bei der allgemeinen Unterhaltung und dem Hin- und Herlaufen überhaupt verstanden zu werden. Trotzdem erzielte auch er zum Schluss einen Achtungsapplaus bei den wenigen Delegierten, die nur Englisch verstanden.

Dann betrat Briand die Tribüne, leicht gebeugt, mit etwas struppigem Haar und herabhängendem Schnurrbart. Ein kleiner, unscheinbarer Mann. Aber schon nach den ersten Worten wurde er ein anderer. Als Redner war Briand ein vollendeter Meister. Er sprach völlig ungekünstelt, er kannte keine Rednerpose, jeder im Saal hatte zunächst da^o Gefühl, als wenn sich Briand mit ihm persönlich unterhielte.

«Nun, meine Herren Spötter», so apostrophierte der Spötter Briand sarkastisch die Kritiker des Völkerbundes und der Völkerverständigung in allen Ländern, «was sagen Sie jetzt, wo Sie an dieser Sitzung teilnehmen? Müssen Sie nicht selbst zugeben, dass das, was wir heute hier erlebt haben, wenige Jahre nach dem furchtbarsten Krieg, der jemals die Welt durcheinandergebracht hat, während das Blut auf den Schlachtfeldern noch nicht trocken geworden ist, ein wahrhaft erschütterndes Erlebnis darstellt? Hier sehen Sie die gleichen Völker, die sich vordem so hart aneinander gestossen haben, friedlich zusammensitzen zur gemeinsamen Arbeit am Weltfrieden.»

Allmählich verliess Briand seinen Konversationston, er erwärmte sich, seine Stimme nahm immer mehr jenen volltönenden, dunklen Klang an, der seine Zuhörer oft veranlasste, sie mit einem Cello zu vergleichen.

«Was bedeutet nun dieser heutige Tag für Deutschland und für Frankreich? Das will ich Ihnen sagen: Es ist jetzt Schluss mit jener langen Reihe schmerzlicher und blutiger Auseinandersetzungen, die die Seiten unserer Geschichte beflecken, es ist Schluss mit dem Krieg

zwischen uns, Schluss mit den langen Trauerschleiern. Keine Kriege, keine brutalen Gewaltlösungen soll es von jetzt ab mehr geben. Ich weiss, dass Meinungsverschiedenheiten zwischen unseren Ländern auch heute noch bestehen, aber in Zukunft werden wir sie genau so wie die Einzelpersonen vor dem Richterstuhl in Ordnung bringen. Deshalb sage ich: fort mit den Gewehren, den Maschinengewehren, den Kanonen! Freie Bahn für die Versöhnung, die Schiedsgerichtsbarkeit und den Frieden!»

Mit erhobener Stimme hatte der alte Mann auf der Tribüne diese Worte fast in beschwörendem Tone ausgerufen. Donnernder Beifall antwortete ihm. Minutenlang konnte er nicht weitersprechen. Ruhig und zufrieden gingen seine Augen über die aufgewühlte Versammlung.

Dann blickte er zu Stresemann hin und hob etwas die Hand, um sich Ruhe zu verschaffen. In die lautlose Stille, die darauf eintrat, fielen die nun folgenden Worte wie die Schläge einer tiefen Glocke. «Ihnen aber, meine Herren Vertreter Deutschlands, möchte ich nur noch eines sagen: was Heldentum und Kraft anbetrifft, brauchen sich unsere Völker keine Beweise mehr zu liefern. Auf den Schlachtfeldern der Geschichte haben beide eine reiche und ruhmvolle Ernte gehalten. Sie können sich von jetzt ab um andere Erfolge auf anderen Gebieten bemühen.» Jetzt war kein Halten mehr. Viele der Delegierten erhoben sich von ihren Sitzen, schrien ihre Begeisterung in irgendeiner Sprache hinaus und brachten dem «Mann mit dem Cello» eine lang andauernde, überwältigende Ovation dar.

Er sprach dann noch eine ganze Weile weiter, mit tiefem Gefühl, mit Humor und mit Sarkasmus. «Schwierigkeiten gibt es noch reichlich; Herr Stresemann und ich stehen jeder in seinem Land an einem Posten, der uns allzu sehr damit in Berührung bringt. Und diese Schwierigkeiten sind nicht etwa verschwunden, weil er aus der Wilhelmstrasse und ich vom Quai d'Orsay in dieses schöne Genf gekommen sind.»

«Wenn Sie aber nicht nur als Deutscher und ich nicht nur als Franzose hierherkommen, sondern wenn wir beide uns daneben auch als Bürger einer höheren, völkerverbindenden Gemeinschaft fühlen, dann werden wir in dieser Atmosphäre des Völkerbundes alle Schwierigkeiten überwinden.»

Als Briand geendet hatte, wollte der Beifall nicht aufhören. Ein kanadischer Delegierter durchbrach alle in Genf sonst üblichen Schranken der Formalität, stieg auf seinen Stuhl und brachte mit wehendem Taschentuch drei Hurras auf den französischen Ministerpräsidenten aus, die von der sonst so ernsten und gesetzten Versammlung mit der Begeisterung einer Schulklasse aufgenommen wurden.

Damit war die erste Sitzung, die wir im Völkerbund erlebten, zu Ende. Sie war für uns alle ein grosses Erlebnis, für mich eines der grössten während meiner ganzen Laufbahn. Nach den Szenen dieses Vormittags

konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass Deutschland nach den Jahren des Krieges und der Unruhe der Nachkriegszeit jetzt endgültig wieder den Anschluss an die internationale Welt gefunden hatte und als ein vollgültiges Mitglied in den Kreis der Nationen aufgenommen worden war. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass wir in vielen Punkten noch durch die Folgen des Krieges behindert blieben, dass die deutsche Rechtsopposition in ihrer Kleinmütigkeit und aus parteitaktischen Erwägungen heraus das Ergebnis der Politik Stresemanns zu verkleinern suchte, und dass eine der bayerischen Regierung nahestehende Zeitung die Aufnahme des Reiches in den Völkerbund in fetten Lettern als «Demütigung Deutschlands» bezeichnete.

Nach den Ereignissen des 10. September war Deutschland in Genf Trumpf. Die deutsche Delegation stand im Mittelpunkt des Interesses. Stresemann wurde innerhalb und ausserhalb des Völkerbundes zum Helden des Tages. Seine Popularität zeigte sich unter anderem auch darin, dass er im Volke vielfach nur mit seinem Vornamen genannt wurde. «J'ai vu Gustave», konnte man immer wieder von gross und klein in den Genfer Kinos, in der Strassenbahn oder auf den Promenaden sagen hören. Es war für ihn ein Triumph auf diesem sonst so kühlen internationalen Pflaster, wie er wohl selten dort jemand beschieden worden ist.

Die nächsten Tage vergingen wie im Fluge. Die Sitzungen jagten einander, im Plenum, in den Kommissionen und auch im Völkerbundsrat. Diese höchste internationale Instanz tagte damals in einer grossen Glasveranda, die zum Hotel National gehörte, in dem das Völkerbundssekretariat seinen Sitz hatte. Etwas erhöht stand hier am einen Ende des länglichen Raumes der hufeisenförmige Ratstisch, an dem Stresemann einige Tage später zum ersten Male Platz nahm.

Im Innenraum des Hufeisens sassen die beiden amtlichen Dolmetscher des Völkerbundes, ein Engländer und ein Franzose, sowie die Stenographen. Die Verhandlungssprachen waren auch hier, wie in der Vollversammlung, Englisch und Französisch. Alles, was auf Französisch gesagt wurde, übersetzte der Engländer sofort ins Englische und umgekehrt. Das Übersetzungssystem war genau das gleiche, wie ich es zuerst im Haag kennengelernt hatte. Jeder Redner sprach so, als fände die Verhandlung nur in einer Sprache statt, ohne Unterbrechung, während der betreffende Dolmetscher sich möglichst genaue Notizen machte und dann die Rede in der Ichform, d.h. so, als spräche der Delegierte wörtlich noch einmal, die Ausführungen in die andere Sprache übertrug. Dieses System ermöglicht zweisprachigen Konferenzteilnehmern sofort eine Kontrolle des Dolmetschers. Gelegentlich kam es vor, dass einer der Delegierten, z.B. wie schon erwähnt, Chamberlain, den Dolmetscher unterbrach, wenn er seiner Ansicht nach diese oder jene Stelle nicht ganz richtig wiedergegeben hatte. Allerdings erfolgten

solche Unterbrechungen verhältnismässig selten, denn die Völkerbundsdolmetscher waren hervorragende Meister ihres Faches. Ausserdem hatte der Völkerbund das gleiche System, für das auch Geheimrat Gautier bei schriftlichen Übersetzungen eintrat. Die Dolmetscher übersetzten immer nur in ihre Muttersprache. Insofern war für mich die Aufgabe schwieriger, da ich ja immer nur in eine fremde Sprache übersetzen musste, denn es war natürlich nicht angängig, zur Übersetzung der oft hochpolitischen Ausführungen des deutschen Aussenministers einen Ausländer zu verwenden.

Meine Lage war auch in anderer Hinsicht unbequemer als die der Völkerbundsdolmetscher. Ich konnte schon aus formellen Gründen nicht unter ihnen im Innenraum Platz nehmen, da ja Deutsch keine amtliche Verhandlungssprache war, sondern musste mich auf ein kleines, sehr unbequemes Stühlchen hinter den jeweiligen deutschen Ratsdelegierten setzen. Mein Schreibpult musste ich mir in Gestalt eines Aktenköfferchens, das ich auf die Knie legte, selbst mitbringen. Dazu kam, dass ich als kleines Anhängsel der Ratstafel mit meinem Stuhl in den schmalen Gang hineinragte, der hinter den Sitzen der Ratsmitglieder und unmittelbar vor den Stühlen der Sekretäre und Sachverständigen ausgespart war, so dass jeder Vorbeikommende über mich stolperte und ich für die Sekretariatsmitglieder, die dort oben zu tun hatten, immer ein Stein des Anstosses war. Meine Arbeitsbedingungen waren daher noch ungünstiger als in Locarno.

Zudem herrschte bei den deutschen Ratsdelegierten vielfach immer noch die Theorie des «Sprachautomaten». Sie machte sich während der Ratsverhandlungen für mich in besonders unangenehmer Weise bemerkbar, denn diese hatten niemals durchgehend ein und dasselbe Thema zum Gegenstand wie eine Konferenz, die zur Lösung eines ganz bestimmten Problems einberufen wird. Der Völkerbundsrat verhandelte an einem Vormittag oft die allerverschiedensten Dinge, vom Kampf gegen das Opium, von Mandatsfragen und Wirtschaftsproblemen bis zum Minderheitenschutz und zum Mädchenhandel. Der Delegierte am Ratstisch, d.h. meistens der Aussenminister, wurde vor und während der Sitzung von den Sachreferenten genau informiert, während sie für mich im Drang der Geschäfte keine Zeit fanden und nur hinterher empört waren und behaupteten, ich hätte ihnen mit meiner unzureichenden Übersetzung in diesem oder jenem Punkt ihre Politik für ein ganzes Jahr durcheinandergebracht. Erst später setzte sich die Erkenntnis durch, dass genaue Sachkenntnis beim Dolmetscher eine unerlässliche Vorbedingung ist. Von da ab hatte ich es leichter und konnte reibungslos meine Aufgabe erledigen. Denn auch hier galt ja, wie im Haag, nur der französische oder der englische Text der deutschen Erklärungen, so dass ein witziger Pressechef der Reichsregierung den Nagel auf den Kopf traf, wenn er mich mit den Worten kritisierte:

«Heute hat aber der Reichsminister wieder eine recht ungenaue deutsche Übersetzung Ihrer französischen Rede verlesen».

Unter diesen Umständen waren die ersten Jahre im Völkerbund, vor allem die Ratssitzungen, für mich eine rechte Nervenanspannung. Auf meinem kleinen Stühlchen hockend, den Kopf tief über meine improvisierte Schreibunterlage gebeugt, machte ich fieberhaft Notizen, wenn der deutsche Delegierte, wie mir schien, hoch über mir und von mir weg in den Raum hineinsprach, und musste mich sehr zusammennehmen, mich nicht durch Nebengeräusche oder durch die sich an mir vorbeiwendenden Sekretäre ablenken zu lassen. Wenn ich dann aufstand, sah ich die gespannten Gesichter der Ratsmitglieder zu mir gewandt; Chamberlain schien in meiner Einbildung immer ein besonders kritisches Gesicht zu machen. Vor der Ratstafel sass etwas tiefer die Weltpresse an langen Tischreihen wie das Publikum in einem Theater vor der Bühne und passte, wie mir schien, ebenso kritisch auf meine Übersetzung auf wie Chamberlain. Weiter hinten das Publikum mit Lorgnons und Operngläsern, die in der ersten Zeit auch nicht gerade beruhigend auf mich wirkten. Hinter mir glaubte ich die deutschen Sachverständigen manchmal leise Kritik an meiner Übersetzung üben zu hören. Gelegentlich rief mir auch dieser oder jener im allerletzten Augenblick noch schnell etwas zu – hätte er es doch vor der Sitzung getan und mich so gründlich über sein Spezialproblem informiert wie den Aussenminister!

Bei diesen Ratssitzungen bewunderte ich übrigens immer von neuem Stresemanns phantastisch schnelle Auffassungsgabe. In kritischen Situationen während der Debatte genügte oft ein paar Worte, die ihm ein deutscher Sachverständiger schnell von hinten zuflüsterte – wobei ich den Hals reckte und die Ohren mächtig spitzte –, um ihn zu langen Ausführungen über einen ihm vorher völlig unbekanntem Gegenstand, meist in sehr plastischen und treffenden Formulierungen, instandzusetzen.

So waren denn diese Ratstagungen, die in den ersten Jahren in vierteljährlichem Abstand stattfanden, für mich jedesmal ein richtiggehendes Staatsexamen und ich war heilfroh, wenn ich am Ende der acht Tage, die diese Sitzungen meistens dauerten, wieder im Zuge sass, um mich an sprachlich weniger aufregende Verhandlungsorte zu begeben.

Die Herbsttagung des Völkerbundes im Jahre 1926 hatte neben den Szenen beim Einzug der deutschen Delegation noch einen zweiten Höhepunkt. Das war ein Ereignis, welches sich in völliger Stille hinter den verschlossenen Türen eines kleinen, unscheinbaren Restaurants in einem verschlafenen französischen Dorf jenseits der Schweizer Grenze abspielte: das Gespräch von Thoiry zwischen Briand und Stresemann, das damals eine Weltsensation war und nach London und Locarno eine weitere Etappe auf dem Wege der Annäherung zwischen den beiden Völkern und der friedlichen Regelung der zwischen ihnen bestehenden

Probleme bildete. In noch stärkerem Masse als das Gespräch zwischen Herriot und Stresemann auf der Londoner Konferenz von 1924 war diese Zusammenkunft von einem Geheimnis umgeben, das eines Detektivromanes würdig gewesen wäre.

Der deutsche und der französische Aussenminister mussten sich auch im Jahre 1926 vor einer unerwünschten Einmischung ihrer Rechtsopposition in ihre Friedensarbeit schützen. Wären ihre Bemühungen vorzeitig, d.h. im ersten Entwicklungsstadium des langsamen Sicherantastens an die Schwierigkeiten, Gegenstand der öffentlichen Diskussion im Parlament und in der Presse geworden, so wären sie bei der Kompliziertheit der Fragen, um deren Regelung es sich handelte, mit grosser Wahrscheinlichkeit zum Misserfolg verurteilt gewesen. Daher war diese Geheimhaltung unbedingt notwendig.

So begann der Aufbruch der beiden Minister am Morgen des 17. September 1926 unter höchst geheimnisvollen Umständen. Den wachsamem Augen der Journalisten, welche die Hotelhallen des Metropole und des Hotel des Bergues fast ständig bewachten, konnte natürlich die Abfahrt von Stresemann und Briand nicht verborgen bleiben. Sofort schlossen sich ihnen mehrere Wagen mit Pressevertretern an, denn irgendwie war trotz äusserster Geheimhaltung der Presse doch bekanntgeworden, dass eine Zusammenkunft geplant war.

Plötzlich hielten die Ministerwagen etwas ausserhalb von Genf am Seeufer, und Briand und Stresemann begaben sich auf ein Motorboot, um auf das jenseitige Ufer hinüberzufahren. Schon glaubten sie, ihre Verfolger von der Weltpresse auf diese Weise abgeschüttelt zu haben. Einige der Journalisten aber kehrten in rasendem Tempo wieder nach Genf zurück, brausten unter den Flüchen sämtlicher Verkehrspolizisten durch die Stadt hindurch und fuhren das jenseitige Ufer des Sees entlang, so dass sie gerade noch zurechtkamen – als die beiden Aussenminister das Motorboot verliessen und zwei an der Landungsstelle haltende Wagen bestiegen, die sich sofort in Richtung auf die französische Grenze in Bewegung setzten. Lachend fuhren die Journalisten hinterher. Sie glaubten, nun gewonnenes Spiel zu haben.

Aber auch dieser Fall war in dem Schlachtplan vorgesehen, den Briand und Stresemann einige Tage vorher in einer Ecke jenes dunklen und engen «Wandelganges» des Hotels Victoria zwischen zwei Sitzungen entworfen hatten. Die französischen Zollstellen an der Grenze waren angewiesen worden, sämtliche ab 9 Uhr früh die Grenze passierenden Autos genauestens auf ihre Papiere zu prüfen. Dadurch würden die beiden Ministerwagen vor etwaigen Verfolgern einen Vorsprung erhalten, der nicht mehr einzuholen war.

Genau so wirkte sich diese Massnahme an jenem Morgen auch aus. Die beiden Ministerwagen fuhren ungehindert über die Grenze, und die Journalisten mussten zu ihrem Ärger eine hochnotpeinliche und lang-

wierige Zolluntersuchung über sich ergehen lassen, die wohl eine halbe Stunde lang dauerte.

Briand und Stresemann waren ihnen nun doch entkommen. Zwar fuhren ihre Verfolger nach Erledigung der Zollformalitäten noch eine Weile lang kreuz und quer durch die Gegend jenseits der Grenze. Sie telefonierten an verschiedene bekannte Hotels und Speiselokale bis nach Annecy und selbst nach Aix-les-Bains, aber es war alles vergeblich. Die beiden Aussenminister hatten von dem Grenzübergang aus einen Haken geschlagen, waren in das nicht allzu weit entfernt gelegene Dörfchen Thoiry in die Gastwirtschaft des Père Léger gefahren und unterhielten sich dort im Anschluss an ein ausgezeichnetes Frühstück über zwei Stunden lang. Als sie aber danach vor die Tür des Hauses traten ... begrüßte sie ein mehrstimmiges Oh und Ah der Pressevertreter! Es waren zwar nur ganz wenige, denen der Treffpunkt bekanntgeworden war, aber das genügte, um die Nachricht noch am Abend des Tages in der ganzen Welt als grosse Sensation zu verbreiten.

Entdeckt wurde das Geheimnis durch einen eigenartigen Zufall. Die Weisung an die französischen Grenzstellen wegen der genauen Kontrolle des Grenzüberganges hatte sich nur auf Autos bezogen. Einer der Journalisten aber, ein Franzose, wenn ich mich recht erinnere, hatte die Verfolgung auf dem Motorrad unternommen und war daher fast so unbehelligt über die Grenze gelangt wie die beiden Minister selbst. Er hatte dann von Thoiry aus einigen Freunden den Tip gegeben, und auf diese Weise war die kleine Journalistengruppe vor dem Hause des PèreLéger zustande gekommen.

Bei dem eigentlichen Gespräch von Thoiry war als Dolmetscher nur der Vertraute Briands, Professor Hesnard, anwesend. Von deutscher Seite hatte lediglich Legationssekretär Feine die Fahrt als Begleiter Stresemanns mitgemacht. Ich selbst war in Genf geblieben.

Hesnard erzählte mir aber noch am Abend des Tages ziemlich ausführlich, wie die Unterhaltung verlaufen war, denn er betrachtete mich schon damals durchaus als ein Mitglied der «engeren Familie», das über kurz oder lang doch mit diesen vertraulichen Besprechungen oder ihrer Fortsetzung befasst sein würde.

Die Lösungsmöglichkeiten, die von Briand und Stresemann ins Auge gefasst wurden, beruhten im Wesentlichen auf einer beschleunigten Beendigung der Besetzung deutschen Gebietes als Gegenleistung für deutsche Wirtschafts- und Finanzhilfe bei der Sanierung der äusserst ersten französischen Wirtschaftslage. Briand mochte sich wohl darüber klar sein, dass die besetzten Gebiete in Deutschland als Pfand von Jahr zu Jahr an Wert verlieren würden, und dass daher zu jenem Zeitpunkt ein höherer Preis für ihre Aufgabe zu erzielen sei als später. So wurde denn von der Möglichkeit einer Stützung des französischen Franken durch Flüssigmachung eines Teils der deutschen Eisenbahnobligationen

gesprochen. Es wurden auch deutsche Konzessionen im Rahmen der Pariser Handelsvertragsverhandlungen erwogen. Hesnard liess durchblicken, dass bei diesen finanziellen Erörterungen beide Gesprächspartner, die ja auf diesem Gebiet keine Sachverständigen waren, in recht vagen Begriffen gesprochen hätten. Auch sei nicht klar geworden, ob die zusätzliche finanzielle Last für Deutschland wirklich tragbar sei.

Stresemann hatte aber nicht nur die Räumung des Rheinlandes in die Debatte geworfen, sondern auch von der Rückkehr der Saar zum Reich gesprochen. Er hatte ein paar hundert Millionen Goldmark dafür angeboten. Eng zusammen damit hing ein anderes Geschäft mit Belgien, das ebenfalls wegen seiner schwierigen Finanzlage vielleicht bereit gewesen wäre, Eupen-Malmedy gegen eine Regelung des Problems der im Kriege in Belgien in Umlauf gesetzten Markbeträge zurückzugeben. Darüber hatten schon vorher, zum Teil unter Einschaltung des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht, Verhandlungen stattgefunden, die allerdings von Frankreich mit sehr scheelen Augen angesehen worden waren.

Briand seinerseits brachte neben den finanziellen und wirtschaftlichen Fragen vor allen Dingen Abrüstungsangelegenheiten zur Sprache. Frankreich sei durch die von Zeit zu Zeit immer wieder festgestellten Mängel in der deutschen Abrüstung, vor allem aber durch die halb-militärischen Verbände, wie den Stahlhelm und andere, sehr beunruhigt, denn durch diese Organisation seiner wehrfähigen Jugend erhalte sich Deutschland eine grosse Reservearmee.

Weiter, als Lösungsmöglichkeiten in grossen Umrissen anzudeuten, sind Briand und Stresemann wohl damals in Thoiry nicht gegangen. Aber allein die Tatsache, dass überhaupt ein derartiger Ausgleich als etwas praktisch Realisierbares in Erwägung gezogen werden konnte, war schon ein ausserordentlich grosser Schritt vorwärts. Die Freude und Genugtuung darüber hat wohl beide Gesprächspartner an jenem Nachmittag die Schwierigkeiten aus den Augen verlieren lassen, die sich der praktischen Durchführung ihrer Pläne damals noch entgegenstellten. Dass sie aber durchaus auf dem richtigen Wege waren, ergibt sich daraus, dass 1929 auf der Haager Konferenz eine Lösung im Ausgleich zwischen Reparationen und Rheinlandräumung tatsächlich gefunden wurde, die im Grossen gesehen den Gedankengängen von Thoiry entsprach.

Voller Begeisterung über die Perspektiven, die sich vor ihm eröffnet hatten, kehrte Stresemann am Spätnachmittag von seinem geheimnisvollen Ausflug wieder nach Genf zurück. «Die Räumung des Rheinlandes ist nur noch eine Frage von Monaten», rief er einige Tage später in einer Pressekonferenz den deutschen Journalisten zu. Er hatte auf verschiedene Angriffe der Rechtspresse geantwortet und sich dabei in eine Art Kampfstimmung gegen die deutsch-nationale Opposition hin-

reissen lassen. Sie wurde ihm in den nächsten Jahren noch oft vorgehalten, denn es zeigte sich, dass die materiellen und politischen Schwierigkeiten, die den in Thoiry in Aussicht genommenen Lösungen entgegenstanden, doch grösser waren, als die beiden «unverbesserlichen Optimisten», wie sich Briand einmal in einer Rede bezeichnete, vorausgesehen hatten. Insbesondere hatten sie wohl die harten Realitäten der finanziellen und wirtschaftlichen Vorbedingungen ihres Planes damals noch nicht klar genug erkannt. Es dauerte noch mehrere Jahre, bis die Dinge zur Lösung reif waren.

Am Tage nach Thoiry kehrte Briand nach Paris zurück. Die grossen Tage in Genf waren nun vorüber, und die deutsche Delegation bekam einen Vorgeschmack von der Monotonie der routinemässigen Völkerbundsarbeit.

Stresemann verliess mit einem grossen Teil der «Prominenten» der Delegation am 22. September nachmittags um 5 Uhr Genf unmittelbar im Anschluss an einen Empfang der ausländischen Presse. «Voller Hoffnung kehre ich nach Deutschland zurück», waren die letzten Worte, die ich dabei zu übersetzen hatte.

7

DIE WIRTSCHAFT HAT DAS WORT (1927)

Viele Worte über die Wirtschaft und von der Wirtschaft hatte ich im Jahre 1927 zu übersetzen. Wirtschaftsfragen standen fast die ganze Zeit für mich im Vordergrund. Aber nicht nur für mich, denn auch die Welt schien in diesem Jahre in ihren politischen Bemühungen etwas einzuhalten und ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Wirtschaft zuzuwenden.

Fast routinemässig nahm ich, nun schon im dritten Jahre, im Januar meine Tätigkeit bei den deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen in Paris wieder auf, arbeitete im Mai auf der ersten grossen Weltwirtschaftskonferenz des Völkerbundes in Genf, wurde anschliessend daran zum Kongress der Internationalen Handelskammer nach Stockholm geschickt, nahm unmittelbar darauf an den Besprechungen zwischen dem Reichsverband der deutschen Industrie und seinem englischen Gegenstück, der Federation of British Industries, in Berlin teil und kehrte dann wieder zu meinem Ausgangspunkt Paris zurück, wo im August schliesslich das grosse dreijährige Werk, der deutsch-französische Handelsvertrag, abgeschlossen werden konnte.

So sah ich knapp drei viertel Jahre nach den eindrucksvollen Szenen, die sich beim Eintritt Deutschlands in den Völkerbund abgespielt hatten, am 4. Mai 1927 den Reformationssaal in Genf wieder, in dem im September vorher die Vollversammlung getagt hatte. Auch jetzt wieder war hier in dem überfüllten Saal eine Art Vollversammlung zusammengetreten, aber auf Stresemanns Platz sass der Träger eines anderen weltberühmten Namens als erster Delegierter Deutschlands: Carl Friedrich von Siemens, der Seniorchef der bekannten deutschen Firma. An Stelle des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt nahm den zweiten Platz Staatssekretär Trendelenburg vom Reichswirtschaftsministerium ein. Prälat Kaas war durch den Fraktionskollegen Clemens Lammers vom

Reichsverband der deutschen Industrie (übrigens nicht identisch mit dem späteren Reichsminister) ersetzt worden, die Interessen der Landwirtschaft nahm der ehemalige Reichsminister Dr. Hermes wahr, und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund wurde durch sein Vorstandsmitglied Eggert vertreten.

Einen ähnlichen Querschnitt durch das Wirtschaftsleben ihrer Länder stellten die anderen Delegationen dar. An Stelle der grossen Namen der europäischen Politik, wie Briand und Chamberlain, traten die Koryphäen der Wirtschaftswissenschaft, der berühmte Schwede Gustav Cassel oder der Herausgeber der weitverbreiteten englischen Wirtschaftszeitschrift «Economist», Sir Walter Layton, bekannte Industrielle, wie Loucheur aus Frankreich oder Pirelli aus Italien, und der Allgewaltige – auch dem Umfang nach – der Gewerkschaftsbewegung, Léon Jouhaux, dessen donnernde Volksreden immer etwas an Büchners «Danton» erinnerten.

Wenn man genauer hinsah, so entdeckte man zwischen dieser Vollversammlung der Weltwirtschaftskonferenz und den Tagungen des Völkerbundes im gleichen Saal noch weitere Unterschiede. Sie hätten zur damaligen Zeit auf politischem Gebiet eine Sensation ersten Ranges dargestellt, und selbst in dieser nüchternen Wirtschaftsatmosphäre erregten sie erhebliches Aufsehen. Das war erstens ein unscheinbares Schild auf einem der Tische mit der Aufschrift «Sowjetunion». Die Bank war zur Eröffnungssitzung zwar noch leer, da die Russen sich verspätet hatten, aber sie war danach immer voll besetzt von Delegierten, die einen sehr lebhaften und äusserst kritischen Anteil an den Debatten nahmen. Eine weitere Sensation wäre in einer politischen Versammlung des Völkerbundes ein anderes kleines Schild gewesen, auf dem «Vereinigte Staaten» zu lesen stand. Das erregte unter den Wirtschaftlern allerdings kaum Aufsehen, denn auch ohne dass Amerika Mitglied des Völkerbundes war, hatten sich längst die engsten Beziehungen von Europa zu den Vereinigten Staaten und von diesen zur ganzen Welt angespannt, so dass eine amerikanische Delegation den hier versammelten Prominenten aus Industrie, Handel und Landwirtschaft der Welt etwas Selbstverständliches war.

Noch eine weitere Besonderheit charakterisierte diese stattliche Versammlung, die am 4. Mai um 11 Uhr vormittags von dem Vorsitzenden, dem bereits bei der Londoner Reparationskonferenz erwähnten ehemaligen belgischen Ministerpräsidenten Theunis, mit einer längeren Rede eröffnet wurde. Die Delegierten waren eigentlich keine offiziellen Vertreter ihrer Länder. Sie hatten keine Vollmachten, irgendwelche Abmachungen zu treffen, sondern waren lediglich als Sachverständige dort, die sich ohne politische Bedingungen objektiv über die Ursachen der damaligen Wirtschaftskrise und die Heilmittel äussern sollten. Aus dem Bericht, der aus der Konferenz hervorgehen würde, konnte sich an

und für sich noch keine direkte Besserung der Lage ergeben, denn er musste zunächst von den beteiligten Regierungen gebilligt, dann von ihnen in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Unter diesen Umständen wurden von Anfang an in aller Welt viele skeptische Stimmen laut, deren Leitmotiv das Wort vom Hornberger Schiessen war.

Gleich in dieser ersten Sitzung trat mir auch der stimmungsmässige Kontrast zwischen der politischen Völkerversammlung des vergangenen September und diesem Wirtschaftsparlament der Welt deutlich vor Augen. Hier gab es keine dramatischen Szenen, keine erregten Debatten und keinen donnernden Applaus. Nüchtern, oftmals äusserlich unendlich langweilig, verliefen die Eröffnungssitzung sowie die Beratungen im Plenum und in den unzähligen Kommissionen. Nur manchmal wurde es etwas bewegter, wenn Jouhaux sein Rednertalent als Volkstribun zeigte, der mit solchen Reden die Massen in Frankreich sicherlich begeisterte, hier aber kaum ein Echo fand; wenn Frau Dr. Lüders, die demokratische Reichstagsabgeordnete, Marie Elisabeth, wie sie wegen ihrer Beliebtheit bei vielen Delegierten genannt wurde, witzig und schlagfertig ihren männlichen Kollegen den Kopf zurechtsetzte, oder wenn die Stimme Sowjetrusslands durch den Mund von Obolenski-Ossinski, dem Chef der Zentralverwaltung für Statistik, oder von Sokolnikoff, dem sowjetischen Beauftragten für die Planwirtschaft, immer wieder schonungslos, oft aber sehr treffend, die politischen Hintergründe der damaligen Wirtschaftsschwierigkeiten blosslegte.

Auffallend still verhielten sich die Amerikaner, unter denen auch kaum sehr prominente Personen des Wirtschaftslebens vertreten waren. Das fiel sogar in der sonst so ruhigen Atmosphäre dieser Konferenz auf, bei der keine aufrüttelnden Reden mit Gellostimmen gehalten wurden, sondern deren Beratungen eher dem stetigen, eintönigen Ticken der Fernschreiber glichen, die einige Jahre später in allen Genfer Hotels den Text der im Völkerbund gehaltenen Reden übertrugen. Diese «tickers» waren äusserlich genau so nüchtern und unsensationell wie die Weltwirtschaftskonferenz. Wenn man sich aber die Zeit nahm, vor ihnen stehen zu bleiben und Wort um Wort und Satz um Satz den Text verfolgte, wie er aus dem Apparat herauskam, dann erlebte man oft hochinteressante Dinge. So ging es mir auch mit dieser Konferenz. Während sich Sitzung an Sitzung und Besprechung an Besprechung reihte, entstand vor meinem Auge, wie aus kleinen Mosaiksteinen zusammengesetzt, allmählich das Bild der Wirtschaftslage Europas und der Welt, so wie es sich um das Jahr 1927 präsentierte.

Erleichtert wurde mir das Verständnis dieser weltwirtschaftlichen Zusammenhänge durch die Praxis der deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen, die mir seit 1924 einen reichen Anschauungsunterricht in dem Alltag der Wirtschaftsbeziehungen zwischen zwei Ländern boten. Hier genoss ich meine praktische Ausbildung, während

die grosse Theorie auf der Weltwirtschaftskonferenz und den auf sie folgenden Tagungen des Genfer Wirtschaftsausschusses gelehrt wurde.

«Die Entwicklung der Technik und des Verkehrs im 19. und 20. Jahrhundert», so hörte ich im Industriausschuss der Konferenz von vielen Rednern, «drängt auf die Schaffung immer grösserer Wirtschaftseinheiten.» Nur so könne die moderne Wirtschaft zur vollen Entfaltung und zur höchsten Leistungssteigerung gelangen. Daraus müssten alle Beteiligten die entsprechenden Schlüsse ziehen. Zunächst aber war durch den Weltkrieg und seine Folgen genau das Gegenteil geschehen. Die grosse Einheit, die der Weltmarkt im liberalen Wirtschaftssystem der Vorkriegszeit dargestellt hatte, wurde durch den Krieg selbst in viele kleine Teile zerlegt und nach dem Kriege durch die Schaffung einer ganzen Reihe von neuen Staaten weiter zersplittert.

Während der Zeit des Voneinanderabgeschlossenenseins hatten sich in all diesen Wirtschaftseinheiten, die meistens mit den Staaten identisch waren, unter dem Druck des Krieges nicht nur die alten Betriebe zu einer Höchststeigerung ihrer Leistungen entwickelt, sondern es waren auch noch zahlreiche neue Industrien in den Wirtschaften der einzelnen Länder entstanden, welche die nicht mehr vom Auslande erhältlichen Waren im eigenen Lande produzierten, und zwar ohne Rücksicht auf die Gestehungskosten. Nach Beendigung des Krieges, als die Einfuhr von aussen in die meisten Länder zum grossen Teil wieder möglich wurde, wären diese neuen Industrien in die schwerste Bedrängnis geraten, wenn sie im eigenen Lande mit den im Auslande seit langem besser und billiger hergestellten Waren hätten in Konkurrenz treten müssen. Sie forderten daher Zölle für die Auslandswaren, damit deren Preise im Inland möglichst höher lagen als ihre eigenen. Diese Forderung nach Zollschutz wurde ihnen auch vielfach erfüllt, obwohl die Konsumenten letzten Endes die Rechnung zahlen mussten. Es war für die einzelnen Nationalwirtschaften unmöglich, die allmählich zu beachtlichen Wirtschaftsfaktoren angewachsenen neuen Industrien durch die ungehinderte Konkurrenz des Auslandes ruinieren zu lassen; hierdurch wären erhebliche Kapitalinvestitionen verlorengegangen und die Arbeitslosigkeit, die eines der grossen Probleme der Zeit nach dem ersten Weltkrieg bildete, hätte weiter zugenommen.

Von den «Zollmauern», die jedes der zahlreichen europäischen Länder, vor allem aber Russland und Amerika, immer höher um seine Landesgrenzen auftürmte, war damals in Genf sehr viel die Rede. Es war sogar eine Reliefkarte vorhanden, auf der die Landesgrenzen mit richtigen Zollmauern in der relativen Höhe dargestellt waren, so wie sie sich im Verhältnis zu denen der anderen Länder präsentierten. Die höchste Mauer in Westeuropa hatte Frankreich um sich gebaut. Deutschland lag etwas niedriger. Boshafte Besucher zogen allerdings manchmal dieses oder jenes Land – die einzelnen Staaten waren auf der Karte mit

ihren Zollmauern wie in einem Puzzle-Spiel vertikal beweglich aneinandergesetzt – etwas höher heraus, so dass es zum Entsetzen der Delegation dieses Landes die anderen weit überragte.

Es galt damals in Genf nicht als Empfehlung, einen hohen Schutz-zolltarif zu besitzen. «Wirtschaftlich und politisch», erklärte Layton, «ist Europa in eine Anzahl kleinerer Einheiten aufgeteilt worden und besitzt heute über 11 000 km Tarifschranken mehr als vor dem Kriege ... Kleine wirtschaftliche Einheiten mögen vor 50 Jahren ihre Berechtigung gehabt haben, angesichts der modernen Produktionsbedingungen sind sie heute ein Anachronismus geworden.»

Damit war eines der Grundübel der damaligen Wirtschaftsstruktur aufgezeigt. Wie sollte es nun aber beseitigt werden? «Die Industrien müssen sich untereinander verständigen», erklärten die Franzosen. Kartelle sollten durch privatwirtschaftliche Abmachungen die Zollschranken überspringen, so dass deren Abbau überflüssig würde, denn eine Herabsetzung des Zollschatzes wäre in Frankreich und in anderen Ländern auf einen erheblichen Widerstand der Interessenten und ihrer politischen Freunde in den Parlamenten gestossen. Vielfach blickte man dabei auf Deutschland, das Land der «Organisation», von dem man eine Unterstützung dieser Kartelltheorie erhoffte. «Meine Firma ist an mehreren internationalen Industrievereinbarungen beteiligt», erklärte Siemens, «aber trotzdem möchte ich vor einer Überschätzung des modernen Schlagwortes ‚Organisation‘, das in vielen Kreisen als Allheilmittel angesehen wird, warnen», und rückte damit von der von Loucheur propagierten französischen Theorie ab. «Solche Monopole behindern die freie Entfaltung der produktiven Kräfte und die Verwirklichung des höchsten wirtschaftlichen Allgemeinwohls», sagte Cassel in einem scharfen Angriff gegen die Kartelle. «Unsere Klage über die Kartelle und Trusts geht dahin, dass sie eine unkontrollierte Macht in die Hände einer kleinen Gruppe von Leuten legen, die einen Gebrauch davon machen oder machen können, der dem allgemeinen Interesse entgegengesetzt ist», sekundierte der Generalsekretär des Internationalen Genossenschaftsbundes dem schwedischen Nationalökonom, dessen Standpunkt natürlich auch bei Jouhaux und den übrigen Gewerkschaftlern grossen Anklang fand. Die französische These drang nicht durch. Der Abbau der Zölle wurde von der Mehrheit gefordert.

Dass die «unabhängigen und nur ihrem Gewissen verantwortlichen» Sachverständigen, aus denen sich die Konferenz zusammensetzte, im Grunde doch nicht ganz so unabhängig waren, sondern fast wie offizielle Delegierte den Standpunkt ihrer Länder vertraten, der stark von politischen Gesichtspunkten beeinflusst war, hatte ich schon im Zusammenhang mit dieser Frage feststellen können. Die Nutzniesser des ersten Weltkrieges, die kleinen wie die grossen, waren auf das Argument Laytons von den 11'000 km neuer Zollgrenzen überhaupt nicht einge-

gangen, obwohl es sich dabei um eine einwandfreie Tatsache handelte. Noch mehr aber zeigte sich die politische Gebundenheit dieser Sachverständigen bei der Erörterung einer weiteren Ursache der damaligen Wirtschaftsschwierigkeiten. Das war die internationale Schuldenfrage. In dieser Hinsicht war die Weltwirtschaftskonferenz, ähnlich der Londoner Dawes-Konferenz, eine «Versammlung, auf der vom Thema nicht gesprochen werden darf», wie Stresemann es in London bezeichnet hatte. Aber genau so wie in London über die Ruhrfrage, wurde auch hier in Genf schliesslich doch über das Schuldenproblem gesprochen. Die Frage war zu gewichtig, als dass sie sich aus politischen Rücksichten von dieser Konferenz hätte fernhalten lassen. «Eine zweite und weitreichende Veränderung gegenüber dem Jahre 1913 ist der Eintritt der Vereinigten Staaten in die Reihe der kapitalausführenden Länder der Welt, indem sie aus einer Schuldnation einer der Hauptgläubiger der Welt geworden sind», so umriss Layton in einer der Vollsitzungen dieses Problem und fuhr dann fort: «Grossbritannien war früher ein noch bedeutenderer Geldgeber, aber es kaufte die Erzeugnisse der Länder, die es mit seinem Kapital entwickelte.» Und zur amerikanischen Delegation gewandt, stellte er dann fest: «Heute trifft Amerika Massnahmen, um sich die Erzeugnisse der Länder fernzuhalten, die durch sein Kapital entwickelt oder, wie in Europa, wieder aufgebaut wurden.» Das war eine deutliche Kritik an der Haltung und an der Handelspolitik Amerikas, das als grösstes Gläubigerland der Nachkriegszeit durch seine Zolltarife seinen Schuldnern nicht gestattete, ihren Verpflichtungen in der einzigen Form nachzukommen, in der grosse Kapitalübertragungen von einem Land ins andere vor sich gehen können, nämlich durch Warenlieferungen und Dienstleistungen. Dieser indirekten Aufforderung gegenüber verhielt sich allerdings die amerikanische Delegation völlig schweigsam.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen zeigte aber auch Layton, dass er von den politischen Erwägungen seines Landes gehemmt war. Nur ganz kurz erwähnte er Reparationen und den Exportdruck, den sie bei den Reparationsschuldnern auslösten und der sich in Form erhöhter Konkurrenz auf dem Weltmarkt bemerkbar machte.

Die Hemmungen, die der Engländer in diesem Punkt hatte, lagen bei den Russen nicht vor, und so nannte denn Obolenski-Ossinski das Kind beim Namen. «Als Resultat des letzten Krieges sind gewisse Staaten mit Zahlungen belastet, die sie zwingen, Waren auf den Markt zu werfen, die sie eigentlich selbst notwendig haben – ein sinnloser Vorgang vom wirtschaftlichen Standpunkt aus –, oder umgekehrt, den Ankauf von Waren zu verweigern, die sie tatsächlich brauchen.» Unter dem etwas betretenen Schweigen der «Sachverständigen» zog er dann daraus die Konsequenz. «Alle Kriegsschulden und alle Zahlungen, die auf den Krieg Bezug haben, müssten gestrichen werden, da dies das einzige Mittel ist,

um die Widersprüche, die ein direktes Erbe des Krieges 1914-18 sind, zu beseitigen. Der Erlass dieser Schulden würde ein grosser Schritt zur Wiederherstellung des Welthandels sein.»

Aber auch die Sowjetunion selbst, insbesondere ihr Ausscheiden aus der Weltwirtschaft als Lieferant und noch mehr als Verbraucher, war eine der grossen Ursachen der Nachkriegsschwierigkeiten. «Vor dem Kriege war Russlands internationaler Handel grösser als der Indiens; aber im Jahre 1925 war sein Anteil am Welthandel kleiner als der Dänemarks vor dem Kriege», stellte Layton fest und fuhr dann vorsichtig fort: «Ich möchte keinesfalls zur Erörterung stellen, wie oder wann die unvermeidliche Reibung zweier entgegengesetzter wirtschaftlicher Systeme behoben werden kann. Darüber muss sich die russische Delegation selbst äussern.»

«Kredite», erwiderte Sokolnikoff, «zur Stärkung der russischen Kaufkraft sind neben dem Aufhören jeder Art von wirtschaftlichem und politischem Boykott gegenüber der Sowjetunion die Vorbedingung für eine Rückkehr Russlands zum Welthandel.» Er bot ausländischen Kapitalisten Konzessionen in der Sowjetunion an; dafür müsse man sich allerdings mit dem sozialistischen Wirtschaftssystem, vor allem mit dem Aussenhandelsmonopol, abfinden.

Eine weitere Frage mit starkem politischen Hintergrund, besonders gegenüber der amerikanischen Delegation, war das Auswanderungsproblem. «Wollte Italien seine Zolltarife morgen abschaffen», erklärte der italienische Delegierte Belloni, «wie es einer meiner Vorredner als Ziel des Wirtschaftsfriedens hingestellt hat, so frage ich mich, was soll aus unseren Arbeitern werden? ... Wenn man bedenkt, dass vor dem Kriege im Jahre durchschnittlich 800'000 Personen aus ganz Europa auswanderten, so wird klar, dass in der Lösung des Problems der Freizügigkeit in der Welt eines der sichersten Mittel liegt, um uns dem endgültigen Wirtschaftsfrieden zu nähern ...Jetzt zwingt der furchtbare Bevölkerungsdruck manche Länder zur Schaffung eines künstlichen Handels- und Industrieklimas, das allen Angehörigen der Nation Arbeit und Schutz gewährt.» In ähnlicher Weise sprachen andere Vertreter aus Ländern mit hohem Bevölkerungsüberschuss, der vor dem Kriege nach Amerika abgewandert war. Dies kam einer deutlichen Aufforderung an die Vereinigten Staaten zur Lockerung ihrer Einwanderungsbestimmungen gleich. Aber auch hierzu schwieg die amerikanische Delegation.

So entstand denn aus diesen Äusserungen und Gegenäusserungen allmählich ein ziemlich vollkommenes Bild der damaligen Lage und ihrer Schwierigkeiten. Abbau der Zollschränken und sonstiger Handelshemmnisse, Streichung der Schulden und Reparationen, Kredite an Russland gegen Industriekonzessionen als Mittel zum Wiederanschluss der Sowjetunion an die Weltwirtschaft, Verständigung zwischen den Industrien

der einzelnen Länder in Form von Kartellen, Freigabe der Einwanderung nach Übersee: das waren die Abhilfemassnahmen, die auf der Konferenz von 1927 als dringend notwendig für eine Wiedergesundung der Weltwirtschaft empfohlen wurden.

In welchem Ausmass diese Sachverständigenkonferenz aber von der Politik her beeinflusst wurde, das zeigte sich deutlich an ihrem Schlussbericht mit den Empfehlungen, die sie den Regierungen der beteiligten Länder für die Behebung der Wirtschaftsschwierigkeiten unterbreitete. Von Kriegsschulden und Reparationen, die in der Aussprache als eine der Hauptursachen der Krise hervorgetreten waren, war überhaupt nicht die Rede. Ebenso wenig wurde etwas Positives über die Freizügigkeit, d.h. die Einwanderung nach Übersee, gesagt. Das war am Widerstand der amerikanischen Delegation gescheitert. Auch das Russlandproblem blieb so gut wie unberührt. Gegen den Widerstand der französischen Delegation hatte man das Hauptgewicht auf den Abbau der Zollschranken und der Handelshemmnisse gelegt, während die Frage der internationalen Industrievereinbarungen als Mittel zur Lösung der Wirtschaftskrise nur mit grösster Zurückhaltung behandelt wurde. Auch das war zum Teil auf den Widerstand der Amerikaner zurückzuführen, die sich dabei durch ihre Anti-Trust-Tradition und wohl auch von der Befürchtung leiten liessen, dass eine allzu stark konzentrierte europäische Industrie zu einem gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt werden könnte.

So war denn, als am 23. Mai die Konferenz im Reformationssaal zu ihrer Schlussitzung zusammentrat, das Ergebnis recht dürftig. Das Elend Europas, das wie eine dunkle Wolke über der Weltkonferenz gestanden hatte, war seiner Linderung kaum nähergekommen. Diese Erkenntnis drängte sich dem Beschauer beim Anblick der müde und ohne Schwung auseinandergehenden Versammlung sehr deutlich auf.

Die Grossen der Wirtschaft hatten nicht so miteinander Kontakt gefunden wie die Grossen der Politik. Es war kein wirtschaftliches Locarno aus Genf hervorgegangen. Waren die einzelnen Industriellen mit ihren Kollegen aus den anderen Ländern wenigstens näher in Fühlung gekommen? Auch hier lautete die Antwort negativ. «Haben Sie sich mit Ihren deutschen Kollegen nicht über die neuesten Rationalisierungsmethoden unterhalten?», fragte eine Genfer Zeitung einen imaginären französischen Industriellen. «Das ist gar nicht nötig», liess das Blatt ihn antworten, «ich habe nämlich im französischen Parlament einen Abgeordneten zum Freund, der besorgt mir einen netten kleinen Zollschatz für meine Waren, dann bin ich vor der Konkurrenz sicher.»

Aber es gingen auch noch andere Dinge hinter den Kulissen vor. So herrschte zwischen der deutschen und der russischen Delegation ein sehr enger Kontakt. Nächtelang sassen Deutsche und Russen oft beieinander und erörterten die auf der Konferenz einzuschlagende Taktik.

In vielen Dingen, wie z.B. in der Reparationsfrage, waren die Russen frei und ungebunden und konnten ungeschminkt die Dinge beim Namen nennen. Das Einvernehmen ging sogar so weit, dass einmal erwogen wurde, ob ich nicht auch als Dolmetscher für die Sowjetdelegation einspringen sollte, da viele der russischen Delegierten besser deutsch als englisch oder französisch sprachen. Ich hatte mich auf die Sensation, die mein Auftreten für die Russen auf dieser Konferenz hervorrufen würde, innerlich schon ein bisschen gefreut, als dann im letzten Augenblick doch von dieser allzu starken Betonung des Zusammenhaltes zwischen den beiden Delegationen abgesehen wurde.

Auch mit England bestand eine ziemlich enge Verbindung. Clemens Lammers vom Reichsverband der Deutschen Industrie kam so oft mit seinem Gegenspieler, Sir Arthur Balfour, der den britischen Industrieverband vertrat, zusammen, dass er in der deutschen Delegation fast nur noch mit Sir Clemens angeredet wurde.

Es fehlte natürlich auch an Misstönen auf dieser Konferenz nicht. Zwischen England und Russland hatte sich die Lage gerade in diesen Tagen wieder einmal so zugespitzt, dass die englische Regierung den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion erwog. Durch eine Polizeiaktion gegen die Sowjethandelsorganisation «Arcos» in London waren den Engländern Schriftstücke in die Hände gefallen, welche die Sowjetvertretung schwer belasteten. Es handelte sich um Spionage, Entwendung amtlicher englischer Dokumente und sowjetische Propaganda in England. Der Leiter der russischen Handelsorganisation, Khinchuk, befand sich als sowjetischer Delegierter auf der Wirtschaftskonferenz, während die englische Polizei in London seine Büros durchsuchte. Dass er unter diesen Umständen im Reformationssaal die englischen Vertreter, unter denen sich der britische Handelsminister Runciman befand, nicht gerade mit freundlichen Augen betrachtete, liegt auf der Hand.

Auch in Genf beschwerten sich die Russen über die Polizei. Die Schweizer hatten aus Furcht vor Attentaten von zaristischen Emigranten strenge Absperrungsmassnahmen vor und in dem Hotel der russischen Delegation getroffen, das ausgerechnet Hotel d'Angleterre hiess. Der Bürgersteig vor dem Gebäude war durch eine Art Drahtverhau abgesperrt. Scharfe Kontrollen am Eingang und auf den Fluren erweckten fast den Eindruck eines Internierungslagers. Erst als die Russen sich heftig darüber beschwerten und mit Abreise drohten, wurden diese Massnahmen aufgehoben. –

Als ich wieder nach Paris zurückfuhr, hatte ich den Eindruck, dass die Konferenz äusserlich und innerlich kein Ruhmesblatt des Völkerbundes darstellte. Sie hatte zwar mit ungeheurem Fleiss eine riesige Menge von Material zusammengetragen, wie es in dieser Vollständigkeit eben nur eine Weltorganisation wie der Völkerbund zustande bringt.

Um aber zu praktischen Resultaten zu kommen, hätten die einzelnen Staaten einen Teil ihrer Souveränität auf wirtschaftlichem Gebiet an eine höhere Instanz, d.h. damals an den Völkerbund, abgeben müssen. Diese hätte auf Grund der Sachverständigenempfehlungen die entsprechenden, für alle bindenden Entscheidungen treffen müssen. Davon aber war man im Jahre 1927 noch ebenso weit entfernt wie heute.

Kurze Zeit nur hielt ich mich in Paris bei den schier endlos dauernden Wirtschaftsverhandlungen auf. Dann musste ich zur Juni-Ratstagung nach Genf zurück und fuhr von dort nach Stockholm zum Kongress der internationalen Handelskammer, der dort am 27. Juni begann. Diese Tagung ähnelte in vieler Hinsicht der Weltwirtschaftskonferenz. Zum grossen Teil waren auch die Delegierten die gleichen. Nur die Beamten aus den verschiedenen Ländern, die in Genf als Sachverständige fungiert hatten, fehlten, ausserdem auch die Rüssel.

Ich selbst arbeitete bei dieser Gelegenheit nicht nur für die deutsche Delegation, sondern auch gleichzeitig als amtlicher Dolmetscher des Kongresses und übersetzte, wie meine Völkerbundskollegen in Genf, vom Französischen ins Englische und umgekehrt. Man war allseitig so zufrieden mit mir, dass ich vom Generalsekretär der Handelskammer, Dolléans, das Angebot erhielt, als ständiger Mitarbeiter in das Pariser Sekretariat einzutreten.

Wenn auch Zusammensetzung und Rahmen des Kongresses der Genfer Tagung ähnelten, so war doch die ganze Atmosphäre in dem grossen Sitzungssaal des schwedischen Reichstags, in dem die Vollversammlungen stattfanden, sehr viel wirklichkeitsnäher als in Genf. Die Vertreter des Handels zogen hier aus den Genfer Beschlüssen die ersten praktischen Folgerungen. Mit ausserordentlichem Nachdruck unterstrichen sie die Genfer Forderung nach Abbau der Zollschranken. Interessanterweise machten in Stockholm die Amerikaner zunächst in dieser Frage einige Schwierigkeiten, da sie in der Unterstreichung der Schutzzollfrage mit Recht eine Spitze gegen Amerika erblickten. Dem allgemeinen Druck der Konferenzmeinung mussten sie sich aber schliesslich doch fügen. So hatte Stockholm den Ball von Genf aufgefangen und ihn ein gut Stück Wegs weitergeschleudert. Am Ziele allerdings würde er erst angekommen sein, wenn die Handelskammern in den einzelnen Ländern die Regierungen zum Abbau der hohen Zölle veranlasst haben würden.

Die Wirklichkeitsnähe des Kongresses zeigte sich aber vor allen Dingen in den Fragen des alltäglichen, praktischen Handelsverkehrs, die dort besprochen wurden. Wechsel- und Scheckrecht, Verschiffungs- und Versicherungsfragen, Bahn- und Schiffsverbindungen, Messen und Ausstellungen, Zollformalitäten und Zollnomenklaturen wurden hier

von den Männern der Praxis für die Praxis erörtert, und sofort wurden Verfahren zur Behebung etwaiger Schwierigkeiten, zur Vereinfachung und Beschleunigung des Verkehrs und zur Förderung des Handels beschlossen. Von hier aus war der Weg zu den entscheidenden Regierungsstellen in den einzelnen Ländern erheblich kürzer als von dem hohen Gremium in Genf.

Ich erlebte hier, wie die allgemeinen Grundsätze, die von der Weltwirtschaftskonferenz aufgestellt waren und die ich mit so viel Skepsis betrachtet hatte, der Verwirklichung doch ein erhebliches Stück nähergerückt wurden. Die Weltwirtschaftskonferenz zeigte hier ihre ersten positiven Wirkungen.

Auch ausserhalb der eigentlichen Konferenz war die Atmosphäre unter den Geschäftsleuten in Stockholm erheblich lebendiger und optimistischer als unter den Sachverständigen von Genf. Jeden Abend fanden in diesem oder jenem Hotel Veranstaltungen statt, auf denen alte Freundschaften erneuert und neue geschlossen wurden. Daneben kam es sicherlich auch zu manchem guten Geschäft, nicht nur zum Nutzen der Beteiligten und ihrer Länder, sondern auch im Interesse der Wiederherstellung jener grösseren weltwirtschaftlichen Gemeinschaft, «auf die die technische Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts hindrängt», wie es der Industrieausschuss in Genf formuliert hatte.

Sehr begünstigt wurde diese positive Tätigkeit des Kongresses durch den Tagungsort. Die Hauptstadt Schwedens mit ihren soliden Häusern und ihren schönen Geschäften, mit dem Königsschloss und dem Reichstag und den Ausflugsmöglichkeiten an die See nach Saltsjöbaden und anderen landschaftlich herrlichen Orten bildete um die Zeit der Mitternachtssonne einen exquisiten Rahmen für ein Treffen der Geschäftsleute aus der ganzen Welt. Der Schlaf wurde dabei auf ein Minimum beschränkt, denn um Mitternacht konnte man auf den Strassen noch bequem die Zeitung lesen, und um 1 Uhr morgens war es bereits wieder heller Tag. So nahm ich am 2. Juli von dieser Veranstaltung einen erheblich hoffnungsvolleren Eindruck mit auf den Rückweg als von der Weltwirtschaftskonferenz in Genf.

Einen weiteren und vielleicht noch stärkeren Beweis für die neue Atmosphäre, welche die Genfer Konferenz in der Wirtschaft zu verbreiten begann, bildeten die deutsch-englischen Industriebesprechungen in Berlin, zu denen ich telegraphisch aus Stockholm beordert wurde. Am 5. und 6. Juli trafen sich Vertreter der Federation of British Industries und des Reichsverbandes der Deutschen Industrie im Hotel Esplanade. Es waren auf beiden Seiten grosse Namen vertreten. Lord Gainford, der Präsident des britischen Industrieverbandes, war persönlich anwesend. Auf deutscher Seite waren die bekanntesten Persön-

lichkeiten aus der Industrie an den Verhandlungen beteiligt: Sorge, Duisberg, Bücher, Deutsch, Silverberg und Springorum. Die Industriellen hielten sich nicht lange bei allgemeinen Dingen auf. Sie erklärten als Männer der Praxis, «es müsse denjenigen Gebieten der Vorrang gegeben werden, auf denen schon in naher Zeit greifbare Ergebnisse erzielt werden könnten». Das war ein ganz anderer Ton als in Genf oder selbst in Stockholm. Hier sollte keine Zeit verloren gehen, und so wurde denn die Frage des Abbaus der Handelshemmnisse, in der Genf und Stockholm mit so grossem Nachdruck für eine Neuorientierung eingetreten waren, sofort an dem Punkt in Angriff genommen, der unter den damaligen Umständen am nächsten lag. Das war die Beseitigung der Ein- und Ausfuhrverbote. Dabei hatten gerade die Industriellen praktisch ein gewichtiges Wort mitzureden, da ja meistens ihre Vertreter in den Parlamenten bisher für derartige Verbote eingetreten waren. Wenn sie jetzt eine neue Linie verfolgten, so war die Aussicht auf eine praktische Verwirklichung, d.h. auf eine tatsächliche Aufhebung dieser Hindernisse für den freien Warenaustausch, um so grösser.

Auch über andere praktische Dinge, die auf den ersten Blick vielleicht unwichtig erscheinen mochten, die aber für die Praxis des Warenaustausches von grosser Bedeutung waren, wurde gesprochen. Dabei handelte es sich um die Vereinfachung der Zollnomenklatur und den Ausbau der internationalen Handelsstatistik. Mit diesen Fragen war man bereits tief in den Alltagsbetrieb des Handelsverkehrs auf internationaler Grundlage eingedrungen. So zeigte sich auch hier in Berlin in den Fragen des alltäglichen Wirtschaftsverkehrs zwischen Deutschland und England, dass Genf im Einzelnen seine Früchte zu tragen begann.

Noch viel eindringlicher erlebte ich die Nachwirkungen der Weltwirtschaftskonferenz auf der nächsten Etappe meiner Reise, in Paris, wo ich mitten in die Schlussrunden des Kampfes zwischen den beiden Delegationen um den deutsch-französischen Handelsvertrag hineinkam. In Frankreich hatte die Weltwirtschaftskonferenz eine bemerkenswerte Wirkung gehabt. Als ich Ende April zur Wirtschaftstagung nach Genf abgereist war, stand Frankreich im Begriff, sich einen ganz besonders überhöhten neuen Zolltarif zuzulegen. Industrie und Landwirtschaft im Verein mit den dazugehörigen politischen Parteien schienen sich verschworen zu haben, den französischen Markt um jeden Preis vor dem Eindringen ausländischer Waren zu schützen, auch wenn dabei der französische Export zu Schaden kommen würde. An diesem Protektionismus, der in jener Zeit Frankreich beherrschte, waren die Verhandlungen schon mehrfach fast gescheitert. Immer wieder hatten sie vertagt werden müssen, weil eine Einigung über die Zollsätze unmöglich schien.

Aus diesem Grunde hatten sich die Verhandlungen, die kurze Zeit nach der Londoner Konferenz im Jahre 1924 begannen, auch fast drei Jahre lang hingezogen. Von Zeit zu Zeit waren immer wieder kurzfristige, provisorische Vereinbarungen getroffen worden, um nicht durch einen vertraglosen Zustand die Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden Ländern völlig zu unterbrechen.

Für die jüngeren Mitglieder der Delegation war diese Verhandlungsweise eigentlich recht angenehm gewesen. Jedesmal, wenn sich die Delegationen wieder entzweit hatten – und das kam sehr oft vor –, reisten die Hauptdelegierten nach Berlin zurück, um neue Weisungen einzuholen. Der technische Stab aber musste in Paris gelassen werden, damit nicht der Eindruck eines völligen Abbruchs entstand. So hatten wir denn oft tagelang Zeit, uns in Paris und seiner schönen Umgebung umzusehen. Wir lernten die Hauptstadt Frankreichs bei Tag und Nacht gründlich kennen, und jeder von uns hätte nach Abschluss der Verhandlungen einen ausgezeichneten Fremdenführer abgegeben. Dazu kam noch die französische Inflation, die uns Ausländer mit einem stabilen Markgehalt von Woche zu Woche wohlhabender werden liess.

Nun aber gingen die Verhandlungen doch endlich ihrem Abschluss entgegen. Frankreich war auf der Weltwirtschaftskonferenz mit seinem Protektionismus in eine derartige Isolierung geraten, dass es die französische Regierung vorzog, eine Neuorientierung ihrer Zollpolitik vorzunehmen. Auch die Wirtschaftskreise sahen ein, dass sich Frankreich im Welthandel mit seinen Schutzzöllen mehr schaden als nützen würde; die Vertreter der französischen Industrie und Landwirtschaft hatten ja mit eigenen Augen in Genf den Ansturm der übrigen Länder gegen die französische Handelspolitik miterlebt und machten daher durch ihre Vertreter im Parlament einem gemässigten Kurs der Regierung keine Schwierigkeiten mehr.

Diese Mässigung zeigte sich nun auch in den Handelsvertragsverhandlungen. Am Morgen des 17. August wurde im Arbeitszimmer des Handelsministers Bokanowsky zum letzten Male über den grundlegenden Handelsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich im Pariser Handelsministerium gesprochen. Der Unterzeichnungsakt fand später im Amtszimmer von Briand am Quai d'Orsay statt. Der deutsche Delegationsführer, der spätere Staatssekretär Posse, und der deutsche Botschafter, von Hoesch, unterzeichneten für das Reich, während Briand und Bokanowsky ihre Unterschrift für Frankreich gaben. Es war ein Vertragswerk von 210 Druckseiten, in dem die Wirtschaftsbeziehungen bis in die kleinsten Einzelheiten genau geregelt wurden. Allein 170 Seiten waren ausgefüllt mit Warenbezeichnungen und Zollsätzen, die in sechs verschiedenen Listen aufgeführt waren. Das Abkommen hat ausserordentlich viel zur Hebung der beiderseitigen Wirtschaftsbeziehungen beigetragen und ist bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges

ihre Grundlage geblieben. Es war der erste Vertrag seit 1870, den beide Länder über einzelne Warenpositionen miteinander abschlossen, und er wurde in den folgenden Jahren in internationalen Wirtschaftskreisen stets als ein Muster für die Auswirkung der neuen handelspolitischen Linie gepriesen, welche die Weltwirtschaftskonferenz in Genf festgelegt hatte.

Frankreich hatte eine Zeitlang versucht, die handelspolitischen Fragen, die sich aus den hohen Zöllen ergaben, durch privatwirtschaftliche Vereinbarungen, d.h. durch Kartelle, zu lösen. Nach französischer Ansicht waren die Eisenindustrie, die Chemie und die Elektrotechnik hierfür besonders geeignet. Ich hatte in Genf erlebt, auf welchen Widerstand diese Theorie gestossen war und wie am Ende der Weltwirtschaftskonferenz die Franzosen selbst kaum noch darauf zurückkommen konnten. Im Rahmen des deutsch-französischen Verhältnisses war lediglich eine privatwirtschaftliche Vereinbarung zwischen den beiderseitigen Eisen- und Stahl-Industrien zustande gekommen, die allerdings eng mit dem Handelsvertrag verkoppelt wurde und in der Schlussphase noch als Druckmittel für dessen Abschluss eingesetzt werden konnte.

So entwickelte sich schliesslich jenes Gleichgewicht der beiderseitigen Interessen, das zum Verträge führte, und das, wie die spätere Wirtschaftsentwicklung der beiden Länder zeigte, ein echtes Gleichgewicht war, wenn es auch zunächst sehr stark zugunsten Deutschlands zu wirken schien.

Wenn man die langen Warenlisten des Vertrages durchsah, in denen bei jedem einzelnen Artikel die Nummer des Zolltarifs und der Zollsatz angegeben wurden, dann konnte man erkennen, dass nunmehr wieder französischer Wein, französisches Frühgemüse und französische Textilien, Parfüms und andere Luxuswaren in Deutschland zum Verkauf kommen würden, während deutsche Maschinen, deutsche Feinmechanik und Optik und all die anderen deutschen Ausfuhrartikel wieder unter einigermaßen normalen Bedingungen in Frankreich abgesetzt werden konnten. Beim Durchblättern dieser Listen wurde mir klar, dass ich am Ende einer deutsch-französischen Entwicklung angelangt war, die vor Jahren mit einer ersten Wirtschaftsunterhaltung zwischen Stresemann und Clémentel im Hyde Park Hotel in London begann und nun hier in diesem Vertrag endete und zu ganz konkreten, für jeden einzelnen Deutschen und Franzosen persönlich spürbaren Ergebnissen geführt hatte.

Gleichzeitig gingen meine Gedanken zurück in den Reformationssaal nach Genf, zu dem eintönigen und auf den ersten Blick so sterilen Treiben der Wirtschaftssachverständigen. Auch diese Arbeit eines internationalen Gremiums fand hier in den Seiten des deutsch-französischen Handelsvertrages ihren konkreten, für den Mann auf der Strasse greif-

baren Niederschlag. Schrittweise war ich von Genf über Stockholm und Berlin hier in Paris von der trockenen Theorie bis zur lebensvollen Praxis des alltäglichen Güteraustausches durch die verschiedenen Phasen hindurchgegangen, in denen sich im Jahr der Wirtschaft 1927 ein Wendepunkt anzukündigen schien. Wie oft habe ich Ende 1949 und Anfang 1950, wenn ich aus Presse und Rundfunk von den ersten deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen nach dem Zweiten Weltkriege hörte, die unter der Leitung eines mir von mancher früheren Wirtschaftsverhandlung her bekannten ehemaligen Kollegen stattfanden, an die Zeit zurückgedacht, die ich mit der Wirtschaftsdelegation von 1924 bis 1927 in Paris verbrachte. Die Geschichte schien sich zu wiederholen, auch hinsichtlich der letzten Schwierigkeiten, die sich noch kurz vor Vertragsabschluss im Januar 1950 zwischen Deutschland und Frankreich ergaben, insbesondere aus den Kreisen der deutschen Landwirtschaft.

In späteren Jahren bin ich nie wieder so intensiv mit den internationalen Wirtschaftsproblemen in Berührung gekommen. An die Stelle der trockenen Zahlen und Tatsachen, die auf den ersten Blick so nüchtern und undramatisch schienen, trat wieder die Politik mit ihren äusserlich viel sensationelleren Begleiterscheinungen. «Primat der Politik», hiess es von Stresemann bis Hitler. Was ich im Jahre 1927 an mir vorüberziehen sah, erweckte in mir die ersten Zweifel an der Richtigkeit dieser für Politiker so naheliegenden Behauptung. Ich hatte auch in der Wirtschaft eine Dramatik entdeckt, die zwar weniger an der Oberfläche lag, deren Fernwirkungen aber um so nachhaltiger waren. Als man sich später von den Grundsätzen der Wirtschaftskonferenzen von 1927 immer mehr lossagte, wuchs das Elend in Europa. Die Massen der Arbeitslosen und der wirtschaftlich Benachteiligten gerieten in Bewegung, und erst durch sie erhielten extreme Strömungen ein Gewicht, das ihnen die Macht verlieh, Europa und die Welt zur Katastrophe zu treiben.

Wenn ich unter diesem Gesichtspunkt all die Jahre der politischen Konferenzen und Gespräche überschaue, die seit 1927 an mir vorübergezogen sind, erhebt sich immer wieder die zweifelnde Frage, ob auch unter den modernen Bedingungen noch die Politik die erste Rolle spielt oder ob nicht in zunehmendem Masse die Wirtschaft ihre Stelle als der letztlich entscheidende Faktor einnimmt. Schon damals hatte die Politik immer irgendwie mit wirtschaftlichen Dingen zusammengehungen, in London, in Thoiry und später im Haag. In wieviel stärkerem Masse dies heute der Fall ist, zeigt uns die jüngste Entwicklung mit Marshallplan und europäischer Wirtschaftsunion. Vor den rein politischen Fragen wird hier der Wirtschaft offensichtlich der Vorrang gegeben.

8

DIE ZEIT DER GROSSEN ENTTÄUSCHUNG (1927/28)

Während die Wirtschaft eine so nachdrückliche Sprache führte, hatte die Politik nicht stillgestanden, sie war 1927 nur in den Hintergrund getreten. In der Frage der Rheinlandräumung war kein Fortschritt erzielt worden. «In den letzten Monaten haben wir uns von der Erfüllung dieses Wunsches eher entfernt, als dass wir ihr nähergekommen wären», hatte Stresemann am 22. März 1927 im Reichstag erklären müssen.

Dabei blieb es nicht nur 1927, sondern auch im folgenden Jahre. Routinemässig folgten die Sitzungen des Völkerbundes aufeinander. Viermal im Jahre, im März, Juni, September und Dezember, sass ich je eine Woche lang Tag für Tag vormittags und nachmittags auf meinem Stühlchen hinter Stresemann oder seinem Vertreter am Ratstisch und beobachtete den politischen Leerlauf.

Auf der Märztagung führte Stresemann den Vorsitz, und ich übersetzte ins Englische, weil er es für angebrachter hielt. Im Juni erkrankte Briand während der Tagung und musste schleunigst nach Paris zurückreisen. Das war eine grosse Enttäuschung für Stresemann, der immer ungeduldiger darauf wartete, dass die Pläne von Thoiry nun endlich verwirklicht, dass das Rheinland frei und damit die deutsche Souveränität über das gesamte Reichsgebiet wiederhergestellt würde.

Häufig noch trafen sich die beiden Staatsmänner in Genf während der Ratstagungen in persönlichem Zwiegespräch, bei dem ich nun in immer steigendem Masse als einziger Dolmetscher zugegen war. Der Ton dieser Unterhaltungen blieb unverändert, eine etwas väterlich besänftigende Freundlichkeit auf Seiten Briands gegenüber den immer ungeduldiger vorgebrachten Wünschen Stresemanns. Immer offener musste Briand zugeben, dass die Stimmung in Frankreich für die in

Thoiry vorgesehene Lösung ungünstiger geworden war. Das Misstrauen gegen Deutschland war nicht geschwunden, während die noch in Thoiry so dringende Notwendigkeit, mit deutscher Hilfe, d.h. durch Mobilisierung der Eisenbahnobligationen, den französischen Haushalt auszugleichen und den Franc zu stabilisieren, nicht mehr bestand. Poincaré, der inzwischen wieder Ministerpräsident geworden war, hatte die Franc-Stabilisierung aus eigener Kraft durchgeführt? Um so mehr war dadurch sein Prestige in Frankreich gegenüber dem Briands gestiegen. Briand war zwar sein Aussenminister, aber er war durch diese Vorgänge mit samt seiner Befriedungspolitik in die Defensive gedrängt.

«Wir müssen mit der praktischen Durchführung der Politik von Thoiry noch warten», erklang es mit einem leicht verlegenen Lächeln aus dem Munde Briands immer wieder, wenn er Stresemann sein Herz über die Schwierigkeiten, die er im eigenen Lande zu überwinden hatte, ausschüttete. Ein Bedauern lag dabei in seinen Augen, denen man ansah, wie leid es ihm tat, dass die Linie von Locarno und Thoiry zeitweilig verlassen werden musste.

Stresemann brauste von Zeit zu Zeit in diesen Privatgesprächen Briand gegenüber auf. «Warten, warten», hörte ich ihn in diesen beiden Jahren oft ausrufen, «das sagen Sie mir immer wieder von neuem, Herr Briand.» Und dann folgte meistens eine sehr eindringliche Darstellung der Verhältnisse in Deutschland, die in eine immer nachdrücklichere, gegen Ende dieser beiden Jahre fast beschwörende Warnung ausklang: «Es gibt auch ein Warten, das zu lange dauert. Das deutsche Volk wartet schon so lange mit steigender Ungeduld auf das Ende der Besatzungszeit, dass wir uns um die moralischen Früchte einer solchen Geste Frankreichs bringen, wenn sie noch länger ausbleibt.» Es waren prophetische Worte, deren Richtigkeit sich schon zwei Jahre später herausstellen sollte.

Briand antwortete auf solche Temperamentsausbrüche des von Gespräch zu Gespräch und von Ratstagung zu Ratstagung immer ungeduldiger werdenden Stresemann stets nur mit einem resignierten Lächeln. «Sie haben mir von Ihren Schwierigkeiten erzählt, lieber Doktor, aber glauben Sie mir, mir geht es zu Hause auch nicht anders», und dann zählte er mit dem überlegenen Sarkasmus, der ihm eigen war, all die Hindernisse auf, die ihm die französische Rechtsopposition in den Weg legte. Dabei machte seine Kritik auch keineswegs vor seinem Ministerpräsidenten halt. «Poincaré kennt alles und weiss nichts, Briand kennt nichts, weiss aber alles», sage man im französischen Parlament.

Bei diesen Gelegenheiten erfuhren wir auch allerhand interessante Einzelheiten über die Arbeitsweise des französischen Ministerpräsidenten. Er war ein Aktenmensch, der jede Frage bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein genau studierte, ehe er sich festlegte. Seine oft zwei-

und dreistündigen Kammerreden schrieb er vorher eigenhändig auf. In der Kammer konnte er sie dann auswendig, ohne einen einzigen Blick auf das Manuskript werfen zu müssen. Er blätterte, ohne hinzusehen, die Seiten richtig um, so genau hatte er optisch alles im Gedächtnis. «In den Kammerdebatten hat Poincaré stets einen grossen Berg Akten vor sich liegen», erklärte uns Briand, «ich lege dann meistens nur meine Visitenkarte auf den Tisch und fange an zu reden.» Schlagender könnte der Unterschied zwischen den beiden Männern nicht charakterisiert werden. Gleichzeitig aber enthüllte der Gegensatz zwischen dem Aktenberg Poincarés und der einfachen Visitenkarte Briands die Schwierigkeiten, vor denen sich der französische Aussenminister damals befand. «Warten, warten», das schien tatsächlich die einzige Möglichkeit zu sein.

Dies galt auch für die laufenden Fragen, die sich auf den Tagesordnungen der Ratssitzungen befanden: Danzig, Saargebiet, Oberschlesien, Memel, Minderheiten und Abrüstung. Wenn auch diese Probleme für Deutschland nicht so wichtig waren wie die Rheinlandräumung, so war ihre Verschleppung doch insofern für die Stresemannsche Aussenpolitik eine schwere Belastung, als Misserfolge in öffentlicher Ratsdebatte von der Oppositionspresse ziemlich ausgeschlachtet wurden. «Die Schienen bogen sich vor Lachen, als die deutsche Delegation aus Genf abreiste», schrieb einmal eine Rechtszeitung am Schlusse einer solchen «Tagung der Vertagungen» im Juni 1927. «Der Völkerbund greift nichts auf, das er nicht sofort wieder vertagt», spottete ein witziger Engländer.

Einige Abwechslung brachte im Dezember 1927 der polnisch-litauische Konflikt in die sonst monotone Ratsdebatte. Beide Länder beschuldigten sich gegenseitig, den Frieden zu gefährden, beide drohten mit Mobilisierung oder hatten schon mobilisiert. In jedem Augenblick konnte es zu einem Zwischenfall kommen, der möglicherweise einen Krieg heraufbeschwören und auch die Grossmächte Russland und Frankreich in den Konflikt verwickeln konnte. Dabei wäre natürlich auch Deutschland als unmittelbarer Nachbar der Streitenden in Mitleidenschaft gezogen worden.

Marschall Pilsudski war persönlich nach Genf zur Ratstagung gekommen. Seinen Gegenspieler, den litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras, hatte er vor seiner Reise in einer amtlichen Presseverlautbarung noch als «geisteskrank und unzurechnungsfähig» erklärt. Woldemaras revanchierte sich später in der Ratsdebatte, indem er die Polen als «Lügner und Heuchler» bezeichnete. Eine derartige Sprache war für den Völkerbund, der die «hemdärmeligen» Debatten von heute zwischen Russen und Amerikanern in den Vereinten Nationen noch

nicht gewohnt war, einigermaßen sensationell. Dass im Osten ein etwas gröberer Ton herrschte, erfuhren wir Jüngeren der deutschen Delegation in sehr eindrucksvoller Weise bei den Vorbesprechungen, die ein Mitglied der Ostabteilung des Auswärtigen Amtes von Zeit zu Zeit in Genf mit Woldemaras führte.

«Die Memelländer wühlen gegen die litauische Regierung», erklärte in einer dieser Unterredungen der kleine, untersetzte Diktator Litauens dem deutschen Legationsrat. «Dahinter steckt Ihre Regierung. Dafür habe ich Dokumente als Beweis», fügte er knurrend hinzu. «Wenn die Dokumente nicht gefälscht wären, dann hätten Sie sie längst vorgelegt, Herr Woldemaras», entgegnete der Legationsrat dem Ministerpräsidenten. Solche handfesten Grobheiten waren bei den Gesprächen an der Tagesordnung. Und um sich dieses seltsame Schauspiel mitanzusehen, durfte abwechselnd immer einer von uns Jüngeren den Legationsrat zu Woldemaras begleiten.

Nun sassen Woldemaras und Pilsudski, der «Irre» und der «Heuchler», sich am 10. Dezember plötzlich in einer geheimen Ratssitzung des Völkerbundes in Genf gegenüber. Da man von vornherein Zwischenfälle befürchtete, waren ausser den Hauptdelegierten, den Dolmetschern und dem Generalsekretär des Völkerbundes keine der sonst ebenfalls anwesenden Sekretäre und Sachverständigen zugelassen worden. Die Befürchtungen waren gerechtfertigt.

Als Woldemaras wieder eine seiner professoralen Reden beginnen wollte, die fast jedesmal «mit der Erschaffung der Welt und den ersten Litauern im Paradies», wie Chamberlain einmal bemerkte, anfangen und sich vor dem allmählich sanft einschlummernden Rat meist über zwei Stunden hinzogen, wurde er schon nach den ersten Sätzen von Pilsudski unterbrochen.

Der kleine polnische Marschall mit dem riesigen Kopf, der wirren Mähne und den buschigen Augenbrauen, unter denen aus einem gelblich bleichen Gesicht ein stechendes Augenpaar auf Woldemaras gerichtet war, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass die Wasserkaraffe klirrte, und schrie den Litauer an: «Ich habe die lange Reise von Warschau nach Genf nicht unternommen, Herr Woldemaras, um Ihre langen Reden anzuhören.»

«Mais voyons, Monsieur le Marechal», fuhr Briand als Vorsitzender besänftigend dazwischen, nachdem er bei dem Faustschlag Pilsudskis zunächst genau so erschreckt aufgefahren war wie die übrigen Ratsmitglieder, die sich, als Woldemaras zu reden begann, in Erinnerung an seine früheren Darbietungen schon innerlich auf ein Schlummerstündchen vorbereitet hatten. «Auf diese Weise können wir im Rat nicht verhandeln», ermahnte Briand den polnischen Marschall. Dieser aber liess sich nicht so leicht beruhigen, wenn er auch seinen Ton um einige Grade mässigte. «Halten Sie mir keine lange Rede, Herr Wolde-

maras», wandte er sich wieder an den Litauer, «ich will nur von Ihnen hören, ob Sie Krieg oder Frieden wollen.»

Mit östlicher Hartnäckigkeit fing nun Woldemaras doch wieder eine Rede über «das Paradies und die ersten Litauer» an, liess allerdings dabei in einem Nebensatz verlauten, er habe ja schon immer gesagt, dass er keinen Krieg mit Polen wolle.

«Also wollen Sie Frieden», schrie nun Pilsudski wieder in voller Lautstärke über den Tisch, während Briand beschwörend und beruhigend beide Hände hob, gleichzeitig aber belustigt mit den Augen zwinkerte.

«Das genügt mir», sagte der Marschall kurz und militärisch, «ich habe gehört, dass Sie Frieden wollen, die Reise nach Genf hat sich gelohnt. Ich werde jetzt in allen Kirchen Polens ein Tedeum halten lassen.» Dann wandte er sich zu Briand: «Alles Übrige sind ‚des bêtises‘, Dummheiten, damit kann sich mein Aussenminister befassen», erhob sich und verliess mit dem wuchtigen Schritt eines alten Reitergenerals den Raum. Sein Aussenminister, Zaleski, dessen rundes Gesicht unter dem semmelblonden Haar sonst auch bei den wildesten Angriffen von Woldemaras gleichgültig verschlafen geblieben war, errötete diesmal bis unter die Haarwurzeln, teils wegen der bêtises, für die er soeben eine peinlich wirkende Zuständigkeit erhalten hatte, teils wegen des wenig kommentmässigen Auftretens seines Nationalhelden.

Ein Soldat hatte zu den Politikern gesprochen oder vielmehr geschrien. Sie waren verblüfft und erheitert, und Briand schloss schmunzelnd die Sitzung.

Auch bei dem nachfolgenden Frühstück der Ratsmitglieder wirkte Pilsudski wie ein Hecht im Karpfenteich. Nach Aufhebung der Tafel setzte er sich beim Kaffee neben Stresemann. «Wunderbar waren die deutschen Truppen», sagte er auf Deutsch so laut, dass es im ganzen Raum schallte, und schlug dabei Stresemann freundschaftlich derb auf das Knie. Dann begann er ein längeres Gespräch über seine Gefangenschaft in Magdeburg, seine Erfahrungen in Deutschland und, immer wieder, über seine Bewunderung für die deutschen Truppen. Stresemann rückte, innerlich wohl auch belustigt, etwas unruhig hin und her und versuchte, dem Gespräch eine andere, diplomatischere Wendung zu geben, was ihm dann schliesslich auch gelang. Zu einer Salzsäule, oder vielmehr einem Eisblock, war Chamberlain erstarrt, der an der anderen Seite des Salons alles genau mit anhören konnte, da er ja gut Deutsch verstand. Ein solches Thema war ihm höchst zuwider, denn von deutschen Truppen wollte er nichts hören. Briand winkte mir zu. «Was reden denn die beiden miteinander?» fragte er gespannt, und als ich es ihm übersetzte, platzte er lachend heraus: «Jetzt verstehe ich, warum Chamberlain so bekümmert durch sein Monokel vor sich hinsieht.» Briand hatte Sinn für Humor und sagte später einmal bei Er-

örterung einer deutsch-polnischen Streitigkeit vor dem Rat zu Stresemann: «Tragen Sie den Fall doch Herrn Pilsudski vor, mit dem verstehen Sie sich ja so gut.»

Ebenso leer und lustlos wie die Ratstagungen war auch die Vollversammlung 1927 im September gewesen. Der Reformationssaal bot dasselbe Bild des gespannten Interesses wie im Vorjahre, aber es fehlte der Schwung. Am 9. September ergriff Stresemann als Erster das Wort. Weltwirtschaftskonferenz und deutsch-französischer Handelsvertrag wurden von ihm gebührend gewürdigt. Der Krieg, der «weder Wegbereiter zu einer besseren Zukunft noch überhaupt der Regulator der Entwicklung» sein könne, Abrüstung und Locarno waren die Hauptthemen. Ausserdem kündigte er die Unterzeichnung der sogenannten Fakultativklausel des Statuts für den vom Völkerbund errichteten Ständigen Internationalen Gerichtshof an, wodurch sich das Reich bereit erklärte, sämtliche Streitigkeiten rechtlicher Art mit anderen Staaten diesem Internationalen Gericht zu unterbreiten.

Einen Tag später folgte Briand. Sein Hauptthema war der Friede. Er behandelte es mit allen Mitteln seiner meisterhaften Redetechnik in verschiedenen Variationen und erntete dafür den entsprechenden Beifall. Wenn man sich aber beim Verlassen des Reformationssaales fragte, was er eigentlich an konkreten Dingen gesagt hatte, so blieb kaum etwas übrig. Es war ein wunderschönes, kunstvolles Feuerwerk.

Um diese Zeit wurde Briands Rolle in der europäischen Politik auf einer Genfer Revuebühne in recht treffender Weise dargestellt. Es handelte sich um das «Haus Europa», in dessen verschiedenen Stockwerken die Völker Europas wohnten. Beim Aufgehen des Vorhanges sah man, wie sich alle, Italiener, Deutsche, Engländer, Polen, Franzosen, weit aus den Fenstern gebeugt und wild mit den Händen fuchtelnd, laut miteinander stritten. Dann setzte unerwartet ein Cello ein, und sofort hörte der Streit der Hausbewohner von Europa auf. Sie lauschten verzückt den Tönen, die ihnen aus dem Erdgeschoss entgegenklangen. Leise ging das Fenster des Zimmers auf, aus dem die Töne herkamen, und man sah den alten Briand im Hintergrund mit dem Cello sitzen. Dann hörte er auf zu spielen. Das Fenster wurde geschlossen, und sofort ging der Krach im Hause Europa in voller Stärke wieder an. Ich könnte mir kein besseres Bild von der Lage auf der damaligen Völkerbundsversammlung denken.

Das Gefühl der Enttäuschung bei Stresemann und in der deutschen Öffentlichkeit vertiefte sich im Laufe des Jahres 1928. Die in Thoiry anscheinend so greifbar nahe Befreiung des Rheinlandes von der frem-

den Besatzung und die endgültige Befriedung zwischen Frankreich und Deutschland schienen sich immer mehr in nebelhafter Ferne zu verlieren. Bei der Ratstagung im März hatte es fast den Anschein, als weiche Briand einem Gespräch mit Stresemann aus. Sie trafen sich natürlich, aber in dem kleinen Salon Briands im Hotel des Bergues herrschte eine trübe Stimmung, als sich die beiden am Teetisch gegenüber saßen. Auf die immer vorwurfsvoller werdenden Fragen Stresemanns, wann denn nun endlich die Erörterung über die Einzelheiten der Rheinlandräumung beginnen könne, antwortete jetzt Briand mit dem Gegenwurf, dass man ja von deutscher Seite auch noch keine konkreten Vorschläge über die finanzielle Regelung gemacht habe.

In der Finanzfrage hatte es insofern Schwierigkeiten gegeben, als zur Mobilisierung der Eisenbahnbonditionen der amerikanische Kapitalmarkt herangezogen werden musste, die Amerikaner aber nicht bereit waren, indirekt Frankreich zu Geld zu verhelfen, solange es nicht zu einer Liquidierung der aus dem Kriege hervorgegangenen französischen Schulden an Amerika gekommen war. Auf deutscher Seite war wohl ein Ersatzplan ausgearbeitet worden, aber Stresemann hatte vergeblich die Aufforderung Briands erwartet, nunmehr mit den Diskussionen zu beginnen, in deren Verlauf dann dieser Plan vorgelegt worden wäre. So empfand er denn den Vorwurf Briands als ungerechtfertigt und kehrte recht verärgert von dieser Besprechung zurück. In seinem Herzen begannen sich Zweifel an der Aufrichtigkeit Briands zu regen. «Ich habe auf Briand gesetzt», sagte er auf dem Nachhausewege, «und ich glaube auch jetzt noch nicht, dass ich mich in ihm getäuscht habe. Ich kann seine Schwierigkeiten nur allzu gut verstehen.» Aus diesen Worten klang deutlich der Kampf gegen das Misstrauen heraus, den Stresemann in seinem Innern führte. «Ich kann mich nicht getäuscht haben», hatte er bei einer anderen Gelegenheit einmal einem französischen Journalisten gesagt. Sein Glaube an den Briand von Locarno, an den Mann, der beim Eintritt Deutschlands in den Völkerbund so beredt in aller Öffentlichkeit für die deutsch-französische Verständigung eingetreten war, hatte offensichtlich die Oberhand behalten.

«Hoffentlich kommt nicht alles zu spät», sagte Stresemann an jenem Märzabend gedankenvoll zu mir, als wir über die Montblanc-Brücke zu Fuss in unser Hotel zurückgingen. Auch bei dieser Besprechung hatte er Briand erneut gewarnt, nicht zu lange mit der Räumung des Rheinlandes zu warten. «Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Ungeduld man in Deutschland die Stunde herbeisehnt, wo wir wieder Herr im eigenen Hause sein können.» Und wieder hatte er mit der fast schon stereotypen Beschwörung geendet: «Allzu langes Warten wird Frankreich beim deutschen Volk um den ganzen moralischen Gewinn aus der Geste der vorzeitigen Räumung bringen.»

Als Stresemann auf dem Rückweg von einem «Zu spät» sprach, dachte

ich natürlich zunächst an diese Warnung. Aber man konnte die Worte auch anders deuten. Der deutsche Aussenminister war damals schon ein schwerkranker Mann. Zu den letzten Reisen war deshalb schon immer ein Arzt mit nach Genf gekommen. Mir war aufgefallen, wie ermüdet Stresemann meistens aus den Besprechungen zurückkam, wenn man ihm auch während der Verhandlung nichts anmerkte. So konnte man dieses Zuspät auch auf ihn persönlich beziehen. Vielleicht wusste er, in welcher Gefahr sein Leben stand. Vielleicht hatte er damals schon eine Ahnung von dem Tode, der ihn knapp anderthalb Jahre später ereilte.

In den folgenden Monaten verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand derartig, dass er an der Juni-Tagung nicht persönlich teilnehmen konnte. Auch Briand blieb Genf aus Gesundheitsrücksichten fern. Das deutsch-französische Gespräch schien endgültig abgebrochen zu sein.

Es war die 50. Tagung des Völkerbundsrates, auf der Deutschland durch Staatssekretär von Schubert vertreten wurde. Wieder war Vertagung das Hauptkennzeichen, besonders bei den Deutschland interessierenden Punkten. Auch der Völkerbund schien sich auf einen Tiefpunkt zuzubewegen.

Ein Kabinettstück an diplomatischer Redekunst vollführten bei dieser Jubiläumssitzung der ungarische und der rumänische Vertreter in der sogenannten «Optantenfrage». Auf der einen Seite der über 80jährige Graf Apponyi, vom Scheitel bis zur Sohle ein Grandseigneur des vergangenen Jahrhunderts, trotz seines Alters noch kaum gebeugt, mit weissem Haarschopf und kampflustig vorgestrecktem Spitzbart, einer markanten Adlernase und munter auf die Ratsmitglieder gerichteten Augen, die ungarische These in glänzendem Französisch mit bewunderungswürdiger Dialektik in stundenlanger Debatte verteidigend. Auf der anderen Seite der rumänische Aussenminister, Titulescu, der vollendetste Typ des geschickten Balkandiplomaten, mit stark mongolisch wirkenden Gesichtszügen, dichtem, dunklem Haar und einer etwas zu hohen Knabenstimme, der meistens in einem eleganten Pelzmantel am Ratstisch sass, weil er immer fror. Er war seinem Gegner durchaus ebenbürtig, wenn auch seine Taktik grundverschieden von der des ungarischen Aristokraten war. Der hervorragende Parlamentsredner alten Stils kämpfte hier gegen den mit allen advokatorischen Kniffen meisterhaft operierenden Rumänen des 20. Jahrhunderts. Es war ein faszinierendes Schauspiel für alle Zuhörer. Mit angehaltenem Atem sass man dabei. Die Stunden vergingen wie im Fluge, und man war gespannt bis zur letzten Minute wie bei einem grossen Sportereignis. «Grosser Tag in Genf», konnten die Zeitungen wieder einmal schreiben, aber die Grösse lag ausschliesslich in der oratorischen Artistik, denn politisch geschah auch in diesem Falle nichts. Es ging dabei vor allem um die

wirtschaftlichen Rechte der Rumänen ungarischer Volkszugehörigkeit, die nach der Abtretung Siebenbürgens an Rumänien für Ungarn optiert hatten. «Vertagung», sagte der Ratspräsident, der Vertreter Kubas, am Schluss der Debatte.

«Vertagung», hiess es auch in Bezug auf das deutsch-französische Gespräch bei der nächsten Gelegenheit, die Stresemann trotz seiner schweren Krankheit wahrnahm, um sich mit den Franzosen auseinanderzusetzen. Diesmal begab er sich direkt in die Höhle des Löwen. Er reiste nach Paris und sprach mit Poincaré.

Der äussere Anlass dazu war die feierliche Unterzeichnung des sogenannten Kellogg-Paktes, durch den «der Krieg als Instrument nationaler Politik geächtet» wurde. Von einer Anregung Briands an die Amerikaner zu einem zweiseitigen Abkommen ausgehend, hatte der amerikanische Staatssekretär Kellogg einen Pakt vorgeschlagen, in dessen Artikel I «die hohen vertragschliessenden Parteien feierlich im Namen ihrer Völker erklären, dass sie den Krieg als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle verurteilen und auf ihn als Werkzeug nationaler Politik in ihren gegenseitigen Beziehungen verzichten».

So fuhr ich denn am Abend des 25. August mit Stresemann im Nordexpress nach Paris. Der alte Salonwagen des Grossherzogs von Baden, der ihm von der Reichsbahn für grössere Reisen zur Verfügung gestellt wurde, war an den damals noch von Warschau bis Paris durchgehenden internationalen Zug angehängt worden. Stresemann machte die Reise als Schwerkranker. Sein Arzt, Professor Zondek, und eine Schwester waren ständig um ihn bemüht, und er verliess während der ganzen Fahrt das Bett lediglich, um einmal in den Speisewagen zu gehen. Seine Familie und seine Ärzte hatten ihm dringend von der Reise abgeraten. Erst einige Wochen vorher hatte er einen leichten Schlaganfall erlitten, über den im Auswärtigen Amt allerlei Gerüchte umliefen. Danach sollte Stresemann zwei Tage lang unfähig gewesen sein, zu sprechen. Es lag ihm aber so viel daran, seine aussenpolitischen Pläne nun endlich voranzubringen, dass er alle Rücksichten und Warnungen beiseiteschob und sich buchstäblich unter Einsatz seines Lebens auf die Reise begab.

Schweren und unsicheren Schrittes ging er am Pariser Nordbahnhof vor mir her, als sich unsere kleine Delegation durch die Absperrungen zum Wagen begab. Für Paris war Stresemann eine Sensation ersten Ranges. Das erste Mal seit 1871 betrat ein deutscher Aussenminister die französische Hauptstadt. Eine ganze Batterie von Pressephotographen und Kinooperateuren versperrte uns den Weg zum Bahnhofsplatz und zwang uns, zwei Minuten das Feuer der Blitzlichter und das Surren der Filmapparate über uns ergehen zu lassen. Erst dann wurde der Weg

freigegeben. Draussen ertönte ein nicht gerade überzeugender Beifall, der mit einigen schrillen Pfiffen untermischt war. Schnell fuhren unsere Autos zur Botschaft ab, und man sah förmlich, wie dem französischen Protokollchef und dem deutschen Botschafter ein Stein vom Herzen fiel, dass es keine Zwischenfälle gegeben hatte. In der Botschaft, in der Stresemann wohnte, zog er sich sofort auf sein Zimmer zurück. Sein Arzt hatte ihm die Reise nur unter der Bedingung gestattet, dass er sich völlige Schonung auferlegte.

Am nächsten Vormittag kam dann die grosse Gelegenheit, derentwillen Stresemann diese gefährliche Reise unternommen hatte: die Aussprache mit Poincaré. Kurz vor 11 Uhr fuhr ich mit Stresemann allein ins Finanzministerium in der Rue de Rivoli. In einem zweiten Wagen folgte Professor Zondek, der darauf bestanden hatte, dass die Unterredung nicht länger als eine Stunde dauern dürfe. Schwer atmend ging Stresemann die wenigen Stufen der Freitreppe zum Finanzministerium hinauf. Oben empfing uns der Dolmetscher Poincarés, Professor Edmond Vermeil, der Germanist der Strassburger Universität, und geleitete uns in das Arbeitszimmer des französischen Ministerpräsidenten.

Die Tür sprang auf. Wir traten in ein verhältnismässig kleines, schmales Zimmer. Vom Schreibtisch erhob sich Poincaré, ein mittelgrosser, fast zierlich gebauter Mann in vorgerückten Jahren, in seinen Bewegungen elastisch, mit einem leicht angegrauten Spitzbart und scharfen, fast durchdringenden Augen in einem klaren, energischen Gesicht. Er reichte Stresemann und mir mit einem freundlichen Lächeln, das mich von diesem ausgesprochenen Gegner Deutschlands irgendwie überraschte, die Hand zur Begrüssung, nachdem er uns bis in die Mitte des Raumes entgegengekommen war.

Den Bruchteil einer Sekunde massen sich die beiden Staatsmänner mit den Blicken, der Franzose, der Stresemann 1923 zur bedingungslosen Kapitulation im Ruhrkampf gezwungen hatte, und der Deutsche, der, gestützt auf die öffentliche Meinung der angelsächsischen Welt und auf den passiven Widerstand der deutschen Bevölkerung, diesen Sieg wieder aufgehoben hatte. Einer blickte den andern abschätzend an, ehe sie sich am Konferenztisch niederliessen.

Eine ausserordentliche Spannung schien über dem Raum zu liegen, als nun der eine dieser beiden prominenten und zugleich typischen Vertreter ihrer Völker zu sprechen begann. Mit der leicht brüchigen, etwas monotonen Stimme eines alten Mannes eröffnete Poincaré die Unterhaltung mit einigen persönlichen Fragen nach Stresemanns Befinden und seinen Reiseeindrücken. Eine seltsame Kühle ging dabei von ihm aus, die auf mich an diesem heissen Augusttage fast körperlich wirkte. Es klang alles sehr formell und distanziert.

Mit einer etwas abgezirkelten Handbewegung forderte er dann Stresemann auf, sich über das zu äussern, «was er politisch auf dem Herzen

habe». Stresemann steuerte geradewegs auf sein Ziel zu: die Rheinlandräumung. Als geschickter Diplomat fiel er natürlich nicht mit der Tür ins Haus, aber ich merkte auf Grund meiner Erfahrung mit ihm sofort, dass er die Erörterung dieses Themas im Auge hatte, als er begann: «Mir liegt vor allen Dingen das deutsch-französische Verhältnis am Herzen. Ich will von mir aus alles tun, dass unsere beiden Völker zu einem wirklich gutnachbarlichen Verhältnis gelangen, und ich weiss, dass die grosse Mehrheit des deutschen Volkes den gleichen Wunsch hat.»

«Dass Sie, Herr Minister, diesen Wunsch haben, glaube ich gern», warf Poincaré ein, «aber sind alle Leute in Deutschland dieser Ansicht? Gibt es nicht an den deutschen Universitäten Professoren, die gegen Frankreich sprechen? Haben nicht erst kürzlich Demonstrationen gegen Frankreich in Ihrem Lande stattgefunden?»

Durch solche Zwischenbemerkungen unterbrach Poincaré von Zeit zu Zeit die Ausführungen Stresemanns. Ich hatte den Eindruck, dass es meist in einem Augenblick geschah, wo Stresemann der Kernfrage, d.h. der Räumung des besetzten Gebietes, näherzukommen schien. Offenbar hatte auch Poincaré die Absicht Stresemanns erraten und wollte einer Diskussion der ganzen Angelegenheit aus dem Wege gehen.

Er warf Elsass-Lothringen in die Debatte und beschwerte sich über eine gewisse deutsche Propaganda in dieser Frage, jedoch ohne Schärfe. In einem anderen Zusammenhang kam er auch auf den Anschluss Österreichs an Deutschland zu sprechen. „Ein solcher Schritt würde die ganze Friedenspolitik kompromittieren«, erklärte Poincaré dazu.

«Wir wissen in Deutschland genau, dass der Anschluss im Augenblick nur eine Geste sein könnte. Er wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die deutsche Regierung betrachtet daher diese Frage als nicht aktuell«, erwiderte Stresemann sofort. «Aber die Liebe des deutschen Volkes zu Österreich kann niemand beseitigen oder verbieten. Sie ist ein Stück unseres Lebens», fügte er mit temperamentvoller Unterstreichung dieser Sätze hinzu. Poincaré insistierte nicht. Er dachte wohl schon an die nächste Frage, die er Stresemann vorlegen wollte.

Immer wieder durch Poincarés Fragen von dem eigentlichen, ihm am Herzen liegenden Thema abgedrängt, versuchte es Stresemann auf einem anderen Wege. Er kannte die Spannung, die sich zwischen Poincaré und Amerika in der Frage der französischen Schulden entwickelt hatte. «Wir müssen in Europa zunächst einmal unsere Finanzen regeln, denn in diesem Punkt hängen alle Länder von den Amerikanern ab», warf Stresemann leichthin in die Debatte. Ein eifriges Nicken Poincarés liess ihn sogleich fortfahren: «Vorbedingung dazu ist eine vernünftige Regelung der Reparationsfrage.» Wieder nickte Poincaré. Als Stresemann etwas innehielt, um nun auf dem Wege über die Reparationen auch die Rheinlandfrage anzuschneiden, kam ihm Poincaré zuvor. «Warum hat uns Deutschland in der Reparationsfrage

immer noch nicht die angekündigten Vorschläge gemacht?», fragte er, fast als handele es sich um einen Nebenpunkt.

Aber für Stresemann war es der alte Vorwurf, den Briand schon bei seinen letzten Unterhaltungen erhoben hatte. Er setzte sich energisch zur Wehr und klärte Poincaré darüber auf, dass das Versäumnis auf seiten Frankreichs liege, das nach Thoiry von der Fortführung der damals in Aussicht genommenen Politik nichts mehr habe wissen wollen. Damit war aber nun endgültig das Rheinlandthema beiseitegeschoben, denn Poincaré konnte sich jetzt auf seine Unkenntnis der Sachlage zurückziehen und betonte im Übrigen mehrfach, dass man zunächst die deutschen Vorschläge in der Reparationsfrage abwarten müsse, ehe man weitere Schritte auf politischem Gebiet in Aussicht nehmen könne.

Stresemann aber war hartnäckig. Er machte einen dritten Anlauf und begann erneut mit der Spannung zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten. Dafür hatte Poincaré ein offenes Ohr. Mit sichtlichem Interesse folgte er den Ausführungen des deutschen Romantikers über die europäische Kultur im Gegensatz zu der amerikanischen Zivilisation. Es war ein Thema, bei dem Stresemann warm wurde. Von der gemeinsamen europäischen Kultur ging er allmählich zu der wirtschaftlichen und politischen Gemeinschaft der europäischen Nationen über. «Was für ein Widersinn ist es», rief er aus, «wenn ich in dem Speisewagen des Nordexpress innerhalb von drei Stunden in drei verschiedenen Währungen bezahlen muss!» Die Zeit einer finanziellen und wirtschaftlichen und, als Vorbedingung dazu, auch politischen Einigung Europas schein nun wirklich gekommen zu sein. Mit begeisterten Worten entwarf Stresemann das Bild einer Art Vereinigte Staaten Europas, von einer Kühnheit der Auffassung, wie sie erst heute, nach dem Zweiten Weltkriege, auf den Kongressen der Europäischen Union von Churchill und anderen wieder erreicht wird. Stresemann war in grosser Form. Poincaré hörte wie gebannt zu. Das Eis begann zu schmelzen.

Da trat ein Diener in den Raum und überreichte Poincaré einen Zettel. «Ihr Arzt lässt Sie an die Zeit erinnern, Herr Minister», unterbrach Poincaré den Redefluss Stresemanns. Dieser aber machte nur eine ungeduldige Handbewegung, «er soll noch warten», und fuhr in der Schilderung seiner europäischen Vision fort.

Übersetzt wurde teils von mir, teils von dem Dolmetscher Poincarés in verhältnismässig kurzen Absätzen, und ich war gespannt, an welchem Punkt Stresemann den Übergang zu dem eigentlichen Thema, der Rheinlandräumung finden würde, auf das er meiner festen Überzeugung nach die ganze Zeit hinstrebte.

Nach io Minuten trat der Diener wieder ins Zimmer. Diesmal gab Poincaré Stresemann den Zettel wortlos. Er konnte ihn wohl nicht

lesen, weil er auf Deutsch geschrieben war. Es war eine sehr energische Aufforderung des Arztes an Stresemann, nunmehr unter allen Umständen die Unterredung abubrechen, die bereits eine Viertelstunde länger gedauert hatte, als vorgesehen. Etwas hilflos und verlegen blickte Stresemann zu Poincaré hin. Dieser ergriff, wie mir schien nicht ohne Erleichterung, die Gelegenheit, dieses Gespräch zu beenden, ehe es wieder auf das unerwünschte Problem der Räumung der besetzten Gebiete zurückglitt. Wieder hatte ich einer «Konferenz, auf der vom Thema nicht gesprochen werden durfte», beigewohnt.

Bei der Verabschiedung war Poincaré ebenfalls sehr liebenswürdig und geleitete uns bis zur Tür, während sich sein Dolmetscher erst an der Freitrepppe von uns verabschiedete. Auf dem Flur wartete mit besorgter Miene Professor Zondek. Im Wagen bemerkte ich, wie sehr Stresemann diese Besprechung angestrengt hatte. Leichenblass sass er neben mir, in die Polster zurückgelehnt, und schloss die Augen. Ich hatte während der Unterredung vergessen, dass ich neben einem Schwerkranken sass.

Am Nachmittag dieses selben 27. August 1928 fand dann im französischen Aussenministerium am Quai d'Orsay die feierliche Unterzeichnung des Kellogg-Paktes statt. Die Staatsmänner versammelten sich kurze Zeit vorher im Arbeitszimmer Briands. Von dort aus begaben sie sich unter Führung des französischen Aussenministers Punkt 3 Uhr in den berühmten Uhrensaal, einen mittelgrossen Raum, dessen Innenarchitektur in einem reichen Empirestil gehalten war. Das Purpurrot der schweren Vorhänge ergab mit der prächtigen Goldverzierung der Decke und der Gesimse ein wohlthuend abgetöntes Farbenbild, in das die riesigen, von der Decke herabhängenden Lüster mit ihren unzähligen Prismen und die kristallgezierten Wandbeleuchtungen eine helle, festliche Note hineinbrachten. Trotz der prunkvollen Ornamentik wirkte hier nichts aufdringlich, sondern Farben, Proportionen und Lichteffekte waren in sehr geschmackvoller Weise auf einander abgestimmt. Alles formte sich zu einem der schönsten Bilder internationaler Repräsentation, das ich bei den vielen feierlichen Versammlungen während meiner Dienstzeit erlebt habe. Die einzige Ausnahme ist vielleicht das Königsschloss in Madrid gewesen, wo 1929 Alfons XIII. den Völkerbundsrat empfing.

Die eine Seite des Saales zierte ein riesiger Kamin, wie man ihn in vielen französischen Schlössern und Regierungspalästen findet. Er war ebenfalls reich ornamentiert. Ein kunstvolles Gesims trug die grosse Uhr, nach welcher der Saal benannt ist. Vor diesem Kamin war eine Hufeisentafel aufgebaut, an der die Delegierten Platz nahmen. In der Mitte sass Briand, rechts von ihm Stresemann, links Kellogg. Rechts

neben Stresemann hatte der belgische Aussenminister, Hymans, seinen Platz, dann folgten Graf Manzoni, der italienische Botschafter, Graf Uchida, der japanische Botschafter, und an dem linken Flügel der Tafel bildeten Zaleski und Benesch für Polen und die Tschechoslowakei den Abschluss. Links von Kellogg sassen Lord Gushendun in Vertretung des erkrankten Ghamberlain und der kanadische Ministerpräsident, Mackenzie King, dem ich später als Dolmetscher zur Seite stand, als er Hitler in Berchtesgaden besuchte, und der erst 1948 aus dem Amte geschieden ist. Dann folgten die Vertreter Australiens, Neuseelands, Südafrikas und Irlands.

Gegenüber der Hufeisentafel sassen in langen Reihen, wie im Parkett eines Theaters, die geladenen Gäste: Poincaré mit seiner Frau und den Mitgliedern der französischen Regierung, Botschafter, Gesandte und sonstige Würdenträger, dazu im Hintergrund die Weltpresse.

Kaum hatten die Delegierten ihre Plätze eingenommen, als sich die Szene zu einem Filmatelier wandelte. Acht Riesenscheinwerfer leuchteten zischend auf. Vier davon waren im Hintergrund des Saales aufgestellt und übergossen die Staatsmänner an der Hufeisentafel mit einem bläulichen Licht, das den Gesichtern eine fahle Blässe verlieh. Vier weitere – angeblich stammte die Ausrüstung von der französischen Marine – leuchteten durch die Fenster in den Raum. Sie verdrängten das Sonnenlicht vollkommen und vollendeten den bühnenhaften, theatermässigen Eindruck, den die illustre Versammlung auf einmal machte. Dieser Beleuchtungseffekt dauerte einige Minuten, aber er genügte, um bei dem warmen Pariser Augustwetter eine Tropenhitze zu erzeugen. Der ganze Raum war erfüllt von dem Surren der Filmapparate. Die Pressephotographen drängten immer ungenierter nach vorn.

Dann begann Briand zu sprechen. «Kann der zivilisierten Welt eine bessere Lehre geboten werden als dieses Schauspiel einer Zusammenkunft», so erklärte er unter anderem, «in der zur Unterzeichnung eines Paktes gegen den Krieg Deutschland aus freien Stücken ... zwischen sämtlichen anderen Signataren, seinen früheren Gegnern, Platz nimmt? Kann es noch einen überzeugenderen Beweis geben als die Tatsache, dass der Vertreter Frankreichs zum ersten Male seit mehr als einem Jahrhundert einem deutschen Aussenminister auf französischem Boden den gleichen Empfang bereitet wie all seinen ausländischen Kollegen?» Und zu Stresemann gewandt sagte Briand: «Besonders glücklich bin ich, dem ausgezeichneten Geist und Mut des hervorragenden Staatsmannes Anerkennung zu zollen, der während dreier Jahre nicht gezögert hat, auf eigene Verantwortung dem Werke der europäischen Zusammenarbeit für die Aufrechterhaltung des Friedens zu dienen.»

Man merkte an der Stimme Briands sehr deutlich, dass ihm diese Worte von Herzen kamen, während im Übrigen die Rede nicht zu seinen besten zählte. Wie Stresemann vor einem Jahre durch die Laut-

sprechertechnik im Völkerbundssaal in Genf gehemmt war, so wurde es Briand offensichtlich bei dieser Gelegenheit durch das Filmen. Er kam nicht recht in Schwung. Erst gegen Ende sprach wieder der alte Briand, den ich aus Genf kannte, und der mit seinen Worten stets das Gefühl seiner Zuhörer zu packen wusste.

«Im nächsten Augenblick», so schloss er seine Rede, «wird der Telegraph in der ganzen Welt das Erwachen einer grossen Hoffnung verkünden. Es wird an uns liegen, alles zu tun, was möglich und notwendig ist, damit diese Hoffnung nicht enttäuscht wird ... In dieser denkwürdigen Stunde drückt sich die menschliche Brüderlichkeit im Gleichschlag der Herzen aus. Suchen wir einen gemeinsamen Gedanken, in welchem wir unseren Eifer und unsere Hingabe vereinigen können. Es ist unter den hier vertretenen Nationen nicht eine, die nicht ihr Blut auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges vergossen hätte; ich schlage vor, den Toten, allen Toten des grossen Krieges, das Ereignis zu weihen, das wir jetzt durch unsere Unterschrift besiegeln werden.»

Lebhafter Beifall dankte der Rede Briands. Auch der von Professor Camerlinck, dem Dolmetscher des französischen Auswärtigen Amtes, vorgetragene englische Übersetzung wurde der gleiche, lebhafte Beifall gespendet. Dann verlas Briand den französischen, Camerlinck den englischen Text des Kellogg-Paktes, und die Unterzeichnung begann.

Auf einem kleinen Schreibtisch vor der Mitte der Hufeisentafel lag dieses historische Dokument bereit. Als Erster unterzeichnete Stressemann, während die Scheinwerfer ihr Licht auf den kleinen Tisch konzentrierten, die Kameras surrten und die Photographen erneut zum Angriff vorgingen. Jetzt waren wir wieder im Filmatelier. Ich stand in der Fensternische in unmittelbarer Nähe des Tisches und konnte daher den Unterzeichnungsakt genau beobachten. So sah ich, welche Mühe der nächste Unterzeichner, der amerikanische Aussenminister, Kellogg, hatte, den schweren, goldenen Füllfederhalter zu halten, der für die Unterzeichnung extra angefertigt war und die Worte trug: «Wenn du den Frieden willst, bereite den Frieden vor.» Der alte Mann setzte mit zitternder Hand mehrfach zum Schreiben an. Erst als ihm einer der französischen Sekretäre zu Hilfe kam und das obere Ende des Goldhalters abstützte, gelang ihm die Unterschrift unter das Dokument, das seinen Namen trug. Ich entsinne mich noch deutlich, wie mir, wohl unter dem Einfluss der Filmatmosphäre dieses Augenblicks, sekundenlang der Gedanke durch den Kopf schoss, mit welchen Anspielungen auf eine düstere Zukunft ein Filmregisseur wohl dieses Intermezzo ausbauen würde. Noch manchmal habe ich in späteren Jahren an die zitternde Hand des alten Kellogg zurückgedacht, wenn die Entwicklung in der Welt so ganz anders verlief, als man es sich an diesem Nachmittag im Uhrensaal des Quai d'Orsay gewünscht hatte. Das letzte Mal fiel mir diese Szene wieder ein, als ich im bläulichen Licht der Neonlampen auf

dem Zeugenstuhl vor dem Internationalen Gericht in Nürnberg meine Aussage machte. Die Frage, ob der Kellogg-Pakt tatsächlich ein allgemein gültiges, internationales Gesetz geworden war, dessen Verletzung bestraft werden könne oder nicht, spielte bekanntlich hier eine sehr erhebliche Rolle.

Erschöpft begab sich Stresemann nach Baden-Baden, um sich von den anstrengenden Tagen in Paris zu erholen. Er hatte es dringend nötig. Ich selbst musste von Paris aus gleich nach Genf Weiterreisen, wo bereits am 30. August die Septembertagung des Völkerbundsrates beginnen sollte. Der deutsche Delegierte war wieder Staatssekretär von Schubert, der auf der Reise nach Genf in Baden-Baden von Stresemann die notwendigen Weisungen einholte.

Auf der anschliessenden Vollversammlung des Völkerbundes wurde das Reich durch den damaligen Reichskanzler, den Sozialdemokraten Hermann Müller, vertreten. Am 5. September begleitete ich ihn erstmalig als Dolmetscher zu einer Unterredung mit Briand. Auch Müller brachte sofort die Rheinlandräumung zur Sprache. Aber wieder verhielt sich Briand ausweichend. Müller war in seinem Auftreten um mehrere Grade energischer als Stresemann. Er liess nichts von einer finanziellen Gegenleistung für die Rheinlandräumung verlauten. «Deutschland hat durch den Beitritt zum Locarno-Pakt und zum Kellogg-Pakt, durch peinliche Erfüllung seiner Reparationsverpflichtungen im Rahmen des Dawes-Planes und seine völlige Abrüstung ein Anrecht auf die Räumung der besetzten Gebiete erworben», so lautete seine These. Briand zog sich demgegenüber hinter die anderen Besatzungsmächte zurück. «Ohne England, Belgien und Italien kann Frankreich keine Entscheidungen treffen», sagte er, nicht ohne vorher den alten Vorwurf wiederholt zu haben, dass Deutschland bisher von sich aus keinerlei Vorschläge in der Reparationsfrage gemacht habe, die zu einer Lösung des Rheinlandproblems führen könnten. Aber er erbot sich, mit den Vertretern Englands, Italiens und Belgiens Fühlung zu nehmen, um eine gemeinsame Beratung über die Rheinlandfrage zustandezubringen. Das war immerhin ein nicht unbeträchtlicher Schritt vorwärts, nachdem Frankreich sich die ganze Zeit über völlig ablehnend und ausweichend verhalten hatte.

Bezeichnend für die Apathie, unter welcher der Völkerbund damals litt, war die Tatsache, dass die Völkerbundversammlung, die am 4. September im Reformationssaal in dem üblichen Rahmen eröffnet worden war, vertagt werden musste, ... weil sich niemand zum Wort gemeldet hatte. Erst nach längeren Bemühungen gelang es dem Vorsitzenden am nächsten Tage, die Debatte in Fluss zu bringen. Diesem Rednerstreik lag der alte Gegensatz zwischen den Grossmächten und den kleineren Ländern zugrunde. Die Redner der Grossmächte wollten sich zunächst zurückhalten und diesmal den kleinen Staaten den Vor-

tritt lassen. Diese aber weigerten sich, als Lückenbüsser einzuspringen.

Am 7. September fand dann im Reformationssaal doch wieder eine interessante Sitzung statt. Das Tagesgespräch bildete die Rede des Reichskanzlers Müller, der eine für Genfer Verhältnisse äusserst scharfe Sprache führte. «Die Entwaffnung Deutschlands darf nicht länger dastehen als der einseitige Akt der den Siegern des Weltkrieges in die Hände gegebenen Gewalt», hatte er der aufhorchenden Versammlung im Rahmen einer schonungslosen Kritik an der Verschleppungstaktik der Völkerbundsmächte in der Abrüstungsfrage zugerufen. Die Abrüstung war sein Hauptthema. «Ich richte an die Bundesversammlung das dringende Ersuchen, sich endlich über die Einberufung einer ersten Abrüstungskonferenz schlüssig zu werden», hatte er zum Schluss gefordert.

Nach einem kurzen Wort über die «Minderheiten, zu deren Fürsorge der Völkerbund eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat,» und einer Betonung der Wichtigkeit der wirtschaftlichen Fragen, unterzog er die gesamte Tätigkeit des Völkerbundes einer kritischen Prüfung. «Der Mann aus dem Volke liest, dass die Regierungen sich feierlich auf die Erhaltung des Friedens verpflichtet haben, und er sieht andererseits, dass diese Regierungen gleichwohl an ihren alten Machtpositionen festhalten und neue zu gewinnen suchen. Er liest ... die beredten Worte über das gegenseitige Vertrauen der Staaten zueinander ... und sieht, dass in der Praxis alles beim Alten bleibt.»

Gespannt folgte die Versammlung, als ich diese Sätze in der französischen Fassung vortrug. Besonders die französische Delegation machte sich Notizen, und ich sah, wie sich Briand etwas unruhig öfter zu seinem Nachbarn, dem Staatssekretär Berthelot vom Auswärtigen Amt, wandte.

«So ist es nicht verwunderlich», schloss Müllers Rede, «wenn der Mann auf der Strasse schliesslich dazu kommt, ein doppeltes Gesicht der internationalen Politik zu konstatieren ... Die Regierungen können nicht auf zwei Wegen zugleich wandern. Sie müssen sich für die Realpolitik im besten Sinne des Wortes entscheiden.»

Als ich mit der Übersetzung fertig war, rührte sich bei der französischen Delegation nicht eine einzige Hand zum Beifall. Nur die kleineren Mächte applaudierten.

Kurze Zeit danach stattete Briand Müller einen Höflichkeitsbesuch ab. Von einer Verstimmung war ihm nichts anzumerken. Er erklärte lediglich, dass er auf einige Punkte der Rede des Reichskanzlers noch zurückkommen werde. Das tat er dann am 10. September.

Es war ein anderer Briand als der Mann des Friedens, der nun auf der Tribüne des Reformationssaales stand. Er hielt eine unfreundliche Rede gegen Deutschland und vor allen Dingen gegen den Reichskanzler Müller. «Gewisse Staaten haben bestimmte, ihnen auferlegte Ver

pflichtungen nicht mit dem notwendigen guten Willen durchgeführt», klang es im Stile Poincarés aus Briands Mund. «Welch ein Reichtum an Tatkraft, Beharrlichkeit und Schaffensdrang ist in diesem deutschen Volk! Kann man es da jemand verübeln, wenn er aus dieser Begabung des deutschen Volkes Beunruhigung und Misstrauen schöpft?» Mit diesen Argumenten wandte er sich gegen die Abrüstungsforderung Müllers und fuhr dann mit einer Spitze gegen Sowjetrussland fort: «Mit einer grossen theatralischen Geste hat eine einzige Regierung die völlige Abrüstung vorgeschlagen, aber diese Regierung bereitet zugleich den sozialen Krieg vor, der nicht weniger furchtbar und blutig sein würde als der Weltkrieg.» Unter diesen Umständen sei es unmöglich, Europa durch Abrüstung von jeder Sicherung gegen diese Gefahr zu entblößen.

Auch in der Minderheitenfrage erteilte Briand eine Absage. «Auch berechtigten Forderungen der Minderheiten werde ich Schweigen gebieten, wenn sie den Frieden zu erschüttern drohen.»

Direkt zu Müller gewandt streifte er dann kurz die Räumungsfrage. Die in gewissen Ländern vorhandene Ungeduld sei durchaus verständlich. «Hiergegen hilft aber nicht die Internationale einer Partei, sondern nur die Internationale der Nationen und Völker.»

Bei diesen Worten wurde Müller vor Ärger rot, denn es war eine persönliche Kritik Briands an seiner Stellung als Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei und an den Beschlüssen des Sozialistenkongresses in Brüssel, der am 9. August unter Zustimmung der französischen Sozialisten die sofortige und bedingungslose Räumung des Rheinlandes gefordert hatte.

Donnernder Applaus beantwortete die Rede Briands. Ich hatte deutlich das Gefühl, dass es eine Demonstration des Völkerbundes gegen das Reich war, kaum zwei Jahre, nachdem ein ähnlich donnernder Applaus unseren Eintritt an derselben Stelle begrüsst hatte.

Grosse Aufregung herrschte auch unter den Journalisten der «Bavaria» über die Rede Briands. «Er hat sich im Ton vergriffen», sagten die einen, «er hat nichts Böses gemeint», erwiderten die Franzosen, von denen man auch erfuhr, dass sich Briand vor allem über die Wendung in Müllers Rede geärgert hatte, die von dem «doppelten Gesicht» der internationalen Politik handelte. Das hatte er auf sich bezogen. Einige Journalisten machten sogar mir einen Vorwurf. Ich hätte es nicht mit «politique a double face» übersetzen dürfen. Das hätte im Französischen einen besonders schlechten Klang. Aber sie konnten mir auch wieder nicht sagen, wie ich «doppeltes Gesicht» auf Französisch anders hätte ausdrücken können.

Zwar legte sich die Aufregung sehr schnell wieder, und sie hatte auch keine grösseren politischen Folgen, aber zur Verbesserung der Stimmung in Genf trug sie natürlich nicht bei.

Inzwischen kamen mit Briands Hilfe die Besprechungen der Locarno-Mächte über die deutsche Räumungsforderung zustande. England wurde wieder durch Lord Cushendun vertreten, da Chamberlain immer noch krank war. Die Besprechungen fanden, wie im März 1926, in einem Salon des Hotels Beau Rivage, dem Sitz der englischen Delegation, statt. Briand, Scialoja, der belgische Aussenminister, Hymans, und Müller trafen sich dort unter dem Vorsitz von Cushendun mehrere Male während der Völkerbundstagung. Bei den ersten Treffen wurde ziemlich viel hin- und hergeredet. Müller forderte von vornherein kategorisch die Rheinlandräumung als ein Recht Deutschlands auf Grund des Artikels 431 des Versailler Vertrages, wonach die Räumung der besetzten Gebiete zu einem früheren als dem im Verträge vorgesehenen Zeitpunkt erfolgen könne, wenn Deutschland seine Verpflichtungen vorher erfüllt habe.

Briand wies immer wieder darauf hin, dass er sämtliche Zusagen, die er seinerzeit in Locarno Luther und Stresemann gegenüber gemacht hatte, auch pünktlich erfüllt habe. Er meinte damit vor allem die Erleichterungen im Besatzungsregime. In der Frage der Gesamträumung aber bestand er auf einer endgültigen Bereinigung des Reparationsproblems als Gegenleistung.

Bis zum Schluss weigerte sich Müller, ein sogenanntes «Junctim» zwischen Räumung und Reparationen anzuerkennen. Damit kam er natürlich bei Engländern und Franzosen nicht durch. In dem Beschluss, der am Ende dieser Besprechungen am 16. September gefasst wurde, trug man zwar formell dem deutschen Standpunkt Rechnung, indem von einer direkten Verbindung der beiden Fragen nicht die Rede war. Aber jeder unvoreingenommene Leser dieser Erklärung hatte doch den Eindruck eines «Junctims».

«Am Schluss der dritten Besprechung . . . so lautete das Komunique, «ist folgende Einigung zwischen den fünf Mächten zustande gekommen:

1. Es werden offizielle Verhandlungen über die vom Reichskanzler vorgebrachten Forderungen auf vorzeitige Rheinlandräumung eröffnet.
2. Es wird eine Kommission von Finanzsachverständigen der sechs Regierungen eingesetzt, um das Reparationsproblem vollständig und endgültig zu regeln.
3. Es besteht grundsätzliches Einverständnis über die Einsetzung einer Feststellungs- und Vergleichskommission.»

Somit war es nach langen Bemühungen endlich gelungen, die Frage der vollständigen Rheinlandräumung offiziell unter den beteiligten Mächten zur Erörterung zu bringen. Es war eine Ironie des Schicksals, dass dieser wichtige Beschluss ausgerechnet in Abwesenheit Stresemanns gefasst wurde, der sich zwei Jahre hindurch mit aller Kraft und unter

grossen persönlichen Opfern vergeblich bemüht hatte, dieses Ziel zu erreichen. Aber wenn auch Reichskanzler Müller den Erfolg davontrug, so wusste doch jeder, der diese Verhandlungen im Einzelnen miterlebt hatte, dass Müller nur auf Grund der jahrelangen Vorbereitung des Bodens durch Stresemann so verhältnismässig schnell zum Ziel gelangt war. Auch war die von Müller in Genf eingeschlagene Taktik zweifellos von Stresemann stark beeinflusst worden. Denn auch Müller hatte, wie Staatssekretär von Schubert, auf dem Wege nach Genf in Baden-Baden mit dem Aussenminister eine gründliche Aussprache gehabt. Als er am 17. September nach Deutschland zurückreiste, machte er ebenfalls bei dem immer noch kranken Stresemann halt, um ihm persönlich die gute Nachricht zu überbringen.

«Das Reparationsproblem ... kann in ganz kurzer Zeit geregelt werden, vielleicht in einigen Wochen, vielleicht in zwei Monaten», sagte Briand in einem Interview mit dem Vertreter der Frankfurter Zeitung. «Ist es geregelt worden, dann kann sofort die Totalräumung eintreten.»

Die Jahre der Enttäuschung schienen nun vorüber zu sein. Trotzdem dauerte es noch geraume Zeit, ehe sich aus diesen Vereinbarungen der Young-Plan sowie im August des nächsten Jahres die Haager Reparations- und Räumungskonferenz entwickelten und damit das grosse Ziel endgültig erreicht wurde.

Noch einmal reiste ich im Dezember 1928 mit Stresemann zu einer Ratstagung, diesmal nach Lugano. Mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand war diese Tagung von dem kalten und feuchten Genf in die sonnige Südschweiz verlegt worden. Die Tagesordnung war unerheblich, aber zum ersten Male nach längerer Zeit kamen Stresemann, Chamberlain und Briand wieder in kleinem Kreise zusammen. In den Unterhaltungen, die meistens in Briands Hotel stattfanden, herrschte wieder die alte, freundschaftliche und vertrauensvolle Atmosphäre von Locarno. «Die Ratstagung hat es uns ermöglicht», so hiess es in einer an die Presse ausgegebenen Erklärung der drei Minister, «die seit langem unterbrochene persönliche Verbindung zwischen uns wieder aufzunehmen ... Der Politik der Versöhnung und Annäherung bleiben wir treu ... In diesem Geist werden wir die Verhandlungen fortsetzen, die auf Grund der Vereinbarungen eingeleitet wurden, welche zwischen den sechs beteiligten Ländern am 16. September zustande gekommen sind.»

So endete denn das Jahr 1928 mit einer friedlichen und versöhnlichen Note und gab den Auftakt für die glückliche Wendung, die im August des folgenden Jahres eintreten sollte.

Nur in der letzten Sitzung der Ratstagung, die am Vormittag des-

selben 15. Dezember stattfand, an dem diese versöhnliche Erklärung herausgegeben wurde, kam es in öffentlicher Sitzung zu einem unerwartet schweren Zusammenstoss, und zwar zwischen Stresemann und dem polnischen Aussenminister Zaleski. Es war ein Blitz aus heiterem Himmel; denn nicht nur über dem Luganer See strahlte vom tiefblauen Firmament die Dezembersonne mit frühlingmässiger Wärme, auch auf die Ratsverhandlungen selbst hatte sich bis dahin die friedliche Stimmung, die in der Natur herrschte, übertragen. Alles war bisher reibungslos über die Bühne gegangen. Der letzte Punkt war eine ober-schlesische Minderheitsbeschwerde in Schulangelegenheiten. Die Entscheidung sollte, wie üblich, wieder einmal vertagt werden, und Zaleski hatte uns sagen lassen, dass er nicht beabsichtige, dazu das Wort zu ergreifen. Daraufhin hatte auch Stresemann erklärt, er werde der Vertagung nicht widersprechen und sich auch nicht zum Wort melden.

Zu unserer grössten Überraschung erhob sich aber bei diesem Punkt der Tagesordnung der polnische Aussenminister doch von seinem Stuhl und hielt eine längere Rede gegen die Behandlung der Minderheitenfragen im Allgemeinen und den deutschen Volksbund in Oberschlesien im Besonderen. «Missbräuchlich und hetzerisch» nannte Zaleski dessen «Beschwerdesucht». «Wühl- und Hetzarbeit», «unbegründete und unverantwortliche Klagen», «Gefährdung des Friedens» hörten wir zu unserem wachsenden Erstaunen Zaleski sagen. Aus seinem schläfrigen, runden Gesicht heraus klangen diese Anklagen noch herausfordernder, als wenn sie mit Temperament und blitzenden Augen vorgebracht worden wären.

Mit steigender Erregung hörte Stresemann Zaleski zu. «Unerhört», rief er an mehreren Stellen über den Ratstisch gegen alle Regeln des Völkerbundprotokolls in den Saal, der sich langsam wieder mit Journalisten zu füllen begann. Sie witterten hier eine gute «story», nachdem die meisten von ihnen vorher aus Langeweile in den Erfrischungsraum abgezogen waren.

Schliesslich konnte sich Stresemann nicht mehr halten. Er schlug mit der Faust auf den Tisch. «Das ist ja eine Unverschämtheit, ich bitte sofort ums Wort» rief er in höchster Erregung Briand zu, der den Vorsitz bei dieser Tagung führte.

Kurz danach hatte Zaleski geendet. Er machte ein Gesicht, als wäre er tatsächlich für die «bêtises» zuständig, wie es Pilsudski auf der Märztagung 1927 von ihm behauptet hatte, und setzte sich etwas ängstlich wieder auf seinen Ratssessel.

Nun brach Stresemann los. «Wie können Sie es wagen, Herr Zaleski», schrie er in höchster Wut den verdutzt dreinblickenden Polen an. Noch heute habe ich den wütenden Klang von Stresemanns Stimme im Ohr, als er diese Worte hinausbrüllte. In Scharen strömten die Journalisten in den Saal zurück. Das Publikum in den hinteren Reihen

stieg auf die Stühle, um auch nicht das geringste von dem Gewitter am Ratstisch zu versäumen. Die Sensation war da!

Auch ich arbeitete auf meinem Stühlchen mit dem Block auf den Knien wie ein Wilder, um Stresemanns Donnerwetter möglichst wortgetreu festzuhalten. Er sprach von den «heiligsten persönlichen Rechten der Minderheitsangehörigen». «Wie kommen Sie dazu, die Geltendmachung dieser Rechte vor dem Völkerbundsrat als Missbrauch und Friedensbedrohung hinzustellen?», rief er Zaleski zu. «Die Liebe zur alten Heimat und Hochverrat sind manchmal sehr nahe beieinander, und es sind sogar hier im Rat Männer, welche sich ihrerseits in ähnlicher Lage von gleichen Gefühlen leiten liessen.» Das war eine deutliche Anspielung auf Benesch und die Rolle, die er im alten Österreich während des Krieges gespielt hatte.

So ging es noch eine ganze Weile weiter. «Krach übersetzt sich immer gut», hatte mir einmal einer meiner Lehrer in Berlin gesagt. Dieser Satz bewahrheitete sich auch diesmal. Mir ging der französische Text sehr glatt von der Hand. Ich sprach höchstens an einigen Stellen für einen Dolmetscher etwas zu laut. Aber das fiel nach dem Donnern Stresemanns niemand mehr auf.

Als Stresemann geendet hatte und auch meine Übersetzung und die englische Fassung über die Bühne gegangen waren, herrschte tiefstes Schweigen. Offensichtlich hatte niemand Lust, sich durch ein unbedachtes Wort den Zorn Stresemanns zuzuziehen. Mit einem Augenblinzeln schloss Briand dann die Sitzung und gleichzeitig die Tagung von Lugano mit den Worten: «Wir haben soeben einem ‚Meinungsaustausch‘ zwischen den beteiligten Parteien beigewohnt, den die zuständigen Stellen bei ihren Beratungen sicherlich berücksichtigen werden.» Ich notierte mir auf dem kleinen Merkzettel für sprachliche Neuheiten, den ich stets bei mir führte, hinter «behänge de vue», Meinungsaustausch: «Kann auch für Wutausbruch verwendet werden.»

9

STRESEMANN AM ZIEL (1929)

Nach den dramatischen Szenen auf der grossen Bühne der Welt-politik trat im Jahre 1929, dem letzten Lebensjahr Stresemanns, zu-nächst wieder die nüchterne Wirtschaft in den Vordergrund. Sie behielt ihre führende Rolle das ganze Jahr hindurch und ermöglichte in einer bemerkenswerten Umkehr des Wortes vom Primat der Politik im zwei-ten Teil dieses entscheidungsschweren Jahres die Befreiung des Reichen von der fremden Besatzung, die Stresemann seit 1923 als Ziel vor Augen gehabt hatte.

Der erste Akt spielte in dem sachlichen Milieu des Frühstückssa-lons eines hypermodernen Pariser Luxushotels, des Georges V., in unmittelbarer Nähe der Prachtstrasse Ghamps Elysees. Hier wurden am 11. Februar die Besprechungen der «Kommission von Finanzsach-verständigen zur vollständigen und endgültigen Regelung des Repara-tionsproblems», wie es in dem Genfer Fünf-Mächte-Kommuniqué vom September 1928 hiess, eröffnet. Im Gegensatz zu der stilvollen Pracht des Uhrensaales im Quai d'Orsay, der im Vorjahre den Rahmen für die feierliche Unterzeichnung des Kellogg-Paktes abgegeben hatte, herrschte hier bei den Verhandlungen, die in ihren unmittelbaren Aus-wirkungen viel schwerwiegender sein sollten als jener im Scheinwerfer-licht der Weltgeschichte vollzogene Akt, eine denkbar unfeierliche und geschäftsmässige Atmosphäre. Eine moderne, geradlinige Innenarchitek-tur in Gold und Blassrot bei schmucklosen, grauen Marmorwänden mit seltsam stilisierten gläsernen Beleuchtungskörpern und riesigen, hori-zontal gegliederten Fenstern war ein passender Rahmen, nicht nur für die Rennstallbesitzer, Drehbuchautoren und blonden Amerikanerinnen, die damals derartige Hotels in Paris bevölkerten, sondern auch für eine Versammlung von internationalen Finanzleuten und Wirtschaftlern, wie sie hier an jenem Morgen zusammentrat.

Wie die Direktoren in einer Aufsichtsratssitzung sassen die Vertreter von Deutschland, Frankreich, England und Belgien um den langen Konferenztisch. Das Kopfende der Tafel war für den Vorsitzenden, den Amerikaner Owen Young, bis zu seiner endgültigen Wahl noch frei gelassen worden. Als er seinen Platz nach einigen Minuten einnahm, setzte sich der Träger eines weltbekannten amerikanischen Namens, der Finanzgewaltige J.P. Morgan, neben ihn. An der Längsseite des Tisches folgten nach links die Engländer, die Belgier und anschliessend die Deutschen, der Reichsbankpräsident, Dr. Schacht, und der Schwerindustrielle Vogler. Rechts von Young sassen die Franzosen, die Italiener und die Japaner.

Ich war diesmal als zweiter Dolmetscher mit nach Paris gekommen, denn es handelte sich ja um eine Finanzkonferenz, bei der Michaelis vom Finanzministerium unter den Dolmetschern naturgemäss den ersten Platz einnahm. Wir sassen beide an einem bequemen, runden Tisch am Kopfende der Tafel zwischen Young und Morgan, während die beiden Völkerbunddolmetscher – einer von ihnen war der Franzose Mathieu, «der Dolmetscher des Königs von England» – an ebensolchem Tisch zur Rechten von Owen Young ihren Platz hatten. Die Arbeitsbedingungen waren für uns ideal. Wir konnten mühelos alles verstehen, da sämtliche Redner in Richtung des Präsidenten, also auch in unsere Richtung sprachen, hatten genug Raum für unsere Notizblätter und Papiere und folgten den undramatischen Ausführungen der einzelnen Sachverständigen mit gespanntem Interesse.

Besonders interessierte mich natürlich der unmittelbar halb links vor mir sitzende J.P. Morgan, der sagenhafte Beherrscher der amerikanischen Banken. Äusserlich wirkte der grosse, breitschulterige Mann keineswegs so, wie man sich einen internationalen Finanzmann vorstellt. Mit seinem gutmütigen Gesicht, seiner altväterlich wirkenden Kleidung und seinem etwas unbeholfenen Auftreten hätte man ihn auf den ersten Blick eher für einen wohlhabenden Bürger aus einer deutschen Kleinstadt halten können. Vom Reden schien er nicht viel zu halten.

«Zu diesem Punkt müssen Sie jetzt aber etwas sagen», hörte ich Young ihm manchmal zuflüstern. «Das liegt mir nicht, tun Sie es lieber», lautete meistens die Antwort. Die Stärke Morgans lag mehr im persönlichen Gespräch von Mann zu Mann. In den Verhandlungspausen oder nach Schluss der Sitzungen habe ich ihn oft in zwanglosen, mit Humor gewürzten Gesprächen in der Hotelbar mit diesem oder jenem Sachverständigen sitzen sehen. Vielleicht sind sogar bei diesen intimen Unterhaltungen die wichtigsten Entscheidungen gefallen.

Unter den übrigen Sachverständigen trat noch besonderster Gouverneur der Bank von Frankreich, Moreau, in Erscheinung. Bei den Verhandlungen entfaltete er recht wenig persönliche Initiative. Er war das getreue Sprachrohr von Poincaré und erhielt von ihm genaue Weisungen.

Der einzige Choleriker am Verhandlungstisch war der belgische Bankier Francqui, ein etwas unersetzter, älterer Mann mit rollenden, manchmal recht böseartig dreinblickenden Augen, der sich leicht in Teilprobleme, wie die Frage der Entschädigung für die in Belgien während des Krieges in Umlauf gesetzten Markbeträge, verbiss. Neben ihm sass sein Landsmann Camille Gutt, ein schwächlicher, dunkelhaariger Mann mit intelligentem, meist lächelndem Gesicht, der den Problemen mit scharfsinnigen Formulierungen zu Leibe ging und als Einziger aus der damaligen Versammlung auch heute wieder in den Finanzorganisationen, die von den Vereinten Nationen ins Leben gerufen worden sind, eine nach aussen hin unauffällige, aber trotzdem einflussreiche Rolle spielt.

Der interessanteste Kopf bei den Italienern war der Industrielle Pirelli, den ich schon auf der Weltwirtschaftskonferenz erlebt hatte. Hier in Paris sagte er wenig, verfolgte aber mit seinen dunklen Augen, die gegen sein überschmales, blasses Gesicht seltsam abstachen, jede Wendung am Verhandlungstisch mit äusserster Aufmerksamkeit. Ergriff er das Wort, so hatte man den Eindruck, als sezieren er die komplizierten Tatbestände mit der sicheren Hand eines geübten Chirurgen.

Völlig schweigend und immer lächelnd sassen die beiden Japaner am Tisch. Ihr Geist schien weit weg irgendwo im Lande der aufgehenden Sonne zu weilen. Ebenso lächelnd und geistesabwesend sassen ihre Sachverständigen und Sekretäre hinter ihnen. Für europäische Augen waren sie überhaupt nicht voneinander zu unterscheiden, so dass einmal während einer besonders heiklen Aussprache ein japanischer Journalist sich unbemerkt hinter seinen Landsleuten einschleichen konnte. Als es am nächsten Tage bekannt wurde, war die Aufregung unter den Finanzleuten gross. «Ich kann die Japaner nicht unterscheiden, sie sehen alle gleich aus», sagte der Generalsekretär des Ausschusses, dem eigentlich fremde Gesichter hätten auffallen müssen.

Die markanteste Gestalt am Verhandlungstisch war aber zweifellos der deutsche Sachverständige, Reichsbankpräsident Dr. Schacht. Mit einem natürlichen Selbstbewusstsein sass er, lässig zurückgelehnt, in seinem Sessel und verfolgte, durch den Kneifer seine Kollegen scharf ins Auge fassend, die Verhandlungen; wie ein geschickter Stürmer im Eishockey stürzte er sich blitzschnell in die Debatte, war nie um ein Argument oder eine treffende Formulierung verlegen und jonglierte geschickt mit Zahlen und Tatsachen. Er sprach ausgezeichnet Englisch, und ich lernte in ihm bei diesen und späteren Verhandlungen den besten internationalen Unterhändler kennen, der mir auf deutscher Seite in meiner langen Tätigkeit begegnet ist. Infolge seiner grösseren Erfahrung im Umgang mit Ausländern, insbesondere mit Angelsachsen, übertraf er in seiner Verhandlungskunst sogar noch Stresemann.

Über all diese Männer führte Owen D. Young mit typisch amerikanischer Formlosigkeit den Vorsitz. Meist sass er bequem zurückgelehnt in seinem Sessel, blickte aus seinen grossen, dunklen Augen unter den buschigen Brauen leicht gelangweilt auf den Tisch und warf nur in grossen Zwischenräumen einige Worte im Konversationston mit halblauter Stimme in die Debatte, um allzu grosse Abschweifungen zu unterbinden oder einen praktischen Vorschlag zu machen, wenn sich die Diskussion festgefahren hatte. Dabei wurde er oft sehr wirksam von dem englischen Sachverständigen Sir Josiah Stamp, der auf der Weltwirtschaftskonferenz schon in so unauffälliger Weise eine grosse Rolle gespielt hatte, unterstützt. Stamp, der Nationalökonom und Steuersachverständige, war in vielen schwierigen Situationen mit seinem umfassenden, professoralen Wissen eine Art Gehirntrust dieses Gremiums.

Die Aufgabe dieser Finanzleute und Wirtschaftler im Frühstückssalon des Georges V. war ungeheuer gross. Eine «endgültige und vollständige Regelung» des Reparationsproblems sollten sie finden. Dazu mussten sie nicht nur die Gesamtsumme der von Deutschland zu leistenden Reparationen festsetzen, eine Aufgabe, an die sich bisher noch niemand herangetraut hatte, sondern sie mussten auch die deutsche Zahlungsfähigkeit bestimmen und die Möglichkeiten prüfen, die für die Übertragung der von Deutschland aufzubringenden Summen in die Wirtschaftssysteme der Empfangsländer bestanden. Diese sogenannte Transferfrage war wohl das Haupthindernis für eine «endgültige und vollständige Regelung». Denn es zeigte sich immer wieder von neuem, dass die Aufnahme der deutschen Leistungen in die Volkswirtschaften der Gläubigerländer ausserordentliche Schwierigkeiten mit sich brachte. Einerseits bestanden zwar diese Länder darauf, dass Deutschland Reparationen zahlte, andererseits aber weigerten sie sich, die Waren bei sich aufzunehmen, als welche letzten Endes die Reparationszahlungen in Erscheinung treten mussten. Ganz offen wandten sich schon während der Verhandlungen im Sachverständigenausschuss, dem sogenannten Young-Komitee, die Engländer gegen deutsche Sachlieferungen. Besonders unangenehm schienen ihnen Sachleistungen in Form von Kohle zu sein, die mit ihrem eigenen Kohlenexport in Konkurrenz treten würden.

Dass neben solchen Grundfragen bei diesen Verhandlungen, die erst im Juni ihren Abschluss fanden, eine Fülle von einzelnen finanztechnischen und wirtschaftlichen Problemen eine Rolle spielte, liegt auf der Hand. Ihre Bedeutung wurde damals sehr überschätzt. Die «endgültige und vollständige» Lösung, die für das Reparationsproblem gefunden werden sollte, erwies sich in der Folge als sehr kurzfristig und unvollständig. Knapp drei Jahre nur blieb diese «Endlösung» in Kraft. Im Jahre 1932 wurden die Reparationen auf der Konferenz von Lausanne unter dem Reichskanzler von Papen zu Grabe getragen.

Ich hatte als Vorbereitung auf die Pariser Sachverständigenkonferenz eine ganze Reihe von Büchern über die finanziellen und wirtschaftlichen Probleme gelesen, die damit zusammenhingen. Theoretisch wusste ich sehr gut über Steuerbelastungen, Ausfuhrüberschüsse, Zahlungsbilanzen und Transferfragen Bescheid. Einige wesentliche Probleme waren mir jedoch bei diesem Studium unklar geblieben, und ich hatte daher diesen Sachverständigenverhandlungen mit grossem Interesse in der Erwartung entgegengesehen, dass ich in Paris die letzten Weisheiten aus berufenem Munde zu übersetzen haben würde. Darin wurde ich aber sehr enttäuscht. Denn auch diese Sachverständigen waren, ähnlich wie auf der Weltwirtschaftskonferenz, von politischen Erwägungen allzusehr beeinflusst, als dass sie die Probleme im abstrakten Sinne der reinen Wissenschaft angepackt hätten. Wäre dies der Fall gewesen, so hätten die Reparationen vielleicht schon damals in Paris ihr Ende gefunden.

Nach einem kurzen Aufenthalt in London, wo ich beim «Auslegungsausschuss für Artikel 8-12 des Rheinlandabkommens» tätig war – der Titel allein spricht Bände für die Auswüchse der internationalen Beziehungen der damaligen Zeit –, wurde ich in ein Milieu versetzt, das in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil der nüchternen Finanzgespräche im Georges V. in Paris war. Ich wurde nach Spanien beordert, wo sich am 10. Juni der Völkerbundsrat zu seiner 55. Tagung versammelte. Ein Stück des Weges begleitete mich allerdings die Atmosphäre der «Rennstallbesitzer und Drehbuchautoren» noch, denn ich reiste am 4. Juni abends in dem Superluxuszug, dem Südexpress, vom Pariser Bahnhof Quai d'Orsay ab. In diesem Zuge gab es nur Schlafabteile; sie trugen den Namen «Compartiments de grand luxe» zu Recht. Ein boudoirähnlicher kleiner Salon auf Rädern nahm mich auf. Strahlende Deckenbeleuchtung und Wandleuchter, die an den intarsiengeschmückten Wänden aus edlen Hölzern zu beiden Seiten eines facettierten Spiegels angebracht waren, tauchten den kleinen Raum in glanzvolle Helle. Zwei gebogene Flügeltüren führten in ein danebenliegendes kleines Waschkabinett, das mit allen neuzeitlichen Errungenschaften eines modernen Hotels ausgestattet war. Selbst in Hitlers und Görings berühmten Salonzügen, in denen ich später oftmals reiste, herrschte nicht solcher Luxus.

Im Zuge traf ich einen Teil der Völkerbundsdelegation, die sich unter Staatssekretär von Schubert zu einer vor der eigentlichen Ratssitzung stattfindenden Tagung des sogenannten Minderheitenausschusses nach Madrid begab. Dieser Ausschuss war auf der Märztagung des Rates in Genf, zu der ich von den Young-Verhandlungen für einige Tage abgeordnet worden war, ins Leben gerufen worden. Stresemann hatte hier die in Lugano mit dem «Faustschlag auf den Ratstisch», wie es damals

allgemein in der Presse hiess, eröffnete Offensive in der Minderheitenfrage unnachgiebig fortgesetzt und damit die Einrichtung dieses Sonderausschusses erreicht. In Madrid wurde dann die Minderheitenfrage in den Mittelpunkt der Ratserörterungen gestellt.

Am nächsten Morgen fuhr der Zug langsam durch die Grenzstation Hendaye, wo ich viele Jahre später an der Zusammenkunft zwischen Hitler und Franco teilnahm. In Irün, der ersten spanischen Stadt, mussten wir dann unseren schönen Zug verlassen. Die Spanier haben wie die Russen eine breitere Spurweite als die übrigen europäischen Bahnen. Angeblich soll das auf strategische Erwägungen zurückzuführen sein.

An der spanischen Grenze war man keineswegs auf das Kommen der deutschen Delegation vorbereitet, denn die eigentliche Ratstagung begann ja erst am 10. Juni, und Stresemann wurde erst am 9. hier erwartet. So standen denn Staatssekretäre und hohe Beamte der Wilhelmstrasse Schlange an der Passkontrolle. Der Beamte war in die Stadt gegangen und hatte auch den Schlüssel zur Passstelle mitgenommen, so dass erst energische «diplomatische» Vorstellungen erhoben werden mussten, bis ihn der Stationsvorsteher persönlich vom Frühschoppen aus der Stadt herbeiholte. In Spanien hat man eben viel Zeit.

«Hinter den Pyrenäen sieht Europa anders aus», hatte mir einmal jemand gesagt. Daran musste ich jetzt immer wieder denken, während wir durch die leicht gewellte spanische Hochebene mit den fernen Gebirgszügen und den einsamen Strassen fuhren, auf denen von Zeit zu Zeit, fast wie auf einem biblischen Gemälde, Gestalten auf kleinen Eseln oder Ochsenfuhrwerke mit riesigen Rädern und Landleute mit breitrandigen Hüten zu sehen waren. Der Wald fehlte hinter den Pyrenäen vollständig, nur hier und da sah man verstreute Baumgruppen – Kork-eichen sagten die Landeskenner. Stundenlang kamen wir an keiner Stadt vorbei, bis dann schliesslich, fast überraschend, ein Ort auftauchte, der das Modell zu einem alten Stich hätte sein können, Stadtmauern, Türme mit Zinnen, jahrhundertealte Häuser.

Mir fiel auf, wie elegant unser spanischer Lokomotivführer gekleidet war. Auf den Bahnhöfen sah ich ihn mehrere Male in einem erstklassigen Fliegerdress neben der Maschine stehen. Auch schienen die Lokomotivführer in Spanien ein besonders hohes Ansehen zu geniessen, denn unser «Pilot» wurde jedesmal ehrerbietig von den übrigen Eisenbahnern bis hinauf zum Stationsvorsteher gegrüsst. Das Rätsel löste sich sehr einfach, als uns Graf Welczek, der deutsche Botschafter in Madrid, der uns ein Stück entgegengefahren war, erzählte, dass der Zug von einem Mitglied der Familie Alba geführt werde. Manche spanische Adlige betrieben das Lokomotivefahren als eine Art Sport, und die Anwesenheit dieses Aristokraten auf dem Führerstand der Lokomotive war eine echt spanische Geste der Höflichkeit gegenüber den diplomatischen Besuchern aus dem Ausland.

Unvermittelt kamen wir am Ende dieses heissen Tages in der spanischen Hauptstadt an. Vorstädte wie in Berlin, London oder Paris scheint es nicht zu geben. Man ist plötzlich auf einem kleinen Bahnhof inmitten grüner Bäume, der mich samt seiner Anfahrt lebhaft an den Bahnhof in Potsdam erinnerte.

Dasselbe Gewühl auf den Strassen, Autobusse, Taxis, Strassenbahnen, Verkehrsregelung an der Puerta del Sol, dem Potsdamer Platz Madrids, genau wie ich es aus den anderen grossen Städten Europas kannte. Auch das Palace Hotel, in dem die deutsche Delegation untergebracht war, unterschied sich in nichts von den internationalen Plotelpalästen in anderen Ländern.

Das erste Mal sah ich Hochhäuser hier in der Gran Via von Madrid. Über 14 Stockwerke erhob sich das grösste dieser weissen Riesengebäude in den tiefblauen spanischen Himmel. Das war das Gebäude der Gompania Telefonica, der spanischen Tochtergesellschaft jener weltbekannten amerikanischen International Telephone and Telegraph Company, deren Präsidenten, Colonel Behn, ich später in einem berühmt gewordenen Prozess zwischen seiner Gesellschaft und der Siemens-Gesellschaft in London traf, und dem ich danach auf dem Obersalzberg als Dolmetscher bei einer Unterredung mit Hitler diente. Bei dieser Gelegenheit erzählte er, wie er von dem Dach des Hochhauses den Verlauf der Schlacht um Madrid im spanischen Bürgerkrieg beobachtet hatte und als tüchtiger Geschäftsmann bereits die Tafel zum Empfang Francos im Festsaal hatte herrichten lassen, als sich durch den unerwarteten Widerstand der Roten die Einnahme Madrids noch um Monate verzögerte.

Das eigentliche, malerisch traditionelle Spanien präsentierte sich erst in den nächsten Tagen. Der Völkerbundsrat, und vorher der Minderheitenausschuss, tagten im Senatsgebäude, dem Palacio del Senado. Der Sitzungssaal war dort für die besonderen Zwecke des Völkerbundes umgewandelt worden. Etwas erhöht stand der aus Genf herbeigeschaffte hufeisenförmige Ratstisch. Im Hintergrund befand sich der Thron des spanischen Königs unter einem Baldachin. Auf den rotseidenen Sesseln, die heute am 10. Juni die Ratsmitglieder einnahmen, hatten früher die spanischen Senatoren gesessen, bis der Senat von Primo de Rivera aufgelöst wurde. Der Sitzungssaal war nicht gross, aber er war reich und prächtig ausgestattet. Die Wände bedeckte roter Samt, rote Seidenportieren mit silbernen und goldenen Wappen drapierten die Ausgänge, und auch der Boden war mit rotem Velours ausgelegt. Das Publikum sass etwas tiefer als die Ratsmitglieder auf ebenfalls roten Sesseln wie im Parkett eines Theaters. Auch Ränge waren vorhanden, von denen aus die Madrider Gesellschaft auf das Schauspiel am Ratstisch herabsah. An den Wänden hingen vier grosse Gemälde, die Szenen aus der spanischen Geschichte darstellten. Einen würdigeren Rahmen hätte der

Völkerbund für diese Tagung seiner obersten Behörde nicht finden können.

Die meisten der bekannten Gesichter waren an jenem Morgen wieder in dem Saal zu sehen: Stresemann, Briand, Zaleski, Titulescu und andere. Nur einer fehlte, Chamberlain, denn die konservative Regierung war im Unterhaus kurz vor Beginn der Madrider Tagung gestürzt worden. MacDonald würde wieder ans Ruder kommen. Deshalb war Grossbritannien nur durch seinen Botschafter am spanischen Hofe vertreten. Spanien hatte vor einiger Zeit seinen im September 1926 gefassten Beschluss, den Völkerbund zu verlassen, wieder rückgängig gemacht, und als sein Vertreter fungierte der spanische Botschafter in Paris, der international bekannte und beliebte Quinones de León, der mit unnachahmlicher Grandezza auf die blumenreichen Dankesworte des Ratspräsidenten, des Japaners Adatschi, für die erwiesene Gastfreundschaft antwortete.

Primo de Rivera, der damalige Diktator Spaniens, hatte die Ratsmitglieder vorher in gutturalem Französisch herzlich begrüsst. Persönlich wirkte er so ganz anders, als ich mir damals einen Diktator vorstellte. Er war ein grosser, kräftig gebauter Mann mit einer reichlich lässigen Haltung. Er hatte nichts von jener etwas verkrampften Feierlichkeit an sich, wie sie Mussolini und Hitler bei offiziellen Gelegenheiten zur Schau zu tragen pflegten. Ungezwungen unterhielt er sich mit diesem oder jenem Delegierten. Auch mit Stresemann wechselte er einige Worte. Ich wollte gerade mein Spanisch anbringen, als mir der deutsche Botschafter zuvorkam und an meiner Stelle die Übersetzung übernahm.

Das Hauptthema der Ratsdebatten war die Minderheitenfrage. Aber trotz des explosiven Charakters dieses Themas blieben alle Beteiligten ruhig und zurückhaltend. Das reinigende Gewitter hatte im Dezember stattgefunden, und ausserdem hätte auch die rotsamtene Umgebung und die feierliche Stille, die in diesem spanischen Senatspalast herrschte, jedem Stimmaufwand schon von vornherein entgegengewirkt. Das alte Spanien übte durch seine Architektur und seine aristokratische Atmosphäre bestimmt einen besänftigenden Einfluss auf diese Institution der internationalen Demokratie aus.

Das spanische Wetter tat das Seine dazu, denn es herrschte, damals im Juni schon eine drückende Hitze. Innerhalb der alten Gebäude und der neuen Hotels war sie noch erträglich. Schon nach den ersten Tagen hatten wir begriffen, warum der Nachmittagsbummel im Tiergarten von Madrid, dem Buen Retiro-Park, erst zwischen 8 und 9 Uhr abends stattfindet, warum man vor 10 Uhr abends im Hotel kein Diner servierte, warum die Theater erst um 11 Uhr abends begannen und die Empfänge und Festlichkeiten oft erst zwischen 12 und 1 Uhr nachts richtig in Schwung kamen. Wenn der gefährliche, kalte Wind von der

Sierra Guadarrama, vor dem wir besonders gewarnt wurden, Kühlung in die heisse Stadt brachte, sah man die Madrider auf den Kaffeeterrassen bis 3 Uhr morgens ihre Orangeaden oder ihre Americanos geniessen, während die Armee der ambulanten Schuhputzer gleichzeitig die behaglich weggestreckten Schuhe der Gäste ungefragt auf Hochglanz polierte.

Wegen der vielen Festlichkeiten, die während der ganzen Tagung jeden Abend von der Stadt, vom Auswärtigen Amt, von der Regierung und zum Schluss vom König veranstaltet wurden, wird mir diese Tagung stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Sie wurde durch diese Nebenbeschäftigung, die sich allmählich zur Haupttätigkeit entwickelte, recht anstrengend, denn ohne Rücksicht auf Hitze und spanische Tradition, die den grössten Teil der heissen Tagesstunden für die Siesta reserviert hält, tagte der demokratische Völkerbund vor- und nachmittags – und zwar ab 3 Uhr! – als befände er sich am kühlen Genfer See. Die Folge davon war, dass die älteren Herren bei der damals besonders ereignislosen Tagesordnung fast jeden Nachmittag sanft an der Rats- tafel einnickten und damit beim Publikum gelegentlich eine spanisch wohlgesittete, schmunzelnde Heiterkeit erregten. Scialoja, einer der Ältesten und einer der eifrigsten Schläfer, machte einmal in einer geheimen Sitzung den Vorschlag, die Ratsmitglieder sollten sich Augen auf ihre Lider malen lassen. «Wenn wir dann einschlafen», sagte er mit seiner müden, zum Gähnen direkt aufreizenden Stimme, «merkt wenigstens das Publikum und die Presse nichts davon. Für sie blickten wir dann höchstens etwas gedankenvoll mit leicht geneigtem Haupt in die Ferne.» Dass die hohen Delegierten der Grossmächte sich in geheimer Sitzung derartige Scherze leisteten, hätte sich die interessiert vor der Tür wartende Weltpresse bestimmt nicht träumen lassen.

In der Minderheitenfrage, die den Rat und den Völkerbund noch lange Zeit danach beschäftigte, einigte man sich auf halbem Wege, ebenso in den meisten kleineren Fragen, die sonst noch auf der Tagesordnung standen. Trotzdem gab es natürlich auch in Madrid einige Zwischenfälle. Der erste, der zunächst recht böse aussah, ereignete sich noch vor der Ankunft Stresemanns. Einer seiner Begleiter hatte an der Grenze einem spanischen Journalisten ein Interview gegeben, in dem er im Zusammenhang mit der Minderheitenfrage auf Katalonien verwiesen hatte, «wo ja auf spanischem Boden ebenfalls eine Minderheit Wohnt». Dabei hatte er nicht bedacht, dass die katalonische Frage schon von je her ein empfindlicher Punkt der Spanier war, dass sie aber besonders auf Primo de Rivera wie ein rotes Tuch wirkte. Der spanische Diktator benahm sich auch tatsächlich wie ein gereizter Stier, liess eine wütende Presseerklärung gegen die Deutschen los und drohte mit allerhand Schwierigkeiten in der Ratsdebatte. Mitten in der Nacht wurde Staatssekretär von Schubert geweckt, es wurden besänftigende

Erklärungen entworfen und übersetzt. Ein schwerer Konflikt zwischen Spanien und Deutschland schien unvermeidlich. Graf Welczek jedoch gelang es schon am nächsten Morgen, dieses Missverständnis als geschickter Diplomat aufzuklären.

Ein anderer Zwischenfall wäre um Haaresbreite bei dem grossen Stierkampf eingetreten, zu dem die spanische Regierung die Delegierten eingeladen hatte. Der malerische Aufzug der Stierkämpfer, die wilde Kraft des in die Arena hereinpreschenden Stiers und vor allem die Temperamentsausbrüche der Zuschauer, die bei einem gelungenen Stoss des Matadors oder einem geschickten Angriff des Stieres oft aus 30'000 Kehlen wie ein Mann einen gellenden Aufschrei in dem weiten Rund ertönen liessen, die spanischen Frauen mit ihrem malerischen Kopfschmuck und ihren schwarzen Spitzentüchern, die mit derselben Begeisterung wie die Männer den verschiedenen Phasen des Kampfes auf dem Sandplatz folgten, all das ist schon oft beschrieben worden. Aber wenn man es selbst erlebt, wirken diese Szenen so eindringlich und mitreissend, dass man am liebsten auch vor Begeisterung seinen Hut oder seinen Überrock in die Arena werfen würde, wie dies die Spanier auf den billigeren Plätzen oft tun – bezeichnenderweise richtet sich der Preis eines Platzes auch danach, ob er auf der Sonnenseite oder im Schatten liegt. Nach Schluss der Kampfrunde werden dann die auf dem Sand liegenden Kleidungsstücke von den «Saaldienern» wieder ins Publikum zurückgeworfen.

Durch ein Versehen des Protokolls war nun ein würdiger alter Gesandter unserer Delegation auf die Steinstufen unter die einfachen Leute geraten. Glücklicherweise war noch ein anderes Delegationsmitglied, ein guter Kenner Spaniens, bei ihm. Als die Madrider merkten, dass zwei Deutsche unter ihnen sassen, kannte ihre ohnehin schon hochgestimmte Begeisterung keine Grenzen mehr. Einer kaufte eine Flasche Bier, öffnete sie, trank einen Schluck und bot sie dann dem verdutzt dreinschauenden alten Diplomaten mit der Aufforderung an: «Wir wollen jetzt mit unseren Kameraden auf das grosse Deutschland, la grande Alemana, trinken.» Beim Anblick der erhitzten, gar nicht vorschriftsmässig rasierten Gesichter der Spanier, mit denen er aus einer Flasche trinken sollte, zuckte der also Angeredete entsetzt zurück. Eindringlicher wiederholte der Mann aus der Madrider Vorstadt seine Aufforderung. Als sich der würdige Gesandte immer noch nicht rührte, sagte der Spanier schliesslich: «Dann wollen wir auf das Wohl Spaniens trinken.» «Jetzt müssen Sie aber unbedingt mittrinken», flüsterte nun der Spanienkenner aus der deutschen Delegation, der bisher nur gedolmetscht hatte, «sonst bekommen Sie nach den in einer Stierkampfarena geltenden Protokollregeln den Inhalt der Flasche ins Gesicht gegossen – Ihre Weigerung wäre eine Beleidigung Spaniens.» Der Gesandte riss sich zusammen, Protokoll ist eben Protokoll, und trank

unter dem Jubel der um ihn Herumsitzenden einmal und dann noch einmal und solange, bis nach mehrfachen Kreisen die Flasche mit dem suppenwarmen Bier geleert war.

Das Gegenstück zu diesem volkstümlichen Milieu bildete der Empfang, den Alfons XIII. am letzten Tage der Sitzungsperiode im Königsschloss zu Madrid gab. Bei dem vorher stattfindenden Bankett hatte eine Protokollfrage Schwierigkeiten bereitet. Nach dem spanischen Hofzeremoniell hätten die Aussenminister an der Tafel unter den Botschaftern sitzen müssen, da ein Botschafter bekanntlich der Vertreter des Staatsoberhauptes ist, während der Aussenminister nur die jeweilige Regierung vertritt. Das hätte natürlich bei den demokratischen Aussenministern helle Empörung hervorgerufen. Deshalb konnten die Botschafter nicht eingeladen werden und durften nur an dem Empfang teilnehmen.

Dieser Empfang aber war schon an sich ein Erlebnis. Es begann gleich bei der Ankunft im Schloss, als wir die breiten Freitreppen hinaufstiegen. Auf jeder fünften Stufe standen links und rechts zwei Soldaten der königlichen Leibgarde in historischer Uniform und stiessen salutierend mit den Hellebarden auf den Boden, wenn die Gäste an ihnen vorüberkamen. Wir Jüngeren hatten einige Mühe, unseren Ernst zu wahren, als auch wir, genau so wie die Staatsmänner, von der Menge vor dem Schloss mit lautem Ah und natürlich mit Beifallklatschen begrüsst wurden, während wir, immer zu zweit, in Frack und Zylinder aus den Wagen stiegen. Vor uns sahen wir gerade noch den alten, würdigen Gesandten, der am Nachmittag tapfer die Bierflaschenovation in der Stierkampfarena entgegengenommen hatte und jetzt, nun wieder ganz in seinem Element, mit huldvollem Lächeln auf eine andere, aber nicht minder herzliche Ovation der Volksmenge am Königsschloss einging. Die Komik dieser Situation zwang mich, mit Dr. Norden, der mit mir im Wagen gefahren war, ein intensives Gespräch über komplizierte Übersetzungsfragen zu beginnen, während wir langsam und feierlich, wie es nun einmal bei solchen Gelegenheiten üblich ist, die teppichbelegten Stufen der Freitreppe hinaufschritten.

Die gesamte deutsche Delegation von Stresemann bis zum letzten Attache war mit dem vorschriftsmässigen Chapeau claque versehen, dem zusammenklappbaren Abendzylinder, den man bei Hofe zusammengeklappt unter dem Arm tragen musste. Nur einer, unser Pressechef, erschien mit einem «unmöglichen» steifen Hut, den er verschämt in der Hand hielt, weil man ja bei dem warmen Wetter auch ohne Kopfbedeckung im Wagen sitzen konnte. Sein strategischer Plan bestand nun darin, sich dieser anstössigen Kopfbedeckung an der Garderobe zu entledigen. Seine Versuche scheiterten jedoch an der Traditionstreue der weissbestrumpften, goldbetressten Lakaien, die ihm jedesmal, wenn er ihnen seinen Hut reichte, ihn wieder mit einigen geflüsterten spa-

nischen Worten über die Kopfbedeckungsvorschriften bei Hofempfängen zurückreichten. Daraus entwickelte sich eine Art Ping-Pong-Spiel zwischen dem deutschen Herrn im Frack und dem Diener in Livree. Das Match endete mit einem Sieg für Spanien.

In dem Festsaal des Schlosses wurden die im einfachen Frack erschienenen europäischen Staatsmänner fast erdrückt von der Menge der goldbetressten Granden, von Infantinnen mit breiten Ordensbändern, von den Offizieren in altertümlichen Uniformen und den Mitgliedern des Hofstaates in reichgestickten Gewändern. Die Wände waren mit kostbaren Gobelins behängt, und im Hintergründe sah man auf erhöhten Stufen die beiden Thronessel. Die Szene wurde von den vielen Kerzen der grossen Kronleuchter mit einem milden, warmen Licht übergossen. In der Mitte des Saales stand König Alfons XIII., gross und schlank, mit dunklem Haar und kleinem Bärtchen, in ordensgeschmückter Uniform, neben ihm die Königin, fast ebenso gross wie er, blond, in einem langen weissen Kleid. Auch sie trug eine Ordensschärpe und einige kleinere Dekorationen. Das ganze glich einem Bild aus dem Märchenbuch.

Der demokratische Völkerbund reagierte darauf mit einem leichten Schmunzeln. Während sich der König zwanglos durch den Saal bewegte, zog sich die ihn umgebende Völkerbundsfront jedesmal etwas zurück, wenn er auf diesen oder jenen zuschritt, um ihn ins Gespräch zu ziehen. Es schien, als fühlte sich die internationale Beamtenschaft im Umgang mit Königen recht unsicher.

Einige der Ratsmitglieder waren von ihren Frauen begleitet. Auch Frau Stresemann hatte ihren schwerkranken Mann nicht allein auf die Reise gehen lassen wollen. Sie war während dieser Madrider Tage eine ausgezeichnete Vertreterin Deutschlands. Unter den Ministerfrauen war sie damals wegen ihres Taktes und ihrer Eleganz allgemein die beliebteste, und ihre gesellschaftlichen Erfolge waren ein würdiges Gegenstück zu der sympathischen Aufmerksamkeit, die dem deutschen Aussenminister überall entgegengebracht wurde.

Mit diesem festlichen Höhepunkt endeten die märchenhaften Tage von Madrid, und wir reisten am nächsten Morgen nach Paris, in die rauhe Wirklichkeit der Politik. «Ich kehre nach Deutschland zurück mit der Erinnerung an schöne Tage und in der Zuversicht auf eine weitere glänzende Zukunft Spaniens und die dauernde Freundschaft unserer beiden Länder», telegraphierte Stresemann von der Grenze an Primo de Rivera.

Am 19. Juni machte der deutsche Aussenminister einen Tag in Paris Halt, um sich noch einmal mit Briand auszusprechen. Zwar hatten sie sich auch in Madrid einige Male in ihren Hotels besucht. Die Atmosphäre ihrer Unterhaltungen war leicht entspannt, denn um das Prinzip der vorzeitigen Räumung brauchte ja nun nicht mehr gestritten

zu werden. Es war im Fünf-Mächte-Kommuniqué von Genf offiziell als Verhandlungsgegenstand anerkannt worden, und die theoretische Vorbedingung für die Räumung, nämlich die «vollständige und endgültige Lösung der Reparationsfrage», war inzwischen durch die Unterzeichnung des als Young-Plan bekannten Berichtes der Finanzleute im Georges V. am 7. Juni 1929 erfüllt worden. Trotzdem mahnte Stresemann immer wieder zur Eile. «Wann können wir nun endlich die politische Folgerung aus den in der Reparationsfrage gemachten Fortschritten ziehen?», hatte er in Madrid den immer noch abwartenden Briand gefragt, und diese Frage wiederholte er auch hier in Paris, als er dem französischen Aussenminister in dessen Arbeitskabinett im Quai d'Orsay am Vormittag des 19. Juni wieder gegenüber sass.

«Wir müssen noch warten», begann Briand mit einer fast stereotyp gewordenen Redewendung, «bis die Reparationslösung endgültig unter Dach und Fach ist.» Stresemann schwieg enttäuscht. «Und dann gibt es auch noch einige Punkte, die die Sicherheit Frankreichs betreffen», fuhr Briand dem immer niedergeschlagener dreinblickenden Stresemann gegenüber fort. Sollte auch das Jahr 1929 wieder nur Enttäuschungen bringen?

Nach der Besprechung assen wir im Kreise der französischen Regierung, die zu Ehren Stresemanns fast vollzählig erschienen war, zu Mittag. Poincaré liess sich entschuldigen. Er hatte in der Kammer zu tun. Nach dem Essen kam er noch auf ein paar Minuten in den Quai d'Orsay, musste aber sofort wieder in die Kammer zurückkehren. Auch aus den Unterhaltungen mit den anderen Regierungsmitgliedern, insbesondere mit Louis Barthou, ergab sich immer nur die eine Tendenz: Frankreich trat auf der Stelle. Noch am selben Abend fuhren wir dann mit dem Warschau-Express wieder nach Berlin zurück.

Sieben Wochen später befand ich mich erneut auf dem Wege zu einer grossen Konferenz. Auf ihr sollte der Young-Plan angenommen und die Rheinlandräumung endgültig beschlossen werden. Am 6. August trat diese Konferenz im Haag zusammen. Die holländische Regierung hatte dafür den altherwürdigen Sitzungssaal des holländischen Senates im Binnenhof zur Verfügung gestellt. Allein die deutsche Delegation umfasste vier Minister, Stresemann, Finanzminister Hilferding, Wirtschaftsminister Curtius und den Minister für die besetzten Gebiete Wirth. Frankreich war durch Briand, der inzwischen wieder einmal Ministerpräsident geworden war, durch Finanzminister Chéron und Wirtschaftsminister Loucheur vertreten. Aus England waren die Mitglieder der erst vor kurzem wieder ans Ruder gekommenen Labourregierung MacDonalds, Aussenminister Henderson, Finanzminister Snowden und Wirtschaftsminister Graham erschienen. Italien war durch

Grandi, Japan durch Adatschi und Belgien durch den Ministerpräsidenten Jaspas vertreten. Selbst die Vereinigten Staaten hatten einen Beobachter entsandt.

Wie anders war die Stimmung in dem etwas düsteren Raum dieser historischen Versammlungsstätte der holländischen Ersten Kammer als in dem Senatsaal von Madrid mit seinen leuchtenden Farben und seiner graziösen spanischen Innenarchitektur! Hier im Haag war alles von dem wuchtigen niederländischen Stil beherrscht. Holzgetäfelte Wände, grosse Kamine und ein dunkler Bodenbelag dämpften das Licht, das zu den tiefen holländischen Fenstern hereinfluss. Über eine verhältnismässig schmale Wendeltreppe, in der man im Halbdunkel die Porträts berühmter Seehelden und Staatsmänner erkennen konnte, gelangte man durch ein Vorzimmer mit grossen Bildern der holländischen Statthalter in die europäische Versammlung.

«Alle von uns haben die Erfahrung gemacht, dass der Krieg kein gutes Geschäft ist und auch für den Sieger schreckliche Nachteile im Gefolge hat», sagte Briand in seiner Eröffnungsrede.

«In den wirtschaftlich-finanziellen Ergebnissen kann nicht allein das Resultat dieser Konferenz liegen», erwiderte Stresemann in seinen Einführungsworten, «sie müssen politische Resultate nach sich ziehen», und umschrieb in diesen knappen Sätzen die Aufgabe, die dieser Konferenz gestellt war. «Ich sehe eine künftige Weltwirtschaftskonferenz voraus», fuhr er dann fort, «in der vom System des Kleinhandels zu einer Rationalisierung der Weltwirtschaft übergegangen wird.» Damit hatte er, wie es seiner Art entsprach, über die engen Ziele dieser Versammlung hinausgeblickt und ein Zukunftsbild entworfen, das er bereits im vorhergegangenen Jahre mit leidenschaftlichen Worten dem kühlen Poincaré in Paris vor Augen gestellt hatte. «Mit einem gewissen Lächeln», so sagte Stresemann weiter, «sehen wir heute auf den Zustand Deutschlands zurück, in dem sich Kleinstaaten durch eigene Zollgrenzen und ein eigenes Geldwesen voneinander absperren. Ich hoffe», rief er aus, «dass wir dereinst mit dem gleichen Lächeln uns des Zustandes Europas erinnern können, der demjenigen des vergangenen Deutschlands entspricht.»

Von diesen hohen Gedanken stieg jedoch die Konferenz sehr schnell in die Niederungen des Feilschens um die Aufteilung der nach dem Young-Plan verbliebenen Reparationssumme hinab. Die nächsten Wochen waren von dem Streit zwischen England und Frankreich über den Anteil der beiden Länder an den Reparationszahlungen erfüllt. Die markanteste Figur in diesem Duell war Philip Snowden, der englische Schatzkanzler, der schon auf der Reparationskonferenz in London vor fünf Jahren durch die Hartnäckigkeit und Unverblümtheit aufgefallen war, mit der er damals seine Ansichten vertrat. Er hatte sich seitdem nicht im Geringsten geändert. Der dünne, mittelgrosse Engländer, der

durch einen Fahrradunfall teilweise gelähmt war, zeigte sich hier im Haag besonders sarkastisch, geistig überlegen und unbarmherzig kritisch. Mit stahlblauen Augen blitzte er seine Gegner, die Franzosen, an und warf ihnen die grössten Grobheiten an den Kopf. «Was Herr Chéron hier soeben vorgebracht hat, ist lächerlich und grotesk», hatte er einmal auf dem Höhepunkt einer hitzigen Debatte dem dicken, immer aufgeregten französischen Finanzminister zugerufen. Es war ein Zwischenfall erster Ordnung. Die Sitzungen wurden ausgesetzt, die Franzosen verlangten eine Entschuldigung. Die Pariser Presse tobte.

Schliesslich holte man die Dolmetscher zu Hilfe, meine Kollegen vom Völkerbund, welche die französisch-englischen Übersetzungen auf der Konferenz besorgten. Sie erwiesen sich als humorvolle Diplomaten, indem sie den Nachweis führten, dass auf Englisch «lächerlich und grotesk» längst kein so schwerwiegender Ausdruck sei wie in den kontinentalen Sprachen. «Ridiculous and grotesque» kann man nicht mit «ridicule et grotesque» übersetzen, so lautete ihr salomonisches Urteil. Es war ein Parallelfall zu dem Vorwurf, der mir bei der Übersetzung der Rede des Reichskanzlers Müller in Genf gemacht worden war, als ich «doppeltes Gesicht» mit «double face» wiedergegeben hatte. Tatsache war jedenfalls, dass im englischen Unterhaus bei den Debatten «ridiculous and grotesque» im Gegensatz zum französischen Sprachgebrauch nicht als ehrenrührige Beleidigung angesehen wurde.

Mit Hilfe dieser Übersetzungskünste wurde jedenfalls die Krise beigelegt, und das Tauziehen zwischen Snowden und Chéron ging weiter. Der englische Schatzkanzler gewann es schliesslich, und als er nach Schluss der Konferenz mit der grossen Beute, die er seinem Lande gesichert hatte, in London eintraf, wurde er wie ein Triumphator empfangen.

Voll wachsender Unruhe hatte Stresemann diesem Treiben zugesehen. Die Konferenz hatte sich längst in zwei Abteilungen aufgespalten, eine finanzielle, die ununterbrochen Sitzungen im Binnenhof abhielt und bei der auf deutscher Seite meistens Michaelis als Dolmetscher arbeitete, und eine politische, die an und für sich auch im Haag hätte tagen sollen, deren ausschlaggebende Mitglieder jedoch, nämlich die vier Aussenminister, die schönere Umgebung am Nordseestrand von Scheveningen vorzogen. Nur wenn die Wogen des Konfliktes im Haag selbst unter den Finanzministern und den Wirtschaftlern wieder einmal besonders hoch gegangen waren, eilten die Aussenminister als eine Art Konferenzfeuerwehr in die Stadt, um die Flammen des Zwistes unter den ehemaligen Alliierten zu löschen. An diesen «Löschzügen» beteiligte sich auch Stresemann mit der steigenden Angst eines Mannes, der sein Werk durch ein Feuer gefährdet sieht, das vom Nachbargebäude auf sein Haus überzuspringen droht.

In dieser Stimmung ergriff Stresemann auch eigene Initiativen. Als die Konferenz wieder einmal auf einem toten Punkt angelangt zu sein

schien, liess er die Delegationsführer noch zu später Stunde zu einer Geheimbesprechung in den Binnenhof einladen. «Die Völker Europas blicken voll wachsender Ungeduld auf das Treiben, das zwar hier hinter verschlossenen Türen vor sich geht, von dem aber doch genug durchsickert, um uns alle in Misskredit zu bringen», rief er in grosser Erregung den anderen Delegationsführern zu. In seiner temperamentvollen Ansprache gebrauchte er beinahe «snowdensche» Wendungen und stand fast wie ein gestrenger Präzeptor vor einer Schulklasse. Ich glaubte schon, als ich seine Ausführungen übersetzt hatte, es würde sich ein Sturm der Entrüstung erheben, aber es geschah nichts dergleichen. Jeder hatte wohl eingesehen, dass Stresemann im Grunde recht hatte, wenn auch vielleicht das Temperament wieder einmal mit ihm durchgegangen war.

Seine Anklagerede war zum grossen Teil auch ein Ausfluss seiner fast bis zum Zerreißen gespannten Ungeduld über die unverändert zögernde Haltung Briands in der Räumungsfrage. «Ich muss erst das Ergebnis der Finanzverhandlungen hier auf der Konferenz abwarten», hatte Briand, der auch seinerseits immer ungeduldiger wurde, gesagt, «ehe ich feste Zusagen über die Räumungstermine machen kann.» Ein Blick in die Pariser Presse zeigte natürlich Stresemann, wie sehr sich die französische öffentliche Meinung und die Parteien gegen die Räumung sträubten, und wie vorsichtig Briand Vorgehen musste, wenn er nicht von der Opposition genau so gestürzt werden wollte wie im Jahre 1922, als er auf der Konferenz in Cannes die ersten Versuche zu einer Annäherung an Deutschland unternommen hatte und daraufhin prompt von Poincaré mattgesetzt worden war. Wahrscheinlich hat damals im Haag diese Erinnerung an Cannes bei Briand nachgewirkt.

Die langen Pausen zwischen den politischen Gesprächen hatten zur Folge, dass für mich die Haager Konferenz allmählich zu einem Kur-aufenthalt in Scheveningen wurde. Immer erholter und gebräunter erschien ich mit Stresemann zu den Besprechungen der vier Aussenminister, die sich meist auf Hendersons Balkon an der See in Scheveningen trafen. Dort ging es gelegentlich auch recht heftig zu, denn der Aussenminister der Labour-Regierung war mit dem praktischen Sinn des Engländers aus dem Volke für die verwickelten Formulierungen der französischen Vorbehalte Briands nicht zu haben. So wurde der robuste Mann mit dem leicht geröteten Gesicht, den grossen ehrlichen Augen und der markanten Stimme, dem man den ehemaligen Redner in den englischen Gewerkschaftsversammlungen im Ton und in der Formulierung immer noch anmerkte, fast ebenso ungeduldig wie Stresemann, wenn Briand immer und immer wieder das endgültige Räumungsdatum nicht nennen konnte. Henderson hatte von sich aus längst einen Zeitpunkt bekanntgegeben, an dem die letzten englischen Truppen aus Deutschland abziehen würden.

«Jetzt müssen Sie nun aber endlich einmal mit der Sprache heraussprechen, Herr Briand», rief Henderson eines Nachmittags dem erstaunt aufblickenden Briand zu. «Wie lange sollen wir denn noch auf Ihre Antwort warten? Schon vor zwei Tagen haben Sie erklärt, Sie würden nun heute endgültig das Datum nennen!» «Das stimmt nicht», erwiderte Briand, nun auch erregter werdend. «Natürlich haben Sie das gesagt, es steht ja deutlich in Herrn Schmidts Aufzeichnung!» entgegnete Henderson.

Briand sah mich mit grossen Augen fragend an. Mir war die Situation etwas peinlich, denn ich hatte tatsächlich auf Hendersons Wunsch nicht nur für Stresemann eine deutsche, sondern auch für die englische Delegation eine englische Aufzeichnung über die Balkongespräche ausgearbeitet. Eigentlich hätte ich Briand davon Mitteilung machen müssen. Ich hatte es aber unterlassen, weil ich diese Aufzeichnungen für Henderson nicht regelmässig anfertigte, sondern nur, wenn er es besonders wünschte. Das Unglück wollte es nun, dass Briand in der letzten Besprechung seine frühere Zusage wegen des Räumungstermins wieder rückgängig gemacht hatte, und gerade über diese Sitzung hatte Henderson keine Aufzeichnung von mir verlangt. Noch eine ganze Weile stritten sich Henderson und Briand über diesen Punkt, bis es mir gelang, das Missverständnis aufzuklären.

Der ganze Streit und die Erregung Briands, sein beharrliches Nein und seine Ausweichmanöver während dieser Besprechung hatten auf Stresemann wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt. Noch am gleichen Abend musste ich einen persönlichen Brief übersetzen, den er in verzweifelter Stimmung an den französischen Ministerpräsidenten richtete.

«Während der vielen Jahre, in denen ich die Ehre und das Vergnügen hatte, mit Ihnen politische Verhandlungen zu führen», schrieb Stresemann an Briand, «habe ich mich noch niemals eines Briefes bedient, um Ihnen meine Auffassung ... zum Ausdruck zu bringen. Wenn ich mich vor meinem Gewissen verpflichtet fühle, davon abzugehen und Ihnen heute zu schreiben, so wollen Sie bitte daraus ersehen, welche Bedeutung ich der Frage beilege, die ich mit Ihnen erörtern möchte ...» Und dann kündigte Stresemann seinen Entschluss an, zu demissionieren, «wenn ich in einer Frage, in der, wie ich weiss, Ihre Auffassung seit Jahren ebenso wie die meinige dahin gerichtet war, der Besetzung deutschen Landes ein Ende zu bereiten, einen in der Zeit so offenbaren Misserfolg erziele.»

Dieser Brief, der einer Beschwörung gleichkam, verfehlte seine Wirkung nicht. Kurze Zeit darauf überwand Briand alle seine Bedenken und kündigte an einem Sommernachmittag auf dem gleichen Balkon an der See, auf dem die letzte erregte Aussprache stattgefunden hatte, die endgültige Räumung der besetzten Gebiete bis spätestens zum 30. Juni des folgenden Jahres an. Stresemann war nach jahrelangem

Bemühen, nach der nervenaufreibenden Wartezeit seit Thoiry, nach den fast übermenschlichen Anstrengungen der letzten Tage am Ziele angelangt. Der letzte fremde Soldat würde in weniger als einem Jahr den deutschen Boden verlassen haben.

Für mich wird dieser Nachmittag an der Nordsee immer unvergesslich bleiben. Die Sonne schien auf einmal noch heller, und das Meer leuchtete noch tiefer. Dieses Leuchten spiegelte sich auch auf den Gesichtern der beiden Staatsmänner wider, die so hart miteinander und mit ihren Völkern um die Lösung gerungen hatten. Beide hofften in dieser Stunde, dass nun eine neue Zeit anbräche, in der Frankreich und Deutschland wirklich gute Nachbarn würden.

Noch musste das Resultat dieser wahrhaft historischen Besprechung streng geheimgehalten werden, damit die Oppositionsparteien in Frankreich und Deutschland nicht einen Strich durch die Rechnung machten. Deshalb wurde auch, wie schon manchmal vorher, der Oberkellner, der in der Verhandlungspause den Tee servierte, möglichst schnell wieder hinauskomplimentiert. «Monsieur Schmidt, faites la jeune fille de la maison», hatte Briand, wie schon manches liebe Mal bei früheren Unterhaltungen, zu mir gesagt und mich damit zur Hausfrau dieser deutsch-französischen Teegesellschaft zu dritt ernannt. Anfänglich hatte ich mich immer recht ungeschickt dabei angestellt, denn ich musste ja nicht nur Tee eingiessen und die Milch und den Zucker heranrücken, sondern gleichzeitig auch weiterübersetzen und mich auf Französisch oder Deutsch mit politischen Fragen beschäftigen. Im Unterbewusstsein hatte ich immer eine mächtige Angst, ich könne diesen Gedankenaustausch dadurch ungünstig beeinflussen, dass ich einem der Gesprächspartner kochend heissen Tee auf das Knie goss. Aber damals in Scheveningen war ich schon eine alterfahrene «jeune fille de la maison» und schwenkte wie ein Hotelfachmann mit Kannen, Tassen und Sandwiches in der Gegend umher. –

Stresemann hatte eine Leistung vollbracht, die einen Rekord für einen Aussenminister darstellen dürfte: Ohne sich auf eine Armee stützen zu können, allein durch seine hohe politische Kunst hatte er in unermüdlichen, bis zur Selbstaufopferung gehenden Bemühungen die bewaffnete Macht eines fremden Staates auf friedlichem Wege veranlasst, das Reichsgebiet zu räumen. Selbst Göring, mit dem man ja in manchen Augenblicken über gewisse Dinge sehr offen sprechen konnte, hat mir einmal in dieser Auffassung unumwunden recht gegeben. Gleichzeitig aber war es eine gemeinsame Rekordleistung der beiden Europäer Briand und Stresemann. In freiem Übereinkommen hatten sie die Räumung beschlossen und damit den Zustand hergestellt, der allein zur friedlichen Zusammenarbeit zweier Nachbarvölker führen kann.

Der Einwand, dass die Folge gezeigt habe, wie alle diese Erwartungen zuschanden wurden, und dass die Geste Briands von Deutschland später

nur mit Undank belohnt worden sei, ist meiner Ansicht nach nicht stichhaltig. Wären die beiden grossen Staatsmänner nur etwas länger am Leben geblieben, lange genug, um die von ihnen damals in Scheveningen mit so viel Hoffnung eingeleitete Entwicklung weiter zu fördern, so hätte sie auch ihre Früchte getragen. Die Tragik lag nicht darin, dass die Rechnung oder vielmehr das Gefühl der beiden falsch war, sondern dass sie beide so vorzeitig abtreten mussten. Die zarte Pflanze des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich, deren Keime sie damals in eine sehr aufnahmebereite Erde senkten, konnte in ihren Wachstumsjahren nicht mehr von ihnen persönlich gepflegt und vor den Stürmen der Zeit bewahrt werden; sie musste zunächst gutwilligen, aber ungebühteren Händen und später dem Mutwillen von Amateuren überlassen werden.

Während Briand und Stresemann nun noch eine Weile plaudernd beisammensassen und Erinnerungen über den langen und beschwerlichen Weg austauschten, den sie seit Locarno und Thoiry zurückgelegt hatten, kehrten Henderson und Hymans wieder auf den Balkon zurück. Sie hatten die Besprechung in einem Augenblick verlassen, als die Räumungsfrage wieder einmal festgefahren schien, um den beiden Aussenministern Gelegenheit zu geben, sich gründlich auszusprechen. Sie waren natürlich ebenso erfreut über die Einigung wie Briand und Stresemann selbst und wiederholten sofort die von ihnen früher bereits abgegebenen Zusagen über die Räumung der zweiten Zone des Rheinlandes (Aachen-Eupen-Euskirchen-Koblenz) durch die Engländer und Belgier in der Zeit vom 15. September bis 15. Dezember 1929. Damit wurde das gesamte Reichsgebiet von der Besetzung frei.

Nach dem Ende dieser denkwürdigen Besprechung sass ich mit Stresemann noch eine Weile auf einer Kaffeeterrasse am Meer. Er sprach kaum ein Wort. Vielleicht war er durch die Nachwirkung der Aufregungen in den vergangenen Wochen, Tagen und Stunden zu erschöpft, um etwas zu sagen. Vielleicht hatte ihn aber auch das Gefühl der Zufriedenheit und des Glückes über den grossen Erfolg übermannt. Für mich war es eine Feierstunde.

Zwar gab es in den nächsten Tagen noch Aufregungen genug. Die Finanzleute gerieten mit Snowden mehrmals heftig aneinander. An einem der letzten Tage wurde die Delegation noch nach Mitternacht durch einen Telefonanruf aus dem Haag alarmiert. Im Binnenhof sollten die Endrunden des Kampfes ausgetragen werden. Unser stilles Hotel erwachte zu nächtlichem Leben. Die aus dem Schlaf gerissenen Delegierten fuhren noch einmal in langer Autokolonne den Weg in die Stadt. Vor dem Binnenhof drängten sich die Journalisten und blickten gespannt zu den hell erleuchteten Fenstern des Senatsssaales hinauf. Sie hatten zum Zeitvertreib mitten auf dem Hof ein grosses Feuer aus Zeitungen und Konferenzpapieren angezündet. Gespenstisch leuchte-

ten die alten Gebäude im flackernden Flammenschein auf. Der Binnenhof schien sich in ein Heerlager verwandelt zu haben.

Gegen drei Uhr morgens war der letzte Kampf der Finanzleute vorüber. Snowden war Sieger geblieben, aber dem glücklichen Konferenzabschluss und der Verwirklichung der Rheinlandräumung stand nun nichts mehr im Wege.

Am 30. August wurden um 12 Uhr mittags im Senatssaal des Binnenhofes zwischen den sechs Hauptmächten die Dokumente über die politische Einigung in einer kurzen, geschäftsmässigen Sitzung unterzeichnet und ausgetauscht. Der wichtigste Abschnitt der Haager Konferenz war damit beendet. Die Einzelregelung der finanziellen Fragen wurde auf einen späteren Zeitpunkt vertagt, denn inzwischen war am gleichen Tage in Genf die Völkerbundssitzung eröffnet worden.

Nur einen Tag blieb ich nach der Rückreise in Berlin. Dann musste ich mit einer anderen Delegation sofort nach Genf abreisen. Selten hat wohl eine Vollversammlung des Völkerbundes inmitten einer so allgemeinen Interessenlosigkeit begonnen wie die damalige Tagung. Die Ergebnisse der Haager Konferenz überschatteten alles. In Frankreich und Deutschland setzte, wie erwartet, der Sturm der Opposition gegen die Haager Beschlüsse ein. Obwohl sich Briand durch die Heranziehung militärischer Sachverständiger in der Räumungsfrage und durch die laufende Unterrichtung der französischen Regierung eine gewisse Rückendeckung verschafft hatte, kritisierte die französische Rechte die Vernachlässigung der Sicherheitsfrage und opponierte gegen die Räumung. Die deutsche Rechtsopposition sprach von den «Young-Sklaven», propagierte ein «Gesetz gegen die Versklavung des deutschen Volkes», durch welches Stresemann wegen Landesverrats mit Zuchthausstrafe bedroht wurde. Der nationalsozialistische Abgeordnete Frick nannte Stresemann einen «Lakaien Briands» und «den von uns bezahlten Agenten Frankreichs». Goebbels erklärte, das Volksbegehren gegen den Young-Plan sei nur ein Anfang, morgen sei es ein Volksprotest, übermorgen werde es eine Volksrevolution sein. Die Mehrheit des deutschen Volkes aber protestierte mit Entschiedenheit gegen «das Katastrophengesetz der Herren Hugenberg, Hitler und Seldt».

In Genf herrschte äusserlich der nun schon altgewohnte Betrieb. Blauer Septemberhimmel, in der Ferne der Montblanc, der überfüllte Reformationssaal mit MacDonald, Briand und Stresemann nacheinander auf der Rednertribüne, langweilige Kommissionssitzungen in der heissen Enge des Völkerbundssekretariats, «Bavaria»-Gerüchte und Einzelbesprechungen in den Hotels.

In diesem September entwickelte Briand, nachdem Stresemann bereits im Haag das europäische Thema hatte aufklingen lassen, zum

ersten Male seinen heute wieder viel zitierten Plan einer Europa-Union. Er trat in seiner grossen Rede für ein «lien federal», ein «föderatives Band» zwischen den europäischen Staaten ein und richtete nach der im Haag erfolgten Bereinigung des deutsch-französischen Verhältnisses nun seinen Blick bereits auf die nächste Etappe, die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa.

Einige Tage nach Briands Rede, am 9. September, stand Stresemann auf der Tribüne des Völkerbundes. Es sollte seine letzte Rede von dieser Stelle werden. Man sah ihm seine schwere Krankheit deutlich an. Er war bleich und abgemagert und rang beim Sprechen oft nach Atem. In seiner vorbereiteten, von meinen Kollegen und mir vorher französisch übersetzten Rede erwähnte er mit Befriedigung die «Erfüllung des deutschen Verlangens, das deutsche Staatsgebiet von militärischer Besetzung befreit zu sehen», die «ersten Schritte zu einer wirklichen Liquidation des Krieges»; er sprach von der Saar, «deren Wiedervereinigung mit dem Heimatlande der einmütige Wunsch seiner Bevölkerung ist», erwähnte den Kellogg-Pakt, mahnte zur «tatkräftigen Förderung der Abrüstung zu Lande», drängte erneut zur Ausgestaltung des Minderheitenschutzes und legte dann plötzlich mit einer energischen Handbewegung sein Manuskript beiseite, um in freier Rede einer interessiert folgenden Versammlung nun auch seine Zukunftsvision von der europäischen Union darzulegen. Ich machte mir eilig Notizen auf den Rückseiten meines französischen Übersetzungstextes.

«Ich teile keineswegs die grundsätzliche Skepsis der ‚Pränumerando-Pessimisten‘«, eine Sekunde lang stimmte mich als Übersetzer dieser komplizierte Ausdruck selbst etwas pessimistisch. Aber in höchster Not haben auch Dolmetscher manchmal rettende Einfälle. «Pessimistes par anticipation» fiel mir gerade noch rechtzeitig ein, um Stresemann weiter folgen zu können. Mit dieser Anspielung zielte Stresemann auf die zahlreichen Vorbehalte ab, die gegenüber Briands Europaplan, besonders von England, gemacht worden waren. Auch damals war es schwer, die Europäer zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit zu bewegen! «Warum soll der Gedanke, das zusammenzufassen, was die europäischen Staaten einigen kann, unmöglich sein?» rief Stresemann neben mir in den Saal. «Wo bleibt die europäische Münze? Wo die europäische Briefmarke?» hörte ich ihn fragen. «Ich lehne es ab, die wirtschaftliche Vereinigung und Vereinfachung der europäischen Staaten als eine Utopie anzusehen, ich halte es vielmehr für eine unbedingte Pflicht, in dieser Richtung zu arbeiten», bekannte er damals schon. Und mit Worten, die uns in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aktuell erscheinen, beendete er die letzte grosse Rede seines Lebens, die gleichzeitig eine Art Testament darstellte. «Wir in unserem Kreise, wir haben die nüchterne Aufgabe, die Völker einander näherzubringen, ihre Gegensätze zu überbrücken. Zweifeln wir nicht daran: sie sind einander

noch nicht so nahe, wie es zu wünschen wäre. Zweifeln wir nicht daran, es gibt Gegensätze. Es handelt sich um eine harte Arbeit: vorwärts zu kommen, diese Gegensätze zu vermindern und uns jenem Zustand zu nähern, den wir alle erhoffen. Auch diese Arbeit wird sich nicht durch Elan und Hurra allein leisten lassen, sondern sie wird zu der Tätigkeit gehören, von der ein deutscher Dichter einmal gesagt hat:

Dass sie zum Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur um Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten

In den nächsten Tagen bis zum Abschluss der Vollversammlung am 25. September lag so etwas wie herbstliche Abschiedsstimmung am Ende eines schönen Sommers in der Luft. In diesen Tagen schenkte mir Stresemann eine Schweizer Reiseuhr. «Seinem treuen Mitarbeiter in Dankbarkeit Gustav Stresemann», stand in seiner Handschrift auf dem Deckel eingraviert. Die Uhr hat mich jahrelang auf meinen Reisen begleitet. Ich verlor sie erst mit manch anderem teuren Andenken bei meiner Gefangennahme durch die Amerikaner im Jahre 1945.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr in die Reichshauptstadt, am Morgen des 3. Oktober, starb Stresemann. Durch die Wilhelmstrasse schritt ich im Trauerzug hinter seinem Sarg her und nahm im Kreise der Familie und der engeren Mitarbeiter an seiner Beisetzung teil.

Bereits am nächsten Tage wurde ich wieder in den Wirbel der internationalen Politik hineingezogen. Ich reiste nach Baden-Baden als Mitglied der Deutschen Delegation für den Organisationsausschuss der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich. Sie war ein Teil des im Young-Plan vorgesehenen Zahlungsmechanismus und besteht heute noch als ein wichtiger Faktor des internationalen Geldverkehrs. Sie ist eine der wenigen Einrichtungen der damaligen Zeit, welche die Stürme des Zweiten Weltkrieges überstanden haben. Mein Chef in Baden-Baden war Dr. Schacht. Auch hier wieder erschien er mir als ein Meister der internationalen Verhandlungskunst.

Dann wurde ich wieder nach Paris geschickt, um an der im Haag beschlossenen Konferenz über die Saar teilzunehmen, «deren Wiedervereinigung mit dem Heimatlande der einmütige Wunsch seiner Bevölkerung ist», wie Stresemann in Genf erklärt hatte.

10

REPARATIONEN, RÄUMUNG UND EUROPA-UNION (1930)

Als ich im August 1929 nach Abschluss der Haager Konferenz an einem Fenster des Binnenhofes hinter Stresemann stand und den Klängen der Militärkapelle lauschte, die unten im Hofe das Niederländische Dankgebet spielte, als ich dann mit der deutschen Delegation die schmale Wendeltreppe hinunterging und, wie in Locarno, die Menge vor Stresemann das Haupt entblösste, da hatte ich den Eindruck, dass nun alle Schwierigkeiten überwunden waren. Nach den dramatischen Höhepunkten der letzten Augusttage hatten in diesem Augenblick wohl die meisten der direkt Beteiligten ein Gefühl der Erleichterung, dass sich nun doch alles zum Guten gewendet hatte.

Am 3. Januar des folgenden Jahres 1930 sass ich mit einer anderen deutschen Delegation um 5 Uhr nachmittags zur Eröffnungssitzung der zweiten Haager Konferenz wieder in dem althehrwürdigen Binnenhof. Diesmal fanden die Beratungen in einem anderen Flügel statt, da der holländische Senat den Saal, in dem wir im Sommer getagt hatten, selbst benötigte. In dem hellen, in Weiss und Gold gehaltenen Sitzungssaal der zweiten Kammer sassen die Delegierten nicht mehr an einem ovalen Tisch, sondern an einer rechteckigen Tafel. Aber nicht nur die Sitzordnung hatte sich geändert, die Versammlung selbst war grösser geworden. Anstatt der 14 Delegationen des August waren diesmal 19 Länder vertreten, zu denen später wegen der Niederlassung der Internationalen Bank in Basel sogar noch ein Schweizer hinzukam. Österreich, Ungarn und Bulgarien waren im Zusammenhang mit den nicht-deutschen Reparationen jetzt ebenfalls anwesend.

Auch in der Zusammensetzung der einzelnen Delegationen hatte sich einiges geändert. Aus Frankreich war der neue Ministerpräsident Tardieu erschienen. Er war der starke Mann Frankreichs. Seine etwas

eckige Eleganz, seine harte, fast schneidende Stimme und die ruckartigen Gesten, mit denen er seine Ausführungen begleitete, gaben ihm etwas Unnahbares, Kompromissloses und Rücksichtsloses. Dieser Eindruck wurde auch nicht durch das etwas gezwungene Lächeln gemildert, mit dem er seine Gesprächspartner durch seinen Kneifer anzublicken pflegte. Mit einer gewissen Grandezza rauchte er eine Zigarette nach der anderen aus einer langen, silbernen Zigarettenspitze. Härte und Unbeugsamkeit gingen von ihm aus, und es war daher um so überraschender, wie zugänglich Tardieu im Gespräch von Mann zu Mann für Vernunftargumente sein konnte.

Seine dynamische Persönlichkeit liess auf dieser zweiten Haager Konferenz Briand völlig in den Schatten treten. Es war, als wenn der französische Aussenminister etwas schmollend beiseite stand. Seine mitten in der Tagung erfolgende Abreise zur Ratssitzung nach Genf hatte etwas Symbolisches an sich, denn mit Briand verschwand nach dem Ableben Stresemanns die zweite der beiden überragenden Gestalten, die der Konferenz im Sommer des vergangenen Jahres ihren Stempel aufgedrückt hatten. Ein ganz neuer Ton der nüchternen Sachlichkeit hielt seinen Einzug.

Während bei den Engländern und Belgiern keine persönliche Veränderungen eingetreten waren, präsentierte sich die deutsche Delegation in einer völlig neuen Zusammensetzung. An Stelle Stresemanns war jetzt der frühere Wirtschaftsminister, Dr. Curtius, Aussenminister. Sein scharf geschnittener Kopf mit dem etwas abweisenden, verschlossenen Gesichtsausdruck beherrschte jetzt das Bild der Konferenz. Der ehemalige Rechtsanwalt, den ich nun als Dolmetscher bei seinen Gesprächen mit Tardieu, Briand, Snowden und anderen begleitete, verfolgte seine Absichten mit klarer, kühler und unbeirrbarer Zielsicherheit.

«Es ist ein eigenartiges Gefühl», sagte er zu mir, als ich mit ihm das erste Mal zu Briand ging, «dass ich jetzt an Stelle Stresemanns mit Ihnen auf dem Weg zum französischen Aussenminister bin», und dann fügte er nachdenklich hinzu: «Sie können mir glauben, dass es mir nicht leichtfällt, die Nachfolge eines so grossen Staatsmannes in so schwierigen Zeiten anzutreten.» Dann gingen wir hinein zu Briand, der freundlich wie immer war. Aber es lag doch eine gewisse Traurigkeit über diesem Gespräch. Jeder von uns dreien dachte unwillkürlich an den, der nun nicht mehr unter uns weilte. «Glauben Sie, dass sich Stresemann in der Unterhaltung auch so verhalten hätte wie ich heute Abend?» fragte mich Curtius nach der Unterredung. «Ich möchte meine Aussenpolitik unbedingt in seinem Sinne fortführen», fügte er auf meine bejahende Antwort hinzu. Danach aber hatte er sehr bald seinen Kurs festgelegt und steuerte ihn, ohne zu fragen und ohne sich umzusehen, mit einer Sicherheit weiter, als wäre er schon jahrelang deutscher Aussenminister. Abgesehen von einer etwas kühlen Unnahbarkeit,

die eine enge, persönliche Föhlung mit seinen ausländischen Gesprächspartnern, wie sie etwa zwischen Stresemann und Briand bestand, erschwerte, kam Curtius seine Anwaltstradition bei diesen und späteren Verhandlungen sehr zustatten. Er bereitete sich methodisch auf alle seine Gespräche vor und war nie um eine Einzelheit oder eine Tatsache verlegen. «Ich muss heute plädieren», sagte er mir bezeichnenderweise später bei Völkerbundsratssitzungen, wenn ein Deutschland interessierender Punkt auf der Tagesordnung stand. Das charakterisierte seine Verhandlungsweise, die unter den damaligen Umständen für den deutschen Aussenminister nach Erledigung der grossen, geföhlbetonten Probleme durch Stresemann sicherlich die gegebene war.

Neben Curtius war die markanteste Gestalt in der deutschen Delegation der neue Reichsfinanzminister, Professor Moldenhauer, als Nachfolger Hilferdings. Er hatte keinerlei Erfahrungen auf dem Gebiet internationaler politischer Verhandlungen und musste hier im Haag die schwerste Last der sachlichen Arbeit leisten, Aber der rundliche, bewegliche Kölner ging mit einer erstaunlich guten Beherrschung der Materie und mit echt rheinischem Humor in die schwierigen Verhandlungen mit seinen englischen und französischen Kollegen, dem dünnen und groben Snowden und dem dicken und cholерischen Chéron.

Der Nachfolger von Curtius als Wirtschaftsminister war ein alter Berliner Sozialdemokrat, Robert («Bobby») Schmidt, ein erfahrener Politiker, auf dessen gesunden Menschenverstand seine Kollegen in der Delegation grosse Stücke hielten und der wegen seiner stets gleichbleibenden Ruhe in dieser aufgeregten zweiten Phase der Haager Konferenz bei den fremden Delegationen grosse Achtung genoss. Erschien ich zusammen mit ihm in einer Sitzung und übersetzte seine Ausführungen, riefen mir meine Freunde in der französischen Delegation manchmal «Schmidt interprete par Schmidt» zu, wenn es wieder einmal so turbulent in der Sitzung zugegangen war, dass die unerschütterlich ruhigen Darlegungen der beiden Schmidts auf Deutsch und auf Französisch ihnen «wie ein Trapezakt auf der Varietebühne», wie sie sagten, vorkamen.

Denn obwohl im vorhergehenden Sommer die grossen politischen Probleme geregelt worden waren, gab es auf der «zweiten Etage» im Januar noch Aufregungen genug. Zahlungstermine, Moratoriumsklauseln, Sanktionsbestimmungen, Mobilisierung der ersten Tranche der deutschen Schuldverschreibungen; in diesen Themen spiegelt sich schon rein äusserlich der Charakter der Beratungen wider. Sie gingen derartig in die technischen Einzelheiten, dass selbst die Ressortminister immer wieder neue Sachverständige in die Sitzungen mitbringen mussten und die Dolmetscher sich allmählich wie eine Enzyklopädie der Finanzwissenschaften vorkamen. Eine Sitzung jagte die andere. Bis tief in

die Nacht und die frühen Morgenstunden hinein dauerten die Einzelbesprechungen der deutschen und der französischen Minister.

Einmal hatte ich mit Chéron und Moldenhauer im französischen Delegationshotel bis 2 Uhr morgens zusammengesessen. Immer wieder hatte Chéron versucht, Deutschland einige, zwar nicht sehr grosse, aber über den eigentlichen Young-Plan hinausgehende Belastungen aufzuerlegen. Mit Standhaftigkeit und wissenschaftlichen Argumenten hatte Moldenhauer, teils ärgerlich, teils humorvoll, Widerstand geleistet.

«Ich glaube, eine kleine Pause würde uns ganz gut tun», hatte Chéron auf einmal gesagt, und Moldenhauer hatte ihm nur zu gern zugestimmt. Es war der einzige Punkt, in dem sie sich während dieses langen Gespräches einig geworden waren. Als wir den Salon Gherons verliessen und an der Tür standen, schrie der französische Finanzminister plötzlich laut auf. Er hatte hinter dem Wandschirm, der die Waschelegenheit dieses zum Salon umgewandelten Hotelzimmers verbarg, einen fremden Mann stehen sehen, der die dreistündige Geheimbesprechung mitangehört haben musste. Laut gestikulierend zog Chéron den betreten lächelnden Herrn mit der Intellektuellenbrille und dem kahlen Kopf ins Zimmer. Ich musste mich bei seinem Anblick schleunigst zur Seite wenden, sonst wäre ich vor Lachen laut herausgeplatzt, denn ich kannte den Herrn mit dem Sphinxlächeln seit langem. Es war Dr. Erich Salomon, der berühmte deutsche Pressephotograph. Durch seine sensationellen Bilder, die er auf den Konferenzen mit Hilfe einer neuen, grosslinsigen Kamera herstellte, erregte er damals Aufsehen. Ich wusste, dass er mit seiner Kamera ohne Blitzlicht auch bei elektrischer Zimmerbeleuchtung Momentaufnahmen machen konnte, und war sicher, dass er unsere Geheimaussprache in zahlreichen Bilddokumenten nebst sämtlichen erstaunten, wütenden, skeptischen (mit hochgezogenen Augenbrauen) Gesichtsausdrücken der beiden «Kampfhähne» festgehalten hatte.

Im Sommer hatte er sich ein ähnliches Husarenstück geleistet, als er sich eine mechanische Feuerleiter gemietet hatte, um als Maler verkleidet mit weissem Kittel und einem Eimer, in dem er seine Kamera verborgen hatte, die Unterhaltungen der vier Aussenminister auf Hendersons Balkon zu photographieren. Unterhalb des Hotels befand sich zum Strande hin eine Steinmauer mit einem grossen Plakat, das der «Reklamemaler» Salomon scheinbar neu anstreichen wollte. Im geeigneten Augenblick sollte ihn dann sein holländischer Assistent, den er mit der Leiter zusammen gemietet hatte, schnell noch weitere acht Meter über die Mauer hinweg in die Höhe kurbeln, um ihn so zu einem staatsmännischen Niveau gelangen zu lassen. Salomon hatte mich von dem «Attentatsplan» vorher ins Bild gesetzt. Als «Mitwisser» blickte ich an dem betreffenden Nachmittag von Zeit zu Zeit gespannt zum Strande

hin, jeden Augenblick darauf gefasst, Salomon mit Sphinxlächeln und gezückter Kamera aus dem Nichts emportauchen zu sehen.

«Beruhigen Sie die Herren», hatte er mich jovial lächelnd gebeten, «damit unter den Spitzen der Politik keine Panik ausbricht», und hatte dann als Bühnenanweisung hinzugefügt: «und die Herren Minister möchten doch bitte ruhig weiterverhandeln und nicht alle nach mir hinsehen, damit die Aufnahme nicht so gestellt wirkt.» Ich brauchte aber an jenem Nachmittag neben meinem Dolmetscheramt nicht als mehrsprachiger Hilfsregisseur Salomons aufzutreten. Als er nämlich wie ein echter Maler die Reklamefläche mit einem (trockenen) Pinsel betupfte, erschien am Fusse der Leiter die von Salomons englischer und amerikanischer Konkurrenz alarmierte holländische Polizei und verhaftete ihn samt Eimer, Kamera und Assistenten.

Der aufgebrachte Chéron beruhigte sich wieder, als ich ihm erklärte, um wen und um was es sich handele. Sofort ergriff der unermüdete Salomon die Gelegenheit zum Photographieren. Erst als er den in einem Sessel mit weit von sich gestreckten Beinen und halb geschlossenen Augen ruhenden französischen Finanzminister zu knipsen versuchte, entstand eine neue Aufregung. «Wenn ein solches Bild meinen Wählern in die Hände kommt ...», schrie der plötzlich hellwach gewordene Chéron, der sein Abgeordnetenmandat bedroht sah, und warf das lächelnde Auge der Weltöffentlichkeit eigenhändig zur Tür hinaus. «Unglaubliche Frechheit!» sagte er, als er schwer atmend wieder ins Zimmer trat und mit Moldenhauer den Kampf um die Reparationen über mehrere Runden, die mit einem Unentschieden endeten, bis um 4 Uhr morgens fortsetzte.

Für diese Konferenz des «aufgeregten Sachverständes», wie ein Journalist die Veranstaltung treffend charakterisierte, war die nächtliche Stunde und die Erregtheit der Aussprache typisch. Es gab Zusammenstöße zwischen Tardieu und Curtius, der sich mehrfach Äusserungen des starken Mannes aus Frankreich «verbat», in denen der gute Wille der deutschen Delegation oder sogar ihre Verhandlungsfähigkeit bezweifelt wurden.

«Jetzt muss wieder einmal jemand ein paar unangenehme Wahrheiten aussprechen», sagte bei einer anderen Gelegenheit Philip Snowden, der im Sommer mit seinem «lächerlich und grotesk» eine Konferenzkrise hervorgerufen hatte. «Das werde ich jetzt besorgen.» Mit diesen Worten blickte er aus seinen unerbittlichen blauen Augen Curtius und Moldenhauer an. «Die deutsche Delegation redet hier immer um den Brei herum. Geben Sie uns etwas präzisere Antworten, meine Herren», fügte er scharf hinzu, «wir können ja schliesslich nicht bis zum Nimmermehrstag hier sitzen bleiben.» «Wenn Sie glauben, Herr Snowden», entgegnete ihm Curtius mit kalter Schärfe, «Sie könnten hier auf der Konferenz den gestrengen Lehrer spielen und wir seien

Ihre Schüler, dann irren Sie sich.» Die Schwierigkeiten seien nicht von Deutschland, sondern von Frankreich und England hervorgerufen worden, deren Vertreter den Augenblick für gekommen hielten, neue Forderungen zu stellen, die über den Young-Plan hinausgingen.

Diese Feststellung entsprach durchaus den Tatsachen. Bis kurz vor Schluss der achtzehntägigen Konferenz musste Gurtius und seine Delegation sich energisch gegen Forderungen der Alliierten in verschiedenen Punkten wehren. Dabei handelte es sich unter anderem um die sogenannten geschützten und ungeschützten Annuitäten. Ein Vorteil des Young-Planes bestand darin, dass nur ein Teil der Reparationszahlungen unbedingt und unter allen Umständen zu leisten war. Das waren die ungeschützten Jahresleistungen, während der grössere Teil der deutschen Zahlungen unter den Schutzbestimmungen eines Moratoriums hinsichtlich ihrer Transferierung und Aufbringung stand. Die Gegenseite unternahm nun einen konzentrischen Angriff auf diesen geschützten Teil. Es geschah vielleicht in der Annahme, dass die Führung der jetzigen deutschen Delegation schwächer sei als der verstorbene Stresemann, dessen gelegentlich aufbrausende Energie den anderen immer einen gewissen Respekt eingeflößt hatte. Curtius und Moldenhauer brausten zwar nicht auf, dafür liess aber Curtius mit der glatten Argumentierungskunst des Anwaltes alle diese Versuche abblitzen, während Moldenhauer die entsprechenden wirtschaftlichen Argumente dazu lieferte.

Schwierigkeiten ähnlicher Art gab es auch in der Sanktionsfrage. Tardieu stellte sich in seiner energischen, kurz angebundenen Art zunächst auf den Standpunkt, dass die Sanktionsbestimmungen des Versailler Vertrages bei Nichterfüllung des Young-Planes durch Deutschland wieder in Kraft treten würden. Das hätte theoretisch eine Wiederholung des Poincaré'schen Ruhrabenteuers bedeuten können. Auch hier blieb Curtius eisern. «Ein derartiger Rückschritt in vergangene Zeiten kommt für uns überhaupt nicht in Frage», erklärte er gleich bei der ersten Gelegenheit Tardieu, und Moldenhauer wiederholte das gleiche auf seine Weise Chéron gegenüber. Durch ihre Festigkeit und Härte bei der Abwehr dieser Angriffe hatte sich die deutsche Delegation bereits nach den ersten Tagen gut auf der Konferenz eingeführt. Je mehr Tardieu und Curtius sich kennenlernten, um so besser kamen sie miteinander aus. Die von Curtius angewandte Methode, «auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil», rückte schon in den ersten persönlichen Unterhaltungen die Dinge in die richtige Perspektive.

«Vorhin hielt ich gerade eine Pressekonferenz ab», sagte eines Tages Tardieu tief gekränkt zu Curtius, «und musste erleben, wie die Journalisten erst einzeln und dann scharenweis den Saal verliessen. Dr. Schacht ist unten im Haus, ging es von Mund zu Mund.» Die Störung der Pressekonferenz war auf die sogenannte Schacht-Krise zurückzuführen. Der damalige Reichsbankpräsident, der mit seinem verspäteten Erschei-

nen im Haag die Geduld der Anwesenden auf eine ziemliche Belastungsprobe stellte, hatte sich im Organisationsausschuss für die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich geweigert, die Mitarbeit der Reichsbank am Young-Plan zuzusagen. Er hatte bereits einige Monate vorher in einem Memorandum die Zugeständnisse, die auf der ersten Haager Konferenz von deutscher Seite gemacht worden waren, scharf kritisiert und den Young-Plan für undurchführbar erklärt. Seine Stellungnahme im Organisationsausschuss der B.I.Z. wirkte selbstverständlich wie eine Bombe, und aus diesem Grunde hatten sich die Journalisten auch nicht durch den starken Mann Frankreichs aufhalten lassen, als der Ruf «Schacht ist im Haus» ertönte.

Was innerhalb der deutschen Delegation und zwischen Curtius, Moldenhauer und Schacht in diesen Tagen vorging, erlebte ich natürlich nicht mit. Ob es nun dabei zu dramatischen Auftritten kam oder nicht, jedenfalls verloren Gurtius und Moldenhauer nicht einen Augenblick lang den Kopf. Es wurde dadurch ein Ausweg gefunden, dass durch ein entsprechendes Reichsgesetz die Mitarbeit der Reichsbank auch über den Kopf von Schacht hinweg sichergestellt werden sollte. Das Paradoxe an der Lage war, dass Schacht diese Aufregung nur verursachen konnte, weil die Alliierten in London im Jahre 1924 darauf bestanden hatten, die Reichsbank von der Reichsregierung unabhängig zu machen, und jetzt nun diesen Beschluss wieder rückgängig machen mussten.

Eine bemerkenswerte Szene, die heute noch deutlich vor meinen Augen steht, erlebte ich während des letzten Teiles der Haager Winterkonferenz. Eines Nachmittags fand eine Besprechung zwischen Gurtius, Tardieu und ... Ivar Kreuger, dem schwedischen Zündholzkönig und berühmten internationalen Finanzmann, statt, dessen Selbstmord im Zusammenhang mit seinen ungeahnten Wertpapierfälschungen später eine Weltsensation war. «Herr Kreuger, könnten Sie uns vielleicht diesen Betrag zur Verfügung stellen ...», wurde er von der einen Seite auf Französisch gefragt, und «Herr Kreuger, wäre es Ihnen möglich, jenen Betrag zu garantieren», erklang es auf Deutsch von der anderen Seite. Der Finanzgewaltige selbst, ein schlanker, braunäugiger, sympathischer Mann mit entschlossenen, klaren Gesichtszügen, sprach nur wenig, nickte oder sagte kurz: «ja» oder «nein». In dieser Tonart ging es eine ganze Weile, ungefähr eine halbe Stunde. Dann war die bemerkenswerte Unterredung zu Ende, und die Finanz wurde von der Politik gnädigst entlassen. «Primat der Politik», dachte ich bei mir.

An festlichen Veranstaltungen während dieser arbeitsreichen Konferenz ist mir nur der Empfang in Erinnerung geblieben, den Königin Wilhelmina eines Abends den Delegierten im Königsschloss im Haag gab. Nach Delegationen getrennt, versammelten wir uns in einem grossen, hellen Saal, dessen Kronleuchter statt der Kerzen, wie in

Madrid, Petroleumlämpchen trugen und die entsprechende Hitze im Raum verbreiteten. Von den Ministerpräsidenten bis zu den jüngsten Delegationsmitgliedern stand alles im Saal, unruhig von einem Bein aufs andere tretend, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es vergingen zehn Minuten, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, und noch immer trat die internationale Politik auf der Stelle.

Endlich begann der eigentliche Empfang. In einem Abstand von acht Meter defilierte die ganze Konferenz von den Regierungschefs bis zu den Dolmetschern und Sekretären. Königin Wilhelmina stand mitten in einem kleineren Saal. Etwas hinter ihr hielt sich der Prinzgemahl, Prinz Hendrik, und auf gleicher Höhe auf der anderen Seite die jetzige Königin und damalige Prinzessin Juliana. Ganz im Hintergrund sah man den Hofstaat. Man schritt zur einen Tür des Saales herein, der Hofmarschall rief den Namen des Betreffenden in den Raum, eine Verbeugung vor der Königin, ein huldvolles Kopfnicken als Antwort, und hinaus ging es wieder zur anderen Tür, zu einem schier endlos dauernden Konzert.

Snowden, der im Sommer durch seine Hartnäckigkeit die Konferenz wochenlang aufgehalten hatte, trieb jetzt dauernd zur Eile an. «Man sollte die Sachverständigen ohne Speise und Trank in einem Zimmer einsperren, bis sie sich geeinigt haben», sagte er einmal kurz vor Schluss. «Ich habe keine Lust, bis zum Jüngsten Gericht im Haag zu bleiben.» Nach dieser Methode wurde während der letzten Tage und Nächte auch fast buchstäblich gearbeitet. Der Ausschuss über die nichtdeutschen Reparationen tagte damals ohne Unterbrechung 24 Stunden hintereinander. Von Zeit zu Zeit wurde lediglich ein Imbiss hineingereicht. Dann hatte man sich geeinigt. Die Delegierten wankten wie schwer angeschlagene Boxer todmüde in die Hotels. Der Saal präsentierte sich wie ein Schlachtfeld mit Bergen von herumliegenden Papieren, überlaufenden Aschbechern und herumstehendem Geschirr.

Selten habe ich eine Konferenz erlebt, die mit derartig fiebrhafter Tätigkeit in einer Art pausenloser Sechstagerennen-Manier dem Abschluss der «endgültigen und vollständigen Lösung» des Reparationsproblems zustrebte. Es verlohnt sich heute nicht mehr, auf die Einzelheiten der fünfzehn Dokumente einzugehen, die am 20. Januar, nachmittags um 5 Uhr, im Binnenhof unterzeichnet wurden, denn «die Endgültigkeit» sollte nur zwei Jahre dauern, bis die Stürme der Wirtschaftskrise in Amerika und Europa auch diese Regelung zu einem Wrack werden liessen. Ich habe selten einer Schlusssitzung beigewohnt, in der so wie hier nichts, aber auch gar nichts davon zu spüren war[^] dass eine bedeutende internationale Arbeit abgeschlossen wurde. In den letzten 48 Stunden hatten die meisten der Anwesenden tatsächlich bis zur völligen körperlichen Erschöpfung gearbeitet. So sassen sie denn

todmüde um den Konferenztisch herum und unterzeichneten die von den Sekretären vorbereiteten Dokumente.

Die Leitung dieser Sekretariatsarbeit hatte auch diesmal, genau wie in London im Jahre 1924 und im Sommer 1929, wieder in den Händen von Sir Maurice Hankey, dem Sekretär des britischen Kabinetts, gelegen. Er vollbrachte jedesmal Wunder der Improvisation bei solchen Konferenzen und verbreitete durch seine stets gleichbleibende Freundlichkeit und Ruhe eine ausserordentlich angenehme Atmosphäre bei allen technischen Hilfskräften. Sie wirkte sich auch auf die Delegierten aus. Die Improvisationen von Sir Maurice Hankey sind mir immer als eine viel glücklichere Vorbedingung für eine erfolgreiche Konferenzarbeit erschienen als das «sanfte Abschnurren einer wohlgeölkten, bürokratischen Maschinerie», wie die Kölnische Zeitung einmal sehr treffend den Völkerbundapparat des Generalsekretärs, Sir Eric Drummond, bezeichnete.

Wie eine beim Klingelzeichen aus dem Schulzimmer drängende Klasse verliessen die Delegierten nach den Schlussworten des Präsidenten Jaspas, des belgischen Premierministers, den Sitzungssaal. In der trüben, regnerischen Dämmerung diesesjanuarnachmittags spielte zwar auf dem Binnenhof wieder eine Blaskapelle Choräle, aber niemand achtete mehr darauf. Die deutsche Delegation fuhr direkt zum Bahnhof, um den fahrplanmässigen Zug nicht zu verpassen. Ich blieb noch eine Weile auf dem gebäudeumrahmten Innenhof zurück, der jetzt in nächtlicher Verlassenheit lag. Dann begab ich mich in das einsam gewordene Hotel und reiste noch am selben Abend nach Paris zu den Saarverhandlungen.

Für mich waren diese Beratungen äusserlich eine Fortsetzung der Handelsvertragsverhandlungen, die 1927 geendet hatten. Die Delegation wohnte im gleichen Hotel, die Delegierten und Sachverständigen waren wegen der Wirtschaftsprobleme, um die es sich zum grossen Teil handelte, auf beiden Seiten ebenfalls die gleichen, und die Sitzungen fanden zumeist auch im französischen Handelsministerium in der Rue de Grenelle statt, in dem ich drei Jahre lang für den Handelsvertrag mit Frankreich gedolmetscht und während meiner Dienstzeit öfter und beständiger gearbeitet hatte als im Auswärtigen Amt in Berlin.

Die Verhandlungen über die Rückgliederung der Saar hatten bereits am 21. November 1929 unter Staatssekretär von Simson begonnen. Die damals zur Debatte stehenden Probleme sind auch heute in etwas anderer Form im Zusammenhang mit der Ruhrfrage wieder höchst aktuell. In Paris handelte es sich um die Saargruben. Sie waren durch den Versailler Vertrag aus preussischem und bayerischem Staatsbesitz in die Hände der französischen Regierung übergegangen und mussten

bei dem als sicher vorauszusetzenden Abstimmungsresultat nach Rückgabe des Saargebietes an Deutschland von der französischen Regierung zurückgekauft werden. Aber schon damals in Paris wurde von einer Internationalisierung der Saarindustrie genau so gesprochen wie heute von der Internationalisierung der Ruhrindustrie. Hierbei spielte ebenso das heute aktuelle Sozialisierungsproblem eine Rolle, denn als Staatsbesitz waren ja die Saargruben bereits in dem Zustand der Sozialisierung, der heute von den Sozialdemokraten auch für die westdeutsche Industrie angestrebt wird. Nun hatten damals die Franzosen Vorschläge gemacht, die Saargruben zu entsozialisieren und sie Privatgesellschaften unter französischer Kapitalbeteiligung in die Hand zu geben.

Genau wie heute wurden von französischer Seite auch zu jener Zeit zur Begründung dieses Vorschlages die Versorgungsbedürfnisse der lothringischen Eisenindustrie angeführt, und wie heute die Ruhr auf entsprechende Argumente der Franzosen durch Lieferungs- und Zusammenarbeitsangebote an die lothringische Eisenindustrie eingeht, so machte auch damals die deutsche Delegation bei der Ablehnung der Reprivatisierungsvorschläge Frankreichs ähnliche Versorgungsangebote auf langfristiger Grundlage.

Monoton und ereignislos liefen diese Verhandlungen, bei denen es sich ausserdem um eine ganze Reihe von zolltechnischen und wirtschaftspolitischen Fragen handelte, mit vielen krisenhaften Unterbrechungen bis Mitte Juli 1930 weiter und wurden dann endgültig vertagt.

Auf diese Weise erlebte ich den 30. Juni 1930, den Tag der endgültigen Befreiung des besetzten Gebietes, in Paris. Gesprächen mit Franzosen und der Presse konnte ich entnehmen, mit welch schweren Bedenken die Franzosen das Ende der Besetzung herankommen sahen. An diesem Tage erschienen sogar einige rechtsstehende Blätter mit einem Trauerrand, um den Gefühlen ihrer Leser bei der Nachricht von der Einholung der französischen Flagge im Rheinland gebührend Rechnung zu tragen.

«Sie müssen sich einmal in unsere Lage versetzen», sagte mir eines Abends ein französischer Freund, «wir hören von Deutschland aus kein Wort der Anerkennung für die unserer Ansicht nach grosszügige Geste der endgültigen Räumung fünf Jahre vor dem an und für sich festgesetzten Termin. Stattdessen lesen wir von neuen deutschen Forderungen, wir hören von Protestkundgebungen gegen die Politik des verstorbenen Stresemann, wir erleben das Erstarken der Rechtsparteien der Herren Hugenberg und Hitler, und wir sind tief betroffen von den unfreundlichen Worten, die sich von dieser Seite gegen Frankreich richten.»

«Warten Sie nicht zu lange mit der Räumung, Herr Briand», hörte ich in Gedanken die unruhige Stimme Stresemanns. «Wir bringen uns um den ganzen moralischen Gewinn unserer Politik», hatte er immer und immer wieder gewarnt. Jetzt, am Tage der Erfüllung seines heissesten Wunsches, wurde mir die Richtigkeit seiner Mahnung aus den besorgten Worten meines französischen Freundes bestätigt. Wenn man die damalige Lage im Lichte der folgenden Ereignisse betrachtet, wurde die Stunde der Erfüllung auf beiden Seiten zu einem Wendepunkt, der die Bahnen der beiden Völker wenige Monate nach dem Hinscheiden Stresemanns bereits wieder auseinanderführte.

Im Sommer 1930 waren sich jedoch weder der deutsche noch der französische Aussenminister über diese Wendung klar. Die von Stresemann und Briand eingeleitete Annäherungspolitik wurde weiterverfolgt. Der Völkerbundsrat trat jetzt nur noch dreimal im Jahre zusammen und hatte, nachdem die Januartagung wegen der Haager Konferenz ohne den deutschen Aussenminister abgehalten werden musste, in den Beratungen vom 12. bis 15. Mai eine kurze, ereignislose Sitzungsreihe absolviert, an der Curtius zum ersten Male als Aussenminister teilnahm. Wie früher Stresemann, so traf sich nun Curtius zu persönlichen Unterhaltungen mit Briand ausserhalb der eigentlichen Sitzungen. Als dieser das erste Mal zu Curtius ins Hotel kam und mit mir vor der Tür des Zimmers stand, in dem er so oft mit Stresemann beraten hatte, sagte er zu mir: «Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie schwer es mir fällt, zu glauben, dass mein Freund Stresemann mir nun nicht mehr in diesem altgewohnten Zimmer entgegentreten wird. Mich hat sein Tod aufs tiefste betroffen, das merke ich besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo ich ihn an der gewohnten Stätte nicht mehr vorfinde.» Diese Worte kamen dem französischen Aussenminister, der mir schon im Haag im Schatten von Tardieu recht gealtert und gebeugt vorgekommen war, sichtlich aus tiefstem Herzen. Briand war zwar in dieser Unterredung und in allen folgenden Unterhaltungen mit Curtius freundlich und heiter, er hatte immer noch seinen alten Sarkasmus, aber der Glanz der persönlichen Sympathie war aus seiner Stimme gewichen. Dem kühlen Curtius gegenüber fand er nicht die Töne von Mann zu Mann, die ich so oft in den Gesprächen mit Stresemann bemerkt hatte.

Im Mai handelte es sich in Genf auch wieder um die Saar. Der Bahnschutz, den die Franzosen dort zur Sicherung ihrer Verbindungslinien mit der Besatzungsarmee im Rheinland aufrechterhalten hatten, sollte nun zurückgezogen werden, verlangte Curtius. Mit etwas müder Stimme gab Briand zu, dass der deutsche Standpunkt im Grund genommen wohl berechtigt sei, führte aber allerhand technische Schwierigkeiten an, die einer sofortigen Aufhebung des Bahnschutzes im Wege standen. Nach einigem Hin und Her wurde dann auf der Septembertagung schliesslich der Rückzugsbeschluss gefasst.

«Berichte über Berichte werden auf den Ratstisch gelegt und von den Berichterstattern unermüdlich, aber ermüdend vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.» Mit diesen Worten erläuterte damals die Kölnische Zeitung ihre bereits zitierte Definition vom «sanften Abschnurren einer wohlgeölten, bürokratischen Maschinerie» im Völkerbund. Ich könnte mir keine passendere Beschreibung für den ganzen todlangweiligen Betrieb, der um diese Zeit in Genf herrschte, denken.

Lustlosigkeit war auch das Charakteristikum für die Septembertagung des Völkerbundes. Ein etwas frischerer Wind kam nur durch Briands Europa-Plan in die Debatten hinein. Davon hatte Briand vor einem Jahr bereits unter dem Stichwort des «föderativen Bandes» in seiner grossen Rede vor der Vollversammlung gesprochen. Er hatte dann ein Memorandum an die europäischen Regierungen gerichtet und behandelte nun hier in Genf die Frage etwas eingehender. Er fasste die Antworten, die Frankreich auf seine Europavorschläge erhalten hatte, dahingehend zusammen, dass bei allen europäischen Ländern diese Union einstimmig als «eine Lebensnotwendigkeit» für Europa anerkannt worden sei.

Briand hatte in seiner Eröffnungsrede mit viel Geschick die mannigfachen Schwierigkeiten umschiffen, die sich bei der blossen Diskussion des Planes zwischen den europäischen Kanzleien auch damals schon ergeben hatten. Diese traten dann recht deutlich in der nachfolgenden Debatte in Erscheinung.

«Ich fürchte, wir sind uns nicht einmal über die Grundsätze einig geworden», erklärte der britische Aussenminister Henderson unmittelbar nach Briand. «Wir wollen uns zwar an den Erörterungen über die Pläne beteiligen», fügte er dann bedeutsam hinzu, «aber wir können keinesfalls etwas mitmachen, was auch nur den Anschein erweckt, als billigten wir von vornherein ein europäisches Föderativsystem.», „Die wirtschaftlichen Fragen müssen unter allen Umständen den Vorrang vor den rein politischen Problemen erhalten«, betonte Curtius.

In einer jener Reden, die wunderbar formuliert waren und meisterhaft vorgetragen wurden, in denen aber so gut wie nichts Substantielles enthalten war, verfocht Briand dann seinen Plan vor der Vollversammlung, und es wurde beschlossen, wie das immer in Fällen zu geschehen pflegte, in denen man nicht recht weiterkam, eine Studienkommission für diese Frage einzusetzen. Schon damals zeigte es sich, wie schwer die Europäer unter einen Hut zu bringen sind.

Abrüstung, Minderheitenschutz und Europa-Union waren die drei Hauptthemen der ersten Rede, die Curtius vor der Völkerbundversammlung hielt. Er drückte in vorsichtigen Worten seine Enttäuschung über die ungenügenden Fortschritte in den beiden ersten Fragen aus und bekannte sich im Übrigen voll und ganz zum Grundsatz der europäischen Zusammenarbeit. «Kein Land wünscht brennender eine mög-

liehst weitgehende Zusammenarbeit zwischen den Ländern Europas als Deutschland.»

Mir fiel auf, dass Curtius in der Rede auch nicht mit einem einzigen Wort auf die Wahlen einging, die zwei Tage vorher in Deutschland stattgefunden hatten, und deren Ergebnis, der ungeheure Stimmenzuwachs der Nationalsozialisten, die zur zweitstärksten Partei wurden[^] in Genf wie eine Bombe eingeschlagen war. Ich rechnete eigentlich damit, dass nach den demokratischen Spielregeln diese Wahlen nun auch in der Zusammensetzung der Regierung eine Auswirkung finden würden, dass sich Curtius möglicherweise für einige Zeit nach Deutschland begeben würde, um über eventuelle aussenpolitische Aktionen zur Eindämmung der Sensationswirkung, die das Wahlergebnis in Genf und im ganzen Auslande gehabt hatte, mit dem Berliner Kabinett zu beraten. Ich hatte mich aber geirrt. Bei der deutschen Delegation in Genf blieb alles beim Alten. Sie nahm von dem Wahlergebnis keine Notiz.

Um so höher schlugen natürlich die Wogen der Aufregung bei der Presse und dem internationalen Publikum in der «Bavaria». Bis tief in die Nacht hinein sassen die Journalisten und die Konferenzbummler, wie immer in Zeiten der Hochspannung, und besprachen das deutsche Wahlergebnis. Die Weltmeinung, so konnte man diesen Gesprächen entnehmen, war wie vom Donner gerührt.

«Wenn bei Ihnen die Nationalsozialisten etwa an die Macht kommen sollten, gibt es bald danach bestimmt Krieg», erklärte mir an einem dieser Abende Jules Sauerwein vom Pariser Matin. Ich versuchte natürlich, ihn zu beruhigen, denn ich hielt seine Schlussfolgerung damals für lächerlich übertrieben, aber er blieb mit der Hartnäckigkeit eines Weintrinkers nach Mitternacht bei seiner Meinung. Wie oft habe ich später noch an seinen Ausspruch gedacht, vor allem im Sommer 1939.

Es gab noch jemanden in Genf, der sich von den Wahlergebnissen in Deutschland nicht im Geringsten in seiner Arbeit stören liess. Das war Dr. Salomon. Für den Völkerbund hatte er sich eine geheimnisvolle Aktentasche konstruiert. Das obere Ende der einen Schmalseite konnte er mit Hilfe einer eingebauten Zugvorrichtung unauffällig nach innen klappen. Wenn man genau hinblickte, sah man in diesem Augenblick die grosse Linse seiner schussbereiten Kamera, wie das Auge eines Ungeheuers, erscheinen. Die Taktik Salomons bestand nun darin, mit einer einfachen Zuschauer- oder Pressekarte auf die Tribüne oder in die ersten Reihen des Ratssaales zu gelangen und dort, wie zufällig, seine Mappe vor sich auf den Tisch zu stellen, so dass sie mit der Schmalseite auf seine Opfer gerichtet war. Dann wurde im geeigneten Augenblick die Klappe heruntergezogen, «geschossen», die Klappe ging wieder hoch und Salomon verliess, die Mappe nonchalant unter den Arm geklemmt, einigen Bekannten verschmitzt zulächelnd, die heiligen Hallen

des Völkerbundes, raste mit einem Taxi ins Hotel Metropole, wo er sein Bad in eine Dunkelkammer verwandelt hatte, und in kürzester Zeit konnte man in allen grossen Illustrierten wieder eine sensationelle Aufnahme aus Genf mit der Unterschrift «Dr. Erich Salomon» erblicken. Seine Konkurrenten waren natürlich scharf hinter ihm her. Manches liebe Mal wiesen ihn die Schweizer Saaldiener aus der Ratsitzung oder aus Kommissionsbesprechungen hinaus, aber irgendwie kam er doch immer wieder zum Schuss oder hatte schon geschossen, noch ehe er entdeckt wurde – der einzige Mann, der damals in Genf Erfolg hatte.

11

IM WIRBEL DER WIRTSCHAFTSKRISE (1931)

Wirtschaftsnot in Deutschland, Depression in England und in ganz Europa nach dem Zusammenbruch der Prosperität in Amerika, Anwachsen der extremen Parteien der Kommunisten und Nationalsozialisten im Reich, Notverordnungen, Gehaltskürzungen und Beamtenabbau. Dazu eine politische Krise allererster Ordnung, hervorgerufen durch die geplante Zollunion zwischen Deutschland und Österreich, Zerwürfnisse in der Abrüstungsfrage, wachsendes Misstrauen in Frankreich, steigende Ungeduld in Deutschland. Das war die Atmosphäre, in die hinein die Einladung des britischen Premierministers MacDonald an Reichskanzler Brüning und Aussenminister Curtius zu einer Aussprache in London traf. Eigentlich hatte diese Begegnung bereits im Mai stattfinden sollen; sie war aber infolge des «brüskten Ereignisses», wie in Frankreich die Zollunion zwischen Deutschland und Österreich genannt wurde, bis in den Juni verschoben worden.

Um ungestört von der allzu wachsamen Presse, die in jenen kritischen Tagen die Bewegungen der Staatsmänner mit wahren Argusaugen verfolgte, verhandeln zu können, hatte MacDonald die Unterredungen nach Chequers in der Nähe von London verlegt, wo schon so viele gewichtige Verhandlungen stattgefunden hatten. Die Engländer hielten sie gern in der ländlichen Behaglichkeit des alten englischen Herrensitzes ab, der vor noch nicht allzulanger Zeit von seinem Besitzer der englischen Regierung als Aufenthaltsort für den Premierminister zur Verfügung gestellt worden war.

Es war eine sehr kleine Delegation, mit der ich am 4. Juni abends vom Lehrter Bahnhof in Berlin in einem Salonwagen abreiste, der an den fahrplanmässigen Personenzug nach Hamburg angehängt worden war. Ausser Reichskanzler Brüning und Aussenminister Curtius ge-

hörten ihr nur noch der Legationsrat Leopold von Liessen und der Oberregierungsrat Planck von der Reichskanzlei an, der später von der Hitlerjustiz ermordet wurde.

Als ich auf dem Bahnsteig den alten Salonwagen Brünings stehen sah, der früher einmal einem regierenden deutschen Fürsten gehört hatte und dessen Türen in der Mitte wie Flügeltüren nach beiden Seiten aufgingen, kam mir eine Sekunde lang der Gedanke, er sähe aus wie ein grosser Leichenwagen. Das war wohl der Niederschlag von allerhand Attentatsgerüchten, die in diesen Tagen um die Person des Reichskanzlers kursierten. Die Stimmung war damals in Deutschland tatsächlich aufs äusserste gespannt. Die Rechtspresse und besonders die nationalsozialistischen Zeitungen tobten gegen Brüning, und die Kommunisten versuchten, es ihnen gleichzutun. Die Unzufriedenheit mit diesem Kanzler der Notverordnungen, der Gehaltskürzungen, der Kreditbeschränkungen war allgemein. So sahen wir denn dieser Fahrt nicht ganz ohne Besorgnis entgegen. Bei der überhitzten Atmosphäre waren Zwischenfälle keineswegs ausgeschlossen, und die Gedanken wandten sich wieder unwillkürlich dem Schicksal von Rathenau und Erzberger zu.

Dementsprechend war auch die Stimmung in dem kleinen Salon unseres Sonderwagens, in dem wir mit Brüning und Curtius noch eine Weile nach der Abfahrt des Zuges zusammensassen, recht gedrückt. Der Reichskanzler blickte aus etwas umflorten Augen durch seine Brille nachdenklich vor sich hin. Er sprach von den Absichten, die er in Chequers verfolgen würde. Ich erfuhr dabei, dass uns das Wasser bis zum Halse stand. Die Belastungen des Young-Planes hatten sich als zu schwer erwiesen. Die ausländischen Kredite, mit deren Hilfe wir bis zu Beginn dieses schicksalschweren Jahres die Reparationen gezahlt hatten, waren versiegt. Der grosse Geldgeber Amerika befand sich seit dem Zusammenbruch der New Yorker Börse im Spätherbst 1929 in erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Die amerikanische Prosperität war über Nacht ins Gegenteil umgeschlagen. Der Zustrom amerikanischen Kapitals, vor allem der kurzfristigen Kredite, die in so grosser Menge nach Deutschland hineingeströmt waren, hatte aufgehört, und es war nun eine umgekehrte Bewegung eingetreten. Die Gelder wurden aus Deutschland abgezogen. Nicht nur von den Amerikanern, sondern auch von Engländern und Franzosen, und nicht zuletzt von den Deutschen selbst. Das Misstrauen der Kapitalisten, das zu dieser internationalen Flucht aus der Mark geführt hatte, war ebenso durch die Krisenereignisse in Amerika wie durch die Erkenntnis verursacht worden, dass die Young-Belastungen für Deutschland nicht tragbar seien. Hinzu kam die rapide Verschlechterung in dem deutsch-französischen Verhältnis seit Stresemanns Tod. Bei Bekanntwerden des Zollunionplanes von Curtius und Schober war in jähem Absturz ein Tiefpunkt der offenen Gegnerschaft und des Argwohns erreicht worden, wie ihn die

beiden Länder seit den Tagen der Ruhrbesetzung kaum wieder erlebt hatten.

Dieses wenig erbauliche Bild der Lage nahm ich aus der Unterhaltung zwischen Brüning und Curtius mit in mein Schlafabteil, als wir uns kurz vor Mitternacht vom Reichskanzler verabschiedeten. «Die Situation ist tatsächlich katastrophal», mit diesen Worten hatte Brüning seine Ansicht zusammengefasst. «Von Tag zu Tag nehmen die Geldabzüge, und dementsprechend die Goldverluste der Reichsbank, immer erschreckendere Ausmasse an. Wenn das noch lange so weitergeht, werden wir die Reparationszahlungen einstellen müssen.»

Am nächsten Morgen standen wir mit unserem Salonwagen beim Frühstück auf dem Hamburger Hauptbahnhof. Brüning hatte angeordnet, dass sämtliche Vorhänge heruntergelassen wurden. Das Publikum sollte nicht auf uns aufmerksam werden und womöglich gegen uns demonstrieren, wenn es den Reichskanzler mitten auf dem Bahnhof am gedeckten Frühstückstisch eines Salonwagens erblickt hätte, während ein Millionenheer von Arbeitslosen nicht wusste, wo es die tägliche Nahrung hernehmen sollte. Wieder war die Stimmung recht gedrückt. Brüning sass in sich gekehrt da, Curtius blickte stumm auf seinen Teller, und keiner von uns drei Jüngeren wagte, die Stille zu unterbrechen.

Schliesslich fasste ich mir ein Herz und begann, einige von meinen Konferenzgeschichten zu erzählen, um den trüben Morgen damit etwas aufzuhellen. Dabei kam ich auch auf Salomon zu sprechen. «Eigentlich vermisse ich ihn bei unserem Unternehmen, denn er ist in der letzten Zeit immer dabei gewesen», sagte ich zu Brüning und Curtius. «Er gehört sozusagen als fester Einrichtungsgegenstand zu allen Delegationen.» Ich erzählte von den «Heldentaten» Salomons im Haag und in Genf. Für einen Augenblick hatten Brüning und Curtius ihre Sorgen vergessen und fanden ihre Freude an den Abenteuern des «Auges der Welt». Laute Heiterkeit aber bemächtigte sich unserer kleinen Gruppe, als jemand zufällig den Fenstervorhang beiseiteschob, um nach dem Wetter zu sehen, und draussen ... Dr. Salomon, wie immer etwas diabolisch lächelnd, auf dem Bahnsteig stand, mit der einen Hand den Hut lüftete und mit der anderen die Kamera «abschoss». Er war also doch wieder dabei, und die Delegation war vollständig.

Wir fuhren dann weiter nach Cuxhaven, um an Bord des Dampfers «Hamburg» zu gehen, der uns nach Southampton bringen sollte. Das ganze Werftgelände war wegen der Attentats- und Zwischenfallsgefahr von der Polizei streng abgesperrt worden. Wir selbst wurden auf dem kurzen Wege zum Schiff von einer dichten Polizeikette «geschützt». Aber die Polizei hatte mit den Dockarbeitern nicht gerechnet. Beim Anblick Brünings liessen sie ihre Taue, oder was sie sonst in der Hand hatten, fallen und bewegten sich mit drohendem Fäusteschwingen und dem Ruf «Nieder mit dem Hungerdiktator» auf uns zu. Es war ein

kritischer Augenblick, dem durch das Eingreifen der Polizei zwar schnell ein Ende bereitet wurde, der sich aber auf dem Wege zum Schiff noch mehrfach wiederholte.

«Nieder mit dem Hungerdiktator!», schrien die Kommunisten dem Reichskanzler aus kurzer Entfernung ins Gesicht, während man vom Schiff herab die Kapelle hören konnte, die das ganz und gar nicht zu dieser Szene passende Lied «Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus ...» intonierte, das bei jeder Schiffsabfahrt gespielt wird. Diese «Abschiedsszene» vor Verlassen des deutschen Bodens machte uns noch einmal mit aller Deutlichkeit die ganze Problematik der deutschen Lage klar.

An Bord des Hapagdampfers «Hamburg» genossen wir dann sofort die traditionelle Gastfreundschaft eines Ozeanschiffes. Es war alles aufgeboten worden, um unsere Überfahrt so angenehm wie möglich zu gestalten. Brüning war während der Szenen am Kai um einige Schattierungen bleicher geworden, seine Lippen hatten sich noch fester und dünner zusammengezogen, als dies gewöhnlich schon bei ihm der Fall war, er hatte sich aber sonst jeder Reaktion enthalten. Eine Weile stand er noch mit Curtius und uns an Deck. Mit seinem blassen, schmalen Gesicht, seiner Gelehrtenbrille und seiner ernsten Miene wirkte er eher wie ein Geistlicher, der sich auf Reisen begibt, als wie ein Staatsmann, der in verzweifelter Lage zu Verhandlungen ins Ausland geht.

Bald nach der Abfahrt des Schiffes erklärte Brüning, er sei nicht sehr seefest und begab sich in seine Kabine. Curtius folgte ihm nach. Wir hatten ihm einen grösseren Stoss Akten auf die Reise mitnehmen müssen, und er beschäftigte sich die ganze Fahrt hindurch mit der genauen, sachlichen Vorbereitung auf die Besprechungen in England. So hatten wir drei Begleiter freie Bahn. Wir durften selbstverständlich als Ehren Gäste zum Kapitän auf die Brücke kommen, als das Schiff bei herrlichem Wetter zwischen Helgoland und den friesischen Inseln hindurch die offene See erreichte. Wir fühlten uns restlos wohl. Darüber waren wir angesichts dessen, was wir bei der Abfahrt erlebt hatten und was uns Brüning über die Lage unseres Landes gesagt hatte, selbst etwas erstaunt. Aber die Sonne und die Seeluft und die Atmosphäre eines Schiffes bei der Ausreise bringen Wunder zustande, besonders wenn man noch nicht allzu alt an Jahren ist. Natürlich war auch Dr. Salomon auf dem Schiff. Er hatte wieder einmal alles richtig einkalkuliert.

Am nächsten Vormittag wurden wir auf der Höhe von Southampton von dem englischen Zerstörer «Winchester» übernommen, dessen Kapitän Brüning und Curtius sofort zu sich in seine Kabine bat, während wir drei Begleiter in der Offiziersmesse im fröhlichen Kreise bei zahlreichen Cocktails und noch zahlreicheren Witzen die Gastfreundschaft der englischen Marine bis zur Ankunft in Southampton geniessen konnten.

Zu unserem Entsetzen hatte es Salomon fertiggebracht, auch auf den Zerstörer zu schlüpfen, wo er lächelnd und ungeniert alles photographierte, was ihm vor die Linse kam, ohne sich auch nur im Geringsten darüber klar zu sein, dass er als deutscher Staatsangehöriger auf einem englischen Kriegsschiff damit ungefähr sämtliche Regeln über die Wahrung militärischer Geheimnisse seit Nelsons Zeiten auf einmal brach. Aber die englische Marine liess ihn gewähren. Nur der Vertreter des Foreign Office, der im vorschriftsmässigen Zylinder und Gut an Deck des Zerstörers stand, protestierte.

In Southampton erwartete uns der deutsche Botschafter von Neurath und fuhr mit uns in dem Salonwagen, den die englische Regierung für Brüning und Curtius an den fahrplanmässigen Zug nach London anhängen liess, in die englische Hauptstadt.

Dort wohnten wir in dem weltberühmten Carlton-Hotel. Der solide, etwas altväterliche Hotelstil des vergangenen Jahrhunderts mit dicken Teppichen auf marmornem Boden, breiten eichenen Türen und blankgeputzten Messingbeschlägen in grossen, weiten Zimmern, dazu Bädewannen, die zu kleineren Übungen der englischen Marine hätten verwendet werden können, bestimmten das Bild. Ein lautloser und vollendeter Dienst des Personals, so wie ihn sich die englische Oberschicht wünscht, umgab uns mit jener unaufdringlichen, selbstverständlichen Fürsorge, wie ich sie immer wieder in England so angenehm empfunden habe. Zur Erfrischung ein gelegentliches Glas Whisky, und ich war innerlich als Dolmetscher für lang andauernde Redeschlachten bereit.

Zunächst aber begaben wir uns ins englische Auswärtige Amt zu einem Bankett, das von Premierminister MacDonald zu Ehren der deutschen Gäste gegeben wurde. Als alten Bekannten aus den Genfer Tagen konnte ich hier den früheren Aussenminister Sir Austen Chamberlain begrüssen. Ebenso lernte ich den später durch seine kritische Haltung Deutschland gegenüber bekanntgewordenen Lord Vansittart auf diesem Essen kennen.

Nach Aufhebung der Tafel begannen hier in kleinen Gruppen bereits beim Kaffee die sachlichen Besprechungen. Natürlich nur stichwortartig und andeutungsweise, denn die Hauptverhandlung sollte erst in Chequers stattfinden, wohin wir uns am nächsten Tage begaben.

Chequers war ein grosser, weit ausgedehnter Landsitz mit herrlichen Wiesen, die nach englischer Sitte stets ganz kurz geschnitten gehalten wurden, so dass man wie auf einem schwellenden Teppich aus Gras über sie dahinschritt. Inmitten der Wiesen und Baumgruppen lag das Herrenhaus, ein einfaches zweistöckiges Gebäude, von aussen und von innen recht anspruchslos. Aber wie viele dieser alten englischen Häuser strahlte es eine Atmosphäre der Gedicgenheit, Wohlhabenheit und Ruhe aus.

Ich bekam ein Zimmer, das mir so stilecht vorkam, als stamme es aus einer Reinhardtschen Inszenierung der «Elisabeth von England». Am Abend sass ich noch lange an dem grossen, schweren Tisch mit dem geschnitzten Leuchter und erfreute mich bei eine Pfeife guten englischen Tabaks und einem Glase «des richtigen Stoffes», «the right stuff», wie ein mir befreundeter englischer Humorist sehr richtig den Whisky bezeichnet, der Schönheit dieses Raumes.

Vorher hatten wir mit MacDonald, Henderson und der ältesten Tochter MacDonalds, Isabel, die als Hausfrau fungierte, zu Abend gegessen. Von Politik war dabei nicht viel gesprochen worden. Interessanterweise spielten an jenem Abend Fragen der religiösen Weltanschauung die Hauptrolle in dem Gespräch, das meist zwischen MacDonald und Brüning hin und her ging.

MacDonald war Schotte. Er war ein tief religiöser Protestant. Mit seinem weissen Haar und seinen grossen, ernsten Augen in dem markanten Gesicht wirkte er mehr wie ein Prophet als wie ein Premierminister. Eine grosse Güte und Wärme ging von diesem Pazifisten des Ersten Weltkrieges aus, der damals für seine Überzeugung sogar ins Gefängnis gegangen war. An jenem Abend und auch bei mancher späteren grösseren Konferenz kam mir MacDonald immer wie ein Vater vor, auf den man sich, vor allem in schwierigen Zeiten, verlassen konnte. Auch inmitten der grössten Komplikationen habe ich ihn nie den Kopf verlieren sehen. Irgendein Ausweg schien ihm immer noch einzufallen. Er war zweifellos einer jener Engländer, die über die Grenzen ihres Landes und ihres Empires hinaussehen können und etwas Weltbürgerliches an sich haben. In seiner Person schien jene glückliche Kombination von Idealismus und praktischem Denken Wirklichkeit geworden zu sein, die mir besonders in England oft begegnet ist.

Mit seinem mystischen Protestantismus schottischer Prägung war er ein sehr geeigneter Gesprächspartner für den etwas asketisch anmutenden Brüning, der vom Katholizismus her die Dinge betrachtete und dabei in vielem mit dem Protestanten MacDonald durchaus einer Meinung zu sein schien.

Am nächsten Morgen begannen dann die politischen Besprechungen. Sie fanden in der im ersten Stock gelegenen Bibliothek von Chequers statt, die mit ihren alten Folianten einen passenden Rahmen für das europäische Gespräch bildete, das hier zwischen Deutschland und England geführt werden sollte. Die alten Bücher bedeckten in hohen Regalen sämtliche Wände des Raumes und liessen eigentlich nur die Fensteröffnungen frei. Kurz nach Beginn des Gesprächs bat mich MacDonald, ein Dokument aus dem unteren Geschoss des Hauses von seinem Sekretär heraufzuholen. Ich beeilte mich natürlich, seinem Wunsch nachzukommen und versuchte durch die Tür, durch die wir die Bibliothek betreten hatten, hinauszugelangen. Ich suchte und suchte und

konnte sie nicht wiederfinden. Überall traf ich auf bücherbeladene Regale. Von allen Seiten blickten mich die gewichtigen Folianten und die kleineren Bände aus dem 17. und 18. Jahrhundert scheinbar spöttisch an. Als ich mich verwirrt umdrehte, brach MacDonald in schallendes Lachen aus. Er hatte sich mit mir den Spass geleistet, der wohl schon des Öfteren in diesem Raum zur Freude der Wissenden an einem Neuling ausprobiert worden war. Ich hatte natürlich die Tür nicht finden können, weil sie, wie dies in manchen älteren Bibliotheken der Fall ist, durch Regale mit Bücherattrappen so täuschend verkleidet war, dass man sie auch mit dem schärfsten Auge nicht entdecken konnte.

Nach diesem lustigen Intermezzo setzten wir uns um den grossen Tisch, MacDonald, Henderson und der britische Handelsminister Graham, Brüning, Curtius und ich. Ohne Umschweife und diplomatische Floskeln entwarf zunächst Brüning ein Bild von der verzweifelten Lage, in der sich das Reich damals befand.

«Die Grenze dessen, was wir unserem Volke an Entbehrungen aufzuerlegen vermögen, ist erreicht!», so hatte es in dem Aufruf der Reichsregierung gestanden, der am Tage vorher, am Sonnabend, den 6.Juni, in Berlin zusammen mit den neuen Notverordnungen veröffentlicht worden war. Diese Feststellung war auch der Tenor der Ausführungen von Brüning an jenem Sonntagmorgen in Chequers. «Die Durchführbarkeit des Young-Planes», sagte er, „hatte zur Voraussetzung, dass der Welthandel sowohl dem Umfang als auch dem Wert nach ansteigen und die Wirtschaftslage in der Welt sich im Allgemeinen bessern würde.» Aber genau das Gegenteil sei eingetreten. Im Jahre 1929 sei in Amerika ein Wirtschaftssturm entstanden, der 1930 bereits die Ausmasse eines Wirbelwindes angenommen habe und im Jahre 1931 mit dem gewaltigen Toben eines Tornados über Europa hereinzubrechen drohe. Vielleicht werde man in der Zukunft einmal das Jahr 1931 als einen Tiefpunkt in der Wirtschaftsgeschichte des Nachkriegseuropa bezeichnen.

Brüning drückte sich langsam und zögernd aus. Zum Teil sprach er englisch und musste oft nach diesem oder jenem Wort suchen oder sich von mir gelegentlich einen technischen Ausdruck geben lassen. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass seine völlig unrhethorischen Darlegungen auf die drei Engländer am Tisch einen immer stärkeren Eindruck machten, je länger sie ihm zuhörten.

Mit Zahlen und Tatsachen waren dann seine Darlegungen über die speziellen Folgen dieser Weltwirtschaftslage für Deutschland gespickt. Einen besseren Sachreferenten als sich selbst hätte Brüning kaum im Finanzministerium finden können. Er sprach von dem grossen Defizit, das sich im Reichshaushalt von 1925-1930 angesammelt hatte, und das er bei seinem Amtsantritt als Erbschaft übernommen habe. Er erwähnte, wie auch für das Rechnungsjahr 1930/31 ein neuer Fehlbetrag

von beträchtlicher Höhe zu decken sei, und legte dann im Einzelnen dar, wie er wegen der Opposition im Reichstag durch Notverordnungen neue Steuern ausgeschrieben und neue Einsparungen vorgenommen habe, um den Haushalt ins Gleichgewicht zu bringen. Immer wieder, so fuhr Brüning fort, seien jedoch neue Löcher entstanden, so dass nunmehr nach der letzten Notverordnung die äusserste Grenze der Belastung erreicht sei.

Mit sehr vorsichtigen und zurückhaltenden Worten zog er daraus den Schluss, dass die wirtschaftliche und finanzielle Lage Deutschlands eine Erleichterung der untragbaren Reparationslasten erfordere. Aus eigenen Kräften sei das deutsche Volk nicht mehr in der Lage, die Situation zu meistern. Brüning drohte nicht mit Zahlungseinstellung, er forderte ebensowenig irgend etwas Bestimmtes von den Engländern, er liess nur Zahlen und Tatsachen sprechen.

Zunächst hörten sich MacDonald und seine Kollegen Brünings Ausführungen, wie mir schien, mit einer wohlwollenden Skepsis an. MacDonald und der englische Handelsminister unterbrachen ihn gelegentlich. «Man darf die Rolle der Reparationszahlungen nicht übertreiben», erklärte einmal Graham, «es gibt auch noch andere Gründe für die Schwierigkeiten, in denen sich die deutsche Wirtschaft befindet.» An welche Gründe man dabei auf englischer Seite dachte, wurde aus den Bemerkungen Hendersons und Grahams über die «übermässige Auslandsverschuldung des Reiches», die «Russlandkredite», den «Protektionismus in der Handelspolitik Kontinentaleuropas» und die «Ausgaben für die deutsche Seerüstung» klar.

Die Engländer machten Brüning nicht etwa Vorwürfe, dass die deutsche Regierung oder die deutsche Wirtschaft in diesen Punkten eine falsche oder unbedachte Politik verfolgt habe; sie ergänzten lediglich das Bild durch den Hinweis auf diese weiteren Gründe, die nach ihrer Ansicht für die krisenhafte Zuspitzung der deutschen Wirtschaftslage mitverantwortlich waren.

In diesem Zusammenhang entwickelte sich zwischen MacDonald und Brüning auch ein längeres Gespräch über den sogenannten «Taschenkreuzer», d.h. das 10 000-Tonnen-Kriegsschiff, dessen Bau Deutschland beschlossen hatte, und das sich genau innerhalb der dem Reich durch den Versailler Vertrag auferlegten Beschränkungen hielt. So war ein ganz neuartiger Schiffstyp, ein Mittelding zwischen Kreuzer und Schlachtschiff entwickelt worden, der, wie die Engländer sich ausdrückten, «das ganze Bauprogramm der traditionellen Seemächte über den Haufen zu werfen drohte». Denn dieses «pocket battleship», erklärte MacDonald, «kann alles versenken, was ihm an Geschwindigkeit überlegen ist und kann sich andererseits infolge seiner höheren Geschwindigkeit allen Schlachtschiffen entziehen, die artillerie- und panzermässig stärker sind». Diese Taschenkreuzerfrage musste wohl den

Engländern sehr am Herzen liegen, denn sie tauchte damals bei den deutsch-englischen Gesprächen von Zeit zu Zeit immer wieder auf, und zwar auch ausserhalb der eigentlichen Verhandlungen.

Der Hinweis der Engländer auf die «anderen Gründe ausser den Reparationszahlungen» bot Brüning eine Gelegenheit, an Hand von genauen Zahlen und Tatsachen, die er so im Kopf hatte, als wäre er seit langen Jahren in der handelspolitischen Abteilung des Wirtschaftsministeriums tätig gewesen, den Nachweis zu führen, dass der Aussenhandel Deutschlands sich durchaus günstig entwickelt habe. Die passive Handelsbilanz sei bereits 1929 ausgeglichen worden und habe sich danach in einen beachtlichen Ausfuhrüberschuss im Jahre 1930 und in den ersten Monaten von 1931 verwandelt. Trotzdem habe der Druck auf die Reichsbank nicht ab-, sondern zugenommen. Daraus ergebe sich mit aller Deutlichkeit, dass die finanziellen Belastungen, unter denen die Reparationszahlungen an erster Stelle stünden, eben zu hoch seien.

In Bezug auf die Auslandsverschuldung gab Brüning ohne weiteres zu, dass in der Vergangenheit viele amtliche und private Stellen in Deutschland allzu bedenkenlos Auslandsgelder hereingenommen hätten. «Man darf aber nicht vergessen, dass das Ausland, und zwar nicht nur Amerika, sondern auch Ihr eigenes Land, Herr MacDonald», erklärte Brüning mit einem gewissen Nachdruck, «es den Deutschen sehr leicht gemacht hat, lang- und vor allem kurzfristige Kredite zu erhalten.» Lächelnd fügte er hinzu: «Man könnte fast sagen, die Auslandsgelder seien den Deutschen aufgedrängt worden, denn in gewissen Zeiten, die noch gar nicht so lange zurückliegen, hielt man in den Kreisen der englischen und amerikanischen Geldgeber Kapitalanlagen in Deutschland für ein sehr gutes Geschäft.» Erst unter dem Einfluss der amerikanischen Krise und der Abwärtsbewegung der Weltkonjunktur habe dieser Geldstrom die Richtung gewechselt.

Dass Brüning sich nicht scheute, die in der Vergangenheit von Deutschland gemachten Fehler ohne weiteres zuzugeben, und dass er ohne jedes Pathos in seiner stillen, ruhigen, fast etwas schüchtern wirkenden Redeweise sich immer nur auf Tatsachen stützte, deren Richtigkeit den Engländern ohne weiteres einleuchtete, machte auf MacDonald und seine Kollegen sichtlich einen immer stärkeren Eindruck. Sie merkten, dass dieser Mann mit dem Gelehrtenkopf und der etwas tastenden, stockenden Ausdrucksweise des Sachverständigen, der sich seiner Formulierungen ganz sicher sein will, ihnen nichts vormachen wollte. Er drohte nicht mit Zahlungseinstellung, mit Aufkündigung des Young-Planes, wie es die englische Presse vorher vermutet hatte, er forderte nicht, sondern er berichtete nur und überliess es seinen Zuhörern selbst, daraus die Schlüsse zu ziehen. Diese Art der Verhandlung konnte auf Angelsachsen ihre Wirkung nicht verfehlen. Brüning

gewann an jenem Sonntagmorgen das Vertrauen der Engländer. Das sollte sich in den folgenden, schweren Monaten als ein grosser Aktivposten erweisen, wenn auch in Chequers selbst keinerlei konkrete Erfolge in Gestalt von sofortigen Erleichterungen für Deutschland erzielt werden konnten.

Nachdem sich das Gespräch eine Weile hingezogen hatte, wurde plötzlich ein dramatisches Moment von aussen in die Debatte hineingetragen. Unerwartet sprang die versteckte Tür auf, und der damalige Gouverneur der Bank von England, Montagu Norman, platzte imwahrsten Sinne des Wortes in die Sitzung hinein. «Was beraten Sie noch, meine Herren», rief er in einiger Erregung aus, «Südosteuropa steht in Flammen! Die Kreditanstalt in Wien hat soeben ihre Schalter geschlossen!»

Die Zahlungsunfähigkeit der Kreditanstalt war das erste sensationelle Gefahrsignal, das das Herannahen des akuten Stadiums der Wirtschaftskrise in ganz Europa ankündigte. Etwas später wurde die Danat-Bank in Berlin gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen; die Bankenkrise breitete sich schliesslich ganz allgemein mit zahlreichen Schalterschliessungen in den Ländern Mitteleuropas aus.

So hatte denn der Bankier Montagu Norman mit seinem dramatischen Ausruf von dem Südosteuropa, das in Flammen stünde, durchaus nicht übertrieben. Aber an jenem Morgen in Chequers wurden seine Worte noch für ziemlich exaltiert gehalten. Die Engländer jedenfalls schienen ihren «Reichsbankpräsidenten» nicht ganz ernst zu nehmen.

Montagu Norman wirkte eher wie ein Künstler mit seinem Spitzbart, seinem wallenden Haar und seinen sprühenden Augen. Man konnte seinen interessanten Ausführungen, die er wirkungsvoll und in vollendeter Formulierung mit einer wunderbaren Stimme vorzutragen wusste, stundenlang zuhören, ohne zu ermüden. Ein Zusammensein mit ihm war ein literarischer Genuss.

Mit grosser Lebhaftigkeit beteiligte er sich nun an der weiteren Unterhaltung. Er schien dabei unter den Engländern derjenige zu sein, welcher der von Brüning betonten Notwendigkeit, Deutschland auf dem Reparationsgebiet Erleichterungen zu verschaffen, am aufgeschlossensten gegenüberstand. «Wenn nicht bald auf dem Gebiete der Zahlungen von Land zu Land irgendwelche Abhilfe geschaffen wird», rief er temperamentvoll in den Raum, «treiben wir in eine Katastrophe hinein», und dann folgten aus dem Munde des ersten englischen Bankiers Zahlen und Tatsachen, die mit den vorher von Brüning genannten weitgehend übereinstimmten. Besonders in der Beurteilung des Ernstes der Lage waren beide Männer fast völlig einig, vielleicht mit dem einzigen Unterschied, dass Montagu Norman die Dinge mehr vom europäischen und vom internationalen Standpunkt und in erster Linie als Finanzmann und Notenbankpräsident betrachtete. Er hatte durch seine Inter-

vention die Debatte ausserordentlich belebt. Graham sprach nun auch seinerseits von den europäischen Schwierigkeiten und den besonderen Komplikationen, die sich für England aus der Stagnation des Welt-handels und dem egoistischen Protektionismus der europäischen Länder ergaben. Auch England habe grosse Mühe, seinen Haushalt auszugleichen, und ebenso ein Arbeitslosenproblem, wie es Brüning vorher von Deutschland geschildert hatte.

Nach diesem ausgedehnten Gespräch gab uns MacDonald ein Frühstück, zu dem eine ganze Reihe von Gästen aus London eintraf. Darunter befanden sich der deutsche Botschafter mit seiner Frau, der Privatsekretär des Königs Sir Clive Wigram, der Staatssekretär im britischen Auswärtigen Amt Lord Vansittart, der Sohn MacDonalds Malcolm und seine jüngere Schwester Sheila und ... Bernard Shaw mit seiner Frau.

Die Gäste waren noch ganz erfüllt von dem Erdbeben, das in jener Nacht die britische Hauptstadt «heimgesucht» hatte. Malcolm MacDonald erzählte mir, dass in seinem Haus die Bilder leicht geschwankt hätten. Seine Schwester berichtete von einem klirrenden Kronleuchter und zuschlagenden Türen. An einigen Stellen seien sogar kleine Risse in den Hauswänden sichtbar geworden. Es war jedenfalls ein eigenartiges und ganz unerwartetes Ereignis, und wenn man es heute betrachtet, könnte man versucht sein, es als eine Art Wink des Schicksals für die schweren Zeiten anzusehen, die noch in diesem Jahre über England und ganz Europa hereinbrechen sollten. Dazu passte auch die bei Tisch von Montagu Norman erwähnte Nachricht vom Brande des Münchener Glaspalastes und der Zerstörung vieler wertvoller Gemälde.

Ich sass an der Tafel neben Bernard Shaw. Wir unterhielten uns grossartig, im Gegensatz zu der übrigen Gesellschaft, bei der das Gespräch manchmal arg ins Stocken geriet und deren neidvolle Blicke auf unsere heitere Gruppe ich gelegentlich auffing. Dafür wurde aber auch bei uns die Tagespolitik beiseite gelassen. Während ich über den Tisch hinweg hörte, wie sich der englische Marineminister wieder einmal wegen der deutschen Taschenkreuzer beschwerte, erklärte mir Shaw, warum seiner Ansicht nach die Bedingungen für eine deutsch-englische Annäherung besonders günstig seien.

Wenn ich vorhersagte, «wir» hätten uns unterhalten, so ist das eigentlich falsch. Shaw sprach die ganze Zeit über, und ich brauchte nur zuzuhören. Als Vegetarier rührte er kaum eine der Speisen an, da überall Fleisch oder Spuren davon in den Gerichten enthalten waren. Meiner Erinnerung nach nahm er weiter nichts zu sich als ein Stückchen Käse, wozu er ein Glas Wasser trank. Diese Lebensweise schien ihm glänzend zu bekommen, denn er sah trotz seines hohen Alters munter und frisch wie ein junger Mann aus, hatte gesunde, rote Wangen und lachte aus vollem Halse über seine eigenen Witze, wobei er sich

oft nach hintenüber warf, so dass sein Spitzbart wagrecht in die Luft ragte.

«Wenn sich zwei Völker gut miteinander vertragen wollen, dann müssen sie vorher ein paar Jahre lang gegeneinander Krieg geführt haben wie Deutschland und England», sagte er lachend. «Dann kann der einzelne Engländer dem einzelnen Deutschen lange Zeit niemals persönlich auf die Nerven fallen. Sie sehen sich gegenseitig nur als unpersönliche, kleine graue Figuren, die von irgendwoher aufeinander schießen. Aber zum persönlichen Ärgern ist keine Gelegenheit», fügte er sarkastisch hinzu.

«Da sehen Sie sich einmal das Verhältnis zwischen uns und unseren Bundesgenossen, den Franzosen, an», fuhr er dann fort, «wir stehen wie Katze und Hund!» Und dann kam eine ganze Flut von Gründen für diesen Zustand. Persönliche Reibereien zwischen Engländern und Franzosen während des Krieges, zwischen den englischen Soldaten und der französischen Zivilbevölkerung, in der Presse und im persönlichen Verkehr nach dem Kriege.

«All das ist uns mit den Deutschen erspart geblieben, nur weil wir sie vier Jahre lang überhaupt bloss aus der Ferne sahen und dann nachher eine ganze Zeit lang noch mit ihnen so verkracht waren, dass wir nur auf Distanz miteinander verkehrten. Jetzt können wir, bestens vorbereitet, mit der gegenseitigen Annäherung beginnen.» Ein schallendes Gelächter, der Spitzbart reckte sich in die Luft, Mrs. Shaw lächelte durch ihren Kneifer verständnisvoll und nachsichtig über den Tisch zu mir hin, und ich hatte aus berufenem Munde eine wirklich neuartige Annäherungstheorie zu hören bekommen, an die ich noch oft gedacht habe.

Nach dem Essen wurde dann in demselben kleinen Kreise die Besprechung fortgesetzt, der schon am Vormittag versammelt gewesen war. Aber wie so oft bei derartigen Unterhaltungen trat nach dem ersten Meinungsaustausch kein neuer Gesichtspunkt mehr zutage. Es wurde von beiden Seiten eigentlich nur das wiederholt, was jeder bereits am Vormittag eingehend dargelegt hatte. In eigenartigem Kontrast zu der Dringlichkeit der Probleme, die nicht nur von Montagu Norman, sondern auch von Graham und MacDonald anerkannt wurden, geschah nichts, was darauf hingedeutet hätte, dass man nun von englischer Seite schleunigst irgendwelche konkreten Massnahmen ergreifen würde, um dem Abzug der Auslandskredite aus Deutschland Einhalt zu gebieten und in der Reparationsfrage Erleichterungen zu schaffen. In dieser Hinsicht verlief die Unterhaltung völlig im Sande.

Brüning kam mit leeren Händen nach Deutschland zurück, während dort und in ganz Europa inzwischen die Krise zusehends ernster wurde. Ein wesentliches Ergebnis dieser Aussprache war allerdings das Vertrauensverhältnis, das sich (meinen Beobachtungen nach) zweifellos in

Chequers zwischen den deutschen und den englischen Staatsmännern angebahnt hatte. Nicht nur Brüning hatte persönlich auf die Engländer einen ausgezeichneten Eindruck gemacht, auch MacDonald und seine Kollegen, vor allen Dingen der Aussenminister Henderson, hatten bei Brüning und Curtius die Überzeugung hervorgerufen, dass sie die Gefahren, die bei einem deutschen Zusammenbruch auch England drohten, sehr wohl erkannt hatten, und dass sie in der Folgezeit eifrig bemüht sein würden, nach besten Kräften an der Abwendung einer Katastrophe mitzuwirken. Sie schienen jedoch in Chequers keinen genauen Überblick über ihre eigenen Möglichkeiten zu haben. Irgend etwas hielt sie offensichtlich davon zurück, sofort praktische Massnahmen vorzuschlagen. War es die Rücksicht auf Frankreich, war es die Ungewissheit über die Haltung Amerikas oder das Bewusstsein ihrer eigenen finanziellen und wirtschaftlichen Schwäche? Das konnte man damals noch nicht erkennen.

Darüber äusserten Brüning und Curtius in meiner Gegenwart nur Vermutungen. Erst in den nächsten Wochen stellte sich heraus, dass alle drei Gründe hemmend auf MacDonald gewirkt hatten, und es zeigte sich, dass sofort nach der Unterhaltung von Chequers das Gespräch zwischen England und Amerika im Lichte der von Brüning gemachten Darlegungen erneut in Gang gekommen war.

Am Sonntagnachmittag machten wir mit MacDonald und den übrigen Herren noch einen grösseren Spaziergang durch den Gutsbesitz. Diskret folgten uns dabei «unauffällige» Herren in Zivil, die man in der Ferne zwischen den Bäumen und Büschen einherwandeln sah, als seien es Spaziergänger. Das waren die Detektive von Scotland Yard. Denn auch hier wurde nichts dem Zufall überlassen. Nach dem Spaziergang nahmen wir gemeinsam bei herrlichem Sommerwetter auf dem Rasen vor dem Hause den Tee ein.

Abends fuhren wir nach London zurück, wo Brüning einen Presseempfang gab, auf dem er durch die Fragen der Journalisten oft in arge Bedrängnis gebracht wurde. Sie wollten natürlich angesichts der dramatischen Ereignisse in Wien sehr genau wissen, was nun eigentlich bei dieser deutsch-englischen Unterhaltung herausgekommen war. Selbstverständlich konnte Brüning nicht zugeben, dass das praktische Ergebnis gleich Null war, denn das hätte ja die krisenhafte Entwicklung noch mehr verschärft. Andererseits aber konnte er auch wieder nicht Dinge angeben, die gar nicht existierten. So manövierte er denn ziemlich geschickt zwischen den Fragen der Journalisten hindurch, wie ein Geleitzug, der im Zickzackkurs durch ein von U-Booten bedrohtes Gebiet fährt.

Natürlich war auch Dr. Salomon, lächelnd wie immer, auf dieser Pressekonferenz. Seine Schuhe waren schmutzbedeckt, als habe er einen längeren Ausflug hinter sich. Ich sprach ihn darauf an, und es kam folgende Geschichte heraus:

Trotz der polizeilichen Absperrungen war es ihm gelungen, nach Chequers bis dicht an das Gutshaus vorzudringen. In einem Gebüsch gegenüber dem Gebäude hatte er am Sonntagvormittag mit seiner Kamera stundenlang auf der Lauer gelegen. Da waren wir plötzlich am Nachmittag vors Haus getreten. MacDonald hatte sich geradewegs auf die Hecke zubewegt, in der Salomon in Deckung sass, und hatte sogar einige Zweige auseinandergebogen, um Brüning ein Vogelnest zu zeigen, das sich in dieser Hecke befand.

Hätte MacDonald das Nest auch nur wenige Meter weiter links gesucht, so hätte sich seinen und unseren erstaunten und entsetzten Augen kein Vogelnest, sondern das wenig befiederte Haupt von Dr. Salomon mit dem üblichen Lächeln präsentiert, und die sensationellste Aufnahme des Jahres wäre am Tage darauf durch die europäische und amerikanische Presse gegangen. Ob Salomon allerdings wirklich gelächelt haben würde, ist zweifelhaft, denn er gestand mir, dass er zum ersten Male in seiner zwischenfallsreichen Laufbahn doch einen ziemlichen Schreck bekommen habe, als er den englischen Premierminister fast geradewegs auf sein Versteck zukommen sah. –

Am Montag war der Tag angefüllt mit offiziellen Essen und Empfängen. Bei einer dieser Gelegenheiten lud Brüning MacDonald und Henderson zu einem Gegenbesuch nach Berlin ein. Ich hatte den Eindruck, dass die Engländer diese Einladung sehr gern annahmen, um das Gespräch in kurzer Zeit in Berlin fortzusetzen.

Am Dienstag früh fuhren wir dann von London ab. «Diesmal müssen wir aber unter allen Umständen vermeiden, dass Salomon wieder mit auf den Zerstörer kommt», sagte der deutsche Botschafter im Salonwagen während der Fahrt nach Southampton. «Ich habe im Foreign Office einige recht spitze Bemerkungen über seine Photographiererei zu hören bekommen.»

Die Rückfahrt sollten wir mit der «Europa» nach Bremerhaven antreten. Sie konnte wegen Nebels erst mit drei Stunden Verspätung an der Stelle eintreffen, wo der Zerstörer uns wieder an sie übergeben sollte, und so warteten wir denn in unserem Salonwagen einige Zeit am Hafen von Southampton.

Als wir dann an Bord des Zerstörers gingen, wären wir alle fast in den Boden gesunken, denn aus einer Luke am hinteren Ende des Schiffes blickte triumphierend Salomon, der Unvermeidliche, unserer Gruppe entgegen. Er hatte bereits an Bord gefrühstückt! Denn als er am Quai entlang spaziert war und seine wirklich sehr guten Aufnahmen von der Hinfahrt präsentierte, hatte ihn die Mannschaft begeistert aufs Schiff geholt. Er durfte auch nach unserer Ankunft an Bord bleiben. Als er aber dann während der Fahrt wieder zu photographieren anfang, wurde er auf Veranlassung von Captain Crookshank, der das englische Protokoll vertrat, kurzerhand in einen Raum eingesperrt, der mit einer

eisernen Tür verschlossen war. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn klopfen oder rufen, aber es half ihm nichts. Er wurde erst wieder herausgelassen, als wir an der «Europa» festgemacht hatten.

Wie ein Hochhaus ragte der riesige Bau dieses berühmten deutschen Ozeanschiffes, das damals als Inhaber des «Blauen Bandes» das schnellste Passagierfahrzeug auf dem Atlantischen Ozean war, über unserem kleinen Zerstörer auf, als wir uns herzlich von unseren liebenswürdigen Gastgeber verabschiedeten und über das schwankende Fallreep nach oben stiegen. Hier erwartete eine Menschenmenge, die einer Grossstadt würdig gewesen wäre, die Ankunft des deutschen Reichskanzlers.

Dieses Schiff war eigentlich kein Schiff mehr. Es war mehr als ein Hotel, es war ein kleiner Stadtteil mit Ladenstrassen, elektrischen Wegweisern, Friseursalons, Fahrstühlen, Schwimmbädern, mehreren Restaurants und märchenhaften Kabinen mit gekachelten Badezimmern, in denen man, je nach Wunsch, mit Süss- oder Salzwasser baden konnte. Ich war noch nie auf so einem Schiff gefahren und probierte lange Zeit hindurch all seine technischen Wunder aus, von der kugelförmigen Lüftungsanlage in meiner Kabine bis zum elektrischen Pferd in der Gymnastikhalle, das man durch Druck auf verschiedene Knöpfe in die wildesten Gangarten versetzen konnte. Dass man auf schwankenden Wellen einherfuhr, merkte man überhaupt nicht. Erst am Abend, als wir Jüngeren auf den Bummel gingen und dabei gelegentlich auch tanzten, fühlten wir, dass es doch manchmal bergauf und bergab ging, denn die Nordsee lässt auch einen Ozeanriesen nicht mit sich spassen.

Auf der «Europa» trafen wir den amerikanischen Botschafter Sackett mit seiner Frau, der das Schiff nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, in Cherbourg verlassen hatte, sondern an Bord geblieben war, um mit Brüning und Curtius während der Fahrt verhandeln zu können.

Was er aus Amerika mitbrachte, war nicht sehr ermutigend. Die amerikanische Regierung stand immer noch auf dem Standpunkt, dass die Weltwirtschaftskrise von Europa ausgehe und eine Folge des Krieges sei, und dass die amerikanische Depression nichts damit zu tun habe. Nach dem, was Sackett Brüning und Gurtius auf der Rückfahrt nach Berlin mitteilte, war an ein Eingreifen Amerikas überhaupt nicht zu denken. Amerikanische Zugeständnisse an seine eigenen Schuldner, England und Frankreich, waren aber die unerlässliche Voraussetzung für jede Erleichterung, die diese beiden Länder Deutschland in der Reparationsfrage etwa gewähren würden. Das war in Chequers zwar nur indirekt, aber nichtsdestoweniger mit ziemlicher Deutlichkeit von den Engländern ausgesprochen worden. Sacketts Mitteilungen waren daher für uns niederschmetternd.

Unsere Stimmung wurde durch das, was sich bei unserer Ankunft in Bremerhaven abspielte, auch nicht besonders gehoben. Mit Brüning und Curtius stand ich bei den Landemanövern auf der Brücke und beob-

achtete die behenden kleinen Schlepper am Bug und am Heck, die mit unglaublicher Geschicklichkeit den Ozeanriesen an den Columbus-Kai bugsierten. «Deutschland erwache! Nieder mit Brüning!», so lauteten die von unbekannter Hand in grossen weissen Buchstaben an die Kaimauer geschriebenen Begrüssungsworte für den Reichskanzler. Nach der zuvorkommenden Behandlung, die wir in England genossen hatten, waren wir nun wieder mitten in den harten Realitäten der politischen Spannung in Deutschland.

Wieder hatte Brüning angeordnet, dass sämtliche Fenstervorhänge im Salonwagen bei der Abfahrt aus dem Columbus-Bahnhof des Norddeutschen Lloyd heruntergelassen wurden. So konnte man von innen nichts sehen, aber um so deutlicher allerhand hören. Vielstimmiges Gebrüll erscholl von draussen. Es steigerte sich bis zur Sturmstärke, um dann plötzlich abzurechen und nach einiger Zeit von neuem einzusetzen und wieder anzuschwellen.

Dolmetscher müssen berufsmässig neugierig sein, weil sie sonst, in Unkenntnis der Sachlage, die richtigen Ausdrücke nicht finden können. Deshalb schlich ich mich in mein Abteil, lüftete dort leicht den Fenstervorhang und konnte nun erkennen, was draussen vorging. Ich sah eine Menschenmenge auf der Strasse neben der Bahn hin- und herwogen. Beim Herannahen unseres sehr langsam fahrenden Zuges löste sich jeweils ein Knäuel Menschen heraus, entfaltete eine Hakenkreuzfahne und stimmte das vorher nur akustisch wahrgenommene Gebrüll an, sobald der Brüning'sche Salonwagen in die Nähe kam. Darauf drang von allen Seiten die Polizei mit Gummiknüppeln auf die Schreier ein und zerstreute sie, so dass der Lärm aufhörte. Damit waren wir aber schon wieder ein Stück weitergefahren, und derselbe Vorgang wiederholte sich mit Hakenkreuzfahne und Geschrei wohl ein halbes dutzendmal, bis unser Zug etwas schneller fuhr und die Rechtsopposition das Brüning'sche Tempo nicht mehr einhalten konnte.

Was die Nationalsozialisten sich als Schlachtruf gegen Brüning ausgewählt hatten, war bei dem Lärm nicht deutlich festzustellen. Ihre Sprechtechnik war offenbar nicht so gut wie die der Kommunisten in Cuxhaven, deren «Nieder mit dem Hungerdiktator» mir noch deutlich in den Ohren klang.

Peinlich war nur, dass der amerikanische Botschafter mit uns reiste und diese handgreiflichen Beweise für die «Popularität» des Reichskanzlers, wenn auch nicht zu Gesicht, so doch zu Gehör bekam, denn die übrigen Herren, die im Salonwagen fuhren, mussten natürlich auf Brüning's Geheiss zunächst die Reise weiterhin gewissermassen im Blindflug zurücklegen. Heute erscheint mir diese Methode der herabgelassenen Fenstervorhänge fast symbolisch für die damalige Einstellung der Politik, wie ich sie bei den Verhandlungen erlebte, die sich in den folgenden Wochen unter dem Druck der in Deutschland und ganz

Europa sprunghaft anwachsenden Krise in Paris, London und Berlin fast überstürzten.

Mit leeren Händen – so musste es wenigstens der ungeduldigen deutschen Öffentlichkeit erscheinen – waren wir aus England zurückgekehrt, und mit verdoppelter Schärfe brachen nun die Schwierigkeiten über Deutschland herein. In einer Woche verlor die Reichsbank weitere 200 Millionen Mark an Gold und Devisen. Es hagelte von allen Seiten Proteste gegen die Notverordnungen. Im Reichstag entstanden Schwierigkeiten, Curtius und Wirth sollten ausgebootet werden. Der Ruf nach einer Wirtschaftsdiktatur unter Schacht, Krupp, Vogler und Seeckt wurde laut. Die Arbeitslosigkeit stieg von Woche zu Woche. Das Elend der Massen machte sich im Anwachsen der radikalen Parteien der Kommunisten und der Nationalsozialisten mit ihren lärmenden Umzügen in den grossen Städten bemerkbar. Es herrschte eine Katastrophens Stimmung, wie ich sie seit meiner Rückkehr von der ersten Dienstreise aus dem Haag im Jahre 1923 in Deutschland nicht mehr erlebt hatte. Allgemein erwartete man Mitte Juni einen völligen finanziellen Zusammenbruch des Reiches innerhalb weniger Tage. Nur Optimisten glaubten, dass sich die Zahlungseinstellung noch bis zum Ultimo des Juni hinausschieben lassen würde. In der Nacht vom Freitag, den 19., auf Sonnabend, den 20. Juni, übersetzte der Sprachendienst einen kurzen aber höchst eindringlichen Hilferuf des Reichspräsidenten von Hindenburg an den amerikanischen Präsidenten Hoover.

Schon am Sonntag wurde die Antwort aus Amerika über alle deutschen Sender verbreitet. Die rettende Sensation war da. Der amerikanische Präsident schlug ein einjähriges Moratorium für alle Schuldentzahlungen zwischen den beteiligten Regierungen ab 1. Juli vor.

Erst viel später erfuhren wir, dass Hoover schon vor Eintreffen des Hindenburg-Telegramms den Entschluss zu seinem Vorgehen gefasst hatte. Er war entscheidend durch die Berichte beeinflusst worden, die er von dem amerikanischen Finanzminister Mellon über die Lage in Europa und vor allem in Deutschland erhalten hatte. Mellon war nicht in Berlin gewesen, sondern hatte nur mit den Engländern verhandelt. Diese mussten ihm also weitergegeben haben, was Brüning ihnen in Chequers so eindringlich dargelegt hatte. Wir waren daher, wie sich nachträglich herausstellte, doch nicht ganz mit leeren Händen aus England zurückgekehrt.

Für ein paar Tage atmete Deutschland auf. Aber der Hoffnungs schimmer, der von der Hoover-Botschaft ausgegangen war, verblasste in dem Masse, wie sich die Verhandlungen zwischen Amerika und Frankreich hinzogen, denn die Franzosen hatten sofort energisch gegen die Einstellung der ungeschützten Jahresleistungen des Young-Planes protestiert. Sie hatten wohl damals schon erkannt, dass der Young-Plan auch nach dem einjährigem Moratorium nicht mehr zu halten sein werde, und wollten durch ihr Bestehen auf der «Heiligkeit der Verträge»

ihre Position bei den dann zu erwartenden Verhandlungen von vornherein festigen. So kam der 1. Juli heran, ohne dass das Moratorium in Kraft treten konnte. Bis zum 6. Juli dauerte es, ehe sich Frankreich mit einem modifizierten amerikanischen Vorschlag einverstanden erklärte. Getreu der Politik der herabgelassenen Fenstervorhänge wurde darin bestimmt, dass Deutschland die ungeschützten Annuitäten genau nach Vorschrift an die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Basel weiterzahlen ..., dass ihm aber die gleiche Summe sofort wieder als Anleihe zur Verfügung gestellt werden sollte.

Die Hauptwirkung des Hoover-Moratoriums wäre eine psychologische gewesen. «Wenn wir zu lange mit der Rheinlandräumung warten, bringen wir uns um den ganzen psychologischen Effekt», hatte Stresemann seinerzeit Briand immer wieder gemahnt. In stärkerem Masse und mit grösserer Intensität wiederholte sich das gleiche Spiel beim Hoover-Moratorium.

Die moralische Wirkung war am 6. Juli vollständig verpufft. Im Gegenteil, mit erhöhter Wucht begann sich die Krise in Deutschland auszuwirken. Voller Besorgnis blickte man vom Ausland nach Berlin. Besonders in England und Amerika, die beide so stark in Deutschland finanziell engagiert waren, herrschte eine ausserordentliche Besorgnis, die dazu führte, dass MacDonald kurzfristig eine Konferenz der Reparationsländer nach London einberief. Am 15. Juli traf die Einladung bei uns ein, am 20. sollten wir in London sein. Angesichts der drohenden Katastrophe in Deutschland, die ganz Europa in ihren Strudel hineingezogen haben würde, nahmen die beteiligten Länder, Frankreich, Italien, Belgien, Japan, Amerika und Deutschland die Einladung sofort an. Kurz darauf wurde Brüning von der französischen Regierung gebeten, vor der Londoner Besprechung noch zu zweiseitigen Verhandlungen nach Paris zu kommen.

Auch persönlich erlebte ich die Auswirkung der Krise, über die ich in den letzten Wochen mündlich und schriftlich so viel hatte übersetzen müssen. «Die Danatbank hat ihre Schalter geschlossen», tönte es am Montag, den 13. Juli, morgens, als ich mich gerade ins Amt begeben wollte, aus meinem Lautsprecher. Mir stockte fast der Atem, denn ich hatte mein ganzes Geld auf dieser Bank. Telefonanrufe von bestürzten Freunden: «Haben Sie schon gehört ... wir sind völlig erledigt ... haben kaum hundert Mark im Hause!» «Zahlungsbeschränkungen bei sämtlichen Banken», «zweitägiger Bankfeiertag», «Schliessung der Börsen», so jagten sich in den nächsten Stunden und Tagen die Meldungen, und inmitten dieser Aufregung verliess ich Berlin am Freitag, den 17. Juli, abends im Nordexpress zusammen mit Brüning, Curtius, Staatssekretär von Bülow und Ministerialdirektor Schwerin von Krosigk, dem späteren Finanzminister, um als Dolmetscher an den Pariser Verhandlungen teilzunehmen.

Am Sonnabendnachmittag kamen wir in Paris an, und bis zu unserer Abreise nach London am Montag früh folgte fast pausenlos eine Sitzung der anderen. Vom intimen Gespräch von Mann zu Mann zwischen Briand und Curtius (während sich gleichzeitig der französische Ministerpräsident Laval und Reichskanzler Brüning ohne Dolmetscher im Innenministerium trafen) bis zur grossen Paradesitzung mit Laval, Briand, dem Finanzminister Flandin, dem Unterstaatssekretär François-Poncet und dem Generalsekretär des Quai d'Orsay Berthelot einerseits und der gesamten deutschen Delegation andererseits, dolmetschte ich ohne Unterbrechung in sämtlichen Spielarten der diplomatischen Verhandlung. Schliesslich erweiterte sich der Kreis noch um Henderson, den amerikanischen Aussenminister Stimson, den amerikanischen Finanzminister Mellon, den italienischen Aussenminister Grandi und den belgischen Aussenminister Hymans sowie um den japanischen Botschafter Yoshisawa. Eine wahrlich imposante Versammlung, in der zum ersten Male seit langer Zeit auch die Vereinigten Staaten durch zwei eigens wegen der Krise nach Europa entsandte wichtige Kabinettsmitglieder vertreten waren. Aber obwohl lange und viel geredet wurde, obwohl wir Dolmetscher am Ende dieses wenig geruhsamen Wochenendes völlig heiser waren, obwohl die Hiobsposten aus Deutschland, Österreich und anderen Ländern einander jagten, war man keinen einzigen Schritt vorwärtsgekommen. Die Politik der herabgelassenen Fenstervorhänge verdunkelte den Blick, wenn auch das Wüten des Wirbelsturmes der Krise nur allzu deutlich in unseren stillen Verhandlungsräumen zu hören war.

Brüning stand naturgemäss im Mittelpunkt all dieser Verhandlungen. Er war noch blasser und noch ernster geworden als in London. Er drückte sich noch zögernder und zurückhaltender aus als dort. Deutlich war ihm die ungeheure Anspannung der letzten Wochen anzumerken. Als wir am Sonnabendabend bis tief in die Nacht hinein auf der amerikanischen Botschaft mit Mellon und Stimson zusammensassen, kämpfte Brüning mit ungeheurer Energie gegen die Übermüdung. Trotzdem versuchte er weiter Englisch zu sprechen. Immer schwerer fand er die Worte, immer länger dauerten die Pausen zwischen den einzelnen Sätzen, aber immer wieder raffte er sich von neuem auf.

Was er bei allen diesen Gelegenheiten sagte, entsprach im Grossen und Ganzen den Ausführungen, die er schon in Chequers gemacht hatte. An den Tatsachen und Zahlen hatte sich ja leider in der Zwischenzeit kaum etwas geändert, jedenfalls nichts, das auf eine Wendung zum besseren hindeutete. Der steil abfallende Kurs Deutschlands war derselbe geblieben, nur die Intensität der Schwierigkeiten hatte sich in den sechs Wochen seit dem Besuch in Chequers ungeheuer verstärkt.

In dem zweiseitigen Gespräch zwischen Frankreich und Deutschland wurde von Laval der Vorschlag gemacht, Deutschland eine grössere Anleihe zu gewähren. Die Notenbanken Englands, Frankreichs und der

Vereinigten Staaten sollten 100 Millionen Dollar, zunächst kurzfristig auf ein Jahr, bereitstellen und diesen Betrag nach Ablauf des Hoover-Moratoriums in eine langfristige Anleihe von zehnjähriger Laufzeit umwandeln. Der Pferdefuss dabei waren die wirtschaftlichen Pfänder und die politischen Garantien, die Deutschland als Gegenleistung hergeben sollte. Verpfändung der Zolleinnahmen und eine feste Zusicherung, dass die Annuitätenzahlungen nach dem Young-Plan bei Ablauf des Hoover-Moratoriums wieder aufgenommen werden würden, waren die wirtschaftlichen und finanziellen Voraussetzungen. Drückender waren aber die politischen Bedingungen, die Frankreich stellte. Dabei handelte es sich um die Aufgabe der Zollunion mit Österreich, die Einstellung des Baus eines zweiten «Taschenkreuzers» und – was wohl am schwersten wog – die Erklärung eines sogenannten politischen Moratoriums auf zehn Jahre, d.h. während der Laufzeit der 100-Millionen-Dollar-Anleihe. Während dieser Zeit sollte sich Deutschland jeglicher Agitation für eine Revision der Verträge enthalten und auch die deutsche Ostgrenze als endgültig anerkennen.

Stresemann wäre vielleicht bei diesen ausserordentlich harten Bedingungen aufgebraust, aber Brüning blieb völlig ruhig. Mit äusserster Zurückhaltung, ohne auch nur im Geringsten die Stimme zu heben, lehnte er diesen Plan ab. «Uns kommt es nicht auf neue Anleihen an», sagte er, «denn gerade das Zuviel an Anleihen hat uns ja in die gegenwärtige Schwierigkeit gebracht. Wir müssen zunächst einmal dem Abfliessen der früher gegebenen Kredite aus Deutschland ein Ende bereiten, um der dringendsten Gefahr zu steuern.»

Brüning konnte diese Vorschläge mit um so grösserer Ruhe ablehnen, als wir vorher von amerikanischer Seite nicht nur über die Einzelheiten informiert worden waren, sondern auch wussten, dass die amerikanische Regierung sie bereits abgelehnt und für undurchführbar erklärt hatte, und dass sich auch die Engländer dieser Ansicht anschliessen würden.

Interessant war übrigens auch zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit und Vorsicht Laval und sein Finanzminister Flandin alle diese Bedingungen mit Worten umkleideten und milderten. Hätten wir nicht vorher Bescheid gewusst, so wäre es manchmal schwer gewesen, hinter den zurückhaltenden Formulierungen das eigentliche Wesen dieser Vorschläge zu erkennen.

Dass trotz dieser Gegensätzlichkeiten am Schluss des Wochenendes ein persönlich recht gutes und vertrauensvolles Verhältnis bereits bei der ersten Begegnung zwischen Laval und Brüning entstanden war, zeugt nicht nur für die Geschicklichkeit Lavals und den Takt und die Offenheit Brünings, durch die er sich auch bei diesen Verhandlungen in Paris wieder die Achtung und das Vertrauen sämtlicher Konferenzteilnehmer erwarb, sondern es ist gleichzeitig ein Beweis dafür, wie stark auf beiden Seiten der Wunsch nach einer Verständigung zwischen

Frankreich und Deutschland war. Bei den vielen Gelegenheiten, bei denen ich in den folgenden Jahren Laval als Dolmetscher diente, habe ich immer das Gefühl gehabt, dass er ein aufrichtiger Anhänger einer deutsch-französischen Einigung war. «Ich kann recht gut verstehen, Herr Reichskanzler», sagte er hier in Paris einmal zu Brüning, «dass Sie die politischen Bedingungen, die wir für die Anleihe gestellt haben, nicht so ohne weiteres annehmen können. Dann würden Sie wahrscheinlich von Ihrer empörten Opposition in Deutschland hinweggefegt werden. Aber auch Sie werden verstehen, dass wir in Frankreich uns in einer so schweren Krise nicht finanziell engagieren können, ohne dass wir Sicherheiten in die Hand bekommen, die uns vor dem Verlust der eingesetzten Mittel schützen.» Dieser Ausspruch zeigt, wie klar Laval die Dinge sah und wie wenig er sich selbst etwas über die Schwierigkeiten vormachte, die dem französischen Vorschlag entgegenstanden.

«Fragen Sie Herrn Schmidt», sagte Laval später oft zu Hitler, «er kann Ihnen bestätigen, dass ich schon vor Ihrer Zeit für die deutsch-französische Annäherung eingetreten bin.» Das konnte ich jedesmal mit gutem Gewissen tun, wenn es auch Hitler nicht liebte, dass von der Zeit vor ihm gesprochen wurde. Äusserlich erregte der kleine, schwarzhaarige Franzose, dessen dunkle Hautfarbe durch die ständige weisse Krawatte noch unterstrichen wurde, bei uns Deutschen zunächst erhebliches Misstrauen. «Wie ein Pferdehändler sieht er aus», sagte ein deutscher Journalist. In schroffem Gegensatz zu diesem ungünstigen äusseren Eindruck stand allerdings das, was er sagte, und vor allen Dingen, wie er es sagte. Natürlich war Laval in erster Linie Franzose und trat auch später Hitler gegenüber für die französischen Interessen ein, aber er glaubte, seinem Lande am besten durch eine Verständigung mit Deutschland (und mit Italien) dienen zu können, und verwandte schon damals seine ganze dialektische Geschicklichkeit auf die Umschiffung – oder Verschleierung – der ausserordentlich grossen Schwierigkeiten, die sich sowohl bei dieser Pariser Besprechung als auch bei späteren Gelegenheiten einer solchen Verständigung entgegenstellten.

Äusserlich in jeder Hinsicht das Gegenteil des französischen Ministerpräsidenten war der Finanzminister Flandin, dem ich bereits während der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen als Handelsminister begegnet war. Er wäre sogar in Deutschland als baumlang bezeichnet worden, und wenn er mit seiner fast ebenso grossen Frau bei Empfängen die Gäste begrüsste, dann hätte man nach dem Augenschein bestimmt nicht angenommen, in Frankreich zu sein, sondern hätte sich eher in eine englische «Party» versetzt gefühlt. Es gab auch viele Anzeichen dafür – neben seiner für französische Verhältnisse recht guten Beherrschung der englischen Sprache –, dass Flandin dem angelsächsischen Wesen sehr viel Sympathie entgegenbrachte. Auf uns Deutsche schien er mir immer etwas von seiner Höhe herabzublicken. In Genf hatte er

manchmal versucht, die Deutschen richtiggehend «abzukanzeln». Hier in Paris war er in der Sprache eigentlich recht mässig, aber in der Sache stellte er in Ergänzung der Ausführungen Lavals Zumutungen an uns, die Brüning ebenso zurückhaltend wie bestimmt ablehnte.

Nach dem Pariser Wochenende fuhren wir am Montag, den 20. Juli, um 10 Uhr dann gemeinsam mit den Franzosen, den Belgiern und den Italienern mit einem Sonderzug über Calais zur Londoner Konferenz. Gleich nach der Abfahrt wurden alle ausländischen Minister von Laval in seinen Salonwagen gebeten, und die Unterhaltung im grossen Kreise begann von neuem. Es war übrigens die erste Konferenz auf Rädern, die ich hier im Zuge nach Calais zusammen mit meinem französischen Kollegen Matthieu verdolmetschte. Zum Glück für uns Dolmetscher dauerte die Unterhaltung nur ungefähr eine Stunde. Dann begaben wir uns alle zum Essen.

Von Calais fuhren wir gegen 3 Uhr nachmittags mit dem vielen Kanalreisenden bekannten Dampfer «Côte d'Azur» nach Dover. Selten ist wohl eine derartig international zusammengewürfelte Gesellschaft von Aussenministern und Regierungschefs auf einem Schiff über den Kanal gefahren. Mit dem Wetter hatten wir Glück, und überall an Deck konnte man kleine Gruppen der damaligen Grossen Europas im eifrigen Gespräch miteinander sehen. Soweit ich hören konnte, wurde allerdings in der frischen Seebrise von Politik überhaupt nicht mehr gesprochen. Ich half Curtius und Laval bei einer längeren navigatorischen Unterhaltung mit dem Kapitän unseres Schiffes. Dann «gab ich meinen Aussenminister» an einen Gesprächspartner «ab», der Deutsch konnte, an den belgischen Aussenminister Hymans, während mein französischer Kollege in seinem «Kundenkreis» eine italienisch-französische Kombination zusammengestellt hatte, so dass wir beide frei waren und unsere abgenutzten Kehlen durch einige Gläser des «richtigen Stoffes» an der Schiffsbar für die kommenden Grosskämpfe in London ölen konnten.

Bald tauchten die weissen Kreidefelsen von Dover auf, wir fuhren in den Hafen ein, wurden ohne viel Begrüssungsformalitäten in mehreren Pullmanwagen des fahrplanmässigen Zuges nach London untergebracht, in denen aber die hohe Politik als Reaktion auf die frische Brise im Kanal sanft einschlummerte, so dass auch wir Dolmetscher Ruhe hatten. Gegen 5 Uhr nachmittags trafen wir in London ein. MacDonald war an der Spitze mehrerer Kabinettsmitglieder zur Begrüssung erschienen. Die Botschafter Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Belgiens waren mit dem gesamten Mitarbeiterstab ebenfalls anwesend. Dazu die entsprechende Menge Journalisten und Photographen. Nur das Publikum nahm von uns kaum Notiz. «Deutschland erwache!» hörte ich in der Ferne einen jungen Mann rufen, als wir mit Brüning den Bahnhof verliessen.

Wir wohnten wieder im Carlton-Hotel, zusammen mit der französischen Delegation. Aber wir hatten kaum Zeit, unsere Koffer auspacken, denn die erste Sitzung der Konferenz war schon auf 6,30 Uhr abends angesetzt. Sie fand im Unterhaus statt, im Zimmer des Premierministers. Die Zusammensetzung war genau so repräsentativ wie am Tage vorher in Paris. Geredet wurde über die gleichen Fragen und mit der gleichen Ausdauer im grossen Rahmen der Konferenz und im kleineren Kreise der Finanzminister.

Wieder legte Brüning mit viel Sachkenntnis die deutschen Schwierigkeiten dar. «Es handelt sich vor allem darum, zunächst einmal dem katastrophalen Kreditabfluss aus Deutschland ein Ende zu bereiten, dann können wir weitersehen», darin gipfelten seine Ausführungen. Vielfach wurde auch einzelnen deutschen und ausländischen Sachverständigen das Wort erteilt. «Dies ist eine Frage, über die am besten Herr Dr. Schmitz (gemeint war Geheimrat Schmitz, der «Finanzminister» der IG Farben) Auskunft geben kann», sagte Brüning einmal in der Vollsitzung. MacDonald hatte den Namen nicht richtig verstanden und glaubte, es handele sich um mich. Mit einem zweifelnden Blick, der für das Ansehen, das ich als Finanzfachmann bei ihm genoss, nicht gerade ein Kompliment war, sagte er schliesslich zögernd: «Wenn Sie wirklich meinen, dass nur Dr. Schmidt uns über diesen Punkt Auskunft geben kann, dann können wir uns ja einmal anhören, was er zu sagen hat.» Darauf erhob sich der Finanzgewaltige der IG Farben, und ich übersetzte nur.

Drei Tage dauerte diese europäisch-amerikanische Konferenz, aber das Resultat stand in direktem Gegensatz zu dem gewaltigen Aufmarsch an Staatsmännern. Es wurde zwar ein langes Kommuniqué veröffentlicht, aber in ihm wurden eigentlich nur die Entscheidungen offiziell registriert, die bereits vorher gefallen waren. Dabei handelte es sich um die Verlängerung eines Kredites an die Reichsbank und um die von ausländischen Akzeptbanken und Privatinstututen in London und New York bereits am 17. Juli herausgegebene Empfehlung, die kurzfristigen Kredite zu verlängern, die an deutsche Kreditnehmer gegeben worden waren. Etwas anderes war den englischen und amerikanischen Geldgebern in der damaligen Lage auch gar nicht übrig geblieben. Dass Deutschland diese Kredite auf keinen Fall zurückzahlen konnte, war ihnen klar. Auf diese Weise hatte Brüning in London nur das Allernotwendigste zugesagt bekommen. Es war das Loch zugestopft worden, durch welches die Auslandsgelder in so erschreckendem Ausmass abgeflossen waren. Man hatte in London aus der Not eine Tugend gemacht. Die Entscheidung war weniger auf Grund einer freiwilligen Vereinbarung als vielmehr unter dem unausweichlichen Druck der wirtschaftlichen Gegebenheiten erfolgt. Daneben war die folgenschwerste Entscheidung, die auf der Londoner Konferenz getroffen wurde, die Einsetzung eines Ausschusses von internationalen Finanzsachverständigen der Notenbanken zur Prü-

fung der Kreditlage des Reiches. Der Bericht, den dieser Ausschuss später erstattete, leitete das Ende der Reparationen ein, das auf der Konferenz von Lausanne im Jahre 1932 zur Tatsache wurde.

Am Freitag, den 24. Juli, reisten wir morgens nach Deutschland zurück. «Einem Todkranken wurde in London die erste Hilfe zuteil», so lautete eine Zeitungsüberschrift, die ich bei unserer Ankunft am Sonnabendmorgen auf dem Bahnhof Charlottenburg las, wo Brüning und Curtius vorsichtshalber ausstiegen, um unangenehme Demonstrationen zu entgehen. «Nun müssen sich die Ärzte um die Gesundung bemühen», hiess es im Text der Zeitung weiter.

Die erste dieser «ärztlichen Konsultationen» fand bereits einen Tag später, am Sonntag, den 26. Juli, statt, als der amerikanische Aussenminister Stimson in Berlin eintraf. Die Besprechungen wurden im Rahmen eines Ausfluges nach Potsdam und Sanssouci geführt, zu dem Brüning und Curtius Stimson und Sackett eingeladen hatten. Es herrschte richtiges Berliner Ausflugswetter, als wir Stimson vormittags im Wagen von der amerikanischen Botschaft im Berliner Tiergartenviertel abholten und mit ihm durch die sonntäglich stillen Strassen über den Kaiserdamm und die Heerstrasse nach Wannsee und Potsdam fuhren. Ich hatte den ganzen Weg über wenig Zeit, mich an der Landschaft zu erfreuen. Dabei wurde noch nicht einmal über gewichtige Dinge gesprochen, denn was sollten der Reichskanzler und der Aussenminister auch viel Neues mit den Amerikanern zu bereden haben, nachdem sie eben erst in Paris und in London so ausgiebig miteinander gesprochen hatten. Aber menschlich kamen sie sich an diesem Sommer-sonntag in der schönen Berliner Umgebung sehr viel näher als während der tagelangen Verhandlungen in den Konferenzsälen der Aussenministerien.

Schon am nächsten Tage trafen MacDonald und Henderson in Berlin ein. «Hoch MacDonald» und «Es lebe der Frieden» riefen die Berliner, die in dichten Mengen Bahnsteig und Vorplatz des Bahnhofs Friedrichstrasse anfüllten, beim Erscheinen des englischen Premierministers. Er war in Berlin ausserordentlich populär. Das zeigte sich während seines ganzen Besuches an der freundlichen Haltung des Berliner Publikums überall, wo er auftauchte. Auch mit den Engländern wurde schon am Dienstag ein Ausflug auf der Havel unternommen. Ausser Brüning, Curtius, MacDonald und Henderson waren nochder preussischeMinisterpräsident Otto Braun und der britische Botschafter an Bord des grossen Motorbootes, mit dem wir drei Stunden auf der Havel kreuzten. Wieder hatte ich alle Hände voll – eigentlich müsste man sagen, den ganzen Mund voll – zu tun. «Eingehende Besprechungen», hiess es in der Presse. «Angenehme Unterhaltung», hätte ich gesagt, wenn mich ein

Journalist gefragt hätte, denn auch hier galt dasselbe wie beim Stimson-Besuch: was man zu sagen hatte, war bereits in Paris und London vor wenigen Tagen gesagt worden.

«Die letzten Steuerzahler verlassen die Stadt Berlin», so hatte der Berliner Volksmund ein Standbild getauft, das unbekleidete Läufer überlebensgross an dem Knick der Heerstrasse kurz vor der Stössenseebrücke darstellte. Schon mit Stimson waren wir an diesem Denkmal vorübergefahren, und ich hatte als Vertreter der Berliner Mundart die volkstümliche Benennung dieser Gruppe erklärt, die gewissermassen eine markante Illustrierung zu den Brüningschen Ausführungen in Paris und London über die deutsche Finanzbelastung bilden konnte. Auch bei den Engländern mussten die Wagen langsam fahren, damit ich als diplomatischer Fremdenführer die «last taxpayers leaving the city of Berlin» den englischen Gästen vorstellen konnte. Lachend erwiderte MacDonald: «Dann ist der einzelne Mann (eine in Sandstein gemeisselte Athletenfigur gegenüber dem Bahnhof Heerstrasse) bestimmt der Reichsfinanzminister Dietrich, der ihnen nachläuft.»

Ebenso schnell, wie sie gekommen waren, verliessen die Engländer Berlin wieder; Henderson bereits am Dienstagabend, während MacDonald im Fliegerdress mit Sturzhelm und angeschnalltem Fallschirm in einer englischen Militärmaschine am nächsten Morgen, eskortiert von zwei weiteren englischen Heeresflugzeugen, von Tempelhof die Rückreise nach London antrat.

Nach der arbeitsreichen Zeit der Monate Juni und Juli hatte ich eine kurze Atempause. Dann aber forderte die Routine in Gestalt der Vollversammlung des Völkerbundes in Genf wieder ihren Tribut von mir. Schon während der ersten Hälfte des Jahres hatte hier eine Veranstaltung die andere abgelöst: Völkerbundsrat im Januar und im Mai mit Wirtschaftsfragen, Abrüstungsstreitigkeiten und Polenkonflikt wegen der Minderheiten; Europaausschuss zur Beratung von Briands Europa-Union. Gleich in der ersten Sitzung waren auf deutschen und italienischen Antrag Russland und die Türkei als europäische Länder in den Europa-Ausschuss aufgenommen worden.

Der russische Vertreter war der bekannte spätere Volkskommissar Litwinow, ein äusserst geschickter Debattenredner, der die Schwächen des damaligen europäischen Systems mit schonungslosem Sarkasmus blosslegte. «Darf ich die einzelnen Länder jetzt bitten», hatte Briand als Vorsitzender einmal gesagt, «Sachverständige für einen Unterausschuss zum Studium des Arbeitslosenproblems zu ernennen.» Litwinow meldete sich zum Wort und sagte in dem schwer verständlichen Englisch des ehemaligen Londoner Versicherungsagenten: «Gern würde ich dieser Aufforderung nachkommen, aber in der Sowjetunion gibt es keine der-

artigen Sachverständigen. Wir kennen in unserem Lande keine Arbeitslosigkeit. So etwas gibt es nur in kapitalistischen Ländern», und setzte sich unter allgemeinem Gelächter wieder auf seinen Platz.

Im Übrigen lag seit März die geplante deutsch-österreichische Zollunion wie eine düstere Wolke über allen Begegnungen, die im Genfer Rahmen zwischen Deutschland und Frankreich stattfanden. Dass die Ankündigung dieses Planes in Frankreich wie eine Bombe eingeschlagen hatte, ist schon erwähnt worden. Allgemein sah man damals in der Zollunion den Vorläufer eines politischen Anschlusses Österreichs an Deutschland, der eine Machterweiterung für das Reich sowohl nach Südosten hin als auch im eigentlichen westeuropäischen Verbände mit sich gebracht und Frankreich und seine auf die Aufrechterhaltung des Status quo gerichteten Pläne schwer beeinträchtigt haben würde. In den Gesprächen, die Briand und Curtius, wie üblich, in den Genfer Hotels miteinander führten, wurde kaum direkt von der Zollunion gesprochen, denn sie war an die Instanz des Haager Internationalen Gerichtshofes verwiesen worden. Aber es lag auf Briands Seite in allem, was er sagte, und vor allem in der Art, wie er sich verhielt, immer unausgesprochen der Vorwurf, dass er sich von Curtius und von Deutschland hintergangen fühlte. Er hatte das Empfinden, dass seiner Friedenspolitik in Frankreich durch das auch von anderen Seiten als reichlich ungeschickt bezeichnete Vorgehen Deutschlands in der Zollunionfrage ein schwerer Schlag zugefügt worden war. Ausserdem wurde Briand körperlich immer gebrechlicher. Er war schliesslich nur noch ein Schatten seiner selbst.

Das war mir besonders während der Maitagung des Völkerbundes aufgefallen. Er hatte gerade in Paris eine schwere persönliche Niederlage erlitten. Nach einigem Zögern hatte er nämlich seine Kandidatur für die Wahl zum Präsidenten der französischen Republik aufgestellt, war aber dabei von der Rechten, die sich vor allen Dingen gegen seine Friedenspolitik mit Deutschland gewandt hatte, besiegt worden. «Dieses Ergebnis ist nicht zuletzt auf die unglückselige Aktion von Curtius in der Zollunionfrage zurückzuführen», so soll er sich damals auf der Reise nach Genf einem Journalisten gegenüber geäussert haben. Von diesem Zeitpunkt ab erschien er mir jedenfalls als ein gebrochener Mann. Er hatte wohl selbst das Gefühl, dass seine Politik der Befriedung den Todesstoss erhalten hatte.

Am 1. September sass ich wieder auf meinem Stühlchen hinter Curtius im Völkerbundsrat, am 3. September neben ihm am Tisch der Europakommission. Es war ein schwarzer Tag für Deutschland und Österreich, denn vor aller Welt mussten hier zuerst der österreichische Vizekanzler Schober und dann der deutsche Aussenminister den Plan, der ihnen so am Herzen lag und der im deutschen und österreichischen Volk und vor allen Dingen in der Wirtschaft beider Länder so grossen Widerhall gefunden hatte, aufgeben.

«Die deutsche Regierung hat nicht die Absicht, das ursprünglich ins Auge gefasste Projekt weiter zu verfolgen», übersetzte ich die Worte von Curtius, während im Saal eine betretene Stille herrschte. Die Wendung «ne pas poursuivre» hatte ich sogar selbst vorgeschlagen, als am Tage vorher die Delegation über eine geeignete Formel beriet, in der unsere vollständige Niederlage auf nicht allzu krasse Weise zum Ausdruck gebracht werden könnte. Aber selbst ich als Dolmetscher, der ja kraft seines Amtes in gewisser Weise wie ein Neutraler zwischen den Parteien steht, empfand die damalige Situation als peinlich und demütigend.

Auf welche Weise war diese diplomatische Niederlage Deutschlands und Österreichs zustande gekommen, obwohl der negative Entscheid des Internationalen Gerichtshofes im Haag erst einige Tage später erfolgte? Auch in diesem Falle hatten Wirtschaft und Finanzen wieder einmal ihr Primat über die Politik bewiesen. Nach dem Zusammenbruch der Kreditanstalt in Wien – «Südosteuropa steht in Flammen», hatte Montagu Norman in Chequers gesagt – war die österreichische Regierung in ernste finanzielle Schwierigkeiten geraten. Genau so wie die deutsche Regierung hatte sie sich an das Ausland um Hilfe gewandt. Frankreich war damals nicht nur die erste Militärmacht Europas, sondern auch die erste Finanzmacht. Poincaré hatte 1926 die französischen Finanzen rücksichtslos in Ordnung gebracht. Durch seine ausgezeichnete Finanzpolitik nach innen, seine günstigen Schuldenabkommen mit England und Amerika und seine gute Wirtschaftslage hatte sich Frankreichs Position immer mehr verbessert. Ihm waren die Nöte der anderen Länder Europas infolge seiner eigenen Tüchtigkeit unbekannt geblieben. Es kannte keine Arbeitslosigkeit, seine Währung war stabil, seine Wirtschaft blühte und das Gold sammelte sich in den Gewölben der Bank von Frankreich. Dadurch war es in der Lage, in diesem kritischen Jahr 1931 seine Politik auf dem finanziellen Gebiet sehr wirksam zu unterstützen.

Das hatte es auch gegenüber Österreich in der Frage der Zollunion getan. Am 16. Juni hatte Frankreich als Gegenleistung für eine Finanzhilfe nicht nur die Hinnahme einer vollständigen Finanzkontrolle durch den Völkerbund, sondern auch die formelle Aufgabe der Zollunion gefordert. Genau so wie Brüning einige Tage später die von Flandin vorgebrachten politischen Bedingungen für eine Anleihe an Deutschland zurückgewiesen hatte, lehnte auch Schober damals im Juni die französischen Forderungen ab. Dass Frankreich alle seine Mittel einsetzte, um die für seine eigenen Pläne tatsächlich recht gefährliche Zollunion zu Fall zu bringen, war bei nüchterner Betrachtung durchaus verständlich. Aber diese Verquickung von Politik und Finanzen erregte besonders in England und Amerika einen Sturm der Entrüstung. Schober erhielt das Geld von England – ohne politische Auflagen.

In den folgenden Wochen aber geriet England selbst in finanzielle Schwierigkeiten, die auf seinen unausgeglichenen Staatshaushalt, auf die

in Deutschland «festgefrorenen» Kredite, aber auch auf die Zurückziehung französischer Gelder aus England zurückzuführen waren, so dass Schober Ende August, erneut in Geldschwierigkeiten, auf englische Hilfe nicht mehr rechnen konnte und sich den französischen Bedingungen fügen musste. Dadurch war auch Deutschland automatisch zum Nachgeben gezwungen, und die Zollunion konnte «nicht weiterverfolgt werden».

Das peinliche Intermezzo in der Europa-Kommission von Genf war das Hauptereignis jener Septembertagung. «Die Völkerbundversammlung ist dieses Jahr eine Verlegenheit», schrieb die Frankfurter Zeitung mit Recht über die Tagung. Die Ereignisse des Sommers hatten gezeigt, dass der Völkerbund aus der Politik ausgeschaltet war. Der Leerlauf in Genf war offen zutage getreten. Zwar wurden noch grosse Reden gehalten, Entschliessungen gefasst und Berichte vorgelesen, aber im Grunde genommen nahmen die Delegierten selbst das Spiel nicht mehr ernst.

Wie oft hatte ich mir ähnliche Gedanken gemacht, wenn ich mir in den wirtschaftlichen oder politischen Versammlungen die Reden anhörte, die nie etwas Neues brachten, wenn ich in den Wandelgängen die Vertreter der Nationen im fruchtlosen Gespräch beieinander stehen sah und erlebte, wie die Weltpresse in Genf bedeutungslosen Sensationen nachjagte. «Wie wird sich dies alles noch einmal auswirken?» Dieser Gedanke war mir besonders oft bei den Wirtschaftskonferenzen gekommen, wenn ich beobachtete, wie jedes Land nur seine eigenen Interessen sah, wie die Wirtschaft in jedem Lande «einen Freund» hatte, «der Abgeordneter ist und der ihr einen netten, kleinen Zolltarif besorgen» würde. Auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet hatte mir die Katastrophe, die vor einigen Wochen wie ein Wirbelsturm über Deutschland und Europa hereingebrochen war, eine eindringliche Antwort erteilt. Wann würde auch auf politischem Gebiet diese Antwort gegeben werden, so fragte ich mich bei jener enttäuschenden Septembertagung in Genf, als in der Abrüstungsfrage der Streit weiterging und die europäischen Länder sich in dem Ausschuss, der eigentlich ihre Einigung bringen sollte, immer mehr auseinanderredeten.

Der müde Völkerbund erlebte während dieser Herbsttagung doch noch eine Sensation. Aber sie kam von aussen. Am 20. September war England gezwungen, den Goldstandard aufzugeben. Auch das Pfund wurde nun entwertet, und das alte Wort «so sicher wie die Bank von England» schien seine Geltung verloren zu haben. Ich erlebte das Eintreffen dieser Nachricht in der «Bavaria». Die Aufregung war ungeheuer. Noch tagelang überschattete dieses Ereignis alles, was sich sonst in Genf abspielte.

Unter diesen Umständen war ich froh, dass ich mit Curtius die langweilige Atmosphäre von Genf noch vor Schluss der Vollversammlung

verlassen konnte. Wir mussten am 27. September in Berlin sein, um Laval und Briand dort bei dem vor einiger Zeit verabredeten Gegenbesuch begrüßen zu können. So ganz behaglich war uns hierbei nach den Ereignissen in Genf nicht zu Mute. Gegenüber Frankreich herrschte im Reich infolge der erzwungenen Aufgabe des Zollunionplanes eine ablehnende Stimmung; die Haltung der Rechten war direkt feindlich. In einer persönlichen Unterredung hatte Curtius Briand in Genf vorsichtig auf diese Lage aufmerksam gemacht und dabei durchblicken lassen, dass möglicherweise auch Demonstrationen gegen die französischen Gäste in Berlin stattfinden könnten. Ob er dies mit der Absicht tat, die Franzosen zur Aufgabe der Reise zu bewegen, weiss ich nicht. Briand jedenfalls hatte für einen Augenblick seine alte sarkastische Heiterkeit wiedergefunden, als er alle Bedenken von Curtius mit der Bemerkung zu zerstreuen suchte: «Wenn wirklich ‚une petite orchestration‘ am Bahnhof stattfinden sollte, so wird mich das nicht weiter stören».

Zum Glück verlief die Ankunft der französischen Gäste am Sonntag früh jedoch ohne jeden Zwischenfall. Anstatt der «orchestration»⁶⁶, des erwarteten Pfeifkonzertes, erklangen nur Hochrufe auf Briand und Laval von den wenigen Zuschauern, die sich eingefunden hatten. Im übrigen waren der ganze Bahnhof und die Zufahrtsstrasse zum Hotel Adlon, wo die französischen Gäste wohnten, von der Polizei so stark gesichert, dass die Berliner Bevölkerung, selbst wenn sie mehr Interesse an der Veranstaltung gezeigt hätte, die Franzosen kaum zu Gesicht bekommen haben würde. Die polizeilichen Absperrungen wurden in ihrer Gründlichkeit später nur durch die Massnahmen in Paris übertroffen, als ich mit Ribbentrop im Dezember 1938 zur Unterzeichnung des sogenannten Freundschaftspaktes dort weilte. Vor dem Hotel Adlon sammelte sich nach Ankunft der Gäste dann doch eine beträchtliche Menschenmenge, die auf Briand, Laval und den Frieden Hochrufe ausbrachte und von den französischen Ministern vom Fenster aus begrüsst wurde.

Äusserlich hielt sich die Veranstaltung in dem nun fast schon zur Routine gewordenen Rahmen der Besuche von MacDonald, Henderson und Stimson. Besprechungen wechselten mit Empfängen ab. Es wurde gefrühstückt und diniert, und auch der obligate Ausflug an den Wannensee, vorbei an den «letzten Steuerzahlern»⁶⁶, mit einem Frühstück in dem Clubhaus Brüningslinden wurde nicht vergessen.

Die sachlichen Verhandlungen fanden in der Reichskanzlei statt. Bezeichnenderweise waren politische Erörterungen von vornherein ausgeschlossen worden. Man hatte wohl auf beiden Seiten das Gefühl, dass die Lage hierfür zu gespannt war. Als eine Art Verlegenheitslösung wurden wirtschaftliche Fragen besprochen. Aber auch bei diesen Verhandlungen fand keine eigentliche Diskussion statt. Es wurde lediglich eine neue deutsch-französische Wirtschaftskommission gegründet, die sich mit den Beziehungen zwischen den beiden Ländern befassen sollte.

Eine unbestimmte Besorgnis schien mir über diesen Arbeitsbesprechungen zu liegen. Die geladene Atmosphäre der Reichshauptstadt mit den immer schärfer werdenden Gegensätzen zwischen Brüning und der Rechtsopposition drang auch in den stillen Saal der Reichskanzlei, und als einmal draussen auf dem Korridor durch einen Luftzug eine Tür krachend zuschlug, fuhren verschiedene der Anwesenden auf französischer und auf deutscher Seite erschreckt auf. Auch ich dachte eine Sekunde lang an einen Bombenanschlag.

Trotz dieser recht ungünstigen Stimmung hatte ich auch hier wieder, wie in Paris, das Gefühl, dass Laval ernstlich bemüht war, zum mindesten persönlich ein gutes Verhältnis zu den verantwortlichen Staatsmännern auf deutscher Seite entstehen zu lassen. Auch der erst vor kurzer Zeit zum Botschafter in Berlin ernannte François-Poncet liess trotz mancher skeptischer Zwischenbemerkung erkennen, dass er sich um die Schaffung besserer Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sehr bemühen würde. Nur der alte Briand sass völlig apathisch am Tisch. Von Zeit zu Zeit schlief er bei den Besprechungen ein. Auch als ich mit ihm und Curtius im Auto von Wannsee nach Berlin zurückfuhr, übermannte ihn die Müdigkeit. Wir weckten ihn erst bei der Einfahrt nach Berlin wieder auf, um boshafte Kommentare der Presse beim Anblick des schlafenden französischen Aussenministers neben seinem deutschen Kollegen zu vermeiden. Sein geschwächter Gesundheitszustand veranlasste ihn im Januar des folgenden Jahres, aus dem Amt zu scheiden. Am 7. März 1932 folgte er seinem Freunde Stresemann in den Tod.

Am 7. Oktober 1931 trat das Kabinett Brüning in seiner Gesamtheit zurück. Brüning wurde erneut mit der Kabinettsbildung beauftragt, aber Curtius kehrte nicht wieder ins Aussenministerium zurück. Mein neuer Aussenminister hiess Brüning.

Der Besuch der Franzosen in Berlin war das letzte grössere politische Treffen gewesen, auf dem ich in diesem ereignisreichen Jahre als Dolmetscher tätig war. Ich konnte zwar in den folgenden Monaten keineswegs ausruhen. Sachverständigenausschüsse, Stillhaltekommissionen der Gläubiger Deutschlands und Wirtschaftsbesprechungen nahmen bis Ende des Jahres meine Zeit voll in Anspruch, aber erst im nächsten Jahre sollte ich auf der Abrüstungskonferenz in Genf und der Reparationskonferenz in Lausanne wieder auf der grossen politischen Bühne tätig sein.

12

REPARATIONSENDE UND GLEICHBERECHTIGUNG (1932)

Nachdem die diplomatische und moralische Gleichberechtigung Deutschlands durch Locarno und die Aufnahme des Reiches in den Völkerbund anerkannt worden waren, bildete die Gleichberechtigung auf militärischem Gebiet logischerweise das nächste Ziel der deutschen Aussenpolitik. Nur so konnte Deutschland zu einem wirklich gleichwertigen Partner in der Völkerfamilie werden.

Mit dem Thema Gleichberechtigung als klar definierter deutscher Forderung kam ich als Dolmetscher zum ersten Male im Januar 1932 in Berührung. «Und deshalb beansprucht Deutschland die Gleichberechtigung», sagte damals Reichswehrminister Groener am Schluss eines Tonfilminterviews für die englisch-sprechenden Länder, bei dem ich mit ihm in seinem Amtszimmer vor der Kamera sass. In grossen Buchstaben war der Text, den er zu sprechen hatte, auf einer Leinwand hinter dem Aufnahmeapparat angebracht, so dass er ihn nur abzulesen brauchte, während ich meine «Rolle» hatte auswendig lernen müssen. In einem Vorführraum in der Friedrichstrasse sah ich mich dann im Film mit dem Minister am Tisch sitzen und hörte zum ersten Male meine eigene Stimme auf dem Tonband. Ich erkannte sie zwar nicht wieder, aber akustisch gefiel ich mir trotzdem besser als optisch, als ich in Grossaufnahme, genau nach der Anweisung des Regisseurs die Zuschauer fest ins Auge fassend, aus dicken Backen die «equality of rights» mit Vehemenz in den dunklen Vorführraum schleuderte. «Pass auf, jetzt bekommst du sicher Angebote aus Hollywood für den nächsten Gangsterfilm», kommentierte ein boshafter Freund, den ich voller Stolz zur Vorführung mitgenommen hatte.

In den nächsten zwei Jahren waren «equal rights» und «egalitid des droits» unter den am häufigsten auftretenden Worten meines englischen

und französischen Vokabelschatzes. Die grosse Abrüstungskonferenz in Genf war 1932 und 1933 der Hauptschauplatz meiner Tätigkeit. Es war seit Versailles die grösste internationale Konferenz, die am 2. Februar nachmittags im Genfer Palais Electoral von dem ehemaligen englischen Aussenminister Arthur Henderson eröffnet wurde.

In dramatischer Zuspitzung der Ereignisse musste die Eröffnung dieser Konferenz des Friedens um anderthalb Stunden verschoben werden, weil ... ein Krieg ausgebrochen war. «Es ist ein tatsächlicher Krieg, der sich da abspielt, wenn man auch das Wort nicht gebrauchen will, und der Völkerbund darf dem nicht länger untätig gegenüberstehen», hatte der englische Minister Thomas noch vor einer Stunde im Völkerbundrat erklärt, der wegen des Ausbruchs des Mandschuri-Konfliktes zwischen Japan und China einberufen werden musste und der Grund für die Verzögerung der Friedensarbeit war.

Mit monotoner Stimme verlas Henderson sitzend in der Abrüstungskonferenz seine Präsidentenrede vor 250 Delegierten aus allen Völkerbundstaaten sowie aus Amerika und Sowjetrussland. «Hier sind 1'700 Millionen Menschen durch 60 Regierungen vertreten, erklärte Henderson. «Es ist die grösste internationale Zusammenkunft seit Kriegsende ... Die Welt braucht Abrüstung. Die Welt will Abrüstung», fuhr er mit Nachdruck fort. «Ich lehne es ab, auch nur die Möglichkeit eines Misslingens ins Auge zu fassen. Denn wenn wir scheitern, kann niemand die daraus entstehenden schlimmen Folgen voraussehen», sagte er zum Schluss. Ein prophetisches Wort, denn nach fast zweijähriger Arbeit scheiterte die Konferenz tatsächlich, und die schlimmen Folgen hat die Welt später in sehr eindringlicher Weise erlebt.

Es war in der Tat eine sehr repräsentative Versammlung, die sich in diesem grossen, geräumigen Saal in Genf zusammengefunden hatte. Hier herrschte nicht mehr die Enge des Reformationssaales. Delegierte, Sekretäre, Dolmetscher und Journalisten hatten reichlich Platz. Durch ein grosses Oberlicht, das mit einem riesigen, weissen Tuch verhangen war, herrschte im ganzen Saal die etwas künstlich anmutende Beleuchtung eines riesigen Photographenateliers. Sie arbeitete die Konturen in den Gesichtern der Delegierten scharf heraus, so dass diese Konferenz fast wie ein grosses Panoramabild in einer historischen Sammlung wirkte.

Der französische Kriegsminister Tardieu erschien in diesem Licht noch eckiger und aggressiver als auf der Haager Konferenz, wo ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Weithin schallte seine Stimme durch den Raum, angriffslustig blitzte sein Kneifer, wenn er mit zurückgeworfenem Kopf in messerscharfen Formulierungen die französische These vertrat: erst Sicherheit, dann Abrüstung.

Neben ihm der Figarokopf des zweiten französischen Delegierten Paul-Boncour, in seiner Sprechweise und seinen Formulierungen das genaue Gegenteil von Tardieu. Mit einer weichen, etwas öligen Stimme und

mit weit ausholenden Gesten, welche die französische Anwaltsschule verrieten, war der kleine, etwas vierschrötige Paul-Boncour in Vollsitzungen und Unterkommissionen stets auf dem Posten, um mit anderen Mitteln als Tardieu, aber mit der gleichen Folgerichtigkeit die unveränderliche Linie Frankreichs auf der Konferenz zu verteidigen: Sicherheit und Aufrechterhaltung der Verträge.

England war durch seinen neuen Aussenminister, Sir John Simon, vertreten. Er war damals vielleicht der grösste Jurist Englands und als solcher in der ganzen Welt berühmt. Ich hatte ihn vor einem Jahre bei einem sehr beachteten Prozess zwischen Siemens und der International Telephone and Telegraph Company als ... Anwalt der deutschen Firma erlebt, während ich selbst die Aussagen der deutschsprechenden Zeugen vor dem Gericht in London übersetzen musste. Er war zweifellos eine der markantesten Erscheinungen auf der Abrüstungskonferenz, wenn er, gross und kräftig, auf der Rednertribüne stand oder in den Kommissionen von seinem Platz aus sprach, sein ergrautes Haupt mit den durchdringenden braunen Augen nach allen Seiten wendend, wenn er als typisch englischer Jurist mit gesundem Menschenverstand und haarscharfer Logik die Probleme von allen Seiten beleuchtete und den Standpunkt Grossbritanniens scheinbar unwiderleglich mit seinen Argumenten untermauerte: Sicherheit für alle durch allgemeine Rüstungsbeschränkung und Verbot des Gaskrieges und der U-Boote.

Als ein charakteristischer Vertreter seines Landes erschien der amerikanische Botschafter in Brüssel, Hugh Gibson. Der mittelgrosse Mann mit der Rennreiterfigur und den gut sitzenden Anzügen sprach wenig. Aber wenn er in die grosse Debatte auf der Vollkonferenz oder in die verzwickte Technik der Unterkommissionen eingriff, dann stellte er stets den Gesichtspunkt der Praxis in den Vordergrund. In echt amerikanischer Geradlinigkeit und Unbekümmertheit um europäische Formulierungskünste vertrat er den Standpunkt seines Landes: Praktische Abrüstung durch Begrenzung der Ausgaben für Kriegsmaterial, Abschaffung der Unterseeboote, der tödlichen Gase, Beschränkung der Tanks und der schweren Geschütze und rücksichtsloser Abbau der Landheere bis auf eine Stärke, die für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern und für den Grenzschutz gerade ausreichend sei.

Viel beachtet wurde auch der italienische Aussenminister Grandi, für italienische Verhältnisse ein Riese, mit vollem, welligem Haupthaar und dem typischen Spitzbärtchen, wie es später durch Balbo berühmt wurde. Mit echt südlichem Temperament trat Grandi während der ganzen Konferenz immer wieder vor allem gegen die Franzosen auf und stellte ihnen die italienische Ansicht entgegen: ohne Abrüstung gibt es keine Sicherheit, jedes militärische Übergewicht muss zwangsläufig einen Druck auf die Gesamtheit der internationalen Beziehungen ausüben, mehr Macht dem Recht und nicht mehr Rechte der Macht.

Geistesabwesend und teilnahmslos wie bei den Young-Verhandlungen sassen auch hier die Japaner auf der Konferenz herum. Nur lächelten sie hier nicht, sondern blickten stumm und bekümmert vor sich hin. Ihre Gedanken weilten wohl in der fernen Mandschurei oder «an der grossen Mauer in China», wie ein Delegierter einmal sagte. Es bestand auch ein allzu grosser Widerspruch zwischen dem Vorgehen Japans im Fernen Osten und dem Thema dieser Konferenz, als dass die übrigens recht zahlreiche japanische Delegation irgendwie überzeugend zur Frage der Abrüstung hätte Stellung nehmen können.

Durch radikale, aber von vornherein als undurchführbar erkannte Vorschläge zeichneten sich die Sowjetrussen unter Führung Litwinows aus, der mit seiner ganz und gar nicht bolschewistisch wirkenden englischen Frau bei uns im Hotel Metropole öfter zu Gast war. Vollständige Abrüstung, Abschaffung sämtlicher Waffen auf dem Wege über eine nach kleinen, mittleren und grossen Ländern abgestufte Abrüstung, wobei die grossen Länder zuerst und am meisten abzurüsten hätten, lautete die sowjetische These.

Die deutsche Delegation stand unter Führung eines altgedienten Diplomaten, des Botschafters Nadolny. «Le Schupo Allemand» nannten ihn die Franzosen nach einiger Zeit, weil er ihnen wie ein Schutzmann vorkam, der mit handfesten Argumenten im Saale für Ordnung sorgte, wenn die Parteien durcheinandergerieten oder vom Thema abschweiften. Klar war von vornherein die deutsche Stellung: entweder Abrüstung der anderen auf das Niveau Deutschlands oder Aufrüstung Deutschlands auf das Niveau der anderen, auf jeden Fall aber Gleichberechtigung.

«Die abzuschliessende Abrüstungskonvention muss für uns die gleiche Bedeutung haben wie für alle anderen Staaten», so umschrieb Nadolny die Gleichberechtigungsforderung und trat für eine «weitgehende, allgemeine und daher möglichst gleich wirkende Abrüstung» ein, um diesem Gedanken Nachdruck zu verleihen. Für ihn war das Genfer Milieu völlig neu, und als er uns in der ersten Delegationssitzung gegenübertrat, waren manche von uns etwas besorgt, wie er die vorauszu sehenden Schwierigkeiten wohl meistern würde. Ich habe öfter erlebt, wie meine «Kunden» in ihre Ämter hineingewachsen sind. Ein sehr markantes Beispiel war Nadolny, der bei vielen Deutschen und Ausländern, die ihn während der zweijährigen Abrüstungskonferenz aus der Nähe beobachten konnten, Anerkennung fand, weil er auch in den schwierigsten Situationen nie den Kopf verlor und mit seiner ostelbischen Ruhe selbst einem Tardieu und einem Simon nichts nachgab.

Diese Hauptdelegierten, d.h. die Politiker, wurden auf der Konferenz, vor allen Dingen in den technischen Unterkommissionen, von einer kleinen Armee militärischer Sachverständiger unterstützt. Auf diese Weise war eine so grosse Zahl von Generalen, Admiralen und hohen

Offizieren der Luftwaffen aller Länder der Welt hier in Genf versammelt, wie es vor- und nachher wohl nie wieder irgendwo der Fall war. Sie waren natürlich in Zivil, aber man konnte sie trotzdem leicht von den «krummen» Zivilisten mit dem unmilitärischen Haarschnitt oder den kahlen Schädeln unterscheiden, auch wenn die Militärs dieselbe Diplomatenuniform, den dunklen Rock und die gestreiften Beinkleider – den «kleinen Stresemann», wie dieser Anzug im deutschen Auswärtigen Amt hiess – trugen wie die Politiker. Die Vertreter der bewaffneten Macht verschiedenster Nationalität konnte man in den Hotelhallen, in der Bavaria oder in den Wandelgängen des Völkerbundes sehen, wie sie mit skeptischem Blick das Treiben der Politik beobachteten.,, Bei so viel Militär kann auf dieser Konferenz niemals eine Abrüstung beschlossen werden», sagte Hans Jacob, ein witziger Kollege, der seit einiger Zeit mit zu der Gruppe von Konferenzdolmetschern gehörte, welche die deutschen Delegationen begleitete.

Hans Jacob war eigentlich Schriftsteller. Er hatte bereits mehrere Romane mit Erfolg herausgebracht, die natürlich in der Delegation eifrig gelesen wurden. Schon seit der Haager Konferenz gehörte er als französischer Dolmetscher zu unserem «Spötterkreis». Er war voller Bonmots, war ein hervorragender Arbeiter und glänzender Gesellschafter. Gott sei Dank lehnte er es nach 1933 ab, sich von mir im Auswärtigen Amt halten zu lassen. Ich glaubte damals noch, stark genug zu sein, meine jüdischen Kollegen schützen zu können, und war nachher froh, dass er ins Ausland gegangen war, als ich erkennen musste, wie ohnmächtig ich gegen den Antisemitismus war. Verbittert ging er in die Emigration, wo ich ihn noch gelegentlich in Paris besuchte. Dann hörte ich seine Stimme vom Strassburger Sender, und während des Krieges – zu meiner Erleichterung – in den deutschsprachigen Sendungen aus Amerika von Boston. «Davon hat mir Jacob gestern gar nichts erzählt», erschreckte ich manchmal die Direktorenkonferenz in der Wilhelmstrasse, wenn ich auf die Tätigkeit meines ehemaligen Kollegen auf der Gegenseite anspielte.

Unter den Sachverständigen befand sich übrigens auf deutscher Seite General von Blomberg, der spätere Kriegsminister unter Hitler, und auf französischer Seite General Gamelin, der Oberstkommandierende der französischen Armeen zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. Aber weder der eine noch der andere trat in Genf besonders hervor. Die Sachverständigen wirkten mehr hinter den Kulissen und vor allen Dingen in den Unterkommissionen. Ihre grosse Zeit kam im zweiten Teil der Konferenz, nachdem die Politiker sich derartig in die Sackgasse geredet hatten, dass der einzige Ausweg – übrigens eine typische Konferenzmethode – darin bestand, die Sachverständigen mit unendlich komplizierten, lang andauernden Arbeiten in einer möglichst grossen Zahl von Kommissionen und Unterkommissionen zu betrauen, um

auf diese Weise möglichst viel Zeit totzuschlagen in der Hoffnung, dass den Politikern inzwischen vielleicht wieder etwas Neues einfallen würde. Wenn es darum geht, Zeit zu gewinnen – oder vielmehr zu verlieren, –, kann man sich auf Sachverständige immer verlassen.

Die Militärs der Abrüstungskonferenz schlugen sämtliche Rekorde an Schneckentempo, die jemals von ihren Kollegen aus anderen Sparten aufgestellt worden sind. Wochenlang beriet man in dem Ausschuss für die Abrüstung zu Lande über die Frage, nach welcher Methode eigentlich die «Präsenzstärke» eines Heeres festzustellen sei, damit die Vergleichbarkeit mit den Heeren anderer Länder möglich wäre. «Wir zählen einfach die ausgegebene Verpflegung», sagten die praktischen Amerikaner. «Sollen wir die Kranken mitrechnen oder nicht?» fragten die genauen Franzosen. «Erfolgt die Zählung im Monatsdurchschnitt oder an einem bestimmten Stichtage», wollten die Engländer wissen, und so ging es Tag um Tag in dieser Commission terrestre.

«Ist ein Tank immer eine Angriffswaffe?», «Welche Artillerie dient nur der Verteidigung?», «Kann man nicht auch aus Passagierflugzeugen Bomben herauswerfen?», solche und andere kreuzworträtselähnliche Probleme bildeten das Beschäftigungsspiel der hohen Militärs, die sich bald durch mittlere und untere Dienstgrade, durch Majore und Hauptleute unterstützen liessen, welche Genf und die Abrüstungskonferenz als eine Art Übung am politischen Sandkasten in vollen Zügen genossen.

Es war eine ziemliche Anstrengung für mich als ehemaligen überzähligen Gefreiten der Infanterie, dieses Possenspiel Woche um Woche auch nur mitanhören zu müssen. Als Chef der deutschen Dolmetscherstreitkräfte in einer Präsenzstärke von drei Mann gelang es mir aber nach einiger Zeit, mich von der Kommission für die Landabrüstung «abzusetzen». Ich kommandierte einfach Jacob zur Infanterie ab und ging selbst in die Luftkommission, wo es wenigstens für mich noch technisch etwas Neues zu lernen gab. Auch hier machten die Sachverständigen ihrem Ruf durchaus Ehre als Männer, die, wie es in einer englischen Definition heisst, «know more and more about less and less», auf immer enger werdendem Gebiet zu immer grösseren Spezialisten werden, so lange, bis diese gewichtige Kommission bei dem Punkt angelangt war, wo die Quadratwurzeln aus Flügelfläche mal Motorenstärke als politisches Argument verwendet und sogar das Leergewicht zu einem schwerwiegenden Gegenbeweis benutzt wurde.

Ich muss zugeben, dass diese Puzzlespiele nur auf den ersten Blick so unsinnig erschienen. Wenn man näher hinsah, merkte man, dass auch die Quadratwurzel, das Leergewicht, der defensive Tank oder die nicht mitzurechnenden Revierinsassen bei der Infanterie alle irgendwie mit «Sicherheit vor Abrüstung», mit «Gleichberechtigung» oder mit «Aufrechterhaltung der Verträge» etwas zu tun hatten. Sie waren nur

der letzte bis zur Absurdität gesteigerte Ausläufer der auf der Konferenz miteinander im Widerstreit liegenden Thesen.

Aber auch diese Erkenntnis vermochte die niederdrückende Länge der endlosen Beratungen nicht zu beseitigen. Wir Dolmetscher halfen uns damit, dass immer nur einer von uns dreien in dem neben dem Völkerbundsekretariat in Stahl und Glas frei nach Bauhausstil errichteten Tagungsgebäude für die Kommissionen, das im Genfer Volksmund wegen seines fabrikmässigen Äusseren die «Papiermühle» hiess, «auf Wache» zog, während die beiden anderen in unserem ausserhalb Genfs auf einem Hügel mitten in einem Park idyllisch gelegenen Delegationshotel, dem Carlton, «zur Ruhe übergangen». «Im politischen Ausschuss hat sich ein Riesenkrach entwickelt», telefonierte dann unser «Wachhabender» manchmal erregt vom Völkerbundshaus, «kommen Sie nur rasch herunter, wahrscheinlich muss Nadolny gleich auf einen Angriff von Paul-Boncour antworten.» Schnell trug mich dann das Delegationsauto zur «Papiermühle», und ich bin nicht zu spät gekommen, sondern übersetzte vom Rednerpult, als wäre ich die ganze Zeit über brav in der Sitzung gewesen. Das war keine besondere Kunst mehr, denn bei der ewigen Wiederholung hätte man die Argumente zu diesem oder jenem Punkt aufsagen können, auch wenn nicht vorher der deutsche Delegierte den Text dazu gesprochen hätte.

Unter solchen Umständen ratterte die ungefüge Konferenzmaschine das ganze Jahr 1932 hindurch weiter. Es war kein «wohlgeöltes Abschnurren», sondern die Bewegung verlief sehr ruckartig und ungleichmässig, und mehr als einmal schien der ganze Apparat festgefahren zu sein.

Von Zeit zu Zeit statteten die «Grossen» Genf einen Besuch ab; Brüning, MacDonald, Stimson. Der amerikanische Aussenminister zeigte sich allerdings nur einmal ganz kurz in der «Papiermühle». Als ich im April gerade Nadolny übersetzte, sah ich ihn in den Saal kommen und neben dem amerikanischen Delegierten Platz nehmen. Ich glaubte schon, es würde nun ein neuer amerikanischer Vorschlag vorgelegt werden, aber nach einiger Zeit ging Stimson wieder weg, ohne auch nur einen einzigen Satz gesprochen zu haben. Dafür hatte er mit dem zum zweiten Male in Genf anwesenden Brüning mehrere Privatunterhaltungen, bei denen ich allerdings nicht zugegen war, da der Reichskanzler seine eigenen Sprachkenntnisse für ausreichend hielt, um sich direkt mit Stimson, Tardieu und MacDonald zu verständigen.

Die Gespräche Brünings mit den ausländischen Staatsmännern müssen auch ziemlich ergebnislos verlaufen sein, denn irgendwelche erkennbaren Auswirkungen auf den Gang der Genfer Verhandlungen haben sie nicht gehabt. Wahrscheinlich hat es sich auch um das Reparationsproblem und um andere politische Fragen gehandelt, die erst später akut wurden.

Das erste Mal war Brüning im Februar auf der Abrüstungskonferenz gewesen. Seine Anwesenheit bedeutete für uns Dolmetscher wieder eine «Nacht der Nächte», denn er war nur nach Genf gekommen, um eine Rede in der Vollversammlung zu halten. «Wenn es unserer Generation, der Generation der alten Kombattanten nicht gelingt, ein Bollwerk gegen die Wiederkehr solcher Katastrophen (den Weltkrieg) aufzurichten, wie soll es dann den Nachfahren gelingen, die die Verhinderung des Krieges wohl als Ideal, aber nicht so lebendig wie wir als unbedingte Notwendigkeit und Pflicht empfinden werden», erklärte Brüning bei dieser Gelegenheit. «Fort mit dem Streben, die eigenen militärischen Kräfte so hoch wie möglich zu halten und die des Nachbarn so viel wie möglich herabzudrücken ... Ich erinnere daran, dass die Sieger des Weltkrieges bei Vorlegung ihrer Friedensbedingungen ausdrücklich als ihr gemeinsames und feierliches Bekenntnis niedergelegt haben, dass die allgemeine Herabsetzung und allseitige Beschränkung der Rüstungen eines der besten Mittel zur Kriegsverhütung sei.» Mit den Worten: «Deutschland hat auf die allgemeine Abrüstung einen rechtlichen und einen moralischen Anspruch, der von niemand in Zweifel gezogen werden kann», hatte Brüning damals gleich zu Anfang der Konferenz auf die rechtliche Grundlage der deutschen These in der Abrüstung verwiesen.

«Um die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen, verpflichtet sich Deutschland ... (zur Abrüstung)», so stand es im Versailler Vertrag in der Einleitung zu Teil V und in der «Antwort der alliierten und assoziierten Mächte auf die Bemerkungen der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen» vom 16. Juni 1919 hiess es: «Diese Bedingungen stellen den ersten Schritt zu der allgemeinen Beschränkung und Begrenzung der Rüstungen dar ...», während Artikel 8 der Völkerbundssatzung bestimmte: «Die Bundesmitglieder bekennen sich zu dem Grundsatz, dass die Aufrechterhaltung des Friedens eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen auf das Mindestmass erfordert, das mit der nationalen Sicherheit und der Möglichkeit vereinbar ist, die ... internationalen Verpflichtungen ... gemeinsam ... zu erzwingen.»

Auf diesen Textstellen beruhte die deutsche, aber auch die französische These, da ja der Artikel 8 die Sicherheit als Kriterium einschaltete und den Franzosen eine Handhabe gab, deren sie sich meisterhaft bedienten.

Erst gegen Ende des Jahres sollte es gelingen, aus diesen scheinbar widersprechenden Elementen eine befriedigende Lösungsformel zu finden. Bis dahin aber musste der Genfer Leerlauf weitergehen.

Für mich schlug jedoch die Stunde der Erlösung von der «Papiermühle» schon einige Zeit vor dem 20. Juli, dem Tage, an welchem die Abrüstungsmaschine mit einem Ruck stehen blieb und die Konferenz mit einem Schlussbericht vertagt wurde, der den «jämmerlichen Misserfolg», den «Selbstmord der Konferenz und die Sabotage der Abrüstung», wie sich das Journal de Geneve ausdrückte, nur notdürftig bemäntelte. Ich wurde am 14. Juni zur Reparationskonferenz nach Lausanne beordert, wo der Schlusstrich unter ein wenig ruhmreiches Kapitel der Nachkriegsgeschichte gezogen werden sollte.

Knapp zwei Stunden dauerte die Fahrt mit dem Dampfer über den Genfer See, und von der Veranda meines Zimmer im Savoy-Hotel in Ouchy konnte ich Genf in der Ferne im Dunst liegen sehen, aber dennoch trennte die beiden Städte eine Welt, wenn man die Atmosphäre betrachtete, die auf der Reparationskonferenz im Gegensatz zur Abrüstungskonferenz herrschte. Hier in Lausanne bestand keine umfangreiche Maschinerie eines Völkerbundsekretariats, es gab keine eingefahrenen Geleise einer schleppenden Verhandlungsmethode, die von einer internationalen Beamtenschaft gesteuert wurde, hier war die äussere Organisation wieder völlig improvisiert. Es gab keine Tradition, keinen Apparat. Sir Maurice Hankey war auch diesmal, wie im Haag und in London, als Generalsekretär der Konferenz der grossartige Organisator dieser kurzfristig einberufenen Versammlung.

Eigentlich hatte die Konferenz schon zu Anfang des Jahres stattfinden sollen. Als aber Brüning am 9. Januar nach vorheriger Unterrichtung des französischen und des englischen Botschafters öffentlich erklärt hatte, dass «die endgültige Lösung der Reparationsfrage, die Deutschland herbeizuführen gedenkt, nur darin bestehen kann, dass die Reparationen völlig gestrichen werden», hatten die Franzosen geantwortet, dass angesichts dieser kategorischen Äusserung eine Konferenz zwecklos sei, und erst nach vielem Hin und Her war sie dann trotzdem auf den 16. Juni nach Lausanne einberufen worden.

Im Laufe des 15. Juni trafen die Delegationen hier ein. Noch am gleichen Tage berief MacDonald die Delegationsführer zu einer vorbereitenden Besprechung. Bei dieser improvisierten Finanzkonferenz herrschte von Anfang an ein ganz anderes Tempo als am entgegengesetzten Ende des Genfer Sees bei den Politikern und den Militärs, und dieses schnelle Tempo wurde die ganzen drei Wochen über durchgehalten und steigerte sich in den letzten kritischen Tagen wieder zu jenem fast pausenlosen Tag- und Nachtbetrieb, der für solche Wirtschafts- und Finanzkonferenzen, besonders wenn sie unter Leitung von MacDonald standen, nun fast schon zur Tradition geworden war.

Als am 16. Juni um 10 Uhr morgens die Konferenz in einem Saal des Hotels Beau Rivage in Ouchy, dem Quartier der englischen Delegation, eröffnet wurde, sah man an der Hufeisentafel unter Kuppeln und

Kronleuchtern zwischen den vergoldeten Säulen dieses Schweizer Hotels der Vorkriegszeit die Delegierten von 18 europäischen Nationen sitzen, von denen die meisten sich nur mit Mühe in dem Wirbelsturm der europäischen Wirtschaftskrise vor dem Schiffbruch hatten retten können und immer noch in Gefahr waren, von den aufgeregten Wogen verschlungen zu werden. Unter den Vertretern der Grossmächte sah man eine ganze Reihe von neuen Gesichtern, denn sowohl in Frankreich als auch in Deutschland waren kurz vor Zusammentritt der Konferenz neue Regierungen gebildet worden. Hindenburg hatte Brüning fallen lassen. Seinen Platz am Verhandlungstisch von Lausanne nahm jetzt der neuernannte Reichskanzler von Papen ein. Neben ihm sass der neue deutsche Aussenminister, der ehemalige Botschafter in London, Freiherr von Neurath, dann folgte als Finanzminister Graf Schwerin von Krosigk, und den Schluss bildete der neue Wirtschaftsminister Professor Warmbold.

Die französische Delegation, die auf der anderen Seite des Vorsitzenden MacDonald Platz genommen hatte, wurde von dem Ministerpräsidenten und gleichzeitigen Aussenminister Herriot geführt, der mich auf meiner ersten Konferenz in London 1924 so stark beeindruckt hatte. Neben ihm sass sein Finanzminister Germain-Martin und sein Handelsminister Durand. Die englische Delegation bestand neben MacDonald aus dem Finanzminister Neville Chamberlain, den ich als britischen Premierminister und Gegenspieler Hitlers später auf der Münchener Konferenz von 1938 erlebte, dem Handelsminister Walter Runciman, der in der Sudetenkrise des gleichen Jahres eine Rolle spielte, und dem Innenminister Sir Herbert Samuel; zu ihnen gesellte sich gelegentlich noch der aus Genf herüberkommende Aussenminister Sir John Simon. Belgien war wieder durch den Aussenminister Hymans und den Finanzminister Franqui, beides alte Bekannte von vielen vorhergegangenen Zusammenkünften, vertreten.

Zwar hatten sich seit den Reparationsbesprechungen des vergangenen Jahres die Anschauungen der einzelnen Länder theoretisch nicht geändert. Die rein finanzielle Krise war auf Grund des Hoover-Moratoriums und der Stillhalteabkommen in Deutschland nicht mehr so brennend akut wie 1924. Dafür aber hatte die wirtschaftliche Lage des Reiches eine erhebliche Verschlechterung erfahren. Infolge der Absperrungsmassnahmen der anderen Länder war der deutsche Exportüberschuss stetig gesunken, die Arbeitslosigkeit hingegen weiter gestiegen, und die politische Spannung hatte mit dem Anwachsen des Nationalsozialismus ständig zugenommen.

Wenn auch theoretisch die Stellungnahme der Reparationsländer keine Änderung erfahren hatte, so war doch praktisch in der ganzen Welt die Bereitschaft gewachsen, den Realitäten ins Gesicht zu schauen. Allgemein herrschte die Auffassung, dass die Reparationen nicht gezahlt

werden würden oder könnten, und dass der Young-Plan seit dem Hoover-Moratorium nicht mehr existiere. Es handelte sich also jetzt in Lausanne darum, irgendeine Formulierung zu finden, durch welche sowohl das Gesicht Frankreichs gewahrt als auch den Gegebenheiten der damaligen Lage Rechnung getragen würde.

«Feierlich eingegangene Verpflichtungen können nicht einseitig aufgekündigt werden», sagte MacDonald in seiner Eröffnungsrede, fügte aber sofort den bezeichnenden Satz hinzu: «Dazu gehört jedoch ein für die Anerkennung dieses Grundsatzes absolut wesentliches Element, dass nämlich Verpflichtungen, die sich als unerfüllbar erwiesen haben, in gemeinsamem Einvernehmen revidiert werden müssen.» Damit hatte er die Grundlage angedeutet, auf der seiner Ansicht nach die Reparationslösung erfolgen musste.

Günstig für eine Einigung war die Tatsache, dass in der am 4. Juni herausgegebenen Erklärung der Regierung Papan der kategorische Standpunkt Brüning in der Reparationsfrage vom 9. Januar («die endgültige Lösung ... nur durch völlige Streichung») nicht aufrecht erhalten worden war, und dass andererseits Herriot in seiner Regierungserklärung am 7. Juni die Möglichkeit hatte durchblicken lassen, dass Frankreich bereit sein werde, auch andere Möglichkeiten des Ausgleichs der Reparationszahlungen zu prüfen.

In welchem Eiltempo MacDonald die Konferenz voranzutreiben beabsichtigte, zeigte sich überraschend gleich am nächsten Tage bei Eröffnung der ersten geheimen Arbeitssitzung. Es wurde nämlich zunächst die Presse hereingebeten, um eine Erklärung der Gläubigerregierungen mitanhören zu können, die auf englische Initiative kurz vorher vereinbart worden war, und in welcher das Hoover-Moratorium «für die Dauer der Konferenz» verlängert wurde. Normalerweise wäre es bekanntlich am 1. Juli abgelaufen. Es war natürlich auch wieder eine jener Entscheidungen, die unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse mehr oder weniger zwangsweise Zustandekommen. Denn dass Deutschland in 14 Tagen seine Reparationszahlungen nach dem Young-Plan nicht wieder aufnehmen konnte, war jedem klar. Immerhin aber erschien es als ein gutes Zeichen für den Realismus, der diese Beratungen beherrschen sollte, dass die fünf Hauptgläubiger ohne viel Hin und Her die Folgerungen aus dieser Sachlage gezogen hatten.

Nachdem MacDonald die Erklärung verlesen hatte, wurde die Presse entlassen, und die Generaldiskussion begann. Als erster sprach Papan. Wir hatten seine Rede vorher übersetzt, und er trug den französischen Text ausgezeichnet vor. «Wenn Papan Frankreich so gut versteht, wie er Französisch spricht, sind die Aussichten für eine Verständigung ausgezeichnet», schrieb eine französische Zeitung.

«Die Arbeitslosigkeit ist in Deutschland grösser als in irgendeinem anderen Land.» «Verzweiflung und politischer Radikalismus sind die

Folgen.» «Der deutsche Exportüberschuss verringert sich ständig und reicht nicht mehr aus, um die Devisen für Zinsen und Amortisation der privaten Auslandsschulden aufzubringen», erklärte Papen unter anderem. «Es ist völlig abwegig, anzunehmen, dass Deutschland für andere Länder ein unangenehmer Konkurrent werden würde, wenn die politischen Schulden wegfielen. Die Inflation und ihre Wirkungen auf den Staatshaushalt und die Privatwirtschaft haben die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie aufs äusserste geschwächt, insbesondere wegen der Notwendigkeit der Kreditnahme zu ausserordentlich hohen Zinssätzen.» Zum Schluss sprach Papen, wenn auch in etwas vorsichtiger Form, die deutsche Forderung auf völlige Streichung der Reparationen aus. «Die Zeit der kleinen Erleichterungen, der Atempausen ist vorbei. Jetzt muss gründliche Arbeit geleistet werden. Die grosse historische Aufgabe dieser Konferenz besteht darin, sich endlich aus dem Circulus vitiosus der Vergangenheit zu lösen und den Weg der konstruktiven Zusammenarbeit zu beschreiten.»

Diese Worte waren mit grossem Vorbedacht gewählt worden und gaben, wie die Ouvertüre zu einer Oper, bereits die Themen an, die Papen im weiteren Verlauf der Verhandlungen vertiefen wollte. Die Bedeutung seiner Worte ging wohl in jener ersten Sitzung den meisten anderen Delegierten noch nicht ganz auf. Besonders der Passus über die «konstruktive Zusammenarbeit», die später noch einige Überraschungen bringen sollte, wurde damals mehr als eine rhetorische Floskel angesehen.

Auch Herriot umriss gleich von Anfang an stichwortartig die französischen Absichten. Es war klar, dass Frankreich mit der vollständigen Streichung der Reparationen nicht einverstanden war, wenn auch Herriot nicht mehr von der Heiligkeit der Verträge und den ungeschützten Annuitäten sprach. Die «Restzahlung», welche die Franzosen mit grosser Hartnäckigkeit auf dieser Konferenz forderten, «wenn sich die Lage Deutschlands wieder gebessert haben würde», klang in Herriots Worten mehr als einmal auf. «Es kann keinen politischen Frieden ohne wirtschaftlichen Frieden geben, aber ein Wirtschaftsfriede ist seinerseits ohne politischen Frieden unmöglich.»

Als ich Herriot beobachtete, musste ich unwillkürlich an die erste Begegnung zwischen ihm und Stresemann damals in London im Jahre 1924 denken. Er hatte sich seitdem nicht im Geringsten verändert. Gross und behäbig stand er am Tisch, langsam und bedächtig formulierte er seine Gedanken, und sein Gesicht trug immer noch den gleichen Ausdruck besorgter Freundlichkeit mit einem gelegentlichen Anflug von leichtem Misstrauen.

«Unserer Ansicht nach ist das eigentliche Problem, mit dem wir uns beschäftigen müssen, nicht so sehr die Zahlungsfähigkeit dieses oder jenes Landes, sondern vielmehr die Frage, ob nicht derartige politische

Zahlungen an sich schon eine ständige Gefahr für die finanzielle Stabilität und die Freiheit des Welthandels darstellen.» Mit diesen Worten definierte Finanzminister Neville Chamberlain die britische Politik des «clean slate», des «Schwamm darüber», wie es MacDonald bei anderen Gelegenheiten plastischer ausdrückte. Chamberlain fiel mir schon damals wegen der gleichen nüchternen Trockenheit der Sprache und des Wesens auf, die auch später den Mann von Godesberg und München auszeichneten, und die Hitler auf der Münchener Konferenz in solche Erregung versetzte. Pathos und Schwung lagen Chamberlain fern. Er war der Finanzminister der undramatischen Zahlen und Realitäten, wie er im Buche steht.

In den nächsten Tagen machte MacDonald in Privatbesprechungen energische Anstrengungen, um einen Schnelligkeitsrekord für die Konferenzarbeit zu erzielen. Wir hörten von den Engländern, wie er insbesondere Herriot immer wieder zusetzte und sich bei ihm mit grosser Energie zum Anwalt der deutschen Sache machte. «Schwamm drüber», muss der englische Premierminister in diesen Tagen mehr als einmal temperamentvoll Herriot zugerufen haben. «Restzahlung» lautete, wie wir hörten, die stereotype Antwort des verständnisvollen, aber wegen seines Parlamentes – der ewigen Sorge französischer Politiker – beunruhigten Herriot.

Dann schalteten sich überraschend Amerika und Genf in unsere Verhandlungen ein. Das geschah nicht direkt, sondern auch geographisch in der Mitte zwischen beiden Konferenzorten, als sich Herriot und der Führer der amerikanischen Abrüstungsdelegation Hugh Gibson in einem kleinen Speisehaus in Morges trafen, ähnlich wie seinerzeit Briand und Stresemann in Thoiry. Von Herriot selbst und der französischen Delegation in Lausanne erfuhr man zunächst nichts über den Inhalt der Beratungen. Herriot hatte sich zum Stillschweigen verpflichtet, dafür aber verbreiteten sich die amerikanischen Journalisten in Genf mit um so grösserer Ungezwungenheit über das dort behandelte Thema. Ich konnte mir deutlich vorstellen, wie es an jenem Abend wieder in der «Bavaria» zugegangen sein mochte.

Nach dem, was wir aus Genf hörten, hatte Gibson über die damals noch als Neuigkeit viel bestaunte drahtlose Telefonverbindung mit Präsident Hoover gesprochen und Herriot rund heraus erklärt, bei einer Einigung auf der Konferenz von Lausanne werde Amerika seinerseits Zugeständnisse an seine eigenen Gläubiger, Frankreich und England, nur unter der Bedingung machen, dass in Genf gleichzeitig greifbare Fortschritte in der Abrüstung erzielt würden. Seit langem schon hatte Amerika Kritik an den hohen Rüstungsausgaben der europäischen Länder und vor allen Dingen Frankreichs geübt und den Grundsatz vertreten: «Ohne Abrüstung kein Schuldennachlass.» Herriot hatte sich diesen Anstrengungen Gibsons gegenüber allerdings negativ verhalten.

An einem der nächsten Tage wurde diese «Bavaria»-Version des Gespräches in Morges durch die gleichzeitig in Genf und Washington erfolgende Verkündung eines offiziellen amerikanischen Abrüstungsvorschlages bestätigt, in welchem die Herabsetzung der Rüstungen eines jeden Landes um ein Drittel gefordert wurde.

Genau so negativ wie gegenüber den Abrüstungsanregungen Gibsons verhielt sich Herriot auch bei den Vermittlungsversuchen MacDonaldis in Lausanne. Als der englische Premierminister sah, dass er auf diese Weise nicht weiterkam, versuchte er, ohne auch nur einen Tag Zeit zu verlieren, die Methode der direkten Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland. Auf diese Weise kam in den nächsten Tagen eine Reihe von Besprechungen zwischen Papen, Neurath, Krosigk und Warmbold einerseits und Herriot, Germain-Martin und Durand andererseits zustande.

Auf deutscher Seite führte dabei der Finanzminister, Graf Schwerin v. Krosigk, das Wort. Er war eine Art deutsches Gegenstück von Chamberlain. Zahlen reihten sich an Zahlen und Tatsachen an Tatsachen in den stundenlangen Beratungen mit der französischen Delegation über die deutsche Wirtschafts- und Finanzlage. Alles wurde mit der kaum zu überbietenden, nüchternen Sachlichkeit des ehemaligen Leiters der Etatabteilung im Reichsfinanzministerium vorgetragen. «Nicht so schnell, Herr Schmidt», unterbrach mich Herriot wiederholt, wenn ich die Ausführungen Krosigks ins Französische übersetzte. Er und sein Finanzminister Germain-Martin folgten nämlich diesen Darlegungen mit einer überraschenden Gründlichkeit und Aufmerksamkeit.

Die beiden Franzosen schrieben fast jedes Wort, das ich sagte, mit. Immer wieder ermahnte mich Herriot zu langsamerem Sprechen, sodass ich schliesslich Stunde um Stunde dem französischen Regierungschef die deutsche Auffassung über die Krise und ihre Ursachen buchstäblich in die Feder diktierte. Die Teilnehmer an der Besprechung, die sowohl Deutsch als auch Französisch verstanden, besonders Neurath und Papen sowie Krosigk selbst, langweilten sich bei diesem «Diktat von Lausanne», wie meine Exerziten von der deutschen Delegation in Anspielung auf ein anderes Diktat genannt wurden, geradezu unsterblich.

Trotz dieser ermüdenden Prozedur entging es jedoch Herriot nicht, dass am zweiten oder dritten Tage Krosigk einmal, fast wie nebenbei, erwähnte, Deutschland erkenne die Schwierigkeiten, die besonders in den Donauländern bei Aufhören der Reparationszahlungen entstehen könnten, an und sei bereit, «im Rahmen seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten einen Beitrag zu einem gemeinsamen Unterstützungsfonds» zu leisten. «Dann habe ich wohl vorher immer falsch verstanden», sagte Herriot mit vorwurfsvollem Nachdruck, «wenn die deutsche Delegation erklärt hat, sie könne nichts zahlen. Jetzt sind Sie, Herr Minister, auf einmal bereit, doch etwas zu zahlen, und zwar an diesen Hilfsfonds»,

und fügte dann nach einer Pause hinzu: «Logischerweise hätten Sie vorher sagen müssen, ‚Deutschland will nicht zahlen‘, und nicht ‚Deutschland kann nicht zahlen‘.»

Damit hatte er zweifellos Recht, denn die deutsche Delegation hatte in diesem Augenblick die ursprünglich von Brüning kategorisch vertretene und von Papen auf der Konferenz schon nicht mehr mit der gleichen Kompromisslosigkeit verfolgte These, dass Deutschland überhaupt nichts mehr zahlen könne, zugunsten einer Auffassung aufgegeben, wonach zwar keinerlei Reparationszahlungen, dafür aber ein «Beitrag» geleistet werden könne. Dieser Gedanke hatte wohl auch hinter der Wendung von der «konstruktiven Zusammenarbeit» gesteckt, die Papen in seiner Eröffnungsrede gebrauchte. Ein Vergleich mit der früher von Herriot vor dem französischen Parlament abgegebenen Erklärung, dass Frankreich bereit sein würde, «auch andere Möglichkeiten des Ausgleichs der Reparationszahlungen zu prüfen», schien in diesem Augenblick den Eindruck zu bestätigen, dass man sich beiderseits um einen Schritt nähergekommen war.

«Die Luft ist kühl, aber es dunkelt nicht», so fasste Herriot am Saal- ausgang den deutschen Journalisten gegenüber, die ihn mit Fragen bestürmten, auf Deutsch diesen Eindruck zusammen. Schallende und anerkennende Heiterkeit begrüßte seine Worte, während ein deutscher Journalist durch die Fortführung des Liedtextes mit «Ich weiss nicht, was soll es bedeuten» noch etwas mehr aus Herriot herauszubekommen versuchte. Aber dessen Deutsch reichte nur für kurze Zitate aus, und er drängte sich lachend zum Ausgang.

Auf die deutsche Konzessionsbereitschaft deutete auch ein Interview hin, das Papen vor einer kurzen Reise nach Berlin dem Vertreter des *Matin* gegeben hatte. «Ich bin der Erste, der Frankreichs Recht auf einen Ausgleich für seinen Verzicht auf Reparationen anerkennt», so hatte sich Papen nach der Darstellung des Journalisten angeblich geäußert und dabei noch bemerkt: «Im Gegensatz zu meinem Vorgänger repräsentiere ich die gesamten nationalen Kräfte Deutschlands. Daraus ergibt sich für Frankreich eine Garantie.» Wir hörten dann aus Berlin, dass dieses Interview in der Rechtspresse einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hatte, und es wurde am übernächsten Tage amtlich dementiert.

Inzwischen fuhren sich die deutsch-französischen Verhandlungen fest. Es wurde von deutscher Seite noch einmal ein Versuch gemacht, den «Ausgleich» für die Aufgabe der Reparationen durch Frankreich auf handelspolitischem Gebiet zu suchen. Ich ging mit Warmbold zu Durand, und die ganze altbekannte «Handelsvertragsfamilie» fand sich bei dieser Gelegenheit wieder zusammen. Man sprach von Zollsenkungen, Wirtschaftsvereinbarungen, Kartellen und sogar von einer deutsch-französischen Zollunion, aber alles das genügte nicht, um den Gegensatz

zwischen der von Frankreich geforderten «Restzahlung» an Reparationen und dem von deutscher Seite angebotenen «Beitrag» zu dem Hilfsfonds für Südosteuropa zu überbrücken.

Immer ungeduldiger drängte MacDonald bald die eine, bald die andere Delegation zum Nachgeben. Er rieb sich fast auf in seinem Bemühen, die Konferenz schnell zum Abschluss zu bringen, und hielt Tag und Nacht Besprechungen mit den einzelnen Delegierten ab, bis er schliesslich vor Erschöpfung einen Schwächeanfall erlitt und das Bett hüten musste. Inzwischen wurden auf der Konferenz, d.h. hauptsächlich in den Hotels der einzelnen Delegationen, Formulierungen und Ziffern «am laufenden Band» produziert und ausgetauscht. Die Verhandlungen nahmen allmählich den Charakter einer Börse in kritischen Tagen an. Gerüchte über Abbruch und Vertagung schwirrten durch die Hotelhallen, in denen die Weltpresse in Ermangelung eines «Bavaria»-ähnlichen Mittelpunktes ihr Hauptquartier, oder vielmehr ihr Heerlager, aufgeschlagen hatte.

In dieser Situation wurde von deutscher Seite ein Vorschlag gemacht, der wie eine Bombe wirkte. «Zwei Milliarden fest, gegen Streichung des Kriegsschuldparagraphen Teil VIII Artikel 231 des Versailler Vertrages und des Teils V, d.h. der einseitigen Abrüstungsbestimmungen», so lautete das Angebot Papens im Stile einer Husarenattacke gegen den Versailler Vertrag.

In der Frage der militärischen Gleichberechtigung, die er durch Aufhebung des Teils V des Versailler Vertrages regeln wollte, erlitt er in der Delegationsführerbesprechung sofort eine Abfuhr. «Das ist eine Frage, für die wir hier in Lausanne gar nicht zuständig sind. Darüber wird am anderen Ende des Sees verhandelt», erklärten Engländer und Franzosen übereinstimmend. Herriot lehnte in ziemlicher Erregung auch die Streichung der Kriegsschuld Klausel rund heraus ab, während die Engländer in diesem Punkt geneigt zu sein schienen, Deutschland entgegenzukommen. «Auf jeden Fall wird das Abkommen von Lausanne an die Stelle des Teiles VIII des Versailler Vertrages treten», so drückte sich Chamberlain aus. «Damit wird natürlich auch der Artikel 231 ausser Kraft gesetzt.» (Dieser Artikel lautete: «Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, dass Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und alle Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.»)

Als ich diese Vorschläge übersetzte, fiel mir die Szene am letzten Tage der Londoner Konferenz von 1924 wieder ein, auf der Reichskanzler Marx die Ablehnung dieses Schuldparagraphen durch Deutschland nicht mehr hatte verkünden können. Die entsprechende Erklärung war

dann später von deutscher Seite noch mehrfach in Locarno und bei unserem Eintritt in den Völkerbund einseitig abgegeben worden. Nun wollte Papen durch das Lausanner Abkommen die Anerkennung des deutschen Standpunktes von der Gegenseite erreichen.

Der Eindruck, dass die Engländer in diesem Punkt mit sich reden lassen würden, verstärkte sich in Gesprächen, die ich kurze Zeit danach mit englischen Journalisten führte. «Wenn Papen die Leiche des Kriegsschuldparagraphen mit nach Berlin bringen kann», sagte der Times-Vertreter zu mir, «wird das seine innerpolitische Lage bei den Rechtsparteien sicherlich sehr erleichtern», und fügte dann bezeichnenderweise hinzu: «Tot ist die Kriegsschuld Deutschlands sowieso, warum soll man da nicht ruhig einen Totenschein ausstellen und den Transport nach Berlin freigeben?»

Noch am Abend nach der sensationellen Erklärung Papens wurden direkte Verhandlungen mit den Engländern aufgenommen. Da MacDonald krank war, wurden sie von Chamberlain und Sir John Simon geführt. Sie dauerten bis lange nach Mitternacht, und es wurden alle möglichen Formeln entworfen, um einen Text zu finden, der auch von Herriot angenommen werden könnte. Gegen 2 Uhr morgens begaben sich Chamberlain und Simon zu den Franzosen, um ihren Vermittlungsvorschlag vorzulegen. Sie wollten uns noch in derselben Nacht über die französische Reaktion Bescheid geben und eventuell weiterverhandeln, denn von seinem Bett aus drängte MacDonald auf Abschluss und trieb nicht nur seine eigenen Minister, sondern auch die anderen beteiligten Delegationen rücksichtslos an die Arbeit.

Wir warteten in der Nacht bis in den dämmernden Morgen hinein auf den Anruf der Engländer. Die Sonne erhob sich bereits über den Bergen des Genfer Sees an dem herrlichen Julimorgen, als die von uns erwartete negative Mitteilung der englischen Delegation eintraf. Herriot weigerte sich kategorisch, irgendein Zugeständnis in der Kriegsschuldfrage zu machen. Es war mir von vornherein nach allem, was ich über die politischen Verhältnisse in Frankreich wusste, höchst unwahrscheinlich erschienen, dass der französische Ministerpräsident in diesem Augenblick einen der Hauptpfeiler der gesamten französischen Nachkriegspolitik formell preisgeben würde.

Nach dem Misserfolg des kühnen Husarenritts befand sich die deutsche Delegation in einer äusserst schwierigen Lage. Sie hatte nun endgültig durch dieses letzte Angebot die Brüningsche These von der völligen Zahlungsunfähigkeit Deutschlands aufgegeben. Sogar für die Engländer war es jetzt nicht mehr möglich, ihre «Schwamm drüber»-Linie einer völligen Reparationsstreichung beizubehalten, nachdem wir Deutsche selbst sie aufgegeben hatten.

In den nächsten Tagen jagten sich dann die Besprechungen, die Angebote und Gegenangebote. Die Konferenz wurde endgültig zur

Börse. «Zwei Milliarden fest», hatten am 4. Juli die Deutschen geboten, «Vier Milliarden bedingt», antworteten am 5. Juli die Franzosen, «2,6 Milliarden als Eventualverpflichtung», schlugen am Abend desselben Tages die Engländer vor. In der Nacht vom 7. auf den 8. Juli waren Simon und Chamberlain fast ständig unterwegs, um die endgültige Einigung herbeizuführen. Sie erfolgte schliesslich am 8. Juli bei drei Milliarden.

Noch in letzter Minute waren innerhalb der deutschen Delegation selbst Schwierigkeiten entstanden. Papen neigte dazu, die Konferenz scheitern zu lassen, weil die politischen Forderungen nicht erfüllt wurden, während die anderen drei Minister eher für die Annahme der bei näherem Zusehen doch recht günstigen Kompromisslösung eintraten. In diesen Stunden wurde viel mit Berlin telefoniert. Das Tauziehen unter den Deutschen in Lausanne und der Reichshauptstadt endete mit der Aufgabe der politischen Forderung und der Annahme der bedingten «Restzahlung» von 3 Milliarden. Damit hatte Frankreich formell seine These durchgesetzt. Aber auch Deutschland war zu seinem Recht gekommen, denn die 3 Milliarden wurden erst nach drei Jahren fällig, und auch dann nur, wenn die Wirtschaftslage des Reiches eine Ausgabe von Schuldverschreibungen ohne Schaden für seinen Kredit gestattete.

Es war damals bereits jedem Sachverständigen klar, dass diese Summe angesichts der eingebauten Vorbehalte und Sicherungen und der voraussichtlichen Entwicklung der Wirtschaftslage nie gezahlt werden würde. Damit war also tatsächlich das «Ende der Reparationen», wie es in der offiziellen Erklärung der Konferenz hiess, erreicht.

Am 8. Juli um 9 Uhr abends trat die Vollkonferenz in dem gleichen, etwas kitschigen Saal des Beau Rivage wieder zusammen, wo vor drei Wochen die Eröffnungssitzung stattgefunden hatte. Nach der Tag- und Nachtarbeit der letzten Woche sahen die Vertreter der Grossmächte reichlich müde und abgespant aus. MacDonald hatte sich trotz seiner Krankheit bei den Endrunden wieder persönlich sehr stark eingesetzt. Dass die Konferenz nicht ohne Ergebnis geendet hatte, war in erster Linie sein Verdienst und das der englischen Minister. Niemand hatte mehr Lust, grosse Reden zu halten, wie ich es sonst auf Schlussitzungen erlebt hatte. Erschöpft sassen alle an der Hufeisentafel, aber die Sitzung wurde zunächst nicht eröffnet. Es verging eine halbe Stunde und schliesslich eine Stunde. Erst um 10 Uhr abends waren sämtliche Texte zur Schlusslesung bereit. Das Sekretariat und die Übersetzer hatten auch ihrerseits den üblichen pausenlosen Arbeitsbetrieb eines Konferenzschlusses hinter sich und waren mit ihrer Arbeit nicht rechtzeitig fertig geworden.

Über die fünf Vertragsdokumente wurde einzeln abgestimmt. Unter ihnen befand sich auch eine Entschliessung über die Einberufung einer

Weltwirtschafts- und Finanzkonferenz, die im nächsten Jahre in London stattfand.

Die Vertragstexte wurden ohne jeden Zwischenfall angenommen. «Voll innerer Anteilnahme haben wir Franzosen den Ausführungen über die Leiden des deutschen Volkes gelauscht, mit dem wir freundschaftliche Beziehungen wünschen», erklärte Herriot in einem kurzen Schlusswort. «Das traurige Kapitel der Reparationen ist nun abgeschlossen», sagte Papen, fügte aber hinzu, dass «für uns alle Völker die gleichen Pflichten und die gleichen Rechte haben; ohne diese ist eine Entspannung in der internationalen Politik nicht möglich.»

Kurz vor Mitternacht hob MacDonalld die Sitzung auf. Erst am nächsten Morgen um 10 Uhr konnten die Reinschriften der soeben angenommenen Abmachungen, nach einer weiteren «Nacht der Nächte»

Nur ein paar kurze Tage hatte ich in Berlin Ruhe. Hier begannen sofort die Bemühungen, die militärische Gleichberechtigung Deutschlands durchzusetzen, die als Forderung auf der Abrüstungskonferenz in Genf vorgebracht, in Lausanne erneut aufgestellt und nach Genf zurückverwiesen worden war. Tagelang arbeitete man in der Wilhelmstrasse an einer Note, in der es hiess, dass «Deutschland das gleiche Recht auf nationale Sicherheit hat wie andere Staaten», und dass die Lösung nur darin bestehen könne, dass «die Abrüstungskonvention für Deutschland anStelle des Teiles V des Versailler Vertrages tritt». Wie meist bei der Abfassung von Noten wurde auch in diesem Falle eine ganze Reihe von Vorentwürfen gemacht, die – vorsichtshalber – sämtlich ins Französische und Englische übersetzt wurden und den Sprachendienst bis Ende August Tag und Nacht in Atem hielten.

Unter diesen Umständen war ich daher recht froh, als ich am 1. September die Weisung erhielt, an den Lago Maggiore nach Stresa zu reisen, um dem späteren Staatssekretär Posse vom Wirtschaftsministerium als Dolmetscher auf der Konferenz über den wirtschaftlichen Wiederaufbau Ost- und Südosteuropas zur Verfügung zu stehen. Es handelte sich dabei um ein Kind der Konferenz von Lausanne, auf der beschlossen worden war, zur Wiederherstellung der Wirtschaftslage in Europa auch zu prüfen, in welcher Weise man den Balkanstaaten und Südosteuropa im Allgemeinen zu Hilfe kommen könne. Das Ergebnis war die Schaffung eines Agrarfonds von 75 Millionen Goldfranken zur Revalorisierung des südosteuropäischen Getreides.

Hier am Lago Maggiore herrschte wieder jene idyllische Atmosphäre, wie ich sie seinerzeit im Herbst 1925 am oberen Ende des Sees

zum ersten Male in Locarno erlebt hatte. Nur dass hier der Konferenzgegenstand keinerlei Aufregungen und Sensationen in sich barg.

«Mon grand petit cheri» las ich öfter unfreiwillig über Posses Schulter hinweg, wenn dessen Nebenmann, der Delegierte einer europäischen Grossmacht, anstatt den Verhandlungen zu folgen, die auf zartblauem Papier mit einer modernen, grossen Damenschrift geschriebenen Briefe las, welche er fast jeden Tag zur Sitzung mitbrachte. Der «grosse Liebling» war aber in der Lage, wenn er unversehens das Wort erhielt, immer sehr treffende Ausführungen zur Sache – der Agrarnot in Südosteuropa – in glänzendem Französisch zu machen, obwohl es nicht seine Muttersprache war. Ausserdem konnte er noch fluchen wie ein Berliner Droschkenkutscher, wenn er sich mit seinem deutschen Nachbarn zur Linken unterhielt. Nach getaner Arbeit vertiefte er sich dann wieder in die zartblauen Briefe und war wieder ganz der «grosse Liebling».

Im Anschluss an Stresa reiste ich über den Simplon nach Genf, wo in diesem Jahre die Vollversammlung wegen des grossen Konferenzprogrammes der vergangenen Monate erst Ende September eröffnet wurde. Ich brauchte nun nicht mehr während der Ratssitzungen auf dem kleinen Stuhl zu hocken, denn mein neuer Aussenminister, Freiherr von Neurath, benötigte meine Hilfe nur schriftlich. Es genügte also, wenn ich irgendwo auf der «Bühne» verfügbar war, um schnell französische Formulierungen zu Papier zu bringen, die er dann am Ratsstisch benutzen konnte. Im Übrigen war Genf in diesem Jahre noch um einige Grade lustloser und uninteressanter geworden als früher. Das Hauptthema war der Mandchurei-Konflikt, der den Völkerbundrat bis Ende des Jahres fast ständig beschäftigte.

Die Note in der Gleichberechtigungsfrage, die wir in der Augusthitze in Berlin übersetzt hatten, war von Frankreich scharf zurückgewiesen worden, während sich der englische Aussenminister Sir John Simon in einem reichlich überheblichen Tone äusserte, Deutschlands Haltung als «unklug» und «unzeitgemäss» bezeichnete und mit mahnend erhobenen Zeigefinger «eine geduldige Erörterung» auf der Abrüstungskonferenz empfahl. Während ich noch in Stresa war, hatte daraufhin die deutsche Regierung – zu meiner nicht geringen Freude und Erleichterung – erklärt, dass sie unter diesen Umständen nicht mehr an der Abrüstungskonferenz teilnehmen würde.

Im Dezember hatte ich Neurath wieder zu einer Ratssitzung wegen des Mandchurei-Konfliktes nach Genf begleitet. Bei dieser Gelegenheit fanden auf Initiative von MacDonald erneut Besprechungen über die Frage der deutschen Gleichberechtigung statt. Ich nahm auch an ihnen nur mit schriftlichen Hilfsstellungen teil. Daher waren mir die einzelnen Phasen nicht genau bekannt, aber ich konnte doch aus dem

vielen Hin und Her und den zahlreichen Besprechungen, zu denen sich Neurath fast zu jeder Tages- und Nachtzeit begeben musste, erkennen, dass wieder ein diplomatischer Grosskampf mit Herriot und Paul-Boncour im Gange war. Ich selbst produzierte französische Formulierungen über die «egalite des droits» sozusagen am laufenden Band, bis dann am 11. Dezember die Einigung erfolgte.

«Die Regierungen des Vereinigten Königreichs, Frankreichs und Italiens haben erklärt ..., dass Deutschland ... die Gleichberechtigung in einem System der Sicherheit für alle Nationen gewährt wird ...», so hiess es in der Erklärung, die noch am Abend dieses Tages von Neurath mitunterzeichnet wurde. Damit war in aller Stille ohne jeden Konferenzapparat, gewissermassen hinter verschlossenen Türen, das Ziel erreicht, das den deutschen Aussenministern in den vielen Konferenzen und Gesprächen vorgeschwebt hatte, an denen ich beteiligt gewesen war.

Die unauffällige Art, in der diese wichtige Etappe auf dem Wege der Normalisierung der Stellung des Reiches in Europa und in der Welt abgeschlossen worden war, entsprach so recht dem Wesen Neuraths. Er liebte es nicht, auf der politischen Bühne als Hauptfigur bestaunt zu werden. Ihm war es sympathischer, wenn er seine Ziele mit den ruhigen Methoden des Diplomaten erreichen konnte. Dabei lag der Akzent bei ihm auf der Ruhe, die er über alles schätzte. Solange ich Herrn von Neurath sprachlich bei seinen Verhandlungen unterstützte, habe ich ihn bei allen Gelegenheiten als einen stets ausgeglichenen Mann kennengelernt, der nie schlechter Laune zu sein schien und der, wie ich mehr als einmal feststellen konnte, bei allen seinen Gesprächspartnern wegen seines abgewogenen und verbindlichen Wesens grosses Vertrauen genoss. Er war nicht gerade ein mitreissender Redner; seine Stärke lag vor allem im persönlichen Gespräch, wo er, immer etwas mit dem Ausdruck ringend, ganz gleichgültig, ob er deutsch, französisch, englisch oder italienisch sprach, doch mit württembergischer Beharrlichkeit sein Ziel verfolgte. Weil ihm die glatten Formeln und jene Leichtigkeit der Zunge fehlten, die Diplomaten oft etwas verdächtig erscheinen lassen, wirkte er um so überzeugender auf alle Ausländer, die mit ihm zu verhandeln hatten. Infolge seiner Sprachkenntnisse bin ich als Dolmetscher wenig mit Neurath in Berührung gekommen, habe ihn aber immer als Menschen und als Vorgesetzten sehr geschätzt und empfinde sein späteres Schicksal als ganz besonders tragisch.

Die Anerkennung der militärischen Gleichberechtigung vom 11. Dezember 1932, die in einer Linie mit der Befreiung des Reiches von der fremden Besatzung und der Streichung der Reparationen als ein weiterer Markstein auf dem Wege Deutschlands zur Wiedergewinnung seiner Grossmachtstellung lag, beurteilte der Realist von Neurath mit bemerkenswerter Zurückhaltung. «Noch ist der Kampf nicht gewonnen»,

sagte er in Erwiderung auf unsere Glückwünsche zum Erfolg seiner Verhandlungen, «es wird noch manche Schwierigkeit zu überwinden geben.»

Bei der Rückkehr nach Berlin war ich, genau so wie nach der Konferenz von Lausanne, tief beeindruckt, wie wenig Anerkennung sowohl die Streichung der Reparationen als auch die Zuerkennung der militärischen Gleichberechtigung in Deutschland fand. Im Gegenteil, nachdem ich persönlich den steinigen Weg der deutschen Staatsmänner in der Reparationsfrage von London im Jahre 1924 über den Haag im Jahre 1929/30 mit allen dazwischenliegenden Etappen des Dawes-Planes, des Young-Planes, des Baseler Sachverständigenberichtes und der Stillhalteverhandlungen bis zur Erreichung des Zieles unter den dramatischen Umständen der letzten Tage in Lausanne unmittelbar miterlebt hatte, stellte ich mit Erstaunen fest, dass sich die Öffentlichkeit, die Presse und die Parteien der Bedeutung des Erreichten in keiner Weise bewusst waren – oder nicht bewusst sein wollten. Etwas Ähnliches hatte ich schon bei meiner Rückkehr von der Haager Konferenz im Herbst 1929 empfunden. «Warten Sie zu lange mit der Räumung», klang mir damals Stresemanns Stimme im Ohr, «so bringen sich die Sieger um den ganzen moralischen Effekt ihrer Geste.» Ich hatte das dunkle Gefühl, dass auch bei der Streichung der Reparationen und der Gewährung der Gleichberechtigung der psychologische Augenblick verpasst worden war. Die Krise mit ihren Folgeerscheinungen, der Arbeitslosigkeit und dem Massenelend, hatte in dem Jahr seit der Erklärung des Hoover-Moratoriums schon zu weit um sich gegriffen und die verzweifelten Massen den Extremisten bereits in zu starkem Masse in die Arme getrieben, als dass damals noch eine nüchterne, von den innerpolitischen Parteieidenschaften ungetrübte Würdigung der Ergebnisse der deutschen Aussenpolitik und des verständnisvollen, wenn auch durch die Verhältnisse zum grossen Teil erzwungenen Entgegenkommens der anderen Grossmächte möglich gewesen wäre.

13

TÜREN FALLEN ZU (1933)

Langsam schloss sich die grosse Tür des Konferenzsaales hinter dem kleinen Japaner. Er war der letzte der japanischen Delegation, die am 25. Februar 1933 die ausserordentliche Vollversammlung des Völkerbundes in Genf verliess und damit den Austritt Japans aus der internationalen Völkerorganisation vollzog.

«Anarchy in China» hatte Matsuoka ausgerufen, «in China herrscht Anarchie, und Japan, als sein nächster Nachbar, muss für Ordnung sorgen.» «Es gibt in China keine zentrale Regierungsgewalt mehr», hatte er erklärt, «das Land ist auseinandergefallen, Tibet ist unabhängig, Turkestan hat keinen Zusammenhang mit dem eigentlichen China mehr, und die Äussere Mongolei bildet bereits seit Jahren einen Teil Russlands.» Deshalb habe Japan immer den Wunsch gehabt, dass die ihm zunächst liegende Mandschurei ein legal regiertes Land werde. «Wir haben sehr viel Geduld gehabt», hatte Matsuoka mit erhobener Stimme in den Saal gerufen, «aber diese Geduld ist jetzt erschöpft.»

Nach der Rede wurde der Bericht der Untersuchungskommission über den Mandschureikonflikt, der sogenannte Lytton-Bericht, zur Abstimmung gestellt. Darin stand zu lesen, dass für Japan kein Anlass zu einer militärischen Aktion vorliege und dass im mandschurischen Volk vor der Ankunft der Japaner auch nicht die Spur einer Unabhängigkeitsbewegung bestanden habe. 42 Delegationen stimmten dem Bericht zu. Nur Matsuoka liess ein dumpfes, verärgertes Nein hören.

«Die japanische Regierung bedauert die soeben erfolgte Annahme des Lytton-Berichtes aufs tiefste», erklärte Matsuoka in einem kurzen Schlusswort nach der Abstimmung. «Japan muss daraus die Schlussfolgerung ziehen, dass eine Zusammenarbeit mit dem Völkerbund in dieser Angelegenheit nun nicht mehr möglich ist.»

Mit diesen Worten erhob er sich und mit ihm die ganze japanische

Delegation, und die Japaner verliessen im Gänsemarsch unter dem betretenen Schweigen der anderen Delegierten die Sitzung. Erst als sich die Tür hinter dem letzten Japaner geschlossen hatte, verfiel der Präsident Hymans auf den Ausweg, die Sitzung aufzuheben, um dem Vorgang seinen dramatischen Charakter zu nehmen. In jenem Augenblick war man sich noch nicht darüber klar, ob Japan nun wirklich und endgültig den Völkerbund verlassen habe. Die Bestätigung kam erst einen Monat später in einer Proklamation der japanischen Regierung vom 27. März. Trotz ihres Austritts aus dem Völkerbund blieben aber die Japaner in der Abrüstungskonferenz.

Die Tür hatte sich leise und behutsam geschlossen, und es war nicht die letzte Tür, die im Verlauf dieses Jahres in den internationalen Konferenzsälen zufallen sollte. Der Vorgang war symbolisch für die Abkehr von der internationalen Zusammenarbeit, für die politische (und wirtschaftliche) Autarkie, für den Isolationismus, der sich nicht nur auf Amerika und England beschränkte, für jene Flucht aus der Gemeinschaft der Völker in die angeblich allein seligmachenden, egoistisch nationalen Bezirke. Diese Wendung erscheint mir auf Grund meiner Erlebnisse im Völkerbund, auf der Abrüstungskonferenz und auf der Weltwirtschaftskonferenz von London als das wesentliche Merkmal des Jahres 1933.

«Ich habe damals in Genf nicht sehr erfolgreich operiert», sagte mir viele Jahre später Matsuoka in Berlin, als er im März 1941, als japanischer Aussenminister, Hitler einen aufsehenerregenden Besuch machte. «Hätten wir im Völkerbund bleiben können, wäre meine Mission ein Erfolg gewesen. So aber betrachte ich unseren Austritt als einen Misserfolg.» In dieser recht realistischen Auffassung des japanischen Aussenministers dürften ihm heute besonders die Bewohner von Hiroshima und Nagasaki zustimmen, welche die letzten Folgen des Zufallens der Völkerbundtür von 1933 in der krachenden Explosion der Atombombe von 1945 an sich persönlich erfuhren.

Ungefähr drei Wochen bevor sich diese folgenschwere Szene in der ausserordentlichen Vollversammlung des Völkerbundes abspielte, war die Abrüstungskonferenz am 2. Februar in Gestalt ihres Hauptausschusses wieder zusammengetreten. Nachdem am 11. Dezember 1932 die deutsche Forderung auf «Gleichberechtigung» – wenn auch mit dem Zusatz «in einem System, das allen Nationen Sicherheit gewährt» – schriftlich von den Grossmächten anerkannt worden war, nahm nun auch die deutsche Delegation unter Nadolny wieder an den Beratungen teil. Aber es war keine «Schreckenskammer des Stumpfsinns» mehr, wie ich gefürchtet hatte. Jetzt hatten nicht die Sachverständigen das grosse Wort wie im Sommer des vergangenen Jahres, sondern die Politiker

bemühten sich mit verdoppelter Energie um eine Lösung, und zwar möglichst um einen Abschluss der Konferenz noch vor Eröffnung der Weltwirtschaftskonferenz, die für Juni nach London einberufen worden war.

Wieder war MacDonald die treibende Kraft bei der Beschleunigung der Abrüstungsarbeiten. Am 16. März stand er persönlich auf der Rednertribüne im Hauptausschuss der Abrüstungskonferenz und sprach vor überfülltem Saal und vollbesetzten Tribünen über eine Stunde lang temperamentvoll und rednerisch äusserst wirksam zu den Delegierten.

Er erläuterte einen Abrüstungsplan, mit dem er «eine letzte Anstrengung» machen wollte, um die Konferenz zu retten. «Sie haben die Freiheit», so wandte er sich an die Delegierten, «meinen Plan abzulehnen, aber Sie müssen sich darüber klar sein, dass Sie mit einer Ablehnung noch eine andere Wahl treffen ... Abrüstung ist kein Selbstzweck, sondern ein Beitrag zum Frieden ... Eine Ablehnung bedeutet das Risiko eines neuen Krieges.»

Der MacDonald-Plan wurde nicht abgelehnt, aber auch nicht von der Gesamtheit angenommen. «Für die Sicherheit ist nicht genügend Vorsorge getroffen», erklärten die Franzosen nicht ohne Grund, denn MacDonald hatte mit der charakteristischen Scheu der Angelsachsen vor Übernahme fester Verpflichtungen hinsichtlich eines etwaigen militärischen Beistandes in zukünftigen Fällen lediglich vorgesehen, dass bei einer Verletzung des Kellogg-Paktes, d.h. im Falle eines Angriffs eines Staates gegen einen anderen, eine Konferenz einberufen werden sollte, die über die zu ergreifenden Massnahmen zu beschliessen hätte, «falls wirklich eine Verletzung des Paktes festgestellt worden ist.»

«Wo bleibt unsere Gleichberechtigung?» fragten die Deutschen, denn der MacDonald-Plan sah eine Abrüstung in Etappen vor und enthielt keinerlei Bestimmungen, durch welche Deutschland in der Zwischenzeit wenigstens in gewissem Ausmasse Waffen besitzen dürfe, die ihm durch den Versailler Vertrag verboten worden waren. «Der Grund für die heutige allgemeine Unsicherheit», führte Nadolny im Hauptausschuss aus, «liegt vor allem in der durch die Härten und Ungerechtigkeiten der Friedensverträge geschaffenen Lage», und kam zu der Schlussfolgerung: «Die beste Art der Abrüstung und die beste Herbeiführung der Gleichberechtigung wäre sicherlich, die in den Friedensverträgen verbotenen Waffen in dieser Abrüstungskonvention allen Staaten zu verbieten und ihre alsbaldige Zerstörung durchzuführen.» Und dann zeigte er in seinen abschliessenden Worten, wie er sich unter Umständen die praktische Verwirklichung der deutschen Gleichberechtigung vorstellte. «Wenn jedoch die Konferenz beschliesst, die Grenze zwischen den verbotenen und erlaubten Waffen anders zu ziehen, als dies in den Friedensverträgen geschehen ist, so müssen sich die praktischen Folgen für die abgerüsteten Staaten ohne weiteres aus dem Gleichberechtigungsprinzip ergeben.»

Auf diese Weise wurden in den beiden Grundproblemen, von denen der Erfolg der Abrüstungskonferenz abhing, in der Gleichberechtigung und der Sicherheit, keinerlei Fortschritte gemacht, und die Lage verschärfte sich von Tag zu Tag. Das war natürlich nicht nur eine Folge der Mangelhaftigkeit des englischen Vorschlages, sondern es lag auch an der Schockwirkung, welche die Einsetzung einer nationalsozialistischen Regierung in mehr oder weniger starkem Masse bei fast sämtlichen Delegationen in Genf auslöste.

«Wenn bei Ihnen die Nationalsozialisten etwa an die Macht kommen sollten, dann gibt es bald danach bestimmt Krieg.» Diese bereits zitierte Äusserung, die Jules Sauerwein vom Pariser *Matin* vor drei Jahren in der «*Bavaria*» getan hatte, kam mir wieder in den Sinn. Während dieser drei Jahre hatten die Nationalsozialisten in ihren Reden und vor allem in ihrem Auftreten nichts getan, was die Befürchtungen des Auslandes hätte abschwächen können. Nach dem 30. Januar 1933 hatte die von Hitler und seinen Parteigenossen unternommene «Säuberung» Deutschlands, die damals mit dem Wort «Gleichschaltung» bezeichnet wurde, vor allem durch die dabei angewandten Methoden die Welt sehr beunruhigt. Damals erfolgte in Genf ein – zunächst moralischer – Zusammenschluss der westlichen Welt gegen das Deutschland Hitlers. Die deutsche Delegation bestand, mit verschwindenden Ausnahmen bei den jüngeren Offizieren vom «politischen Sandkasten», aus Nichtnationalsozialisten. Besonders die Mitglieder des Auswärtigen Amtes hatten das Aufkommen dieser extremen Partei in Deutschland mit allerschwersten Bedenken verfolgt. Noch heute sehe ich die bedrückten Gesichter vor mir, wenn wir 1931 und 1932 voller Spannung vor dem Lautsprecher des Hotelradios in Genf sassen, um die Wahlergebnisse aus Deutschland zu hören, und wenn dann jedesmal ein – unserer Ansicht nach – katastrophales Anwachsen der Hitlerpartei gemeldet wurde. Wir konnten auf Grund unseres besseren Überblicks über die Verhältnisse ausserhalb der Reichsgrenzen nur allzugen Befürchtungen verstehen, wie sie Sauerwein ausgesprochen hatte. Einige Pessimisten unter uns standen auf genau demselben Standpunkt wie dieser Franzose und sollten ja auch leider uns jüngeren Optimisten gegenüber, die wir mehr hofften als glaubten, «es werde alles nicht so schlimm werden», recht behalten. Dass die Franzosen in ihrem durchaus begreiflichen Gefühl der Unterlegenheit gegenüber dem nicht nur zahlenmässig stärkeren Nachbarn im Osten unter der Schockwirkung der nationalsozialistischen «Machtergreifung» noch ängstlicher als vorher auf ihre Sicherheit bedacht sein mussten, war jedem einigermaßen objektiv Denkenden verständlich. Ebenso einleuchtend aber war es für alle Unvoreingenommenen auf der Genfer Konferenz, dass dem deutschen Volk auf die Dauer eine zweitrangige Stellung nicht zugemutet werden konnte und ihm letzten Endes nur mit Gewalt, also mit

einem neuen Kriege, hätte aufgezwungen werden können. Besonders die angelsächsischen Länder waren sich als praktische Realisten über diese Sachlage klargeworden.

Die Lage auf der Abrüstungskonferenz wurde infolge dieses inneren Widerspruches immer hoffnungsloser. Inzwischen rückte der Termin der Weltwirtschaftskonferenz immer näher. Mehr als andere Länder sahen die Handelsvölker und Gläubigerländer England und Amerika, wie dringend notwendig eine Bereinigung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Welt war. Gleichzeitig waren sie sich aber auch darüber klar, dass ohne konkrete Ergebnisse in der Abrüstung wenig Hoffnung auf eine erfolgreiche Währungs- und Wirtschafts-Konferenz bestand.

In dieser Lage sprang Präsident Roosevelt in die Bresche. Er richtete am 16. Mai 1933 an die Regierungschefs der auf der Abrüstungskonferenz vertretenen 54 Nationen eine Botschaft. «Ich appelliere an Sie und durch Sie an Ihre Völker», sagte er in diesem Dokument, «weil das amerikanische Volk den Wunsch hat, den Frieden durch praktische Abrüstungsmassnahmen gesichert zu sehen, und unseren gemeinsamen Kampf gegen das Wirtschaftschaos zum Erfolg führen möchte.» Er stellte sodann die gegenseitige Abhängigkeit der Politik und der Wirtschaft, der Abrüstungskonferenz und der Weltwirtschaftskonferenz fest. «Kleinliche Hindernisse müssen hinweggefegt und engherzige Bestrebungen müssen vergessen werden. Ein egoistischer Sieg ist noch immer dazu bestimmt gewesen, sich letzten Endes in eine Niederlage zu verwandeln.» Als praktische Abrüstungsmassnahmen hielt sich der Roosevelt-Appell im Wesentlichen an die Vorschläge des MacDonald-Planes, aber über die Sicherheit, so wie sie die Franzosen seit 1919 im Auge hatten, sagte er so gut wie nichts.

Erst einige Tage später äusserte sich der amerikanische Sonderbotschafter Roosevelts, Norman Davis, – übrigens der erste Sonderbotschafter, den ich zu Gesicht bekam, der zweite war Ribbentrop – etwas eingehender auf der Abrüstungskonferenz selbst. Gespannt verfolgten alle diejenigen, die wussten, wo der Kernpunkt der Schwierigkeiten lag, was er in der Sicherheitsfrage zu sagen hatte.

Nichts lässt die damalige Situation in einem klareren Lichte erscheinen als eine einfache Gegenüberstellung des amerikanisch-französischen Zwiegespräches im Jahre 1933 auf jener Abrüstungskonferenz mit den Meinungsäusserungen, die im Jahre 1949 bei Abschluss des Atlantikpaktes erfolgt sind. In seiner grossen Rede über die Roosevelt-Botschaft und die Abrüstung erklärte Davis zur Sicherheitsfrage: «Wir sind insbesondere bereit, mit den anderen Ländern in Verhandlungen einzutreten, wenn der Friede bedroht ist, um auf diese Weise Konflikte zu vermeiden. Ja, wir gehen noch weiter: wenn die Staaten nach einer Konsultation erklären, dass ein bestimmtes Land den Frieden verletzt hat, und wenn sie gegen den Angreifer gewisse Massnahmen ergreifen,

werden wir uns, vorausgesetzt, dass wir mit dem Urteil der anderen Länder über den verantwortlichen oder schuldigen Staat übereinstimmen ...jeder Handlung enthalten, die den gemeinsamen Bemühungen der anderen Nationen zur Wiederherstellung des Friedens hinderlich sein könnte/⁵

«Nur eine fest zugesicherte gegenseitige Hilfeleistung und die absolut sichere Inangsetzung von wirksamen Sanktionen gegen einen Angreifer können eine wesentliche Herabsetzung der Rüstungen von Ländern rechtfertigen, die einem Angriff am meisten ausgesetzt sind», antworteten darauf die Franzosen.

«Die vertragschliessenden Länder sind sich darin einig, dass ein bewaffneter Angriff gegen eines oder mehrere von ihnen in Europa oder Nordamerika als Angriff gegen sämtliche Vertragschliessenden anzusehen ist und beschliessen ..., dass jedes einzelne von ihnen im Falle eines Angriffs durch Massnahmen einschliesslich der Verwendung der bewaffneten Macht dem Angegriffenen zu Hilfe kommen wird, um die Sicherheit im nordatlantischen Gebiet wiederherzustellen und zu gewährleisten», dazu hat sich im Jahre 1949 Amerika im Nordatlantikpakt verpflichtet.

«Damit hat Frankreich etwas erreicht, das es zwischen den beiden Weltkriegen stets vergeblich erhofft hat», hörte ich im März 1949 den französischen Aussenminister Schuman am Radio sagen. Es hat also der Erfahrung mit zwei Diktatoren und eines weiteren Weltkrieges bedurft, um die angelsächsischen Länder von ihrem jahrhundertealten Standpunkt abzubringen, dass sie sich keinesfalls im vorhinein zu Hilfeleistungen «einschliesslich der Verwendung der bewaffneten Macht» verpflichten würden, sondern dass die angelsächsischen Parlamente in der Frage Krieg oder Frieden stets das letzte Wort souverän zu sprechen hätten. Der reinen Form nach haben die Parlamente Englands und Amerikas dieses Recht auch heute noch behalten, aber niemand kann sich einer Täuschung darüber hingeben, dass sie es der Sache nach aufgegeben haben. Hätten sie ihren Inselstolz oder ihren Isolationismus den «continentals» gegenüber bereits damals am Wendepunkt der Abrüstung im Jahre 1933 aufgegeben, und hätten sie sich vorbehaltloser den Kollektivbestrebungen der anderen Völker angeschlossen, so wäre voraussichtlich der Lauf der politischen Geschichte ein anderer gewesen.

Aus der bereits erwähnten Erklärung von Norman Davis im Mai 1933 ging hervor, dass die Amerikaner bei Massnahmen anderer Länder – also auch Grossbritanniens – gegen einen Angreifer nicht mehr auf der Forderung der Freiheit der Meere bestehen würden, die von den Engländern immer als Haupthindernis für ihre Beteiligung an Sanktionsmassnahmen gegen Angreifer bezeichnet worden war. Die Franzosen hatten gehofft, dass sich die Engländer nunmehr nach Beseitigung dieses Hindernisses bereitwilliger an kollektiven Sicherheitsmassnahmen

beteiligen würden. Wie eine kalte Dusche traf die französische Delegation in Genf deshalb die Erklärung, die Sir John Simon in jenen Tagen im Unterhaus abgab. «Unsere Freunde auf dem Kontinent müssen Verständnis dafür haben – und je klarer sie die Sachlage erkennen, um so besser ist es –, dass Grossbritannien nicht die Absicht hat, irgendwelche Verpflichtungen zu übernehmen, die über das hinausgehen, was wir im Locarno-Pakt (Garantie der deutsch-französischen Grenze) und als Mitglied des Völkerbundes bereits übernommen haben/» Im Jahre 1949 hat sich auch England zur Unterstützung des angegriffenen Landes «durch Massnahmen einschliesslich der Verwendung der bewaffneten Macht» verpflichtet, so dass Frankreich tatsächlich «etwas erreicht hat, auf das es zwischen den beiden Weltkriegen stets vergeblich gehofft hatte.

Auf der Abrüstungskonferenz in Genf hatte das angelsächsische Widerstreben gegen die Übernahme fester Beistandsverpflichtungen noch interessante Nebenwirkungen. Um die Sicherheitsmaschinerie in Bewegung zu setzen, musste vor allen Dingen eine klare Definition des Angreifers aufgestellt werden. Diese Frage, die nach 1945 bei den grossen Prozessen in Nürnberg eine so bedeutsame Rolle gespielt hat, konnte damals in Genf trotz eifrigen Bemühens der juristischen Sachverständigen und der Politiker nicht gelöst werden.

Der Laie ist meist überrascht, wenn er hört, dass die Bestimmung des Angreifers in einem Kriege so grosse Schwierigkeiten bereitet. «Es ist sehr schwer festzustellen, wer in einem Kriege der Angreifer ist», hatte MacDonald schon 1924 auf der Herbsttagung des Völkerbundes erklärt und dann hinzugefügt: «Diese Frage kann vielleicht erst in 50 Jahren durch den Geschichtsschreiber, nicht aber sofort von den am Kriege beteiligten Staatsmännern festgestellt werden.» Zwar war damals wegen des schweren Schlages, der mit diesen Worten gegen die Kriegsschuldtheorie von Versailles geführt wurde, die Äusserung MacDonalds nachträglich als «Übersetzungsfehler» hingestellt worden, trotzdem aber hatten sich seitdem die Engländer niemals bereitgefunden, den von Frankreich aufgestellten genauen Definitionen des Angreifers zuzustimmen. Auch im Mai 1933 kam es über diese Frage wieder zu Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Grossbritannien.

«Wer zuerst einem anderen Land den Krieg erklärt, wer mit seiner Wehrmacht auch ohne Kriegserklärung in das Gebiet eines anderen Landes einmarschiert, wer mit seinen Land-, See- oder Luftstreitkräften auch ohne Kriegserklärung ... angreift, wer eine Blockade gegen ein anderes Land durchführt und schliesslich, wer bewaffneten Banden auf seinem eigenen Staatsgebiet zum Angriff auf das Gebiet eines anderen Landes Unterstützung gewährt, der ist der Angreifer», so lautete die unter französischem Einfluss zustande gekommene Definition.

«In der Praxis kann man vorher nicht alle vorkommenden Fälle so voraussehen, dass man mit voller Sicherheit die Verantwortung in einem bewaffneten Konflikt festlegen kann», hatte der nachmalige englische Aussenminister Anthony Eden, der 1933 noch englischer Vertreter auf der Abrüstungskonferenz war, dagegen eingewandt.

«Man kann nicht an der Tatsache Vorbeigehen, dass die englische Haltung in dieser Frage ausserordentlich enttäuschend ist», schrieb am 26. Mai der offiziöse Pariser Temps. «... Noch immer sind die Engländer nicht zu der Überzeugung gelangt, dass sie, genau so wie die anderen Völker, rückhaltlos Verpflichtungen übernehmen müssen, um die Sicherheit der zivilisierten Welt zu garantieren. Diese Haltung geht von der Idee aus, die zur Zeit der ‚splendid isolation‘ ihre Gültigkeit hatte, dass nämlich Grossbritannien sich nur bei Konflikten festlegt, die seine Interessen berühren, und dass es sich in allen anderen Fällen die Möglichkeit vorbehalten muss, im Zeitpunkt der Bereinigung des Konfliktes die Rolle des Schiedsrichters zu spielen», so drückte sich der offizielle Artikelschreiber weiter aus und gab damit in einer Kurzfassung die Gedankengänge wieder, die viel langatmiger von den französischen Vertretern auf der Abrüstungskonferenz immer von neuem vorgebracht wurden.

Auf solche Weise distanzieren sich England und Amerika praktisch von der Abrüstungskonferenz. Auch sie zogen durch ihre Weigerung, weitergehende Verpflichtungen für die Garantie des Friedens zu übernehmen, eine Tür hinter sich zu. Es geschah fast so behutsam, wie es der kleine Japaner im Februar getan hatte, den ich als letzten seiner Delegation aus der Vollversammlung des Völkerbundes herausgehen sah. Körperlich blieben Engländer und Amerikaner im Saal, aber politisch kehrten sie sich von der internationalen Zusammenarbeit auf allgemein europäischer oder weltumfassender Grundlage genau so ab, wie andere Länder vor und nach ihnen. Sie schlossen die Tür leise und unauffällig, mit einem etwas betretenen Gesicht, während andere, weniger Feinfühlige, im späteren Verlauf dieses Schicksalsjahres sie mit einem lauten Krach hinter sich zuschlugen.

Das Türenzuschlagen lag damals gewissermassen in der Luft. Auch in der deutschen Delegation wurde im Februar 1933 eine Art Vorübung dazu angestellt. In der Luftkommission wurde damals nicht mehr so viel von Flügelflächen, Motorenstärken und Leergewichten «gefachsimpelt» wie 1932. Auch hier war die Politik wieder mehr in den Vordergrund getreten. «Abschaffung der militärischen Luftfahrt, insbesondere der Bombenflugzeuge», forderte der deutsche Vertreter, Ministerialdirektor Brandenburg, der Chef der Zivilluftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums.

«Wir brauchen die Bomber zu Polizeizwecken in Übersee», wandten die Engländer ein, ohne sich prinzipiell gegen den deutschen Vorschlag

zu stellen. «Wir sind bereit», erklärte Paul-Boncour, «der Abschaffung der Luftbombardements zuzustimmen.» Dafür aber widersetzte sich Frankreich dem vollständigen Verbot aller Luftwaffen und forderte die Internationalisierung und strenge Überwachung der Zivilluftfahrt, «damit diese nicht zu einer unerhörten Bedrohung werde». («Kann man auch aus Verkehrsflugzeugen Bomben herauswerfen?») hatten die Sachverständigen im Jahre vorher gefragt.)

«Wenn die Militärluftfahrt nicht vollständig abgeschafft wird, dann muss sich Deutschland auch eine Luftwaffe zulegen können, denn die Gleichberechtigung ist ihm am 11. Dezember 1932 zuerkannt worden», argumentierte man vielfach auf deutscher Seite, besonders unter den jüngeren Mitgliedern unserer Delegation (während Brandenburg selbst nicht von Aufrüstung sprach). «Um Gotteswillen, nur keine Aufrüstung auf dieser Abrüstungskonferenz», riefen Engländer, Franzosen und noch einige andere Nationen.

«Das ist eine glatte Unverschämtheit», schrie Göring von Berlin durchs Telefon. «Wenn in der nächsten Sitzung die deutsche Gleichberechtigung wieder so beiseite geschoben wird», lautete seine Weisung an Brandenburg, «dann hat die deutsche Delegation in der Luftkommission sofort aufzustehen und den Saal zu verlassen, und zwar so, dass man die Tür auf der ganzen Konferenz zufallen hört.»

Die Weisung traf an einem Sonnabendvormittag ein, und die nächste Sitzung der Luftkommission war erst für den folgenden Montag angesetzt. So wurde denn das ganze Wochenende mit Berlin über die Frage telefoniert, ob die Tür laut oder leise zugemacht werden sollte. Nadolny und die Diplomaten der deutschen Delegation waren nicht dafür, durch Auszug aus der Kommission den Gegnern einfach das Feld zu überlassen. «Nur wer als Diplomat verloren hat, verlässt eine Konferenz», hörte ich einen von ihnen sagen. «Es war kein Erfolg», bestätigte Matsuoka 1941 diese Auffassung, als ich ihn auf den Auszug der Japaner aus der Vollversammlung ansprach. Aber Göring war in diesem Punkt unnachgiebig. Und so bemühte sich denn die Delegation, insbesondere auch Ministerialdirektor Brandenburg, bis zum Montag um die Erlaubnis, als wohlgesittete Mitteleuropäer die Luftkommission wenigstens ohne «Türenknallen» verlassen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde erteilt.

Am Montagfrüh vor der Sitzung instruierte Brandenburg seine Männer noch einmal genau, wie sie sich «im Falle X», d.h. wenn die Franzosen wieder die Gleichberechtigung Deutschlands verneinten, zu verhalten hätten. «Die Herren Sachverständigen ziehen sich, wenn ich mich nach ihnen umdrehe, nacheinander, ohne grosses Aufsehen zu erregen, zurück», lautete die taktische Weisung unseres «Käptens», wie wir den Chef der deutschen Luftdelegation nannten, weil er auch in den stürmischsten Situationen eine Ruhe bewahrte, wie man sie meistens nur

alten Schiffskapitänen zutraut. «Ich werde dann noch eine Erklärung abgeben und mich danach ebenfalls hinausbegeben, während Schmidt als Letzter von der Delegation durch seine französische Übersetzung die Rolle der Nachhut übernimmt.»

Auf alle Eventualitäten vorbereitet – so glaubten wir –, gingen wir in die Sitzung. Prompt erhob sich der Franzose und bestritt wieder die deutsche Gleichberechtigung. Der «Käpten» warf den Sachverständigen den verabredeten bedeutsamen Blick zu, und nacheinander verliessen der «fliegende Fisch» (Ministerialdirektor Fisch, Pilotenschein Nr. 8 von vor 1914), die «dicke Luft» (ein besonders rundlicher Major) und einige kleinere Luftfahrtbeflissene den Saal. Brandenburg erhob sich zu eindringlichen Tönen. Dann begann ich mit meiner französischen «Nachhut»-Übersetzung. Ich sprach von der Delegationsbank aus und konnte daher nicht genau sehen, was hinter mir vorging. Plötzlich aber unterbrach mich der Vorsitzende, der Spanier Madariaga: «Monsieur Brandenburg, bleiben Sie doch bitte im Saal», hörte ich ihn sagen, «ich werde Ihnen gleich antworten.» Ich drehte mich um und sah, dass der «Käpten» schon die Türklinke in der Hand hatte, nun aber wohl oder übel wieder zurückkommen musste. Unser sorgfältiger Schlachtplan war ins Wasser gefallen. Madariaga sagte nur ein paar Worte und bediente sich dann des gleichen Tricks, den der Präsident der Vollversammlung im Februar etwas verspätet angewandt hatte, als die Japaner die Sitzung verliessen. Er vertagte die Luftkommission auf den Nachmittag, so dass Brandenburg und ich nun nicht mehr demonstrativ, sondern nur noch im Verein mit allen anderen die Tür hinter uns zumachen konnten. Im Übrigen wurde der Streit wegen der Nichtgewährung der Gleichberechtigung in der Luftkommission noch einmal beigelegt, so dass wir an den nächsten Sitzungen doch wieder teilnahmen. Erst im Herbst erreichte er dann im Rahmen der Gesamtkonferenz wieder ein akutes Stadium.

Es war das erste Mal, dass ich in Genf eine direkte Einwirkung der neuen nationalsozialistischen Herren verspürte. Zwar hatte Hitler im Reichstag über die politische Lage und die Abrüstungskonferenz vielbeachtete Reden gehalten, die wegen ihrer Mässigung damals besonders auf Seiten der Engländer anerkannt wurden, aber grundlegende Weisungen hatte er nicht erteilt. Dafür war der später berühmte SS-Gruppenführer Heydrich als erster Nationalsozialist zusammen mit einem SA- und einem Stahlhelm-Führer eines Tages bei der Delegation erschienen. Die drei sollten als «Sachverständige» für die nationalen Verbände in der Kommission für die Landheere auftreten. Dort dolmetschte Jacob, und seinetwegen gab es gleich den ersten Krach mit Heydrich. Er beschwerte sich bei Nadolny darüber, dass seine Ausführungen durch einen Juden übersetzt wurden. Auf diese Weise musste ich zu meinem Bedauern wieder zur «Infanterie» zurück, und ausgerech-

net Heydrich wurde mein erster nationalsozialistischer «Kunde». Er war schon damals eine nicht gerade Sympathie erregende Erscheinung mit seinem kleinen Kopf auf dem grossen langen Körper und dem hämischen Lächeln, das seine Lippen bei fast allem, was er sagte, umspielte.

«Die SS hat keinerlei militärischen Wert», übersetzte ich dann Heydrich in der Kommissionssitzung. «Sie ist unbewaffnet und versieht nur Ordnungsdienst auf den Parteiversammlungen, um die Redner vor kommunistischen Überfällen zu schützen», fuhr er fort. «Die SA betätigt sich nur sportlich», erklärte der Vertreter dieser Organisation. «Der Stahlhelm hat keine Waffen und kann daher nicht als militärischer Verband angesehen werden», ergänzte der Stahlhelm-Mann, der von Heydrich ausserhalb der Sitzungen dauernd gehänselt und als Vertreter eines Kriegervereins verspottet wurde. Heydrich überzeugte den Völkerbund nicht, denn der Ausschuss der Abrüstungskonferenz beschloss, dass die nationalen Verbände auf die Heeresstärken anzurechnen seien. Nur für die nationalsozialistische Hilfspolizei wurde eine Ausnahme gemacht.

Bei diesen Verhandlungen stiess ich auch das erste Mal auf Übersetzungsschwierigkeiten bei dem Bemühen, die durch das nationalsozialistische Regime geprägten neuen Begriffe dem Ausland deutlich zu machen. «Wehrsport» war von der SA als Betätigung angegeben worden. «Military sport» durfte ich nicht sagen, denn dann wäre ja bereits in der Übersetzung der militärische Charakter der SA zum Ausdruck gekommen, und dieser wurde damals von deutscher Seite bestritten. Nach Rücksprache mit meinen englischen Kollegen einigten wir uns dann schliesslich auf «defence sport». «Was ist das für ein Unsinn», fuhr mir der englische General Temperley dazwischen, als ich den Ausdruck gebrauchte. «Ich vertrete das Land, von dem der Ausdruck Sport her stammt», sagte er ärgerlich, «aber unter ‚defence sport‘⁴ kann ich mir gar nichts vorstellen.» Ich konnte mir ebensowenig etwas unter Wehrsport als einer nichtmilitärischen Sportart denken, trotzdem sich mehrere Sachverständige auf der deutschen Seite längere Zeit bemüht hatten, mir klarzumachen, dass «Wehr» mit militärischen Dingen nichts zu tun habe.

Ausser dem Krach wegen Jacob provozierte Heydrich dann noch einen Flaggenzwischenfall. Als er in Genf ankam, war die Reichsflagge noch nicht offiziell geändert worden. So wehten die Farben Schwarz-Rot-Gold immer noch über unserem Hotel und an unseren Delegationsautos. Anscheinend hatte Heydrich in seinem Gepäck eine Hakenkreuzfahne mitgebracht, die er eines Tages auf eigene Faust statt der offiziellen Farben auf unserem Hotel aufzog. Das war natürlich ein paar Stunden lang die Sensation von Genf. Das Publikum, und vor allem die Schweizer Arbeiter, hatten - ohnehin schon eine von Tag zu Tag feindseligere Haltung gegenüber der deutschen Delegation eingenommen. Die Zeitungen waren voll von Nachrichten über die Unterdrückung Anders-

denkender im Reich, über «Säuberung» und «Gleichschaltung». Manchmal flogen schon Steine hinter unseren Autos her, und geschimpft wurde kräftig, wenn wir vorüberfuhren. Das Hakenkreuz auf dem Carlton Hotel drohte zu noch unangenehmeren Zwischenfällen zu führen.

Energisch griff Nadolny ein. Er brachte die Rekordleistung fertig, das Hakenkreuzbanner innerhalb weniger Stunden einholen und die alten Reichsfarben wieder an seine Stelle setzen zu lassen, obwohl Hitler in Berlin längst «die Macht ergriffen» hatte. Heydrich sagte er so gründlich die Meinung, dass diesem eine Zeitlang das maliziöse Lächeln verging, als er mit hochrotem, «gewaschenem» Kopf wieder aus Nadolnys Zimmer herauskam. «In einer Delegation, die sich im Ausland befindet, herrscht die gleiche Disziplin wie auf einem Schiff auf hoher See», hatte Nadolny Heydrich angefahren, «allein der Kapitän bestimmt, was zu geschehen hat, und hier in Genf bin ich der Führer der Delegation. Ich verbitte mir daher alle Eigenmächtigkeiten.» Damit war Heydrich entlassen und fügte sich. Das Hakenkreuzbanner blieb zunächst vom Dach unseres Hotels verschwunden.

«Hier geht es ja unglaublich zu», hörte ich ihn einmal sagen. «Diese Genfer Delegation verhält sich gerade so, als habe es in Deutschland keine nationalsozialistische Revolution gegeben. Jüdische Dolmetscher, schwarz-rot-goldene Flaggen, reaktionäre Diplomaten und verkalkte Geheimräte. Da müssen wir Nationalsozialisten einmal gründlich aufräumen.»

Zu welchen grotesken Situationen gewisse Entwicklungen im nationalsozialistischen Deutschland auf internationalem Gebiet führen konnten, zeigte sich in einem Fall, der im Mai den Völkerbundrat beschäftigte. Dabei handelte es sich um einen jüdischen Angestellten in Oberschlesien, der auf Grund der Arierbestimmungen seine Stellung verloren hatte und sich nun beschwerdeführend an den Völkerbundrat wandte. In Oberschlesien galten damals wegen der gemischten deutschen und polnischen Bevölkerung auf beiden Seiten der Grenze gewisse Schutzbestimmungen für die «minorities de race, de langue ou de religion», die auch im deutschen Teil Oberschlesiens wegen der dort wohnenden Polen Geltung hatten. Es war völlig klar, dass in diesem Teil des Reichsgebietes Sonderbestimmungen gegen Angehörige einer «rassischen oder religiösen Minderheit» keinesfalls statthaft waren. Wenn jemals das Wort «Eiertanz» auf die Behandlung einer Frage mit Recht angewendet worden ist, dann war es in diesem «Fall Bernheim». Der unglückliche deutsche Vertreter am Ratstisch, der Botschafter von Keller, erhielt seine Weisungen in dieser Angelegenheit aus Berlin. Die zuständige Abteilung des Auswärtigen Amtes war die Ost-Abteilung. Sie wurde von dem Ministerialdirektor Richard Meyer, einem Juden, geleitet, der übrigens nach seinem Ausscheiden in Stockholm lebte und dort vom Auswärtigen

Amt auch die ihm zustehende Pension ausbezahlt bekam. In seiner Geschäftsführung war er äusserst energisch. Er war Vorläufer jener Dynamiker, von denen wir unter Ribbentrop einige Proben zu spüren bekamen. Deshalb hatte er im Amt den Spitznamen «Raketen-Richard».

Weisungsgemäss bestritt der deutsche Ratsvertreter zunächst einmal, dass Bernheim als Angehöriger einer rassischen Minderheit im Sinne der Schutzbestimmungen anzusehen sei, während er gleichzeitig den ganzen Vorfall als einen Fehler untergeordneter Organe abzutun versuchte und eine Regelung an Ort und Stelle anbot. Als der Rat darauf nicht einging, wurde von deutscher Seite das Recht des Herrn Bernheim, beim Völkerbund Beschwerde einzulegen, mit der Begründung angefochten, er sei in Oberschlesien gar nicht richtig ansässig. Natürlich half auch das nichts, und der Rat stellte die Unrechtmässigkeit des deutschen Vorgehens fest.

«Wütend ruft der Keller in die Bude:
Bernheim ist ja gar kein Jude,
das geht zu weit, das geht zu weit!»

so lautete ein Spottvers, mit dem ein witziger Journalist das Possenspiel sehr richtig kennzeichnete. «Das geht zu weit, das geht zu weit», wurde zu einem geflügelten Wort in der Delegation, wenn besonders groteske Weisungen aus Berlin eintrafen. Und das war im Laufe des Sommers noch öfter der Fall.

Zunächst aber brauchte Heydrich in der Abrüstungsdelegation nicht «aufzuräumen», denn die Konferenz wurde in einer Atmosphäre der Ratlosigkeit bis auf den Herbst vertagt, da am 12. Juni in London die zweite Weltwirtschaftskonferenz eröffnet wurde.

Anfang Juni reiste ich auf einige Tage nach Berlin zurück, um dort mit meiner neuen «Kundschaft», der Delegation für die Weltwirtschaftskonferenz, Fühlung zu nehmen. Über Holland fuhren wir dann zusammen nach London, wo wir am Abend eines regnerischen Frühsommertages eintrafen. Etwas Neues erlebten auch die »alten Londoner« unter uns, als wir die Park Lane entlang auf unser Delegationshotel, das «Dorchester» Zufuhren. Was uns zunächst auffiel, war die leicht nach innen gekrümmte Vorderfront dieses im horizontal-gradlinigen Stil erbauten Hochhauses. Die ganze Fläche vom neunten Stockwerk bis zum Erdgeschoss war gleichmässig von grossen Scheinwerfern gelb angestrahlt – flood-lighting nannten die Engländer diese moderne Reklamebeleuchtung, die sie als erste in Europa bei sich einführten. Der Effekt war durch den Kontrast zu dem regennassen Fahrdamm und den übrigen dunklen Gebäuden des Stadtteiles Mayfair sowie den Baumsilhouetten des Hyde Park in jeder Hinsicht filmisch.

In der Halle des Hotels trat uns dann der amerikanische Film auch gleich in Person entgegen. Jeanette MacDonald, die bekannte Filmdiva aus den Vereinigten Staaten, betrachtete voller Interesse die durch die Drehtür hereinkommenden «Germans», welche zu der seit langem in der Presse gross angekündigten Wirtschafts- und Währungskonferenz gehörten. So war ich denn wieder einmal, wie 1929 bei der Young-Konferenz im Georges V. in Paris, in einer Atmosphäre der «Filmschauspieler, Rennstallbesitzer und Drehbuchautoren» gelandet, mit dem einzigen Unterschied, dass hier in London noch die amerikanischen Millionäre und die Maharadschas aus dem britischen Weltreich dazugehörten. Die Kontrastwirkungen, die sich daraus ergaben, dass die würdigen Vertreter der deutschen Ministerialbürokratie sich zu ihrem eigenen Erstaunen plötzlich in das Luxusmilieu dieses kosmopolitischen Millionärhotels versetzt sahen, waren zum Teil grotesk. Wenn z.B. Geheimrat Hugenberg, Hitlers Wirtschafts- und Landwirtschaftsminister, klein und untersetzt, mit Bürstentolle, Schnurrbart und goldener Brille, ausgerechnet mit der elegant aufgemachten Jeanette MacDonald im Fahrstuhl in die Höhe schwebte, glaubte man sich in ein Filmatelier versetzt, in dem gerade Szenen zu einem Lustspielfilm gedreht wurden.

Ausser Hugenberg gehörten zu der unter der Führung des Aussenministers von Neurath stehenden Delegation noch der Reichsbankpräsident Dr. Schacht und der Bürgermeister von Hamburg, Krogman, sowie einige «richtige» Nationalsozialisten, darunter der Wirtschaftsberater Hitlers und spätere Staatssekretär Keppler. Die eigentliche sachliche Arbeit auf der Konferenz, soweit davon überhaupt die Rede sein konnte, wurde, wie immer bei solchen Gelegenheiten, von den Beamten aus den zuständigen Ministerien geleistet. Jeden Morgen fand eine allgemeine Delegationsbesprechung statt, die für mich weniger wegen ihres sachlichen Inhalts als wegen des Auftretens der verschiedenen Delegierten interessant war. Am stillsten verhielten sich paradoxerweise die eigentlichen Nationalsozialisten. Ihnen lag wohl der internationale Konferenzbetrieb noch allzu fern, als dass sie zu taktischen Fragen, wie dieses oder jenes Problem auf der Konferenz am besten zu behandeln sei, Stellung nehmen konnten. Am meisten machte Hugenberg von sich reden. Er hatte in vielen Punkten eine Meinung, die von den anderen Hauptdelegierten nur belächelt wurde, die er aber mit der bei ihm üblichen Hartnäckigkeit durchzusetzen versuchte.

Dabei passierte mir ein Unglück, über das die ganze Delegation tagelang lachte, das aber für mich persönlich recht unangenehme Folgen hätte haben können. Es handelte sich um die grosse Rede, die Neurath als Chef der deutschen Delegation in der Vollversammlung der Konferenz halten sollte. Schon auf dem holländischen Schiff, das uns von Vlissingen nach Harwich brachte, hatten die Sachreferenten ihren Sekretärinnen in windgeschützten Ecken an Deck Teilentwürfe dieser

Ansprache diktiert, und ich hatte mich mit Michaelis und Jacob noch am Abend unserer Ankunft an die englische und französische Fassung gesetzt. Es wurde wieder eine Nacht der Nächte, aber wir merkten an den dauernden Änderungen des Textes, die uns nachgereicht wurden, dass bei den Hauptdelegierten ein heftiges Tauziehen über das, was gesagt werden sollte und was nicht gesagt werden durfte, im Gange war.

«Die Nationalsozialistische Regierung hat auf politischem Gebiet gezeigt, dass sie bereit ist, mit den anderen Völkern zusammenzuarbeiten. In diesem Sinne tritt sie auch an die Londoner Weltwirtschaftskonferenz heran», sollte ein Satz in Neuraths Rede lauten. Hugenberg hatte heftig opponiert, aber Neurath, Schacht und sogar die Nationalsozialisten waren dafür, dass der Satz in der Rede stehen blieb. Darauf hatte Hugenberg mit seiner Abreise gedroht. «Ich bin nicht hierhergekommen, um mich zu verständigen», so soll er in der Delegiertensitzung gedroht haben. Jedenfalls wurde daraufhin der Satz gestrichen, und die Streichung wurde uns noch mitten in der Nacht in die drei Übersetzungszimmer, wo wir uns mit schwarzem Kaffee so weit wachhielten, dass wir weiterdiktieren konnten, hineingereicht. Da muss das Unglück geschehen sein. Denn als Neurath am 13. Juni seine Rede hielt und wir den französischen und englischen Text im Saal an die Delegierten verteilt hatten, winkte mir plötzlich Schacht.

«Stimmt eigentlich der englische Text genau mit dem, was Herr von Neurath soeben auf der Tribüne gesagt hat, überein?» flüsterte er mir leise zu. «Ich habe alles noch einmal mit dem Botschaftsrat zusammen durchgesehen», erwiderte ich. Darauf Schacht lachend: «Aber im Englischen steht ja der Satz, dessentwegen Hugenberg mit Abreise gedroht hat!» Mir wurde plötzlich etwas heiss im Gesicht. Tatsächlich war dieser ominöse Satz im englischen Text stehen geblieben, im französischen dagegen war er richtig weggelassen. Michaelis, der diese Version bearbeitet hatte, war anscheinend nicht so müde gewesen wie der Botschaftsrat und ich. Ich sah noch, wie sich unsere Delegierten und Sachverständigen anstiessen, mit dem Finger auf eine Stelle der vervielfältigten englischen Fassung hinwiesen, schmunzelten oder richtiggehend lachten. Mir war bestimmt nicht zum Lachen zumute.

Hugenberg war natürlich ausser sich, als er erfuhr, was geschehen war. «Gehen Sie um Gottes Willen sofort zu unserem neuen Minister», baten mich die Herren vom Wirtschaftsministerium, «Hugenberg hat uns im Verdacht, dass wir als Anhänger des Wirtschaftsaustausches zwischen den Völkern und Autarkiegegner mit Absicht den von ihm beanstandeten Satz wieder in den Text hineingeschmuggelt haben.»

Selten habe ich so grosse Schwierigkeiten gehabt, einen Reichsminister von meiner eigenen Dummheit zu überzeugen, wie damals Hugenberg. Ich brachte die Manuskripte mit, erklärte ihm, wie das Versehen mit dem englischen Text passiert sei, beruhigte ihn, dass wir im offiziellen

Konferenzprotokoll die Sachesofort richtiggestellt hätten, aber erblickte mich nur misstrauisch durch seine Brille an und sagte: «Da muss Ihnen doch irgendjemand einen falschen Text in die Hände gespielt haben.» Das Vertrauen zwischen den deutschen Delegierten auf der Londoner Konferenz schien mir nach diesen Worten nicht besonders gross zu sein. Aber Hugenberg reiste nicht ab, jedenfalls zunächst nicht. Als er sich dann später doch vorzeitig nach Deutschland aufmachte, lag der Grund nicht in dem von mir stehen gelassenen Satz, sondern in Hugenbergs Zerwürfnis mit Hitler. Ein neuer Wirtschaftsminister, Dr. Schmitt, kam dann nach London, um Hugenbergs Platz einzunehmen.

Am Tage vor diesem für die deutsche Delegation heiteren, für mich aber etwas unheimlichen Zwischenfall mit Hugenberg war die «Währungs- und Wirtschaftskonferenz» vom englischen König Georg V. persönlich im Geologischen Museum in Kensington feierlich eröffnet worden. «Die grösste internationale Versammlung, die jemals abgehalten worden ist», nannte sie die Londoner Times. Es waren nicht weniger als 66 Staaten vertreten, unter denen sich 56 Völkerbundsmitglieder befanden. Nur ein Land, Panama, hatte abgesagt, weil ihm die Kosten für die Entsendung einer Delegation zu hoch erschienen.

Selten hat wohl eine so wichtige Konferenz in einem so nüchternen Saal getagt. Völlig schmucklos, ganz in Weiss gehalten, mit einfachen geraden Pfeilern, ähnelte der Raum eher einem Fabriksaal als dem Treffpunkt «der grössten internationalen Versammlung aller Zeiten». Die Delegierten – es waren laut Konferenzstatistik 168 an der Zahl – sassens wie auf Schulbänken an einfachen, hölzernen Pulten vor einer Estrade, auf welcher der Präsident MacDonald und seine Beisitzer Platz genommen hatten. Davor in halber Höhe war das Rednerpult, rechts und links flankiert von je einem geräumigen Tisch mit den entsprechenden Mikrofonen für den französischen und den englischen Dolmetscher. Auch hier war Deutsch nicht offizielle Verhandlungssprache, und alle deutsch gehaltenen Reden wurden erst «amtlich», wenn sie von uns Dolmetschern ins Englische oder Französische übersetzt worden waren. Die an den Pfeilern aufgehängten Lautsprecher trugen nicht gerade zur Schaffung einer intimen Atmosphäre bei. Mehr als einer der Redner verwünschte sie innerlich, denn sie brachten ein metallenes Echo in die schönsten rhetorischen Stellen hinein, das jede rednerische Wirkung zerstörte.

Wie eine Schulklasse sich von den Bänken erhebt, wenn der Lehrer das Zimmer betritt, so erhoben sich auch die Delegierten beim Erscheinen des englischen Königs. Während MacDonald zu seiner Rechten und der französische stellvertretende Generalsekretär des Völkerbundes, Avenol, zu seiner Linken Aufstellung nahmen, begrüsstte Georg V. die schweigend vor ihm stehende Völkerversammlung durch eine Verbeugung, die von den anwesenden Delegierten mit einer eigenartig wirken-

den Einheitlichkeit erwidert wurde. Nach diesem schweigenden Grussaustausch begann der König, stehend seine Rede zu verlesen.

Georg V. sprach zuerst englisch, dann französisch und schliesslich wieder englisch. «Es kann nicht über Menschenkraft gehen», sagte er, «die ungeheuren Reichtümer der Welt so zu benutzen, dass der Fortschritt der Zivilisation materiell sichergestellt wird. Die Reichtümer der Welt sind nicht geringer geworden. Im Gegenteil, Entdeckungen, Erfindungen und die moderne Organisation haben die in ihnen liegenden Möglichkeiten so vergrössert, dass der Produktionsüberschuss selbst wieder neue Probleme geschaffen hat. Gleichzeitig mit diesen erstaunlichen materiellen Fortschritten hat sich eine neue Erkenntnis von der gegenseitigen Abhängigkeit der Völker und von dem Wert ihrer Zusammenarbeit ausgebreitet. Jetzt ist die Gelegenheit gekommen, dieses neue Bewusstsein von der Gemeinsamkeit der Interessen in den Dienst der Menschheit zu stellen.»

Während der König mit klarer Stimme die Rede aus einem Manuskript verlas – auch sein Französisch war sehr gut zu verstehen, obwohl es natürlich einen stark englischen Akzent hatte –, stand vor ihm auf dem Präsidentenstuhl das berühmte goldene Mikrofon, das er seit einigen Jahren bei den Rundfunkansprachen an die Völker des britischen Weltreiches am ersten Weihnachtsfeiertag benutzte. Auch diesmal wurden seine Worte nicht nur für das Empire, sondern auch für eine Übertragung in die meisten anderen Länder der Welt aufgenommen.

Als der König nach der Übersetzung seiner Rede den Saal verlassen hatte, sprach MacDonald. Das Bemerkenswerte an seinen Ausführungen war, dass er über die Kriegsschulden sprach, entgegen der vorher mit den Amerikanern getroffenen Vereinbarung. «Die Konferenz ist nicht zur Prüfung und Regelung der Kriegsschuldenfrage geeignet», so gab er zwar im ersten Teil eines Satzes der amerikanischen Forderung scheinbar nach, «aber die Schuldenfrage muss doch behandelt werden, noch ehe alle anderen Hindernisse weggeräumt werden können, die der Wiedergesundung im Wege stehen.» Bei dem verpönten Thema rückte die amerikanische Delegation etwas unruhig auf ihren Sesseln hin und her. «Die Schuldenfrage muss unverzüglich in Angriff genommen werden», trompetete MacDonald, alle Zusagen über Bord werfend, in den Saal. Verdutzt sahen sich die amerikanischen Delegierten an. Wäre es nach ihrem Wunsch gegangen, hätte man wieder einmal, «eine Konferenz, auf der vom Thema nicht gesprochen werden darf», abgehalten. Aber wie seinerzeit auf der Konferenz von 1924 die Ruhrfrage, so hatte MacDonald auch hier eines der brennendsten Themen doch zur Diskussion stellen wollen.

Während der Reden und Übersetzungen hatte ich reichlich Zeit, mir diese «grösste Versammlung aller Zeiten» in Ruhe anzusehen. Rein äusserlich hätte man die Konferenz auch für eine Trauerversammlung

halten können, so feierlich wirkten die Delegierten in ihren Guts und gestreiften Beinkleidern. Keine Uniform brachte eine farbige Note in das Bild hinein, nur hier und da tauchte einmal ein indischer Turban oder der weisse Kopfputz eines arabischen oder irakischen Delegierten auf. Gleich in der ersten Reihe sassen die Deutschen, Botschafter von Hoesch, Neurath, Hugenberg, Schacht, Keppler und Krogman, dahinter die Engländer, unter denen mir der spätere Premierminister Neville Chamberlain und der Handelsminister Runciman besonders auffielen. Von der amerikanischen Delegation war mir nur Aussenminister Cordell Hull bekannt, während ich von den Franzosen den Finanzminister Bonnet schon auf der Konferenz von Stresa getroffen hatte. Damals in London erlebte ich zum ersten Male den französischen Ministerpräsidenten Daladier, für den ich 1938 auf der Münchener Konferenz so viel zu übersetzen hatte.

Im Anschluss an die Begrüssungsrede von MacDonald war eine ganze Menge zeitraubender Formalitäten zu erledigen, bei denen ich unwillkürlich an die erste Weltwirtschaftskonferenz denken musste, deren Eröffnung ich vor sieben Jahren im Reformationssaal in Genf mitgemacht hatte. «Zollabbau», «Reduzierung der Handelshemmnisse», «internationale Industrieverständigung» hatte es in dem Jahr der Wirtschaft, 1927, geheissen, und im ersten Elan waren diese Heilmittel für die damals schon heraufziehende Wirtschaftskrise beim Handelskammerkongress in Stockholm, bei dem deutsch-englischen Gespräch in Berlin und beim Abschluss des deutsch-französischen Handelsvertrags in Paris weitergegeben und zum Teil in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Allerdings nur zum Teil und nur in einem ersten Elan. Die hochgespannten Hoffnungen aus dem «Jahr der Wirtschaft» waren durch den Mangel an Einsicht und den Egoismus der beteiligten Länder allmählich immer weiter herabgeschraubt worden, bis man sich hier bei Beginn der Londoner Konferenz damit begnügen musste, einen «Zollwaffenstillstand» vorzuschlagen. Denn inzwischen war man vom Zollabbau wieder zur Zollerhöhung umgeschwenkt, und es wäre schon viel gewonnen gewesen, wenn man in einem solchen Waffenstillstand dem wachsenden Protektionismus wenigstens zeitweise hätte Einhalt gebieten können.

Aber in den Jahren seit der ersten Weltwirtschaftskonferenz war der Schwerpunkt der Krise auf die finanzielle Seite verlagert worden. Reparationen und Kriegsschulden hatten zu der weltweiten Wirtschaftsdepression geführt, die im Oktober 1929 mit dem Zusammenbruch der amerikanischen Prosperität von der Neuen Welt ihren Ausgang genommen hatte. Unter der Wucht der Ereignisse waren die Reparationen zerbrochen. Die Kriegsschulden der europäischen Länder an Amerika aber waren bestehen geblieben, jedenfalls auf dem Papier, denn Amerika hatte sich geweigert, sie zu streichen oder herabzusetzen,

wenn Europa seine Rüstungsausgaben nicht vorher verminderte. Die Schwierigkeiten der Abrüstung hatte ich gerade selbst in Genf erlebt. Über die Schwierigkeiten der Schuldenregelung war ich gut unterrichtet. Ich wusste noch genau, wie nach der Aufhebung der Reparationen in Lausanne die Franzosen unter dramatischen Umständen im Dezember 1932 vertragsbrüchig geworden waren und ihre alte Tradition von der «Heiligkeit der Unterschrift» in einer Dezembernacht durch eine Kammerabstimmung einfach über Bord warfen. Vergeblich hatte damals Herriot die Kammer beschworen, die Schuldentzahlungen an Amerika zu leisten. Alle seine Beredsamkeit hatte er aufgeboten, hatte von Frankreichs Ehre und seiner Vertragstreue gesprochen, aber es nutzte alles nichts. Mit überwältigender Mehrheit hatte sich die Kammer auf den Standpunkt gestellt, wenn Frankreich von Deutschland keine Reparationen mehr erhalte, so zahle es auch keine Schulden mehr an Amerika zurück. Herriot war über diese Frage gestürzt.

England hatte «unter Vorbehalt» weitergezahlt. In den ersten Tagen nach Eröffnung unserer Konferenz war am 15. Juni wieder eine solche Zahlung fällig, und während im Geologischen Museum schöne Reden gehalten wurden, verhandelten Engländer und Amerikaner fieberhaft über die Frage, ob Roosevelt diese Zahlung «unter Vorbehalt» auch annehmen werde. Zur grossen Erleichterung der Engländer tat er es.

«Der Goldstandard ist von einer grossen Zahl von Ländern in einem Umfange aufgegeben worden, wie es in Friedenszeiten seit seiner Einführung bisher noch nie vorgekommen ist.» Mit diesen Worten hatte MacDonald in seiner Eröffnungsrede das zweite Hauptthema der Konferenz, im Gegensatz zur Schuldenfrage ein «erlaubter» Gesprächsgegenstand, umschrieben. «Währungs- und Wirtschaftskonferenz», so lautete der Titel, unter dem die vor mir sitzende Versammlung soeben eröffnet worden war, und die Währungsfrage stand dabei an erster Stelle. Selbst Roosevelt hatte in seiner bereits erwähnten Botschaft vom 16. Mai davon gesprochen, dass «die Weltwirtschaftskonferenz durch eine Stabilisierung der Währungen Ordnung in das gegenwärtige Chaos ... bringen muss».

Die Bemerkung MacDonalds über die Aufgabe des Goldstandards bezog sich darauf, dass auch Amerika im April und im Mai, also unmittelbar vor Eröffnung der Konferenz, den Dollar vom Golde gelöst hatte. Roosevelt hatte damit der inneramerikanischen Wirtschaftskrise durch Hebung des Preisniveaus in den Vereinigten Staaten begegnen wollen. Im Juni 1933 waren nur noch Frankreich, die Schweiz und einige kleinere Länder dem Goldstandard treu geblieben. Dieser sogenannte Goldblock fürchtete, England und Amerika würden ihre Währungen weiter entwerten, um dadurch auf dem Weltmarkt mit ihren Preisen den Goldländern eine immer schärfere Konkurrenz zu bieten,

während sie selbst auch hohe Zollmauern infolge ihrer niedrigen Preise überspringen konnten.

Über diesen Sachverhalt war schon wochenlang vor Zusammentritt der Konferenz in der Weltpresse diskutiert worden, und das Problem bildete eines der Hauptthemen unserer morgendlichen Delegations-sitzungen.

Deutschland gehörte durch seine Devisenbewirtschaftung weder dem einen noch dem anderen Lager an. Die Schuldenfrage spielte zwischen Frankreich und England einerseits und Amerika andererseits. In der Frage der Wechselkursstabilisierung handelte es sich um ein Problem zwischen England und Amerika einerseits und Frankreich und den übrigen Goldländern andererseits. In beiden Fällen waren wir Deutschen die Zuschauer, und auch wir Dolmetscher waren recht froh, dass hier in London einmal Fragen debattiert werden sollten, bei denen wir mit unserer Delegation nicht im Brennpunkt der Redeschlachten stehen würden.

«Ich schlage vor, dass in der Generaldebatte jedem Redner nur eine Zeit von 15 Minuten reserviert wird», hörte ich gegen Schluss der Eröffnungssitzung MacDonald sagen. Seine Worte rissen mich aus meinen Betrachtungen über die Problematik dieser zweiten Weltwirtschaftskonferenz und zeigten mir, dass der englische Premierminister, getreu seiner Gepflogenheit, auch diesmal wieder für ein schnelles Arbeitstempo sorgen würde.

In den nächsten Tagen folgte dann eine (15 Minuten-) Rede der anderen. Ich kann mich heute nicht mehr an irgendwelche aufsehenerregenden Erklärungen dieser Generaldebatte im Eiltempo erinnern. Es fiel nur allgemein auf, dass Cordell Hull, der mit an erster Stelle hatte sprechen sollen, nicht redete. «Die Amerikaner haben MacDonalds Vorstoss in der Kriegsschuldenfrage übel genommen», raunten sich die Delegationen zu, «jetzt brauchen sie sicher mehrere Tage, um den Text ihrer Rede zu ändern.» Wir waren alle auf die Reaktion von Cordell Hull sehr gespannt. Die jüngeren und temperamentvolleren Mitglieder der Delegation hofften, dass jetzt vielleicht «etwas Leben in die Bude» kommen würde, denn die Generaldebatte war trotz der 15 Minuten Redegrenze von einer geradezu tödlichen Langeweile. Aber als Hull am 14. Juni sprach, lag die einzige Sensation darin, dass er leicht gegen gewisse Autarkietendenzen seines eigenen Landes zu polemisieren schien. «Die Lieblingsidee der extremen Isolationisten», sagte Hull, «wonach sich jedes Volk durch eigene Improvisationen aus den Schwierigkeiten herauswinden kann, in die es hineingeraten ist, hat sich als unfruchtbar erwiesen.» Der amerikanische Aussenminister, ein würdiger älterer Herr, mit einem schwarzumrandeten Kneifer, hatte eine etwas umständliche Redeweise, durch die jedoch Äusserungen wie diese um so nachhaltiger wirkten. «Auf solche Weise kann jedes Land

in bescheidenem Umfang durch entsprechende Massnahmen wirtschaftlicher, finanzieller und steuerlicher Art die Verhältnisse zu Hause wieder etwas in Ordnung bringen.» Diese Bemerkung konnte ebenso als Kritik des Roosevelt'schen New Deal als der Hitlerischen Autarkiebestrebungen aufgefasst werden. Beide Systeme sahen sich in ihrer Abkehr von der internationalen Zusammenarbeit überhaupt recht ähnlich, ganz abgesehen davon, dass die selbstbewusste Art, in der sowohl Roosevelt als auch Hitler ihre Programme gegen alle inneren Widerstände im eigenen Lande durchführten, fast auf eine gewisse Geistesverwandtschaft hindeuten schien. Um so mehr fiel mir daher der weitere Satz von Cordell Hull auf, den er gewissermassen mit erhobenem, mahnendem Zeigefinger aussprach: «Dass ein internationales Wirtschaftsprogramm von Massnahmen zur Behebung der Krise ebenso notwendig ist, scheint mir völlig klar zu sein.» Mir war der alte Herr mit dem strengen Kneifer und der lehrhaften Redeweise auf einmal sehr sympathisch. Seine Worte schienen mir eine deutliche Kritik an die Adresse aller Autarkiebeflissenen diesseits und jenseits des Atlantik zu sein.

Aller Augen waren auf ihn als den Vertreter der mächtigen Vereinigten Staaten gerichtet, von denen man auch damals in London schon annahm, dass sie den Schlüssel zur Wiedergesundung des alten Europa in der Schuldenfrage und im Währungsproblem in der Hand hielten. Aber vergebens suchte man nach irgendwelchen praktischen Anregungen dieses Vertreters der realistischsten Nation der Welt. Hull blieb genau so bei Allgemeinheiten wie die Redner im Geologischen Museum vor und nach ihm. Sie alle schienen mehr in ein Museum als auf eine Weltwirtschaftskonferenz inmitten einer Weltkrise zu passen.

Zusehends nahm das Interesse der Delegierten an den Verhandlungen der eigentlichen Konferenz ab. Die hauptsächlichsten Vertreter Deutschlands kehrten nach Berlin zurück, so dass nur noch der Hamburger Bürgermeister Krogman und der deutsche Botschafter von Hoesch das Reich im Geologischen Museum vertraten. Praktisch bedeutete dies, dass in den bald danach eingerichteten Kommissionen die sachverständigen Beamten, wie Staatssekretär Posse und andere, genau wie in Genf oder Paris, wieder denselben beamteten Gegenspielern aus den anderen Ländern gegenüberstanden, mit denen sie schon jahrelang die gleichen Probleme mit immer geringerem Erfolg behandelten. Denn auch bei den übrigen Delegationen lagen die Verhältnisse ähnlich wie bei uns. Die Hauptdelegierten liessen sich auf der Konferenz nicht mehr sehen. Sie verhandelten im Schatzamt oder in der Bank von England über die Währungsstabilisierung, genau so wie Schacht ausserhalb der Konferenz in London eine neue Transfer-Regelung zustandebrachte.

Bezeichnend für die Verhältnisse innerhalb der amerikanischen Delegation war übrigens die Tatsache, dass ein Vorschlag der Vereinigten

Staaten über Zollabbau, welcher der Konferenz bereits zugeleitet worden war, wieder zurückgezogen wurde, und zwar mit der Begründung, dass es sich lediglich um ein irrtümlich veröffentlichtes Sachverständigen-gutachten handle. Der Vorschlag war zwar mit einem Begleitschreiben des Aussenministers Hull beim Sekretariat der Konferenz eingegangen. «Hull hat den Brief unterschrieben, ohne ihn genau gelesen zu haben», erklärten aber die Amerikaner. Dieses Hin und Her liess jedenfalls darauf schliessen, dass die Weisungen, welche die amerikanische Delegation aus Washington bekam, im Verlauf der Konferenz geändert worden sein mussten.

Langsam trieb die Konferenz der Krise zu, noch ehe sie eigentlich richtig begonnen hatte, denn ohne eine Regelung der Währungsstabilisierung konnten die rein wirtschaftlichen Fragen nicht in Angriff genommen werden. MacDonald liess seine ganze Kunst in der Leitung einer Konferenz spielen. Er forderte Berichte von sämtlichen Unterkommissionen an, die alle positiven Momente heraussteilen und einen Überblick über das bisher Geleistete geben sollten. Er erschien selbst in den kleinsten Kommissionssitzungen und drängte überall zur Eile und zum Abschluss.

Mit grosser Spannung erwartete die Konferenz einen besonderen Sendboten Roosevelts, Professor Moley, der zum Kreise der intimsten Ratgeber des amerikanischen Präsidenten gehörte und als Leiter des «Gehirntrustes» eine entscheidende Rolle in der amerikanischen Wirtschafts- und Finanzpolitik zu spielen schien. Moley war ein paar Tage lang die Sensation in London. «Jetzt wird endlich eine Einigung in der Frage der Währungsstabilisierung zustande kommen», hörte man allenthalben in den Wandelgängen die Delegierten mit erleichtertem Aufatmen zueinander sagen.

Am 1. Juli erreichte die Diskussion über die Währungsstabilisierung einen entscheidenden Höhepunkt. Die Goldwährungsländer, zu denen ausser Frankreich, Holland, Belgien und der Schweiz nun auch Italien und sogar Polen hinzugetreten waren, hatten unter Führung des französischen Finanzministers Bonnet in einer Art Ultimatum auf eine Entscheidung gedrängt. «Die Länder, die den Goldstandard verlassen haben, akzeptieren das Prinzip der Währungsstabilisierung und erklären, dass sie im geeigneten Moment zum Goldstandard zurückkehren werden», so lautete das Kernstück dieses Ultimatus, dem die Engländer und auch der äusserst geschäftige Professor Moley zugestimmt hatten. Allerdings hatte dieser sein endgültiges Einverständnis von der Entscheidung des Präsidenten Roosevelt abhängig gemacht.

Voll Ungeduld hatten die beteiligten Delegationen am Abend des 30. Juni auf die Antwort aus Washington gewartet. Bis kurz vor Mitternacht waren sie im englischen Auswärtigen Amt geblieben, um auch nicht eine Minute Zeit zu verlieren, wenn Roosevelt sein Ja herüber-

kabeln würde. Seine Zustimmung wurde allgemein für sicher gehalten, da sein persönlicher Vertreter die Formel der Goldländer bereits gutgeheissen hatte. Der 1. Juli brach an, ohne dass Roosevelt etwas von sich hören liess. Von Stunde zu Stunde stieg die Nervosität, sie legte sich auch nicht, als MacDonald die Konferenzdelegierten zu einem Tee auf der nach der Themse zu gelegenen Terrasse des Unterhauses zusammen mit prominenten englischen Parlamentariern einlud. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, und der Tee-Empfang im Freien vor dem altherwürdigen englischen Parlamentsgebäude hätte so recht den Rahmen für einen sorgenfreien Wochenendbeginn abgeben können. Aber von allen Tischen hörte ich in den verschiedensten Sprachen immer nur die eine Frage: «Was wird Roosevelt tun?»

«Der Präsident hat dem amerikanischen Aussenminister geantwortet, dass er den gemeinsamen Vorschlag (der Goldstandardländer) in seiner gegenwärtigen Form ablehne», verkündete am Sonnabendabend die amerikanische Delegation. Die Nachricht war eine Sensation. Roosevelt hatte die Konferenztür weithin hallend zugeschlagen!

Noch am gleichen Abend traten die Goldstandardländer zusammen und erklärten, Roosevelt habe die Konferenz «gesprengt». MacDonald eilte von seinem Landsitz Chequers am Sonntag früh nach London zurück. Am Sonntagnachmittag hielt die englische Delegation eine Vollsitzung ab. Die wildesten Gerüchte liefen in Konferenzkreisen um. «Übermorgen reisen wir», sagten mir meine französischen und englischen Kollegen aus Genf. Deutschland war an diesem ganzen Streit völlig unbeteiligt, und daher konnten wir von der deutschen Delegation mit um so grösserer Ruhe gewissermassen als unparteiische Zuschauer den Konflikt unter unseren Gegenspielern von früheren Konferenzen verfolgen.

Als am Montag früh der volle Text der Rooseveltschen Antwort vorlag, war der Eindruck bei den europäischen Delegationen noch verheerender, denn es stellte sich heraus, dass Roosevelt nicht nur ein brüskes Nein ausgesprochen, sondern die «grösste Konferenz aller Zeiten» sogar noch wie ein gestrenger Präzeptor mit Ermahnungen versehen hatte. «Ich würde es als eine Katastrophe, die einer Welttragödie gleichkäme, ansehen», erklärte Roosevelt, «wenn die grosse Völkerversammlung ... sich von ihrer Arbeit durch den Vorschlag eines rein künstlichen und vorübergehenden Experimentes hinsichtlich der Währungsverhältnisse einiger Länder (das war der von England und Moley gutgeheissene Vorschlag der Goldblockländer!) ablenken liesse.» Und dann folgte noch eine ganze Reihe guter Ratschläge, die man mit den Worten zusammenfassen könnte: «Haltet euch nicht bei der Währungsstabilisierung auf, sondern begeben euch unverzüglich an eure eigentliche Arbeit.»

Die Empörung über dieses diktatorisch wirkende Verhalten Roosevelts war bei den betroffenen Delegationen riesengross. Am Dienstag-

nachmittag ging ich mit Krogman in die von MacDonald einberufene Sitzung des Konferenzbüros und war dort Zeuge einer ausserordentlich heftigen Auseinandersetzung zwischen MacDonald und Hull. «Die Konferenz ist zu Ende», erklärte ein MacDonald, den ich bisher noch nie erlebt hatte. Er war richtiggehend wütend und bemühte sich nicht, seinen Ärger zu verbergen. «Das haben wir dem Verhalten eines einzigen Landes zu verdanken», fuhr er mit erhobener Stimme fort, «das in gewissen Währungsangelegenheiten eine Haltung eingenommen hat, die uns ein Weiterarbeiten unmöglich macht.» In diesem Tone ging es noch eine ganze Weile. «Es bleibt uns also weiter nichts übrig, als die ganze Konferenz zu vertagen und auf bessere Zeiten zu warten.»

Sofort meldete sich Hull zum Wort. Es war auf der Konferenz längst durchgesickert, dass zwischen ihm und Moley ein schweres Zerwürfnis bestand und dass er in keiner Weise etwas mit dem Nein von Roosevelt zu tun hatte. «Mr. Cordell Hull», schrieb die Times, «hat (nach Eintreffen des negativen Bescheides) dem Präsidenten telegraphisch einen Entwurf für eine Erklärung an die Konferenz vorgelegt. Es ist bekannt, dass Mr. Hull und seine Kollegen zu ihrer Verblüffung festgestellt haben, dass der von Roosevelt an Hull zur Weiterleitung an die Konferenz übermittelte Text nur wenig von den Hullschen Ideen und überhaupt nichts von seinen Formulierungen enthielt.» Trotzdem kämpfte Hull wie ein (etwas unbeholfener) Löwe für die amerikanische Sache in jener Sitzung der Konferenzleitung am Dienstagabend. Unter allen Umständen wollte er die Vertagung der Konferenz vermeiden, denn er war sich darüber klar, dass Roosevelt allein die ganze Verantwortung für das Misslingen und seine Folgen zu tragen haben werde. In jenen Tagen war Roosevelt, und nicht Hitler, der unbeliebteste Mann in London. Nach langem Bemühen gelang es Hull dann auch tatsächlich, wenigstens die Entscheidung über die Vertagung vertagen zu lassen. Unterstützt wurde er dabei von Chamberlain, der sich schon bei dieser Gelegenheit als Mann des Kompromisses und der friedlichen Lösung zeigte.

In der nächsten Sitzung der Konferenzleitung, die nach einigen Tagen stattfand, hatte sich MacDonald wieder etwas beruhigt. Von englischen Kollegen hörte ich, dass es auch dem britischen Premierminister jetzt darauf ankomme, die Konferenz nicht auseinandergehen zu lassen, da ein so eklatanter Misserfolg wie ein Scheitern dieser mit so viel Propaganda einberufenen Völkerversammlung ihn möglicherweise zum Rücktritt zwingen würde. So tagte denn die Konferenz als eine Art Geistesversammlung noch drei Wochen bis zur Schlussitzung am 27. Juli.

«Die Weltwirtschaftskonferenz hat keinen Grund, sich zu den Ergebnissen ihrer Arbeit zu beglückwünschen», sagte der holländische Vertreter Colijn, und die gleiche pessimistische Note klang in mehr oder weniger offener Form in sämtlichen Schlussworten dieser «Begräbnissitzung» wieder. Selten wohl dürfte eine so gross angelegte Veranstaltung

mit einem so vollständigen Misserfolg geendet haben. Die Sache der internationalen Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet hatte eine schwere Niederlage erlitten. Die Isolationisten und Autarkisten hatten den Sieg davongetragen.

Die Nachrichten, welche wir während der Konferenzzeit aus Deutschland erhielten, waren niederdrückend. Die englische Presse, aber auch die deutschen Zeitungen, waren voll von Mitteilungen über Verfolgungen, Verhaftungen, Amtsentlassungen, Abschaffung althergebrachter Einrichtungen und allen sonstigen Begleiterscheinungen eines Regimewechsels, wie wir sie auch nach 1945 in Europa wieder erlebt haben.

Für mich war es besonders schmerzlich mitanzusehen, wie der einstmals so gute Ruf Deutschlands in England von Tag zu Tag tiefer sank. In den Jahren vorher war ich gerade hier immer besonders stolz gewesen, Deutscher zu sein. Überall, wo ich hinkam, hatte ich anerkennende Worte über mein Land aus englischem Munde gehört. Man sprach sich ganz offen voller Bewunderung über die Art und Weise aus, wie sich die Deutschen mit ihrem Schicksal auseinandergesetzt hatten. Man zollte der Wiederaufbauarbeit in Deutschland grosse Anerkennung. Die wiedererstandene deutsche Schifffahrt fand damals selbst bei den englischen Konkurrenten rückhaltloses Lob. Unsere Lufthansa wurde gern von den Engländern auf Reisen benutzt, unsere neuen industriellen Verfahren waren anerkannt. Überall sprach man von neuen deutschen Erfindungen, von deutschen Wissenschaftlern, deutschen Künstlern. Deutsche Theaterstücke wurden in London aufgeführt, und sogar deutsche Schlager hörte man öfter auf Londoner Veranstaltungen. Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre hatte ich manchmal den Eindruck, dass Deutsch in England Trumpf war.

Das war nun ganz anders geworden. Auch bei meinen englischen Freunden, die vorher gelegentlich zu mir gesagt hatten: «Eigentlich hätten wir im letzten Kriege auf ein und derselben Front kämpfen müssen», begegnete ich einer heftigen Kritik. «Ihr scheint in Berlin völlig verrückt geworden zu sein», war dabei noch einer der mildesten, freundschaftlichen Kommentare. In meinen persönlichen Beziehungen hatte sich nicht das Geringste geändert. Die alten Freundschaften bestanden noch, aber umso schwerer wog gerade aus dem Freundesmunde die Kritik, die ich selbst nur für allzu berechtigt hielt. Zwar hatte ich kaum persönliche Erfahrungen von den Zuständen in meinem eigenen Lande, denn ich war ja seit der Machtergreifung kaum in Deutschland gewesen, aber was ich in der Presse las und sonst hörte, genügte mir.

Die Schwierigkeit bestand für mich in der Tatsache meiner amtlichen Stellung. Auch ich glaubte, «dass man in Berlin verrückt geworden war», aber wir waren im Auswärtigen Amt so erzogen worden, dass wir unsere persönliche Meinung, wenn wir uns dienstlich oder privat im Ausland befanden, unter allen Umständen hinter der amtlichen Po-

litik der jeweils amtierenden Regierung zurückzustellen hatten. «Eine deutsche Delegation im Ausland muss Disziplin wahren wie die Mannschaft eines Schiffes und dem Kapitän gehorchen», das hatte nicht nur Nadolny zu Heydrich gesagt, es war der Leitsatz, der allen Angehörigen des Auswärtigen Dienstes vor ihrem Eintritt ins Amt an zur Selbstverständlichkeit geworden war. Dasselbe galt natürlich für unsere ständigen Auslandsvertretungen. «Sie haben Ihrem Lande zu dienen», hatte einmal ein Staatssekretär in einer Besprechung mit jungen Beamten, an der ich teilnahm, gesagt. «Ihre eigenen Gefühle müssen Sie dabei unterdrücken.»

Danach richtete ich mich natürlich auch in jenen Tagen in London und bei späteren Auslandsbesuchen. Die grotesken Zustände, die sich damals in Deutschland herausbildeten, meinen ausländischen Freunden gegenüber irgendwie erklären zu müssen, gehörte zu meinen anstrengendsten «Dienstobliegenheiten».

Unter diesen Umständen war ich ganz froh, als ich mit der Delegation Ende Juli wieder nach Deutschland zurückkehren konnte und damit der Notwendigkeit enthoben wurde, entgegen meiner inneren Überzeugung die Begleiterscheinerungen der Machtübernahme auf Englisch oder Französisch erklären zu müssen. Ich blieb nur ein paar Wochen in Deutschland, fand aber meine Ferneindrücke über die Zustände in unserem Lande vollauf bestätigt. Die Umstellung auf das neue Regime war noch in vollem Gange. Es wurde weiter ernannt, entlassen, verhaftet, verboten und verwarnt. «Reichstagsbrandprozess», «Parteitag in Nürnberg», «Rundfunkskandal», «Arierparagraph» und «Berufsbeamtentum» waren die Themen, die Presse, Rundfunk und die besorgten Unterhaltungen mit meinen Berliner Freunden und Bekannten beherrschten.

Im Auswärtigen Amt in Berlin hatte sich nichts geändert. An ihm war die neue Zeit spurlos vorübergegangen. Aber die Besorgnis über die internationalen Folgen der Umstellung war gross, denn die Berichte, die aus Europa und aus Übersee eintrafen, zeigten, dass innerhalb weniger Monate Deutschland wieder in eine fast völlige Isolierung geraten war. Die von Stresemann und seinen Nachfolgern mit so unendlicher Mühe erzielten Gewinne auf moralischem Gebiet waren so gut wie verlorengegangen. Nur die politischen Ergebnisse, die Rheinlandräumung und die Streichung der Reparationen, waren erhalten geblieben. Würde sich auch die im Vorjahre zuerkannte Gleichberechtigung des Reiches auf militärischem Gebiet jetzt noch verwirklichen lassen? Das war die grosse Frage, die alle Gemüter im Auswärtigen Amt beherrschte, als ich mit der Völkerbundsdelegation am 20. September 1933 nach Genf abreiste.

Viel stärker noch als vor einem Monat in London trat hier die Ablehnung des gesamten Auslandes gegenüber dem nationalsozialistischen

Deutschland zutage. Im Völkerbundsekretariat, in der «Bavaria», bei den anderen Delegationen zur Vollversammlung, überall merkte man ein kaum zu überbietendes Misstrauen uns gegenüber. Im Gegensatz zu London übertrug sich diese Spannung hier in Genf auch auf die persönlichen Beziehungen. Das Lächeln, mit dem uns alte Bekannte begrüßten, wurde frostiger, die Gespräche formeller und kürzer, die persönlichen Einladungen blieben aus. Nur im Verhältnis zu meinen Kollegen vom Völkerbund, den englischen und französischen Dolmetschern änderte sich nichts. Wir hatten gemeinsam in den letzten Jahren schon zu viele Stürme miterlebt, um uns von der allgemeinen Nervosität unserer politischen «Kundschaft» anstecken zu lassen.

Die Sensation der Vollversammlung war ... der Propagandaminister Dr. Goebbels, der als deutscher Delegierter ein paar Tage lang in Genf weilte und auch an einer Sitzung der Vollversammlung teilnahm. Er bewegte sich in dem Genfer Milieu, das er immer so heftig geschmäht hatte, völlig ungezwungen, als sei er schon jahrelang Delegierter beim Völkerbund gewesen. Rein äusserlich machte «der wilde Mann aus Deutschland», wie er in der «Bavaria» hiess, einen gepflegten und ruhigen Eindruck, wenn er mit Herrn von Neurath oder mit anderen deutschen Delegierten in den Wandelgängen oder in unserer Hotelhalle sass und dabei zwanglos mit Ausländern ins Gespräch kam. Bei diesen Gelegenheiten konnte ich als Dolmetscher – soweit es sich um nicht-deutschsprechende Delegierte handelte – feststellen, dass sich Goebbels sehr schnell den Genfer Jargon angewöhnt hatte. Hätte man nicht gewusst, wer er war, hätte man tatsächlich glauben können, er sei der friedliebendste und verständigungsbereiteste Mensch der Welt.

Auf diese Weise hatte er bald ausserhalb der Völkerbundsitzungen und bei einigen Abendveranstaltungen, zu denen er mit der deutschen Delegation eingeladen war, fast mit allen prominenten Ausländern mindestens ein paar Worte gewechselt. Ich hatte den Eindruck, dass sie fast alle genau so überrascht waren wie ich, anstatt des tobenden Volkstribunen einen völlig normalen, von Zeit zu Zeit liebenswürdig lächelnden Typ eines Völkerbundelegierten vor sich zu finden, wie er zu Dutzenden auf den Septembertagen auftrat.

Während viele der Ausländer ihm deswegen mit einem amüsierten, durchaus nicht immer kritischen Interesse begegneten, erregten sein glattes Wesen und seine scheinbare Verständigungsbereitschaft bei anderen, vor allem aber bei der Presse, um so grösseres Ärgernis, weil das Verhalten des Propagandaministers nicht zu Unrecht für eine gefährliche, täuschende Maske gehalten wurde.

Auch bei der Genfer Bevölkerung muss wohl instinktiv dieser Eindruck bestanden haben. Das erlebte ich persönlich in den Kinos, als eine Wochenschau gezeigt wurde, in der ich mit Goebbels am Tisch sass, ähnlich wie bei dem Groener-Interview über die Gleichberechtigung, und seine

Friedensschalmeien auf Französisch wiedergab. Das Erscheinen von Goebbels löste keine Demonstrationen aus, auch so lange er deutsch sprach, verhielt sich das Publikum ruhig. Erst als es durch meine Übersetzung erfuhr, was er gesagt hatte, ging ein vielstimmiges Pfeifkonzert los. «Heute Abend haben sie dich wieder mächtig ausgepiffen», sagten mir deutsche und ausländische Freunde, wenn sie abends aus dem Kino kamen. Ich hatte diese Demonstration mehrmals in den Kinos miterlebt, mich nach der Wochenschau aber immer schnell entfernt, weil ich keine Lust hatte, in der Pause erkannt und noch einmal persönlich ausgepiffen zu werden.

Kurz vor seiner Abreise empfing Goebbels noch in unserem Hotel die Weltpresse. Es war durchaus nicht sicher, ob alle Journalisten der Einladung folgen würden, denn unter den Pressevertretern war die Ablehnung des nationalsozialistischen Deutschlands besonders stark. Soweit ich hörte, fanden sogar unter den französischen Journalisten längere erregte Debatten statt, weil eine ganze Reihe von ihnen den Standpunkt vertrat, man müsse den deutschen Propagandaminister boykottieren. Schliesslich aber erwies sich die Anziehungskraft dieser journalistischen Sensation doch grösser als alle weltanschaulichen Bedenken. Die Halle des Hotels Carlton war fast brechend voll, als Goebbels am 28. September nachmittags mit seiner Rede begann.

«Mit Schmerz und Enttäuschung hat das deutsche Volk in den vergangenen Monaten die Beobachtung gemacht», sagte der Propagandaminister, «dass das Werden des nationalsozialistischen Staates und seine positiven Rückwirkungen ... in der Welt vielfach Verständnislosigkeit, Misstrauen oder gar Ablehnung gefunden haben.» Schon an diesen ersten Worten konnte man erkennen, dass Goebbels nicht um die eigentlichen Probleme herumreden wollte, sondern den Stier gleich bei den Hörnern packte.

Seine Erklärung des neuen Regimes als einer «veredelten Art von Demokratie, in der kraft Mandat das Volk autoritär regiert wird», verfehlte ihre Wirkung in diesem internationalen Kreis allerdings vollständig. Auf den Gesichtern der meisten Zuhörer drückte sich ungläubige Skepsis bei diesen Worten aus. Manches ironische Lächeln konnte ich bemerken.

In anderen Punkten, insbesondere bei seinen Ausführungen über die Gefahr des Bolchewismus, hatte Goebbels eine glücklichere Hand. «Wem die Methoden, mit denen wir dem bolschewistischen Ansturm begegneten, zu hart erscheinen, der möge sich vor Augen halten, was geschehen wäre, wenn es umgekehrt gekommen wäre», sagte der kleine Mann mit ruhiger Stimme am Rednerpult. Nachdenklich blickten ihn die Pressevertreter an. Einige Engländer und Amerikaner nickten sogar zustimmend.

Auch auf die Judenfrage kam Goebbels zu sprechen. «Ich stehe nicht an, offen zuzugeben», sagte er, «dass im Verlauf der nationalen Revo-

lution in Deutschland gelegentlich Übergriffe seitens unkontrollierbarer Elemente geschehen sind.» Eifrig wurden seine Worte mitgeschrieben, und gerade dieses Eingeständnis erschien auch am nächsten Tage in vielen Auslandszeitungen in grosser Aufmachung. Dagegen wurde der nächste Satz, den er zu dieser Angelegenheit sagte, überall etwas verschämt weggelassen. «Unverständlich aber scheint es uns, dass sich das Ausland weigert, den von Deutschland abwandernden jüdischen Überschuss aufzunehmen.»

Goebbels redete dann noch eine ganze Weile weiter. Seine Formulierungen hielten sich im Rahmen der damals üblichen und auch von Hitler 1933 anfangs noch bevorzugten Friedensbeteuerungen. Auf die internationale Zuhörerschaft wirkten sie nicht. Dazu war die Sprache, welche die Ereignisse in Deutschland selbst tagtäglich sprachen, allzu grundverschieden von dieser sanften, wohl formulierten Darstellung.

Aber wenn auch das, was er sagte, an den Journalisten fast wirkungslos vorbeirauschte, so schien mir doch die Art, wie Goebbels formulierte und sprach und wie er sich gab, an jenem Nachmittag einer gewissen positiven Wirkung bei den Pressevertretern nicht zu ermangeln. Genau so wie die Politiker, waren auch sie wohl überrascht, dass der masslose Demagoge, als den sie Goebbels aus seinen Äusserungen kannten, nun in einer so zivilisierten und verbindlichen Gestalt vor ihnen stand.

Das zeigte sich besonders, als er sich nach Beendigung seiner Rede und deren Übersetzung ins Französische in meiner Begleitung zwanglos unter die Pressevertreter mischte und alle an ihn gestellten Fragen beantwortete. Hier war Goebbels ganz und gar in seinem Element. Mit meisterhafter Dialektik ging er auch auf die delikatesten Fragen ein und verstand es, den oft sehr pointierten Äusserungen der Auslandsjournalisten die Spitze abzubreaken. Es war natürlich reine Dialektik. Zur Sache selbst konnte er z.B. in den zahlreichen Anfragen über die Behandlung der Juden in Deutschland keine befriedigende Auskunft geben. Trotzdem aber erregte seine Geschicklichkeit bei den für derartige Dinge sehr empfänglichen internationalen Journalisten vielfach, wenn auch widerwillige Anerkennung.

Mir fiel auf, dass sich besonders die Journalistinnen an uns herandrängten und Goebbels mit Fragen überschütteten. «Mir war oft nicht ganz behaglich zumute», sagte mir nachher einer der beiden aus Berlin mitgekommenen Sicherheitsbeamten, die sich stets in seiner Nähe hielten, «wenn ich Damen mit Handtaschen dicht vor dem Minister stehen sah. Man weiss nie, was plötzlich aus so einer Tasche herausgezogen wird.»

Am nächsten Tage flog Goebbels samt Begleitung wieder nach Berlin zurück und die Delegation atmete auf, dass alles einigermassen glatt verlaufen und nicht noch mehr politisches Porzellan zerschlagen worden war, als dies durch die Vorgänge in Deutschland ohnehin schon geschah.

Die Vollversammlung des Völkerbundes zog sich danach in dem üblichen langweiligen Routinebetrieb noch bis zum u. Oktober hin. Die einzige Aufregung ergab sich für uns lediglich aus den Verhandlungen über die Frage der jüdischen Flüchtlinge vor dem Völkerbundsrat. «Die deutsche Delegation», sagte der französische Vertreter Berenger, «hat bisher immer besonderes Gewicht auf die Bestimmungen zum Schutze der Minderheiten gelegt. Deutschland ist daher auch ohne formelle Verpflichtungen gehalten, seine eigenen Minderheiten der Rasse, der Religion und Sprache gerecht und duldsam zu behandeln.» Sachlich liess sich dagegen nichts einwenden. Nur formell konnte die deutsche Delegation weisungsgemäss die Annahme einer entsprechenden Entschliessung im Rat und in der politischen Kommission verhindern, musste sich allerdings wohl oder übel mit der Einsetzung eines Völkerbundkommissars für deutsche Flüchtlinge einverstanden erklären. Der bedauernswerte deutsche Ratsvertreter von Keller, der innerlich die Verfolgungen, denen Demokraten und Juden in Deutschland ausgesetzt waren, genau so ablehnte, wie es die anderen Kollegen aus dem Auswärtigen Amt taten, hatte am Ratstisch natürlich einen besonders schweren Stand bei der Ausführung der von Berlin erteilten Weisungen.

Anfang Oktober begann auch das Büro der Abrüstungskonferenz nach der langen Verhandlungspause wieder zusammenzutreten. Da ich damit rechnete, dass ich für die Abrüstung wieder monatelang in Genf würde «schmachten» müssen, hatte ich mir von Nadolny einen kurzen Urlaub geben lassen, «um meine Wintersachen aus Berlin zu holen».

Am Sonnabend, den 14. Oktober, fuhr ich mit dem 11-Uhr-Zug von Genf ab. Der Hoteldirektor hatte einige Tage vorher noch bei mir angefragt, ob ich wegen meiner nur auf ein paar Tage berechneten Abwesenheit einen Teil meines Gepäcks im Hotel lassen würde. Aus einem Dolmetscheraberglauben heraus hatte ich ihm jedoch sagen lassen, ich würde alle meine Sachen mit nach Berlin nehmen, denn ich hatte öfter die Erfahrung gemacht, dass ich überraschend zu anderen Verhandlungen beordert wurde, und hatte mehr als einmal zurückgelassenes Gepäck mit vieler Mühe aus Genf oder Paris nach London oder Den Haag nachschicken lassen müssen.

Nachmittags gegen 4 Uhr traf ich in Basel ein. Auf dem Bahnhof wurden Zeitungen mit dicken Überschriften verkauft. Ich traute meinen Augen nicht. «Deutschland verlässt die Abrüstungskonferenz und tritt aus dem Völkerbund aus», leuchtete es mir in grossen Buchstaben entgegen. Ich war wie vom Donner gerührt.

Zwar hatte ich in Genf eine kritische Lage zurückgelassen. Simon hatte am 9. Oktober dem Büro der Abrüstungskonferenz einen neuen Plan vorgelegt. In einer recht undiplomatischen Brüskierung hatte er das Reich von der Gleichberechtigung, die Deutschland am 11. Dezember 1932 zuerkannt worden war und die auch im MacDonald-Plan

Mitte 1933 noch mindestens theoretisch anerkannt wurde, auf weitere vier Jahre für die Dauer einer «Bewährungsfrist» ausgeschlossen. Wir hatten dieses Vorgehen Simons in der deutschen Delegation als ein reichlich ungeschicktes, um nicht zu sagen plumptes Manöver angesehen, aber schliesslich ist ja die Diplomatie dazu da, solche Zwischenfälle auf dem Verhandlungswege wieder in Ordnung zu bringen. Die deutsche Diplomatie hatte sich in den vergangenen Jahren oft in sehr viel schwierigeren Lagen befunden, und ich hatte persönlich erlebt, wie sie stets durch geschicktes Verhandeln wieder überwunden worden waren. Die seit 1923 erzielten Ergebnisse bewiesen dies ja mit aller wünschenswerten Deutlichkeit. Daher hatte ich es als selbstverständlich angenommen, dass wir auch diesmal wieder mit den altbewährten Mitteln gegen den Simon-Plan vorgehen würden, und war fest davon überzeugt, dass auch diese letzte Klippe auf dem Wege zur praktischen Durchsetzung der Gleichberechtigung überwunden werden könnte.

Stattdessen hatte Hitler – wie es mir damals schien, in einer Art irrationaler Reflexbewegung – die beiden Türen zur Abrüstungskonferenz und zum Völkerbund krachend zugeschlagen. Und in Deutschland gab es leider keinen Cordell Hull, der sich bemühen konnte, sie wenigstens vorübergehend wieder aufzumachen.

Bedauerlich erschien uns im Auswärtigen Amt der überraschende Entschluss Hitlers, nicht nur weil wir den Austritt Deutschlands für überflüssig hielten, sondern vor allem auch, weil das Reich dadurch jene einzigartige Orientierungsmöglichkeit über die aussenpolitischen Strömungen verlor, wie sie die Genfer Organisation bot. «Der Kapitän hat die Navigationsinstrumente über Bord geworfen und steuert nun nach seiner Intuition weiter», sagte ein Kollege, mit dem ich von Genf nach Berlin reiste. «Dafür lässt er jetzt unter Deck die Kapellen spielen, um die Stimmung bei den Passagieren aufrecht zu erhalten», fügte er nach einiger Zeit hinzu, als wir aus den Zeitungen ersahen, mit welchem innerpolitischen Getöse Hitler seine Abkehr von der internationalen Zusammenarbeit in Szene setzte. Das Reich schien sich in einen Riesenummelplatz verwandelt zu haben. Proklamationen, Rundfunkreden, Reichstagsauflösung, Volksabstimmung: «Deutscher Mann, deutsche Frau, billigst du die Politik deiner Regierung?»

Während unser Zug durch das in fieberhafte Aufregung versetzte Deutschland nach Norden fuhr, gingen meine Gedanken zurück zu dem Augenblick, als ich vor sieben Jahren, im September 1926, hinter Stressemann durch eine sich weit öffnende Tür unter dem rauschenden Beifall der Vertreter von über 50 Nationen zum ersten Male den Reformationssaal in Genf bei der Aufnahme des Reiches in den Völkerbund betreten hatte. Noch einmal zogen die Jahre an mir vorüber, in denen das Reich zwar langsam und unter manchen Rückschlägen und Enttäuschungen, aber doch stetig und unaufhaltsam seine Stellung in

der Völkerfamilie gefestigt hatte. Instinktiv fühlte ich, dass mit der zugeschlagenen Tür von Genf ein hoffnungsvolles Kapitel der deutschen Geschichte zu Ende ging. Was ich damals auf der Fahrt nach Berlin nur dunkel empfand, dass Deutschland den ersten Schritt auf dem Wege zur Katastrophe getan hatte, wurde einige Jahre später zur Gewissheit.

«Monsieur Schmidt muss über ausgezeichnete Beziehungen in Berlin verfügen», äusserte sich der Genfer Hoteldirektor Bekannten gegenüber, «denn er war der einzige von der ganzen deutschen Delegation, dem schon einige Zeit vorher bekannt war, was in Berlin entschieden werden würde. Mehrere Tage vor dem coup de theatre hat er mir nämlich erklärt, dass er mit sämtlichem Gepäck nach Berlin zurückreisen wolle.» Auf diese Weise bin ich noch nachträglich in Genf zu dem Ruf gelangt, alles vorher gewusst zu haben.

14

ABSEITS VON DER GROSSEN POLITIK (1934)

Nun wurde es plötzlich ganz still um meine Tätigkeit als Dolmetscher auf internationalen Konferenzen. Deutschland hatte sich selbst abseits der grossen Politik gestellt, und während sich England, Frankreich und Italien auf Zusammenkünften zu zweien oder zu dreien weiter miteinander im direkten Gespräch befanden, war das Reich auf den Weg der Noten, der Memoranden oder der öffentlichen Reden beschränkt. Wenn ich nicht das umheimliche Gefühl gehabt hätte, dass uns der neue Kurs der Abkehr von der internationalen Aussprache von Mann zu Mann Unheil bringen würde, so hätte ich persönlich eigentlich recht froh sein können, nun nicht mehr gezwungen zu sein, Monat um Monat und Jahr um Jahr an den zugleich anstrengenden und oft eintönigen Genfer Tagungen teilnehmen zu müssen. Persönlich hatte ich die Genfer Atmosphäre nur wenig geschätzt, war mir aber doch stets bewusst gewesen, dass die Teilnahme am Genfer Alltagsbetrieb mit seinen Intriguen, seinem Leerlauf und seinen vielen Phrasen und Floskeln dennoch für jedes Land, das irgendwie in der Welt eine Rolle spielen und informiert sein wollte, eine unbedingte Notwendigkeit war. Die Nervenprobe für alle, die sich im und um den Völkerbund betätigten, von den Politikern bis zu den Dolmetschern und von den Journalisten bis zu den Sachverständigen, musste eben durchgestanden werden.

Es war eine Belastung, der sich die Nationalsozialisten gleich in der ersten Runde nicht gewachsen gezeigt hatten. Das hatte ich deutlich an der Reaktion meiner ersten nationalsozialistischen «Kunden», Heydrich und Goebbels bemerkt. «Es ist eine grauenhafte Atmosphäre», so hatte ich Goebbels sagen hören, «welche Unordnung, welches Intriguenenspiel, welche Unaufrichtigkeit.» Nur in einem seien sich die internationalen Vertreter in Genf einig: in ihrer Feindschaft gegen das natio-

nalsozialistische Deutschland. «Das haben sie mich alle deutlich fühlen lassen», hatte Goebbels gesagt, «auch wenn sie äusserlich noch so freundlich taten.» In diesem Sinne haben Goebbels und seine Genfer Begleiter sicherlich auch Hitler in Berlin berichtet. Für sie war Genf ein Wespennest, dem sie lieber aus dem Wege gingen, und zweifellos ist Hitler in seinem brüsken Entschluss durch derartige Berichte seiner Getreuen bestärkt worden, wenn er ihn vielleicht auch schon seit langem geplant hatte.

Während der Zeit unseres politischen Abseitsstehens fuhr ich zwar nicht mehr nach Genf; ich habe die Schweiz seit 1933 nicht wieder gesehen. Aber trotzdem hörte das Reisen für mich keineswegs auf. Wirtschaftsverhandlungen mit Frankreich und anderen Ländern traten jetzt wieder mehr in den Vordergrund. Ausserdem war ich vom Auswärtigen Amt schon in früheren Jahren gelegentlich an Organisationen als Dolmetscher ausgeliehen worden, wenn deren internationale Veranstaltungen politisch oder wirtschaftlich von einem gewissen allgemeinen Interesse gewesen waren.

Schon Stresemann hatte mich z.B. der internationalen Studentenorganisation, dem International Student Service, für seine Kongresse zur Verfügung gestellt. Auf dem Lingner Schloss bei Dresden, in Krems in der Wachau, in Chartres und in Oxford hatte ich in drei Sprachen für deutsche, englische, amerikanische, französische, indische und andere Studenten bei den Jahrestagungen gedolmetscht. In jugendlichem Arbeitseifer sassen die Delegierten von morgens bis abends eine Woche lang in Versammlungen beieinander, die streng nach den englisch-amerikanischen Diskussionsregeln geleitet wurden, und besprachen Erziehungs- und Wirtschaftsfragen. Ich hatte dabei doppelt soviel zu sprechen als alle Konferenzteilnehmer zusammengenommen, und da Studenten nie zusammen kommen, ohne des Abends tüchtig zu feiern, bildeten diese Veranstaltungen für mich eine Art sprachliches Sechstagererennen, das nur von ganz kurzen Schlafpausen unterbrochen wurde. Aber der Geist, der auf diesen Tagungen herrschte, oder vielmehr die Begeisterung für die Zusammenarbeit der Völker und das gegenseitige Kennen- und Verstehenlernen übertrug sich auch auf mich als Älteren und liess mich sämtliche Mühe und Arbeit vergessen. Erstaunlicherweise wurde ich sogar kaum heiser und wundere mich noch heute, wie gut ich die konzentrierte Mischung von Arbeit und Freude, die die internationalen Studenten bei diesen Gelegenheiten verabreichten, überstanden habe.

Auch an die Privatwirtschaft wurde ich gelegentlich ausgeliehen. Bei einem solchen Anlass hatte ich früher schon Sir John Simon, den heutigen Lord Simon, kennengelernt, als er unter dem Vorsitz des späteren englischen Kriegsministers Lord Hailsham vor einem Schiedsgericht in London als Anwalt des Siemens-Konzerns auftrat. Der Streitgegenstand war damals die Automatisierung der Telefone auf der ganzen Welt ge-

wesen. Praktisch lag das gesamte Geschäft auf diesem Gebiet, so erfuhr ich zu meinem Erstaunen bei diesen Verhandlungen, in den Händen von zwei grossen Konzernen: Siemens und International Telephone and Telegraph Co., einer Tochtergründung der American Tel. & Tel. Co., deren Name jedem Amerikaner geläufig ist. Die Verhandlungen über diese neueste technische Errungenschaft im Zusammenhang mit einer der modernsten, weltumspannenden Industrievereinbarungen, bei denen ich die Aussagen der deutschen Zeugen zu übersetzen hatte, fanden, in einem eigenartigen Gegensatz zu ihrem Thema, in einem der altherwürdigen Gerichtssäle Londons, der Old Hall in Lincoln's Inn statt. Der Saal stammte aus dem 15. Jahrhundert und verbreitete mit seinem alten Eichengebälk und der dunklen Wandtäfelung jene gedämpfte, historische Atmosphäre, wie man sie vor allem in alten englischen Gebäuden findet. Einmal tagte das Gericht an einem besonders nebligen Novembernachmittag. Der Nebel drang allmählich von aussen her in den Sitzungssaal; ich konnte von meinem Dolmetscherplatz aus die Uhr am anderen Ende zwar noch sehen, die Zeit von ihr aber nicht mehr ablesen, und sogar die Parteien waren nur noch wie durch einen leichten grauen Schleier geisterhaft zu erkennen.

Auch der chemischen Industrie war ich Ende der zwanziger Jahre vom Auswärtigen Amt zur Verfügung gestellt worden, als anlässlich einer Völkerbundskonferenz die Industriellen als sachverständige Berater des amtlichen deutschen Delegierten mit nach London fuhren. Bezeichnend für die Umständlichkeit, die bei den Behörden damals herrschte, war die Tatsache, dass das Innenministerium erklärte, keinen Fonds zu besitzen, aus dem meine Reise- und Aufenthaltskosten während der Londoner Konferenz gezahlt werden konnten, dass sich aber das Auswärtige Amt seinerseits weigerte, die Kosten zu übernehmen, da es durch meine Zurverfügungstellung bereits Entgegenkommen genug bewiesen habe. Daraufhin erklärte sich die Industrie bereit, die Kosten zu tragen, sprach jedoch dabei die Bitte aus, mich auch für die privaten Industrieverhandlungen zur Verfügung zu stellen, die neben der Regierungskonferenz in London zur Erweiterung der bestehenden deutsch-französisch-belgisch-holländisch-schweizerischen Vereinbarung mit der englischen chemischen Industrie geführt werden sollten.

Diesem Umstand verdanke ich einige der interessantesten und aufschlussreichsten Einblicke in die europäischen Industrieverhältnisse der 20er und 30er Jahre. Allerdings hatte ich es damals in London insofern recht anstrengend, als ich in drei Sprachen von morgens bis tief in die Nacht hinein entweder für die Industrie oder für die Regierungen arbeiten musste, denn ich wurde nach einigen Tagen auf Anforderung des englischen Vertreters auch gleichzeitig als offizieller Dolmetscher der Konferenz für Englisch und Französisch neben meiner Tätigkeit für den deutschen Delegierten eingesetzt.

Bei dieser einen Tagung blieb es nicht. Nachdem in London das europäische Industriekartell gegründet worden war, fanden in den nächsten Monaten und Jahren regelmässig in London, Paris, Amsterdam oder Berlin zwei- bis dreitägige Industriekonferenzen statt, zu denen ich jedesmal hinzugezogen wurde. Was mir bei diesen Industriebesprechungen im Gegensatz zu den Regierungsverhandlungen am meisten auffiel, war das Arbeitstempo. MacDonald hätte das Herz gelacht, wenn er gesehen hätte, wie hier ein umfangreiches Programm in zwei bis drei Tagen in fast pausenlosen Sitzungen von morgens bis abends und zum Teil bis in die Nacht hinein erledigt wurde. Hier gab es keine Vertagungen wie in Genf, auch keine Unterkommissionen mit Sachverständigen und keine wohltonende Rhetorik. Bei der Privatindustrie war die Sprache noch nüchterner als in den Young-Verhandlungen, und die Entscheidungen wurden erheblich schneller gefällt als dort.

Natürlich waren sie nicht so schwerwiegend wie die Beschlüsse, die im Georges V. gefasst werden mussten, und sie hatten vor allen Dingen mit Politik überhaupt nichts zu tun, sondern waren einzig und allein von den praktischen Erwägungen der Wirtschaft abhängig. Trotzdem handelte es sich für die einzelne beteiligte Firma oft um sehr hohe Beträge, von denen Sein oder Nichtsein abhängen konnten. Es war nun für mich immer besonders eindrucksvoll zu beobachten, wie die Industriellen sich in schwierigen Situationen, oft nur nach kurzer Überlegung, für oder wider einen Vorschlag entschlossen. Ohne viel in Akten zu blättern, ohne bei den (nicht vorhandenen) Sachreferenten nachzufragen, anscheinend ganz allein auf ihre eigenen Überlegungen gestellt, antworteten Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweizer, Belgier und Holländer kurz und knapp mit Ja oder Nein und fügten höchstens noch einige Worte als Begründung für ihren Standpunkt hinzu.

Dementsprechend war auch das Einvernehmen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Nationen bei diesen Sitzungen ausgezeichnet. Oft bestanden zwischen Firmen ein und desselben Landes grössere Gegensätze als zwischen denen verschiedener Staaten. Ein wahres Muster an Verständigungsbereitschaft schien mir in einer dieser sogenannten Konventionen immer ein dicker, rotbäckiger Schotte zu sein, der sich während der Sitzungen meistens mit Briefeschreiben beschäftigte und auf die Frage des Vorsitzenden, die ich ihm auf Englisch übersetzen musste, stets erst bei der zweiten Aufforderung sich zu äussern, seine Schreibarbeiten unterbrach, mir einen leicht vorwurfsvollen Blick wegen der andauernden Störung über seine Brillengläser zuwarf und mit den zwei Worten «we agree» auf die sparsamste Weise sein Einverständnis kundtat, um sich dann wieder seiner viel wichtigeren Schreibarbeit zuzuwenden. Nur einmal geriet dieser phlegmatische Landsmann des temperamentvollen MacDonald in Aufregung. Das geschah, als ein Franzose behauptete, in Frankreich würde das Produkt, das in Schott-

land seit über hundert Jahren hergestellt wurde, viel besser und schon seit 150 Jahren fabriziert. Ohne von mir aufgefordert werden zu müssen, legte der Schotte die Feder beiseite und stiess zur Überraschung der Versammlung mit ungewohntem Temperament ein erstaunt missbilligendes «what?» hervor. Damit aber hatte sich sein Temperamentsausbruch erschöpft, und er schrieb wieder weiter. ‚Warum konnte man nicht mit solchen Leuten die Abrüstungs- oder die Sicherheitsfrage erörtern?‘, dachte ich bei mir. Und wieviel leichter wäre manche politische Diskussion zu führen, wenn sie sich nach den Verhandlungsmethoden dieser europäischen Industriellen hätte vollziehen können.

Bis in die letzten Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges habe ich, soweit es meine Zeit erlaubte, an diesen Sitzungen teilgenommen. Ich übersetzte von flüssiger Luft, von Bismut, Antimon, Aspirin und Azethylsalizylsäure und beherrschte schliesslich den gesamten Mechanismus einer modernen Industriekonvention mit Kontingenten, Warenausgleich, Über- oder Unterlieferern, Preisbedingungen, Verpackungsklauseln und Sicherungen gegen die Aussenseiter. Es war für mich immer eine wahre Erholung, aus der überhitzten Atmosphäre der Politik nach 1933 in die sachliche Kühle dieser von allen Zeitkrankheitendes Nationalsozialismus und der chauvinistischen Reaktionen in anderen Ländern so gut wie gar nicht angekränkelten Verhandlungen der Kaufleute und Industriellen einzutauchen. Auch für unsere gegenwärtige Lage im Nachkriegseuropa scheint mir ein solcher Geist eine der wesentlichsten Vorbedingungen für die Lösung der Schwierigkeiten zu sein.

So hatte ich denn trotz der politischen Isolierung des Reiches im Jahre 1934 ziemlich viel in Paris und in London zu tun und konnte beobachten, in wie steigendem Masse sich das Ausland in dieser Zeit von uns abwandte. Sehr froh war ich, dass ich die Roehm-Affäre und ihre Folgen nicht im Ausland erlebte. Denn was hätte ich wohl zur Erklärung dieses für ein zivilisiertes Land schmachvollen Skandales meinen ausländischen Bekannten gegenüber anführen können? Wie hätte ich die Erschiessungen ohne Gerichtsverfahren, die Ermordungen, die persönlichen Racheakte und Brutalitäten, die sich damals in Deutschland abspielten, in Westeuropa auch nur mit dem Anschein einer Rechtfertigung vertreten können? Was hätte ich vor allen Dingen zu der Rundfunkrede Hitlers sagen sollen, in der er nach Abschluss des Skandals tobte, als sei er Ausrufer in einer Jahrmarktsbude und nicht der Führer des Deutschen Reiches. Alles, was in dieser schmutzigen Angelegenheit dunkel und unklar war, wurde durch Hitlers Schreien nur noch verdächtiger, und wo er sich nicht der Schandtaten noch rühmte, klagte er sich durch sein für alle auch nur einigermaßen intelligenten Beobachter höchst aufschlussreiches Herumreden nur selbst an. In diesen Tagen nach dem 30. Juni 1934 glitt Hitler und seinen National-

sozialisten zum ersten Male die Maske etwas vom ijesicm; es oucnuauc sich für ein paar Tage jene Brutalität, die neben vielem anderen ein wesentlicher Bestandteil des Hitlersystems war.

Auf den 30. Juni in Berlin folgte der 25. Juli in Wien mit der Ermordung von Dollfuss. «Wer sind denn diese Herren Nazi? Mörder und Päderasten!», liess Hitlers Diktatorkollege Mussolini damals die Zeitung «Popolo di Roma» schreiben, während er mobilisierte und italienische Divisionen an die Brennergrenze schickte.

Zu allem Unglück starb auch noch Hindenburg am 2. August: Hitler wurde zum alleinigen Herrscher und Beherrscher Deutschlands. Im Oktober endete der Todesreigen mit der Ermordung König Alexanders von Jugoslawien und des französischen Aussenministers Barthou. Im September 1934 trat die Sowjetunion in den Völkerbund ein, der Ring um Deutschland schien sich ein Jahr, nachdem Hitler die Tür in Genf zugeschlagen hatte, langsam aber sicher zu schliessen.

15

ÜBERRASCHENDE WENDUNGEN (1935)

Und dennoch nahm ich eines Tages, am 25. März 1935, wieder am Verhandlungstisch der internationalen Politik Platz. Es war in der Reichskanzlei in Berlin in dem gleichen Raum, in dem ich 1931 zwischen Brüning und Laval gedolmetscht hatte. Jetzt sass ich an einem runden Tisch links neben ... Hitler. Unsere Gesprächspartner waren der englische Aussenminister Sir John Simon und der Lordsiegelbewahrer Anthony Eden! Der deutsche Aussenminister von Neurath und der Sonderbeauftragte für Abrüstungsfragen von Ribbentrop schlossen den Kreis dieser Round Table Conference. Wie war diese in jeder Hinsicht überraschende, ja sensationelle Besprechung zustande gekommen?

Die Entwicklung, die zu diesem deutsch-englischen Treffen geführt hatte, war genau so unerwartet wie das Ergebnis, eben diese Versammlung am runden Tisch in Berlin. Mit zunehmender Sorge hatte nicht nur Frankreich, sondern auch England die Entwicklung in Deutschland beobachtet. Die britische Regierung war über die deutschen Rüstungen, insbesondere über das Wachsen der deutschen Luftwaffe, äusserst beunruhigt. «Englands Grenze liegt am Rhein», hatte Baldwin im Juli 1934 im Unterhaus erklärt, und im November hatte er in aller Offenheit die deutsche Aufrüstung als wichtigsten Grund für das allgemeine Unbehagen bezeichnet. Während aber Frankreich getreu seiner alten Linie bestrebt gewesen war, sich durch ein umfassendes System von Sicherheitspakten gegen Deutschland zu schützen, hatte die englische Regierung durchblicken lassen, dass sie durch Verhandlungen eine Klärung der deutschen Absichten herbeiführen wolle. Dieser Gedanke war in einem gemeinsamen englisch-französischen Kommuniqué vom 3. Februar 1935 zum Ausdruck gekommen: «England und Frankreich stimmen darin überein, dass nichts zur Wiederherstellung des Vertrauens und der Aussichten des Friedens unter den

Nationen mehr beitragen würde als eine allgemeine Regelung, die frei zwischen Deutschland und den anderen Mächten abgeschlossen wird.»

«Die deutsche Regierung begrüsst den Geist vertrauensvoller Aussprache zwischen einzelnen Regierungen, der in den Mitteilungen der Königlich britischen und der französischen Regierung zum Ausdruck kommt», hatte ich mit nicht geringer Überraschung über die auf einmal so friedlichen Töne Hitlers ins Englische und Französische übersetzt, als Mitte Februar die deutsche Antwort auf die englisch-französischen Anregungen in Form einer Note übergeben wurde. «Sie würde es deshalb begrüssen ..., wenn die Königlich britische Regierung ... bereit wäre, in einen unmittelbaren Meinungs austausch auch mit der deutschen Regierung zu treten!»

Mit erstaunlicher Schnelle und Bereitwilligkeit hatte sich daraufhin die englische Regierung erboten, den Aussenminister Sir John Simon Anfang März nach Berlin zu entsenden. Für meine persönliche Arbeit, dachte ich, würde dies keine Änderung bringen, denn die neuen Herren hielten nicht sehr viel vom Auswärtigen Amt, und bei den wenigen Gesprächen, die Hitler bisher mit Ausländern geführt hatte, waren Ribbentrop, Baldur von Schirach oder andere Nationalsozialisten als Dolmetscher zugezogen worden.

Wieder aber trat eine überraschende Wendung ein. Kurz vor dem geplanten Besuch Simons gab die englische Regierung ein Weissbuch heraus, um dem Parlament gegenüber ihre Aufrüstung zu rechtfertigen. «Deutschland betreibt nicht nur offen und in grossem Masse entgegen den Bestimmungen des Vertrages von Versailles seine Aufrüstung», übersetzte der Sprachendienst aus dem amtlichen englischen Text, «sondern es hat sich ausserdem auch noch vom Völkerbund und von der Abrüstungskonferenz zurückgezogen.» ... «Die Regierung Seiner Majestät hat sich selbstverständlich nicht mit dem Bruch des Versailler Vertrages einverstanden erklärt.» «Die (deutsche) Aufrüstung wird, wenn sie in ihrem gegenwärtigen Tempo ... unkontrolliert fortgesetzt wird, die Besorgnisse der Nachbarn Deutschlands verstärken und kann daher zu einer Gefährdung des Friedens führen.» « ... Auch der Geist, in welchem die Bevölkerung und besonders die Jugend Deutschlands organisiert werden ... rechtfertigen das Gefühl der Unsicherheit, das unbestreitbar schon entstanden ist.»

Die nationalsozialistische Presse war empört. Der Besuch wurde verschoben. Hitler habe sich erkältet. «Er ist bestimmt verschnupft», hiess es im Auswärtigen Amt, «es handelt sich um keine diplomatische Lüge.» Jetzt folgten die Ereignisse schlagartig aufeinander. Am 6. März führte die französische Regierung die zweijährige Dienstzeit ein; am 7. März wurde das französisch-belgische Militärabkommen von 1921 verlängert. Am 16. März antwortete Hitler mit der Wiedereinführung der Wehrpflicht in Deutschland. Die militärische Gleichberechtigung,

die im Dezember 1932 Deutschland «in einem System der Sicherheit für alle Nationen» auf dem Verhandlungswege zuerkannt worden war, wurde damit zur praktischen Wirklichkeit, und zwar durch einen einseitigen Entschluss des Reiches ausserhalb «eines Systems der Sicherheit.» «Dieses Ergebnis hätte man schneller und billiger auf dem Verhandlungswege, wie bei der Rheinlandräumung und den Reparationen, erreichen können», kommentierten meine Freunde im Auswärtigen Amt. Auch ich glaubte nach meinen Erlebnissen in den Verhandlungen Stresemanns und Brüning's, dass das Ziel nach deren Methoden, wenn die hemmenden Rückwirkungen der deutschen Entwicklung vor und nach 1933 nicht eingetreten wären, in kürzerer Zeit hätte erreicht werden können. Dass es billiger gewesen wäre, weiss heute ganz Deutschland und die Welt.

Bereits zwei Tage später, am 18. März, protestierte die britische Regierung in aller Form: «Die Regierung Seiner Majestät sieht sich gezwungen, bei der deutschen Regierung Protest zu erheben ... wegen der Einführung der Wehrpflicht und der Erhöhung der Friedensstärke der deutschen Armee auf 36 Divisionen. Nach der Errichtung der deutschen Luftwaffe ist die Erklärung vom 16. März ein weiteres Beispiel für ein einseitiges Vorgehen ..., welches, ganz abgesehen von der grundsätzlichen Frage, die Beunruhigung in Europa ernstlich verschärft», übersetzten wir die englische Note, damit Hitler sie lesen konnte. Ganz am Schluss des Schriftstückes stand aber zu unserer masslosen Überraschung folgender Satz: «Die britische Regierung möchte Gewissheit darüber gewinnen, ob die Reichsregierung auch weiterhin noch den Wunsch hat, dass der Besuch (Simons) in dem früher vereinbarten Rahmen und mit den seinerzeit verabredeten Zielsetzungen stattfinden soll.» Dieser Satz war für uns eine richtiggehende Sensation, denn wir hatten alles erwartet, nur nicht, dass die Engländer im gleichen Atemzuge mit dem Protest höflich anfragen würden, ob sie nun trotzdem nach Berlin kommen dürften.

«Was mich betrifft», schreibt der damalige französische Botschafter in Berlin, François-Poncet, in seinen Memoiren, «so habe ich sogleich nach dem 16. März angeregt, die Mächte sollten sofort ihre Botschafter abberufen und durch den beschleunigten Abschluss des Ost- und Donau-Paktes unverzüglich eine gemeinsame Abwehrfront gegen Deutschland errichten. England sollte selbstverständlich wissen lassen, dass künftig jede Verhandlung überflüssig sei, und dass Sir John Simon deshalb endgültig den Plan eines Besuches in Berlin aufgebe.» Ungefähr so hatten auch ich und manche meiner Kollegen im Amt uns die Reaktion der Grossmächte auf die Aufkündigung des Versailler Vertrages durch Hitler vorgestellt. «Meine Anregung wurde als zu radikal angesehen und deshalb nicht in Betracht gezogen», fügt François-Poncet bedauernd seinem Vorschlag hinzu.

Er selbst überreichte erst am 21. März eine Protestnote, die ich auch wieder für Hitler ins Deutsche übersetzte. «Diese Entscheidungen (Einführung der Wehrpflicht, 36 Divisionen Heeresstärke, Schaffung einer Luftwaffe) stehen in klarem Widerspruch zu den vertraglichen Verpflichtungen, die sich aus den von Deutschland unterzeichneten Verträgen ergeben», hiess es in der Note. «Ebenso stehen sie im Widerspruch zu der Erklärung vom 11. Dezember 1932 (Gleichberechtigung in einem Sicherheitssystem)» ... «Die Reichsregierung hat sich mit Vorbedacht über die wesentlichen Grundsätze des Völkerrechts hinweggesetzt... Die Regierung der französischen Republik betrachtet es als ihre Pflicht ... nachdrücklichsten Protest zu erheben und alle Vorbehalte für die Zukunft zu machen.»

Eine halbe Stunde danach meldeten sich unsere späteren Bundesgenossen. Der italienische Botschafter sprach in seiner Note, die wir besonders schnell übersetzen mussten, nur von «uneingeschränkten Vorbehalten». In seinem letzten Satz erklärte er, dass die italienische Regierung kein *fait accompli* auf Grund einer «einseitigen Entscheidung unter Annullierung internationaler Verpflichtungen hinnehmen könne».

Ein blosser Vergleich dieser drei Notentexte zeigte mir, dass sich die Isolierung Deutschlands zu lockern begann. Die Einheitsfront bekam deutliche Risse. Und mit diesem Bewusstsein sass ich nach dem dramatischen Hin und Her der letzten Woche, zwei Tage nachdem ich diese Protestnoten übersetzt hatte, am Vormittag des 25. März zwischen Hitler und Simon als Dolmetscher in der Reichskanzlei.

Auch für mich persönlich bedeutete dies eine grosse Überraschung. Ich arbeitete das erste Mal für Hitler. Als sich herausstellte, dass Hitlers Abneigung gegen das Auswärtige Amt soweit ging, dass nicht einmal der Staatssekretär von Bülow zu den Verhandlungen mit Simon hinzugezogen werden sollte, beschloss unser Amt, den Versuch zu machen, mich als Dolmetscher vorzuschlagen, damit neben dem Aussenminister wenigstens noch ein anderes Mitglied der Behörde an dieser hochpolitischen Verhandlung teilnehmen könnte und über die behandelten Fragen sowie die getroffenen Entscheidungen im Bilde wäre.

«Wo hat denn Dr. Schmidt eigentlich früher gearbeitet?», hatte Hitler gefragt, als ihm jemand meinen Namen nannte. «Er hat lange Zeit in Genf als Dolmetscher gute Dienste geleistet», lautete die Antwort. Darauf Hitler: «Wenn er in Genf war, dann taugt er sicher nichts, aber meinetwegen können wir es ja mit ihm versuchen.» Erst viele Jahre später erzählte mir die Engländerin Unity Midford, eine Anhängerin des englischen Faschistenführers Sir Oswald Mosley, die öfter als Gast Hitlers in Deutschland weilte und dieses Gespräch zufällig mitangehört hatte, mit welchen Bedenken sich der Reichskanzler meiner Übersetzungskunst anvertraut hatte.

Davon war ihm aber nichts anzumerken, als er mich am Morgen des

25- März in seinem Arbeitszimmer, in dem unter Brüning vollendeten Anbau der Reichskanzlei, zusammen mit Neurath begrüßte. Ich war überrascht, dass Hitler nur von mittlerer Grösse war. Auf den Photographien und in den Wochenschauen war er mir immer als «grosser Mann» erschienen, und an Parteiversammlungen hatte ich nie teilgenommen, so dass ich ihn jetzt zum ersten Male leibhaftig vor mir sah. Staatsmänner und Filmstars werden immer von unten photographiert, damit sie dem Beschauer grösser erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Dieselbe Überraschung wie mit Hitler hatte ich schon mit Mussolini in Locarno und mit Jeanette MacDonald in London erlebt, und als ich 1939 in Moskau war, erzählten mir meine Kollegen dasselbe von Stalin.

Nach einigen Minuten wurden Sir John Simon und Anthony Eden in den Raum geführt. Freundliches Lächeln und Händeschütteln auf beiden Seiten trotz der erst einige Tage zurückliegenden «Proteste» und der Ermahnung wegen des «einseitigen Vorgehens, welches die Beunruhigung ernstlich verschärft». Besonders lebenswürdig lächelte Hitler. Er hatte ja auch allen Grund, denn die Anwesenheit der englischen Gäste bedeutete für ihn einen Triumph.

«Ich habe die Wehrhoheit des Reiches vor einigen Tagen wiederherstellen lassen», begann Hitler – wir Nichtparteimitglieder redeten ihn damals immer noch mit ‚Herr Reichskanzler‘ an–, «weil das Reich von allen Seiten aufs schwerste bedroht ist. Die Gefahr liegt vor allem im Osten.» Und dann folgten ungefähr halbstündige Ausführungen, die eine einzige Anklagerede gegen den Bolschewismus waren. Aber im Gegensatz zu seinen öffentlichen Äusserungen über dieses Thema, bei denen er, besonders am Rundfunk, so leicht in jenen selbst für die neutralen Mikrophone oft unerträglichen Marktschreierton verfiel, dass seine Worte völlig verzerrt aus den Lautsprechern herausklangen, er eiferte sich Hitler den Engländern gegenüber nicht besonders. Er sprach wohl von Zeit zu Zeit etwas temperamentvoller. «Ich glaube, der Nationalsozialismus hat Deutschland, und damit vielleicht ganz Europa, vor der schrecklichsten Katastrophe aller Zeiten bewahrt.» ... «Wir haben den Bolschewismus bei uns im Lande erlebt.»... «Nur wenn wir eine Rüstung besitzen, die den Bolschewisten Respekt einflösst, sind wir vor ihnen sicher», aber seine Lautstärke ging in keinem Fall über das hinaus, was ich bei anderen internationalen Gesprächen in etwas erregteren Phasen erlebt hatte. Auch Hitlers Formulierungen blieben durchaus im Rahmen des Üblichen. Er drückte sich klar und gewandt aus, war sich seiner Argumente offensichtlich sehr sicher, war gut zu verstehen und nicht schwer ins Englische zu übersetzen. Alles, was er sagen wollte, hatte er anscheinend genau im Kopf. Vor ihm auf dem Tisch lag ein leerer Schreibblock, der während der ganzen Verhandlung unbenutzt blieb. Notizen hatte er keine bei sich.

Ich konnte ihn genau beobachten, wenn er etwas innehielt, um nach

einer neuen Formulierung zu suchen, und ich daher keine Notizen zu machen hatte. Er hatte klare blaue Augen, die er fest und durchdringend auf den richtete, mit dem er gerade sprach. Je länger die Unterhaltung dauerte, desto mehr wandte er sich mit seinen Ausführungen direkt an mich, eine Erscheinung, die mir als Dolmetscher auch bei früheren Gelegenheiten schon oft aufgefallen war. Rein instinktiv wendet sich der Sprechende an den, von dem er genau weiss, dass er seine Worte auch versteht. Dabei hatte ich das Gefühl, dass Hitler, obwohl er mich ansah, mich doch nicht sah. Wie geistesabwesend war er mit seinen eigenen Gedanken und ihrer Formulierung beschäftigt. Die Umwelt schien für ihn versunken zu sein.

Lebhaft arbeitete es in seinem Gesicht, wenn er auf diesen oder jenen besonders wichtigen Punkt zu sprechen kam. Seine Nasenflügel zitterten leicht vor Erregung, wenn er die Gefahren des Bolschewismus für Europa schilderte. Mit der rechten Hand unterstrich er seine Worte mit ruckartigen, energischen Gesten. Gelegentlich krampfte sich seine Hand zur geballten Faust zusammen.

Vielleicht hatte ich einen tobenden Demagogen erwartet, wie ich ihn vom Rundfunk her kannte und wie er mir in seinen rücksichtslosen Massnahmen oder auch in den starknackigen, dickbäuchigen Typen seiner Anhänger entgegengetreten war, die ich in braunem Hemd und Reithose auf den Strassen Berlins «in Aktion» gesehen hatte. Ich empfand ihn an jenem Morgen und während der ganzen Verhandlungen mit den Engländern als einen Mann, der mit Geschick und Intelligenz unter voller Wahrung der Formen, wie ich sie für solche politischen Gespräche gewohnt war, seinen Standpunkt so vertrat, als habe er jahrelang nichts weiter getan, als derartige Unterhaltungen geführt. Der einzige Punkt, in dem er von der Regel abwich, war die Länge seiner Ausführungen. Er sprach fast während der ganzen Vormittagssitzung allein. Nur von Zeit zu Zeit machten Simon und Eden ein paar Zwischenbemerkungen oder stellten Fragen. Hitler schien irgendwie zu merken, wann das Interesse seiner Gesprächspartner erlahmte – sie verstanden ja nicht, was er sagte. In Abständen von 15 bis 20 Minuten erteilte er mir dann das Wort zur englischen Übersetzung.

Simon blickte aus seinen grossen, braunen Augen Hitler mit keineswegs unsympathischem Interesse an, während er ihm zuhörte. Der englische Aussenminister hatte von Natur ein Gesicht, aus dem eine gewisse väterliche Güte sprach. Das war mir schon in Genf aufgefallen, wenn er mit biegsamer Stimme, in der klaren, einprägsamen Art englischer Juristen die Ansicht seines Landes mit vielleicht etwas zu starker Betonung des rein Formellen vertrat. Während ich ihn hier in Berlin betrachtete, wie er aufmerksam den Worten Hitlers zuhörte, hatte ich das Gefühl, dass sich der Ausdruck dieses väterlichen Verständnisses auf seinem Gesicht vertiefte. Vielleicht war auch er angenehm überrascht,

statt des «wilden Nazis», als welchen die englische Propaganda Hitler hinstellte, einen zwar temperamentvollen und energischen, aber doch wieder umgänglichen und gar nicht so böartigen Mann vor sich zu sehen. Ich habe auch in späteren Jahren, wenn ausländische Besucher mir gegenüber nach Zusammenkünften mit Hitler fast in begeisterten Worten von dem Eindruck sprachen, den er auf sie gemacht hatte, oft den Verdacht gehabt, dass diese Wirkung eine Reaktion auf die oft reichlich grobe Anti-Hitler-Propaganda darstellte.

Ein etwas skeptischer Ausdruck schien mir dagegen von Zeit zu Zeit über das Gesicht Edens zu huschen, der wohl genug Deutsch verstand, um den Worten des Reichskanzlers ungefähr folgen zu können. Auch aus gewissen Zwischenfragen und Bemerkungen war zu entnehmen, dass Eden erhebliche Zweifel an Hitler und seinen Worten haben musste.

«Es gibt eigentlich keine Anzeichen dafür», bemerkte der Lord-siegelbewahrer einmal, «dass die Russen Angriffspläne gegen Deutschland haben.» Und danach kam in leicht sarkastischem Ton die Frage: «Worauf gründen sich eigentlich Ihre Befürchtungen?»

«Ich habe in diesen Dingen eine etwas längere Erfahrung, als man sie gemeinhin in England hat», parierte Hitler geschickt. «Ich habe meine politische Laufbahn in dem Augenblick begonnen, als die Bolschewisten zum ersten Schläge gegen Deutschland ausholten», fügte er temperamentvoll mit energisch vorgestrecktem Kinn hinzu und verfiel dann wieder in einen Monolog über die Bolschewisten im Allgemeinen

und im Besonderen, der mit der Übersetzung bis zur Mittagspause dauerte. Von 10 Uhr 15 bis 2 Uhr mittags hatte sich diese erste Besprechung hingezogen. Sie war in einer recht angenehmen Atmosphäre verlaufen. Diesen Eindruck hatte jedenfalls Hitler. «Wir sind gut miteinander in Kontakt gekommen», sagte er beim Verlassen seines Arbeitszimmers zu einem seiner Getreuen. Dann wandte er sich zu mir: «Sie haben Ihre Sache ganz hervorragend gemacht. Ich ahnte ja gar nicht, dass es so eine Art zu dolmetschen überhaupt gibt», sagte er freundlich und reichte mir die Hand. «Bisher habe ich mich immer nach jedem Satz unterbrechen müssen, damit übersetzt werden konnte».

«In guter Form waren Sie heute», sagte mir Eden, den ich auf dem Flur traf und der mich aus mancher schwierigen Sitzung von Genf her kannte. Auch ich war daher mit dieser ersten Runde des deutsch-englischen Gespräches recht zufrieden.

Die Engländer waren bei Neurath zum Frühstück eingeladen, und danach nahm die Besprechung in gleicher Zusammensetzung ihren Fortgang. Auf deutscher Seite verhielten sich Neurath und Ribbentrop völlig schweigend, während bei Beginn der Sitzung auf englischer Seite zunächst Simon den Vorbehalt Englands wegen der einseitigen

Aufkündigung des Versailler Vertrages durch Deutschland, allerdings in einer sehr milden und freundlichen Formulierung vorbrachte, und Eden noch einmal auf die deutschen Befürchtungen wegen der russischen Angriffsabsichten zurückkam. «Hier könnte der Ostpakt gute Dienste leisten», erklärte er, und gab damit das Thema für den ersten Teil der Nachmittagsitzung an. Er erläuterte in kurzen Zügen das Wesen dieses Vertrages. Zum Beitritt seien Deutschland, Polen, Sowjetrußland, die Tschechoslowakei, Finnland, Estland, Lettland und Litauen vorgesehen. Die Vertragsstaaten sollten sich zur gegenseitigen Hilfeleistung für den Fall verpflichten, dass einer der Partner den anderen angriffe.

Bei der Nennung Litauens fuhr Hitler zum ersten Male während der Besprechungen wütend auf. «Mit Litauen wollen wir überhaupt nichts zu tun haben», rief er mit zornig funkelnden Augen. Er schien plötzlich ein anderer geworden zu sein. Ein solch unerwartetes Heftigwerden habe ich bei ihm in der Folgezeit noch öfter erlebt. Fast übergangslos wurde er ärgerlich. Seine Stimme nahm einen heiseren Klang an, die R's rollten und die Faust ballte sich, während seine Augen Blitze zu schleudern schienen. «Wir werden unter keinen Umständen mit einem Staat, der die deutsche Minderheit in Memel mit Füßen tritt, an einem Pakt teilnehmen.» Ebenso überraschend wie der Sturm gekommen war, verschwand er auch wieder. Von einer Sekunde zur anderen wurde Hitler der ruhige, formvollendete Unterhändler, der er vor dem Litauen-Intermezzo gewesen war. Seine Erregung war übrigens verständlich, denn vor einem Kownoer Kriegsgericht waren 126 Memelländer wegen angeblichen Landesverrats schon vor Monaten angeklagt worden, und der Prozess näherte sich nun seinem Ende.

In ruhigerem Tone lehnte Hitler dann den Ostpakt aus einem weiteren, gewichtigeren Grunde ab: «Zwischen dem Nationalsozialismus und dem Bolschewismus», erklärte er mit Nachdruck, «ist ein Zusammengehen völlig ausgeschlossen.» Und mit einer fast leidenschaftlichen Erregung fügte er hinzu: «Hunderte meiner Parteigenossen sind von den Bolschewisten ermordet worden. Im Kampf gegen bolschewistische Aufstände sind deutsche Soldaten und Zivilisten gefallen. All diese Opfer werden immer zwischen dem Bolschewismus und uns stehen und jedwede gemeinsame Teilnahme an einem Pakt oder einer sonstigen Vereinbarung verhindern.»

Aber es gebe noch einen dritten Grund gegen den Ostpakt, das sei das berechtigte Misstrauen, das auf deutscher Seite gegen alle Kollektivabmachungen bestünde. «Sie verhindern den Krieg nicht, sondern fördern ihn und dienen seiner Ausweitung.»

Zweiseitige Verträge seien vorzuziehen. Deutschland sei bereit, mit allen seinen Nachbarn derartige Nichtangriffspakte abzuschließen, «mit Ausnahme Litauens natürlich», brauste er wieder auf, fügte aber um

einige Grade versöhnlicher hinzu, «solange die Memelangelegenheit nicht geregelt ist.»

Eden machte noch einmal einen Vorstoss zugunsten des Ostpaktes, indem er fragte, ob dieser nicht mit einem System zweiseitiger Nichtangriffspakte oder gegenseitiger Hilfsabkommen verbunden werden könnte, aber auch das lehnte Hitler ab. «Man kann im Rahmen eines allgemeinen Abkommens nicht zwei verschiedene Gruppen von Mitgliedern haben», bemerkte er.

Ganz ablehnend verhielt er sich gegenüber der Idee der gegenseitigen Hilfeleistung. Bezeichnenderweise stellte er dieser den Gedanken gegenüber, dass die einzelnen Länder sich lediglich verpflichten sollten, dem Angreifer keine Hilfe zu leisten. «Das würde die Kriege lokalisieren, anstatt sie zu verallgemeinern», sagte er mit anscheinender Logik. Aber es war die Logik eines Mannes, der die Taktik verfolgt, seine Gegner einen nach dem anderen zu erledigen, und der vermeiden möchte, dass ihm dabei jemand in den Arm fällt. In jenem Augenblick waren allerdings diese Hintergründe seines überraschenden Vorschlages noch nicht klar. Sie sind es erst im Lichte seiner späteren Handlungen geworden.

Vom Ostpakt wurde das Gespräch von Simon durch einige geschickte Fragen auf den Donaupakt übergeleitet, der gegen eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Donaustaaten gerichtet sein sollte. Der Vorschlag beruhte auf einer französischen Idee, die darauf ausging, den Anschluss Österreichs an Deutschland zu verhindern und der Einflussnahme des Reiches auf die Balkanländer durch ein Vertragssystem einen Riegel vorzuschieben. Ich wusste aus dem Auswärtigen Amt, wie stark Hitler diesen Gedanken aus naheliegenden Gründen ablehnte, und erwartete, dass er auch den Engländern gegenüber ein energisches Nein aussprechen würde. Zu meiner Überraschung tat er das jedoch nicht. «Gegen einen derartigen Pakt hat Deutschland grundsätzlich nichts einzuwenden», hörte ich ihn scheinbar bereitwillig erwidern. Etwas stutzig machte mich dabei schon das Wort «grundsätzlich». Wenn in Genf ein Delegierter «en principe» zustimmte, so wusste man von vornherein, dass er in der Praxis den Vorschlag ablehnte. Sollte etwa Hitler auch diesen alten, internationalen Trick gebrauchen? Meine Vermutung bestätigte sich schon bei seinen nächsten Worten, als er fast nebenbei bemerkte, «man müsste sich nur über die Frage klarwerden, wie die sogenannte Nichteinmischung in die Verhältnisse der Donauländer genauestens zu definieren wäre». Simon und Eden wechselten einen schnellen Blick, als ich diese Worte übersetzte. Ich kam mir plötzlich vor, als sei ich wieder in Genf.

An jenem Nachmittag wurde schliesslich noch von englischer Seite das Thema Völkerbund in die Debatte geworfen. «Eine endgültige Regelung der europäischen Schwierigkeiten ist undenkbar», sagte Simon in sehr ruhiger, aber doch recht bestimmter Weise, «wenn Deutschland

nicht wieder Mitglied des Völkerbundes wird. Ohne die Rückkehr des Reiches nach Genf kann das notwendige Vertrauen nicht unter den europäischen Völkern wiederhergestellt werden.» Auch in diesem Punkt äusserte sich Hitler keineswegs so ablehnend, wie ich es vermutet hatte. Im Gegenteil, er erklärte, dass eine Rückkehr Deutschlands in die Völkerbundsorganisation wohl im Bereich der Möglichkeiten liege. Das Ideal von Genf sei durchaus zu billigen, aber die Art, wie es bisher in die Praxis umgesetzt worden sei, hätte zu allzuvielen berechtigten Beanstandungen Deutschlands Anlass gegeben. Das Reich könne nur als völlig und in jeder Hinsicht gleichberechtigter Partner wieder nach Genf zurückkehren. Das sei unmöglich, solange der Versailler Vertrag mit der Völkerbundsatzung verknüpft sei. «Ausserdem müssten wir auch in irgendeiner Weise an dem System der Kolonialmandate beteiligt sein wenn wir uns wirklich als gleichberechtigte Macht betrachten sollen», fügte er noch schnell hinzu, bog aber jede Diskussion der Kolonialfrage sofort mit der Bemerkung ab, dass «Deutschland im Augenblick keine Kolonialforderungen vorzubringen habe».

Bis nach 7 Uhr abends zog sich dieses Gespräch hin. Die Hälfte der Zeit wurde natürlich durch meine Übersetzung in Anspruch genommen. Ausserdem wiederholte sich Hitler, wie es seine Art war, des Öfteren in Punkten, die ihm besonders am Herzen lagen. Auch verlief das Gespräch gelegentlich in einer gewissen Unordnung, da niemand den Vorsitz führte und es auch kein Programm gab. Aber es war alles in allem doch besser verlaufen, als ich zu Anfang geglaubt hatte. Nach dem ersten befriedigenden Eindruck des Vormittags glaubte ich allerdings, bei den Engländern einen leichten Temperaturrückgang zu spüren; er war wohl darauf zurückzuführen, dass Hitler trotz seiner betonten Freundlichkeit und seiner geschickten (Genfer) Formulierungen im Grunde genommen in allen Punkten ein Nein ausgesprochen hatte.

Abends gab der Aussenminister von Neurath im Reichspräsidentenpalais zu Ehren der englischen Besucher ein Diner, an dem insgesamt ungefähr 80 Gäste, darunter Hitler mit sämtlichen Reichsministern, viele Staatssekretäre und Parteigrössen sowie der englische Botschafter Sir Eric Phipps und die höheren Beamten der Botschaft teilnahmen.

Ich sass an der Tafel neben Hitler, musste die ganze Zeit über reden und stand hungrig vom Tisch wieder auf, da ich auch die schönsten Speisen immer wieder ungenossen forträumen lassen musste. Ich hatte mir damals noch nicht die Technik späterer Jahre angeeignet, die mir gestattete, bei Banketten gleichzeitig zu arbeiten und zu essen, indem ich speiste, während meine «Kunden» mir ihre Texte zusprachen, und mit dem Essen aufhörte, sobald ich dann übersetzen musste. Das Verfahren entsprach vielleicht nicht ganz dem diplomatischen Knigge, aber es wurde allgemein auch von hohen Protokollchefs als eine Patentlösung für Dolmetscher an Bankettischen anerkannt.

Der nächste Vormittag war der eingehenden Erörterung der deutschen Rüstung gewidmet. Zu Anfang entstand ein leichtes Geplänkel zwischen Simon und Hitler, als der englische Aussenminister erneut den grundsätzlichen Standpunkt Grossbritanniens darlegte und vor allem betonte, dass man die Erörterung über den deutschen Rüstungsstand nicht so auffassen dürfe, als gehe England von seinem ursprünglichen Standpunkt ab. Es vertrete nach wie vor die Auffassung, dass Verträge nur durch Vereinbarungen geändert werden könnten und nicht durch einseitige Aufkündigung.

Hitler erwiderte darauf mit seiner bekannten These, dass nicht Deutschland, sondern die andern Mächte sich zuerst über die Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages hinweggesetzt hätten, indem sie «die klare Verpflichtung, selbst abzurüsten, nicht erfüllten», und fügte dann lachend hinzu: «Hat sich vielleicht Wellington, als ihm Blücher zu Hilfe kam, zunächst im englischen Auswärtigen Amt bei den Juristen erkundigt, ob die preussische Mannschafftsstärke auch im Einklang mit den geltenden Verträgen stand?»

Auf beiden Seiten wurden die Ansichten ohne jede Schärfe vorgebracht. Die Engländer waren offensichtlich bemüht, es in dieser grundsätzlichen Frage zu keinem Zwischenfall kommen zu lassen. Das glaubte ich der sehr vorsichtigen, ja fast schonenden Art entnehmen zu können, in der Simon den englischen Vorbehalt aussprach. Aber auch Hitler war im Vergleich zu seinen öffentlichen Äusserungen über das Abrüstungsthema ausserordentlich mässig im Ton, obwohl er es an Klarheit nicht fehlen liess. «An der Wehrpflicht lassen wir nicht rütteln», erklärte er, «aber über die Effektivstärke sind wir zu Verhandlungen bereit. Die einzige Bedingung ist jedoch die Parität zu Lande und in der Luft mit dem stärkstwaffneten Nachbarlande.»

Auf eine Frage von Simon, wie hoch Hitler denn unter den damals herrschenden Verhältnissen die Rüstungsbedürfnisse Deutschlands veranschlage, erwiderte dieser: «Wir könnten uns mit 36 Divisionen begnügen, d.h. mit einer Armee von 500'000 Mann.» Das sei aber die Gesamtforderung einschliesslich einer SS-Division und der militarisierten Polizei. Eine gewisse Verwirrung entstand bei diesem Punkt dadurch, dass Hitler fast in gleichem Atemzuge mit der Nennung der SS den Parteiorganisationen allgemein jeden militärischen Wert absprach, wie dies schon Heydrich in Genf getan hatte. Wohl in Erinnerung an die Genfer Erörterungen über diese Frage, denen Eden als Vertreter Grossbritanniens beigewohnt hatte, drückte dieser einige Zweifel darüber aus, dass die Parteiorganisationen keinen militärischen Wert haben sollten. «Sie sind doch wohl mindestens als Reservisten zu betrachten.»

Simon wollte wohl eine längere Erörterung über diesen sehr umstrittenen Punkt vermeiden, deshalb steuerte er sofort auf das Thema zu, das die Engländer an der ganzen deutschen Rüstung damals am meisten in-

teressierte: die Luftwaffe. «Wie stark müsste Ihrer Ansicht nach, Herr Reichskanzler, die deutsche Luftwaffe sein?»

Hitler vermied es, genaue Angaben zu machen. «Wir brauchen die Parität mit Grossbritannien und mit Frankreich», erklärte er, fügte dann aber sofort hinzu: «Sollte allerdings die Sowjetunion ihre Luftstreitkräfte in starkem Masse erhöhen, würde Deutschland auch seinerseits seine Luftmacht entsprechend vergrössern müssen.»

Simon aber wollte mehr wissen. «Darf ich fragen, wie hoch die deutsche Luftrüstung im gegenwärtigen Augenblick ist?» Hitler zögerte. Dann sagte er: «Wir haben die Parität mit Grossbritannien bereits erreicht.» Simon erwiderte nichts. Eine Weile sprach niemand ein Wort. Auf den Gesichtern der beiden Engländer glaubte ich eine betretene Überraschung und Zweifel an der Richtigkeit der Hitlerschen Angabe zu erkennen. Dieser Eindruck wurde mir im folgenden und in späteren Jahren noch mehrmals durch den englischen Luftfahrtminister Lord Londonderry bestätigt, bei dessen Unterhaltungen mit Göring ich fast immer als Dolmetscher zugegen war. Dabei kehrten regelmässig das Thema der deutschen Luftstärke von 1935 und die Frage wieder, ob Hitlers Angaben damals nicht doch übertrieben gewesen seien. Im Zusammenhang mit der Frage der deutschen Luftrüstung erörterten Hitler und Simon auch kurz den Abschluss eines Luftpaktes zwischen den Locarnomächten. In dieser Vereinbarung sollten sich die Unterzeichner des Locarno-Abkommens im Falle eines Angriffs mit ihren Luftstreitkräften sofort gegenseitig zu Hilfe eilen. «Ich bin bereit, einem solchen Pakt beizutreten», wiederholte Hitler eine bereits früher gemachte Zusage. «Aber das kann ich natürlich nur, wenn Deutschland selbst über die entsprechenden Luftstreitkräfte verfügt», setzte er mit einer Logik hinzu, gegen die die Engländer nichts einzuwenden wussten.

Von sich aus kam Hitler dann auf die Rüstung zur See zu sprechen und nannte die später durch den Flottenvertrag berühmt gewordenen 35% der englischen Flottenstärke als deutsche Forderung. Die Engländer sagten zwar bei diesem Gespräch nicht, wie sie dazu stünden, aber da sie keine Einwendungen erhoben, konnte man wohl annehmen, dass sie innerlich einverstanden waren.

Mittags war ein Frühstück auf der britischen Botschaft, an dem auch Hitler teilnahm. Es war das erste Mal, dass er sich auf einer fremden Botschaft zeigte. Auch Göring und andere Kabinettsmitglieder waren anwesend. Im Empfangssalon hatte der englische Botschafter, Sir Eric Phipps, seine Kinder aufgestellt, die Hitler ihre kleinen Ärmchen im Deutschen Gruss entgegenstreckten und ihn, soviel ich mich erinnere, sogar mit einem etwas verschämten «Heil» begrüsst.

Unmittelbar nach dem Frühstück wurden die Besprechungen in der Reichskanzlei wieder aufgenommen, ohne dass in den Hauptfragen noch irgendwelche neuen Gesichtspunkte hervorgetreten wären. Viel Zeit

nahm Hitlers Lieblingsthema Sowjetrussland in Anspruch. Besonders heftig wandte er sich gegen die Bemühungen der Sowjets, nach Westen vorzustossen, und nannte dabei die Tschechoslowakei den «vorgesobenen Arm Russlands».

Das zweite Steckenpferd Hitlers bei diesen Unterhaltungen war die deutsche Gleichberechtigung. Selbstverständlich müsse das Reich sämtliche Waffengattungen besitzen, über die auch andere Länder verfügten; er sei aber bereit, an Abmachungen mitzuwirken, durch welche die in Genf als Offensivwaffen bezeichneten Rüstungen verboten würden. Ebenso könne er seine Zustimmung zu einer Rüstungsüberwachung geben, selbstverständlich auch wieder nur auf dem Boden der Gleichberechtigung, d.h. wenn die Überwachung gleichzeitig bei allen anderen Ländern erfolge.

Geduldig hörten sich Simon und Eden alles, einschliesslich der vielfachen Wiederholungen, an. Ich musste mehrmals an die Genfer Abrüstungsverhandlungen zurückdenken. Noch vor zwei Jahren wäre in Genf der Himmel eingestürzt, wenn deutsche Vertreter derartige Forderungen erhoben hätten, wie es hier Hitler tat, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. Dabei drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf, ob Hitler nicht doch mit seiner Methode der vollendeten Tatsachen weitergekommen sei, als es mit der Verhandlungsmethode des Auswärtigen Amtes möglich gewesen wäre. Diese Zweifel kamen mir besonders, wenn ich beobachtete, wie gelassen Simon und Eden sich all diese Äusserungen Hitlers anhörten. Sie hatten selbstverständlich ihre Vorbehalte gemacht, hatten deutlich die Linie der Vertragstreue und der Sicherheitsgarantien, wie ich sie aus Genf her gewohnt war, eingehalten und sogar nachdrücklich Hitler gegenüber betont. Aber trotzdem, die blosse Tatsache ihrer Anwesenheit und dieses Meinungs austausches über Dinge, die in Genf jahrelang völlig tabu gewesen waren, beeindruckten mich damals stark.

Den Abschluss dieser denkwürdigen Tage bildete ein Abendempfang, den Hitler seinen Gästen in kleinem Kreise gab. Die damals noch bescheidenen Empfangsräume der Brüning'schen Reichskanzlei bildeten für diese Veranstaltung einen hervorragenden Rahmen. Hier war nichts übertrieben oder grossspurig. Möbel, Teppiche und Gemälde, ja sogar die Blumendekorationen waren mit sehr viel Geschmack zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt worden. Unaufdringlich und zurückhaltend wie die Farben und die Beleuchtung wirkte auch der Gastgeber selbst. Hitler war manchmal fast etwas schüchtern, ohne allerdings unbeholfen zu sein. Während er am Tage bei den Verhandlungen in einem braunen Uniformrock und der roten Hakenkreuzbinde um den linken Arm aufgetreten war, erschien er jetzt im Frack, einem Kleidungsstück, das sich irgendwie gegen ihn zu sträuben schien. Ich habe ihn auch nur bei wenigen Gelegenheiten in diesem «plutokratischen»

Festanzug gesehen, und jedesmal wirkte Hitler darin wie jemand, der sich einen Frack zu irgendeiner seltenen Veranstaltung geliehen hat.

An jenem Abend war er trotz seines ungewohnten Festgewandes ein charmanter Gastgeber. Er bewegte sich so natürlich und ungezwungen unter seinen Gästen, als sei er in die Atmosphäre eines grossen Hauses hineingeboren worden. Während der Konzertdarbietungen – ich glaube Schlusnus, Patzak und die Ursuleac sangen, überwiegend Wagner – hatte ich reichlich Gelegenheit, die Engländer zu beobachten. Deutlicher noch als während der Verhandlungen fiel mir das sympathische Interesse auf, das Simon Hitler entgegenbrachte. Der englische Aussenminister liess während des Konzertes seine Augen umherschweifen. Freundlich betrachtete er Hitler eine Weile, dann wanderten seine Blicke zu den Gemälden, zu den Möbeln und zu den Blumen. Er schien sich in dem Hause des deutschen Reichskanzlers wohlfühlen.

Auch Eden nahm mit sichtlichem Interesse und nicht ohne Sympathie seine Umgebung in sich auf. Aber in seinen Augen lag nicht die freundliche Wärme, die ich bei Simon zu erkennen glaubte. Sein Gesicht zeigte in stärkerem Masse nüchterne, scharfe Beobachtung der Personen und der Dinge; seine Skepsis war deutlich erkennbar, ausser bei den künstlerischen Darbietungen, denen auch Eden mit restloser Bewunderung folgte.

Von den anwesenden Deutschen zeigte eigentlich nur der Aussenminister Freiherr von Neurath eine ungezwungene Unabhängigkeit in seiner Haltung. Alle anderen, insbesondere auch Ribbentrop, der damals noch Beauftragter für Abrüstungsfragen war, wirkten farblos und schemenhaft, wie die vom Maler mehr andeutungsweise ausgeführten Nebenfiguren im Hintergründe eines historischen Gemäldes.

Gegen 11 Uhr abends verabschiedete sich Eden, um mit dem Zuge nach Warschau und Moskau weiterzureisen. Sein Besuch bei Stalin wurde ihm übrigens in der Umgebung Hitlers sehr verübelt. «Es ist direkt taktlos von Eden», sagte mir ein alter Nationalsozialist in der Reichskanzlei, «dass er sich unmittelbar nach dem Besuch beim Führer zu dem Sowjethäuptling begibt.»

Etwas später brach auch Simon auf und begab sich ins Hotel Adlon zurück. Er flog am nächsten Vormittag nach London.

Ich reiste ebenfalls am anderen Morgen ab, und zwar nach Rom zu Handelsvertragsverhandlungen, so dass ich von dem unmittelbaren Eindruck, den die Engländer auf Hitler gemacht hatten, nichts weiter erfuhr als das, was ich selbst beobachtet hatte. In den kurzen Verhandlungspausen hatte sich Hitler recht anerkennend über Simon geäussert. «Ich habe den Eindruck, dass ich gut mit ihm auskommen würde, wenn wir ernsthaft mit den Engländern ins Gespräch kämen», hörte ich ihn ein-

mal zu Ribbentrop sagen. Eden dagegen wurde von Hitler zurückhaltender beurteilt, vor allem wegen der Fragen, die dieser im Laufe der Verhandlungen stellte, um die Absichten Hitlers in Einzelpunkten herauszubekommen. Präzise Fragen liebte Hitler nicht, besonders nicht in Verhandlungen mit fremden Politikern. Das habe ich während meiner Arbeit für ihn immer wieder feststellen können. Allgemeine Entwicklungen, grosse Linien, historische Perspektiven und weltanschauliche Gedankengänge zog er vor. Konkreten Einzelheiten wich er meistens aus, denn bei ihrer Behandlung hätten sich seine wahren Absichten allzu deutlich abgezeichnet.

In dem um diese Jahreszeit schon fast sommerlich warmen Rom war ich eine Weile lang den politischen Fragen völlig entrückt. Handelsstatistiken, Einfuhrkontingente und Zollsätze bildeten einige Wochen hindurch wieder einmal den Hauptgegenstand meiner Arbeit. Die italienische Hauptstadt mit ihrer herrlichen Umgebung begünstigte in jenen Tagen bei uns Deutschen den Optimismus über die Weiterentwicklung der politischen Lage, den ich aus Berlin unter dem frischen Eindruck des deutsch-englischen Gesprächs mitbrachte. Allerdings hatte ich, wie aus weiter Ferne, an meinem Radioapparat bereits die Erklärung Simons im Unterhaus gehört, dass «erhebliche Meinungsverschiedenheiten mit den Deutschen in Berlin zutage getreten seien».

Zum Rundfunk hatte ich ein besonderes Verhältnis. In einer Zeit, als es noch eine grosse Sensation war, besass ich schon einen Kofferapparat, der während der Reise oder in den Hotels für meine Unterrichtung sorgte. Ich hatte ihn ursprünglich aus beruflichen Rücksichten angeschafft, denn wenn ich regelmässig englische und französische Nachrichtensendungen abhörte, war ich am Abend eines jeden Tages im Besitz der fremdsprachlichen Formulierungen über die wichtigen politischen oder sonstigen Ereignisse. Das ist für die Arbeit eines Dolmetschers von ausserordentlicher Wichtigkeit; er soll ja nicht übersetzen, sondern eine bestimmte Idee oder einen Begriff dem fremden Gesprächspartner in der Fassung vorsetzen, in der dieser sie aus der Tagesdiskussion im eigenen Lande gewohnt ist. Dieses Ziel lässt sich am schnellsten durch das Radio und durch die Lektüre der ausländischen Zeitungen erreichen. So begleitete mich dieser Radioapparat überall hin. Er war gewissermassen das stabile Element in meinem sonst recht unruhigen Dasein, denn wo ich auch war, überall ertönte aus ihm zur gleichen Zeit auf der gleichen Wellenlänge die gleiche Stimme des englischen oder französischen oder deutschen Nachrichtensprechers. Jeden Morgen trug mir mein kleiner Apparat beim Ankleiden die Leitartikel der wichtigsten europäischen Zeitungen aus London, Paris oder Berlin auszugsweise vor, und wenn ich mich an den Frühstückstisch setzte, war ich mühelos und ohne Zeitverschwendung sprachlich und sachlich gut unterrichtet und konnte meine eigene Arbeit dann mit um

so grösserer Sicherheit beginnen. Und das Gefühl der Sicherheit ist nicht nur für die Franzosen, sondern auch für die Dolmetscher von grösster Bedeutung!

So hatte mir auch der Pariser Ansager während meines Aufenthaltes in Rom mehrere Tage hintereinander bei der Morgentoilette die ent-rüsteten französischen Pressestimmen über den Besuch der Engländer in Deutschland vorgelesen. Ich hatte Eden auf seinem Wege über War-schau nach Moskau und Prag verfolgen können, und allein die Namen dieser Städte hätten mir auch ohne Rundfunkkommentare gezeigt, dass der Lordsiegelbewahrer anscheinend bemüht war, den Kreis umDeutsch-land, um nicht zu sagen gegen Hitler, wieder fester zu schliessen. Aber mein unmittelbarer Eindruck von den Berliner Gesprächen und die rö-mische Atmosphäre liessen dennoch bei mir die Überzeugung bestehen, dass es mit der Solidarität der Gegner des nationalsozialistischen Deutschlands nicht allzu weit her sein könne.

Plötzlich trat jedoch in Italien selbst ein Ereignis ein, das mich eines anderen belehrte. Am 11. April fand in Stresa am Lago Maggiore eine gross aufgezugene Konferenz statt, an welcher der britische Premier-minister MacDonald, Aussenminister Sir John Simon, der französische Ministerpräsident Laval, sein Aussenminister Flandin und Mussolini teilnahmen. In der Schlussresolution erklärten England, Frankreich und Italien «einmütig, sich mit allen geeigneten Mitteln jeder einseitigen Aufkündigung von Verträgen zu widersetzen.» Das war eine Antwort der drei westeuropäischen Grossmächte auf Hitlers Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liess. Weit weniger bedrohlich wäre diese Erklärung uns aller-dings erschienen, wenn wir damals bereits gewusst hätten, was uns heute aus den Memoiren Churchills bekannt ist, dass nämlich der eng-lische Aussenminister gleich zu Beginn der Verhandlungen betonte, er sei nicht in der Lage, Sanktionen für den Fall einer Vertragsver-letzung ins Auge zu fassen. Dass die «Einmütigkeit» auf so schwachen Füssen stand, vermuteten damals höchstens Optimisten.

Bereits einige Tage später, am 17. April, folgte der zweite Schlag. Deutschlands Vorgehen wurde vom Völkerbundrat verurteilt. «Durch sein eigenmächtiges Vorgehen hat es den Versailler Vertrag gebrochen und die Sicherheit Europas bedroht.»

Der dritte Schlag kam mit dem Bündnisvertrag, den Laval am 2. Mai mit der Sowjetunion abschloss. Als ich danach wieder in Berlin eintraf, fand ich im Auswärtigen Amt eine sehr gedrückte Stimmung vor. Die Isolierung Deutschlands schien vollständig zu sein. Als Antwort auf Hitlers aussenpolitische Methoden hatte sich eine antideutsche Koalition aller Grossmächte Europas einschliesslich der Sowjetunion gebildet. Dass es aber auch dieser Koalition in hohem Masse an innerer Festigkeit fehlte, das erlebte ich sehr bald danach in Polen und in London.

Überraschend erhielt ich die Weisung, Göring zu den Beisetzungsfeierlichkeiten für Marschall Pilsudski nach Warschau und Krakau zu begleiten, da sich möglicherweise eine Gelegenheit zu politischen Gesprächen mit Laval ergeben könnte. So fuhr ich denn mit Göring und einer kleinen Delegation am Abend des 16. Mai in seinem Salonwagen vom Bahnhof Friedrichstrasse ab. Damals reiste der spätere Reichsmarschall noch nicht mit einem ganzen Sonderzug, sondern begnügte sich damit, seinen Wagen an den fahrplanmässigen Zug anhängen zu lassen. Als ich mich in dem mir zugewiesenen Abteil gerade häuslich niedergelassen hatte, um aus dem unvermeidlichen Kofferradio noch die neuesten Abendmeldungen abzuhören, stand Göring plötzlich in voller Grösse und Breite im Gang vor meiner Tür.

«Ich muss mich bei Ihnen wegen der Unterbringung in diesem engen Schlafabteil entschuldigen», sagte er zu meiner grenzenlosen Überraschung. «Ich bin sonst ein besserer Gastgeber, aber meine Leute haben nicht aufgepasst. Dem Schuldigen werde ich gehörig den Kopf waschen.»

Ich erwiderte ihm, ich hätte an meiner Unterbringung nicht das geringste auszusetzen und würde sicherlich grossartig schlafen. Er aber machte mich lachend darauf aufmerksam, dass ich in der Küche seines Wagens untergebracht worden sei. Die geschickt hinter einer Rollwand verborgene Kochgelegenheit war mir bisher nicht aufgefallen.

Der deutsche Botschafter von Moltke erwartete uns in der Frühe am Warschauer Bahnhof und geleitete uns zu einem kurzen Frühstück ins Botschaftsgebäude. Von dort begaben wir uns direkt zur Trauerfeier in die Kathedrale von Warschau.

Sie war äusserst geschmackvoll mit polnischen Fahnen dekoriert. Die Fenster waren mit schwarzem Stoff verhängt, so dass der grosse Raum in einem düsteren Halbdunkel dalag. Von der Decke her beleuchtete ein starker Scheinwerfer den Sarg des polnischen Nationalhelden, auf dem der Degen und die berühmte Legionärsmütze des Marschalls lagen.

In der Trauergemeinde sah man viele glänzende Uniformen im Dunkel des Kirchenschiffes. Neben Laval, der, soeben aus Moskau zurückgekehrt, im Frack auf einer der ersten Bänke sass, entdeckte ich Marschall Pétain in grosser Uniform. Gleich dahinter sass eine englische Offiziersabordnung, und dann folgte die deutsche Delegation mit Göring in der Uniform eines Generals der Flieger. Selbst eine sowjetrussische Abordnung konnte ich in der Kathedrale erkennen. Ihre Uniformen waren die einfachsten in dieser glänzenden Versammlung.

Fast zwei Stunden dauerte die religiöse Feier. Während dieser Zeit gingen meine Gedanken zurück nach Genf, wo ich den toten Marschall vor Jahren anlässlich des polnisch-litauischen Streitfalles vor dem Völkerbundrat persönlich kennengelernt hatte. «Ich bin hierher ge-

kommen, um das Wort Frieden zu hören», hatte er damals gesagt. «Alles übrige ist Unsinn, mit dem sich mein Aussenminister befassen kann.»

Nach Schluss der Feier wurde der Sarg Pilsudskis auf einer Lafette durch ganz Warschau zum Truppenübungsplatz Mokotow gefahren. Einer der glänzendsten Trauerzüge, die Warschau wohl je erlebt hat, bewegte sich vier Stunden lang durch die Strassen der polnischen Hauptstadt.

Es war damals im Mai schon recht warm, ja fast schwül, so dass der langsame Marsch durch die Stadt und das anschliessende stundenlange Herumstehen bei der Trauerparade an die Trauergäste, die derartige Anstrengungen nicht gewohnt waren, ausserordentliche Anforderungen stellte. Schwer atmend ging Göring mit wuchtigen Schritten vor mir her. Er hielt aber bis zum Ende aus, während der alte Marschall Pétain nach einiger Zeit einen Wagen bestieg und in ihm am Zuge weiter teilnahm. Riesige Menschenmassen standen zu beiden Seiten der Strassen, durch die sich der Trauerzug bewegte. An einer Stelle brach ein überlasteter Balkon, und es drohte sich der Menschenmasse eine Panik zu bemächtigen, weil keiner wusste, was eigentlich geschehen war.

Todmüde kehrten wir dann am Abend in unseren Salonwagen zurück, um nach Krakau zu fahren. Der Sarg wurde auf einem offenen Wagen transportiert und bewegte sich, hell von zwei Scheinwerfern beleuchtet, gespenstisch durch die nächtliche polnische Landschaft. Überall an der Strecke konnte man im Dunkel die Gesichter von polnischen Bauern erkennen, die in Gruppen an der Bahnstrecke standen, um dem Marschall die letzte Ehre zu erweisen.

In Krakau fand am nächsten Morgen noch einmal ein dreistündiger Trauerzug statt, bis der Sarg im Wawel-Schloss beigesetzt wurde. Im Hotel de France gab Aussenminister Beck den ausländischen Delegationen ein Frühstück, bei dem ich Göring in einigen kurzen Gesprächen mit Pétain, den Engländern und Laval unterstützte. Laval und Göring verabredeten sich zu einer längeren Aussprache für den Nachmittag. Es war deutlich, dass nicht nur Göring diese Unterredung wünschte, sondern dass auch Laval gern die Gelegenheit wahrnahm, mit uns ins Gespräch zu kommen.

Diese Unterhaltung fand dann nachmittags im gleichen Hotel statt. Auf französischer Seite nahm an ihr nur noch der Kabinettschef Lavals, Rochat, teil, während ich der einzige Begleiter Görings war.

Die Besprechung dauerte über zwei Stunden und war in gedrängter Form ein Gegenstück zu den Unterhaltungen zwischen Hitler und Simon, bei denen ich vor einigen Wochen in Berlin gedolmetscht hatte. Es handelte sich um genau die gleichen Themen, aber gerade deshalb traten die Unterschiede zwischen den Gesprächspartnern vom März und vom Mai für mich um so deutlicher in Erscheinung.

Der breite, massige Göring hatte in seiner Verhandlungsweise wenig von der taktisch wohlüberlegten Art Hitlers an sich. Er redete «frei von der Leber weg», ohne Umschweife und diplomatische Feinheiten. «Hoffentlich haben Sie sich mit den Bolschewiken in Moskau gut verstanden, Herr Laval», so begann er die Unterhaltung gleich an dem empfindlichsten Punkt, dem französisch-russischen Beistandspakt und den Besprechungen zwischen Stalin und Laval in Moskau. «Wir kennen die Bolschewisten in Deutschland besser als Sie in Frankreich», fuhr er dann fort, «wir wissen, dass man sich mit ihnen unter keinen Umständen einlassen darf, wenn man nicht Schaden nehmen will. Sie werden das in Frankreich noch zu spüren bekommen. Passen Sie nur auf, was Ihre Kommunisten in Paris jetzt für Schwierigkeiten machen werden», und dann folgte eine Anklagerede, wie sie Hitler vor Simon gegen die Russen gehalten hatte, zum Teil fast mit dem gleichen Wortlaut. Ich erlebte hier zum ersten Male etwas, das mir bei späteren Unterhaltungen der nationalsozialistischen Prominenten mit Ausländern immer von neuem sehr auffiel: die fast wortgetreue Wiederholung der Argumente Hitlers. Ich musste als Dolmetscher auf die einzelnen Formulierungen natürlich genau achtgeben und konnte daher feststellen, wie sehr die Ausführungen der Gefolgsleute mit denen Hitlers übereinstimmten. Manchmal hatte ich den Eindruck, als würde ein und dieselbe Grammophonplatte, nur mit einer anderen Stimme und in einem anderen Temperament, vorgetragen.

Diese Beobachtung machte ich auch hier in Krakau bei den übrigen Punkten, die Göring zur Sprache brachte: Abrüstung oder vielmehr deutsche Aufrüstung, zweiseitige Pakte anstatt der kollektiven Sicherheit, Vorbehalte gegenüber dem Völkerbund, ohne dass Deutschlands Wiedereintritt ausgeschlossen erschien, Luftpakt und vieles andere mehr. Natürlich konnte Göring wegen der Kürze der Zeit nicht so in die Einzelheiten gehen wie Hitler in Berlin. Er tat das auch später nie und hielt sich noch mehr als dieser an das Allgemeine, an die Grundideen und die weltanschaulichen Überlegungen; er liebte die Präzision noch weniger als Hitler. Über technische Schwierigkeiten ging er meistens mit einer wegwerfenden Handbewegung hinweg. Trotzdem aber fehlte es ihm nicht an diplomatischem Geschick. Ich habe ihn später in sehr delikaten Situationen erlebt. Mit einer Nuancierung, wie man sie diesem wohlbeleibten Kraftmenschen, der in der deutschen Öffentlichkeit mehr als urwüchsiger Polterer bekannt war, nicht zugetraut hätte, wusste er sehr heikle Fragen ausserordentlich geschickt zu behandeln.

Das zeigte sich hier in Krakau zum ersten Male bei der Erörterung des deutsch-französischen Verhältnisses, das in diesem Gespräch mit Laval natürlich eines der Hauptthemen bildete. Mit recht überzeugenden Worten verstand es Göring, den Wunsch Deutschlands glaubhaft zu machen, mit Frankreich zu einer Generalvereinigung zu gelangen.

Irgendwelche konkreten Einzelheiten kamen dabei allerdings nicht zur Sprache: es war mehr der Eindruck seiner Worte und seiner Persönlichkeit, der auf Laval wirkte. Jeder Unvoreingenommene musste die Überzeugung gewinnen, dass Göring, der soeben noch seinem Herzen über die Russen und den Völkerbund ohne Umschweife Luft gemacht hatte, der nicht in feingeschliffener Rede, sondern manchmal recht unbeholfen in durcheinandergewirbelten Sätzen und in reichlich volkstümlicher Ausdrucksweise die Dinge so beschrieb, wie sie der Mann auf der Strasse wohl sehen mochte, die Wahrheit sagte: «Sie können davon überzeugt sein, Herr Laval, dass das deutsche Volk keinen sehnlicheren Wunsch hat, als seinen jahrhundertelangen Streit mit dem französischen Nachbarn nun endlich zu begraben. Wir achten Ihre Landsleute als tapfere Soldaten, wir stehen voller Bewunderung vor den Leistungen des französischen Geistes, der alte Zankapfel Elsass-Lothringen existiert nicht mehr. Also was sollte uns da noch hindern, wirklich gute Nachbarn zu werden?»

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf Laval nicht. Er bezeugte seinerseits, wie stark er stets für die deutsch-französische Annäherung eingetreten sei, und rief mich zum Zeugen für die Bemühungen an, die er 1931 während seiner Berliner Besprechungen mit Brüning im Interesse einer deutsch-französischen Verständigung unternommen hatte. Ich konnte dies mit gutem Gewissen bestätigen, denn ich hatte sowohl während der Pariser Besprechungen auf der Sechsmächtekonferenz als auch im Herbst des gleichen Jahres in Berlin von Laval den Eindruck gewonnen, dass er es ehrlich meinte und ohne Hintergedanken auf ein gutnachbarliches Verhältnis zwischen den beiden Ländern hinstrebte. Natürlich sagte auch Laval nicht, wie er sich eine deutsch-französische Regelung im Einzelnen dachte. Gerade das aber erschien mir wesentlich. Ich wusste ja aus den zahllosen Besprechungen in Genf und in Paris, wie schwer es war, zu einem Ergebnis zu gelangen, sobald man erst einmal in die Einzeldiskussion hineingeriet.

Interessant war mir übrigens, dass auch Laval, ähnlich wie Eden in Berlin, uns über die Absichten der Russen zu beruhigen suchte. «Ich habe in Moskau keinerlei Anzeichen vorgefunden, die daraufhin deuten könnten, dass Russland kriegerische Absichten gegen Deutschland hegt», sagte Laval in fast wörtlicher Übereinstimmung mit dem englischen Lordsiegelbewahrer. Stalin schilderte er als einen durchaus umgänglichen Mann, «der mit sich reden lässt». In ähnlicher Weise äusserte sich Ribbentrop 1939 zu mir, als ich ihn kurz vor Kriegsausbruch im August nach Moskau zum Abschluss des sensationellen deutsch-russischen Paktes begleitet hatte; und auch Roosevelt hat sich nach seiner ersten Begegnung mit Stalin in Yalta zu seinem Sohn und später zu einigen seiner Mitarbeiter in diesem Sinne ausgesprochen. Wenn ich an das denke, was ich von Ausländern nach Unterredungen mit Hitler

gehört habe, so könnte ich fast versucht sein zu glauben, dass die Diktatoren irgendwie einen besonderen Zauber auf ihre Gesprächspartner ausüben. Im Übrigen stellte Laval den Abschluss des russisch-französischen Bündnisses auch als eine Art innerpolitische Notwendigkeit für Frankreich hin. «Gewisse Ereignisse in Deutschland», so sagte er, «und manches, was in Ihrem Lande gegen Frankreich gesagt und geschrieben worden ist, haben bei meinen Landsleuten im Verein mit der deutschen Aufrüstung eine solche Beunruhigung erzeugt, dass alles, was diese Befürchtungen mildert oder aufhebt, indirekt der deutsch-französischen Verständigung zugutekommt.» Diese Argumentation beleuchtete gleichzeitig die Art der Laval'schen Verhandlungsführung. Nie verleugnete er den geschickten Anwalt; seine Formulierungen hatten stets das Signum der feingeschliffenen Kunst eines französischen Plädoyers. Auch hier in Krakau fand ich meine früheren Eindrücke von Laval bestätigt. Er schien mir zu den «hommes de bonne volonté» zu gehören, die aus Überzeugung für den Frieden eintraten. Damals hätte ich ihn ohne weiteres in eine Reihe mit Herriot und Briand gestellt.

Der Haupteindruck, den ich aus diesem Gespräch in Krakau mit nach Berlin brachte, war der, dass es für Deutschland bei einer einigermaßen vernünftigen Aussenpolitik jederzeit möglich sein würde, aus der Isolierung wieder herauszukommen, in die es durch die unpsychologischen Methoden Hitlers hineingeraten war. Nach der überraschenden Wendung, die durch den englischen Besuch im März in der internationalen Lage des Reiches eingetreten zu sein schien, bildete für mich das Gespräch zwischen Göring und Laval eine ebenso deutliche Abweichung von der Isolierungstendenz, die sich im Laufe des April in den Verhandlungen zwischen England, Frankreich, Italien und im Mai in dem Abschluss des französisch-russischen Vertrages gezeigt hatte. Ich erblickte in den Berliner und Krakauer Besprechungen ein Zeichen für den Wunsch Englands und Frankreichs, es nicht zu einem endgültigen Bruch mit Deutschland kommen zu lassen, sondern zu versuchen, das Reich aus der Isolierung heraus wieder in die Gemeinschaft der Nationen zurückzuführen.

Den gleichen Eindruck hatte auch Göring, mit dem ich auf der Rückfahrt nach Berlin noch längere Zeit über die allgemeine Lage sprach. Im Gegensatz zu Hitler war er Einwendungen und Gegenargumenten durchaus zugänglich. Er erkundigte sich genau bei mir über meine früheren Eindrücke von Laval. Er wollte wissen, wie das Verhältnis Briand-Stresemann gewesen war, und quittierte meine Bemerkung, Stresemann habe durch die Befreiung des Rheinlandes von einer fremden Truppenmacht ohne eigene Armee eine aussenpolitische Rekordleistung vollbracht, mit den nachdenklich ausgesprochenen Worten: «Wenn man es so ansieht, haben Sie eigentlich ganz recht.» Kurz vorher hatte er noch heftig auf das Auswärtige Amt geschimpft. «Was

macht denn so ein Legationsrat eigentlich den ganzen langen Tag über?», hatte er gepoltert, «am Vormittag spitzt er Bleistifte an und nachmittags geht er irgendwo zum Tee.» «Manchmal spitzen auch Ministerpräsidenten Bleistifte an», erwiderte ich ihm unter Hinweis auf Laval, der während der Unterredung, als mir beim fieberhaften Mitschreiben ein Bleistift nach dem anderen abbrach, persönlich meine Arbeitswerkzeuge wieder angespitzt hatte. «Sie habe ich auch gar nicht gemeint», erklärte Göring lachend, «sondern nur die richtigen Diplo-

Als ich nach Berlin zurückkehrte, erhielt ich sofort meinen nächsten Auftrag. Obwohl Deutschland am 17. April offiziell vom Völkerbundrat verurteilt worden war, hatten die Engländer Mitte Mai eine Einladung zu Flottenbesprechungen an den «Vertragsbrecher» nach Berlin geschickt. Ribbentrop wurde unter gleichzeitiger Ernennung zum «Botschafter zur besonderen Verwendung» von Hitler mit der Führung dieser Verhandlungen beauftragt; ich sollte ihn als Dolmetscher begleiten.

Anfang Juni flogen wir in einem Sonderflugzeug in die englische Hauptstadt. Es war die erste von vielen Luftreisen, die ich in der Folgezeit in dieser dreimotorigen Junkersmaschine in die europäischen Hauptstädte machte. Elbe, Mittellandkanal, Steinhuder Meer, Bourtang Moor, holländische Küste, Nordsee, Themsemündung, Flugplatz Croydon. Zum ersten Male rollte die Landschaft wie auf einer Streckenkarte unter mir ab, und in späteren Jahren hätte ich selbst ein Flugzeug ohne Karte nach London steuern können, so oft flog ich zwischen London und Berlin hin und her.

Die Verhandlungen wurden im Foreign Office eröffnet. In Anwesenheit von Simon legte Ribbentrop gleich in einer der ersten Sitzungen die Karten offen auf den Tisch. Deutschland fordere die Anerkennung einer Flottenstärke von 35% im Verhältnis zur Flotte des britischen Weltreichs. «Wenn die englische Regierung diese Bedingung nicht sofort annimmt», erklärte er mit etwas übertrieben wirkender Energie, «dann hat es gar keinen Zweck, diese Verhandlungen fortzusetzen. Wir müssen auf sofortiger Entscheidung bestehen.» Werde die Zustimmung gegeben, so würden sich sämtliche technischen Einzelheiten hinsichtlich der Bauprogramme und der Schiffstypen leicht regeln lassen.

Ich hielt dieses Vorgehen Ribbentrops nicht für geschickt. Es war klar, dass die Engländer angesichts der eben erst erfolgten Verurteilung des Reiches wegen Vertragsbruchs nicht gleich am ersten Verhandlungstage eine Schwenkung um 180° vornehmen und von sich aus offiziell ihre Zustimmung zu einer Verletzung der Marinebestimmungen des Versailler Vertrages geben konnten. Ob nun Ribbentrop aus Mangel

an eigener Erfahrung in internationalen Verhandlungen die Hauptschwierigkeit so undiplomatisch vorbrachte, dass die Verhandlungen leicht hätten scheitern können, ehe sie noch richtig begonnen hatten, ob er aus einer eigensinnigen und krampfhaften Neuerungssucht handelte, wie sie vorher und nachher die nationalsozialistischen Methoden auszeichnete, oder ob er als der getreue Diener seines Herrn lediglich dessen Weisung ohne viel eigene Phantasie schematisch ausführte, war mir damals nicht klar. Dazu kannte ich Ribbentrop noch zu wenig. Erst später merkte ich, dass sein Verhalten sich durch nichts besser versinnbildlichen liess als durch die Handelsmarke der Grammophonfirma «Die Stimme seines Herrn». Genau so wie der Terrier dort scharf und fasziniert auf die aus dem Grammophontrichter heraus-tönende Stimme seines Herrn lauscht, nahm auch Ribbentrop die Worte und Weisungen Hitlers in sich auf und führte sie dann ohne viel eigene Überlegung und Phantasie aus. Von vielen in- und ausländischen Beobachtern wurde er deswegen für dumm gehalten. Er besass eine gehörige Portion Arroganz und Eitelkeit und war von einem nicht zu übertreffenden Misstrauen und Argwohn, wodurch oft ein Eindruck von Dummheit entstehen kann. In den unzähligen Verhandlungen, bei denen ich in späteren Jahren als sein Dolmetscher zugegen war, fehlte es ihm zwar durchaus nicht an Gegenargumenten. Er konnte seine Gedanken mit einiger Klarheit formulieren, hatte Tatsachen und Einzelheiten der zu behandelnden Probleme recht gut im Kopf. Aber ich bin niemals auf den Gedanken gekommen, ihn etwa als einen Staatsmann oder Aussenminister anzusehen. Vor dem Nürnberger Internationalen Gericht hat er sich selbst als aussenpolitischen Sekretär Hitlers bezeichnet und ist damit der Wahrheit meinen Beobachtungen nach recht nahe gekommen. Zu Hitler stand er in einem ausgesprochenen Hörigkeitsverhältnis. War dieser mit ihm unzufrieden, so wurde Ribbentrop krank und legte sich ins Bett wie eine hysterische Frau. Er war eben tatsächlich nichts weiter als die Stimme seines Herrn und erschien daher vielen als gefährlicher Narr.

Damals in London fand ich meinen Eindruck, dass Ribbentrop durch sein Mit-der-Tür-ins-Haus-fallen sehr ungeschickt vorgegangen war, durch die Reaktion von Simon bestätigt. Als ich die Worte Ribbentrops übersetzte, wurde Simon vor Ärger rot. Die väterliche Güte von Berlin war einem zornigen Funkeinseiner braunen Augen gewichen. «Es ist nicht üblich», so entgegnete er mit ziemlicher Heftigkeit, «dass gleich zu Beginn von Verhandlungen derartige Bedingungen gestellt werden. Ich kann selbstverständlich keinerlei Erklärung darüber abgeben», schloss er brüsk seine Ausführungen und verliess mit einem frostigen Gruss die Sitzung. Ich überlegte schon, ob wir auf dem Rückflug wohl wieder so gutes Wetter haben würden, wie auf dem Wege nach Epgland; glaubte ich doch auf Grund meiner früheren Erfahrungen,

dass nun zumindest eine längere Vertagung eintreten würde, wenn nicht gar die Verhandlungen überhaupt ins Wasser fielen. Aber ich hatte mich getäuscht.

Ein oder zwei Tage liessen die Engländer nichts von sich hören, dann aber wurde eine neue Sitzung anberaumt, und zwar nicht mehr im Auswärtigen Amt, sondern in der britischen Admiralität. Die Besprechung fand in dem historischen Board Room, dem Sitzungszimmer des Admiralskollegiums statt; hier waren, wie uns gesagt wurde, schon viele wichtige Entscheidungen gefällt worden, die mit der englischen Marine zusammenhingen. Es war ein grösserer getäfelter Raum; in der Mitte stand ein langer Tisch mit rotledernen Sesseln zu beiden Seiten, auf denen die Delegationen Platz nahmen; ich hatte als Dolmetscher an der Stirnseite des Tisches einen besonders bequemen Sessel, da normalerweise hier der Vorsitzende des Admiralskollegiums zu sitzen pflegte. Wenn man sagt, Kleider machen Leute, so kann man in der Übersetzungskunst manchmal behaupten, der Sitzplatz mache den Dolmetscher. Ich «thronte» bei den nun folgenden Flottenverhandlungen zwischen den beiden Delegationen, und auch in den kompliziertesten marinetechischen Fragen über Schiffstypen, Tonnagen und andere Dinge verlor ich infolge meines «beherrschenden» Standortes nie den Faden.

Links von mir sass die deutsche Delegation, Ribbentrop, Admiral Schuster, Korvettenkapitän Kiderlen, Botschaftsrat Woermann, der deutsche Marineattaché Kapitän Wasner und Legationsrat Erich Kordt; zu meiner Rechten hatte ich den Unterstaatssekretär des Foreign Office, Sir Robert Craigie, Admiral Little und Kapitän Danckwerts. Rechts hinter der englischen Delegation befand sich an der Wand auf halber Höhe ein Windanzeiger, der mit einer Wetterfahne auf dem Dach verbunden war.

«In den Zeiten, als die britische Marine noch aus Segelschiffen bestand», erklärte uns Admiral Little, «war die Windrichtung für die operativen Entscheidungen, die in diesem Raum von den Admirälen getroffen wurden, von ausschlaggebender Bedeutung.» Damit hob er die Hand und zeigte auf eine bestimmte Stelle der Windrose. «Wenn der Wind aus dieser Richtung blies, konnte die französische Flotte ihren Kriegshafen Brest nicht verlassen, und wir Engländer hatten dann den Kanal zu unserer alleinigen Verfügung», fügte er lachend hinzu. Die Zeiten der Segelschiffe waren zwar vorbei, aber der Zeiger der Windrose in diesem altherwürdigen Raum pendelte immer noch unter den Windstössen hin und her. Für uns von der deutschen Delegation hatte er mehrmals ein recht aktuelles Interesse. Als wir z.B. kurz vor Pfingsten während einer Verhandlungspause nach Berlin zurückfliegen wollten, gingen unsere Augen während der letzten Sitzung mehrfach auf den heftig schwankenden Windanzeiger, und wir dachten mit

einiger Besorgnis daran, wie wir wohl in zwei Stunden über der Nordsee in unserer guten Ju hin- und hergeworfen werden würden. Eine weitere Sehenswürdigkeit dieses Raumes war eine kleine Marke, die an der einen Wand angebracht war. Sie bezeichnete, wie uns unser lebenswürdiger Mentor, der englische Admiral, erklärte, die Körpergrösse Nelsons. Mit einer gewissen Überraschung stellten wir fest, dass der englische Seeheld von recht kleiner Statur gewesen sein musste.

Es herrschte, im Gegensatz zu der kühlen Zurückhaltung nach dem Zusammenstoss zwischen Ribbentrop und Simon bei Beginn der Verhandlungen, auf englischer Seite eine recht freundliche Stimmung. Zu meinem Erstaunen verlas Craigie gleich anfangs eine Erklärung, wonach sich die britische Regierung bereit erklärte, Ribbentrops Forderungen anzunehmen. Der einzige Vorbehalt der Engländer bestand darin, dass diese Zusage erst Gültigkeit haben sollte, wenn über alle übrigen Punkte Einverständnis erzielt worden sei. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich diese so völlig unerwartete Äusserung aus dem Munde Graigies vernahm. Widerwillig musste ich mir selbst eingestehen, dass die von mir mit so viel Kritik und Ablehnung betrachtete Methode Ribbentrops anscheinend doch Erfolg gehabt hatte. Es musste den Engländern ausserordentlich viel an einer Einigung mit uns liegen, wenn sie innerhalb von wenigen Tagen so völlig umgefallen waren. Jedenfalls war dieser Vorfall ein Ereignis, das mich in der Folge in meinem Urteil über die Hitlerschen Methoden ausserordentlich unsicher machte. Gerade an diese Szene in der britischen Admiralität habe ich noch oft denken müssen, wenn ich mit innerem Widerstreben Ausführungen von Hitler und Ribbentrop übersetzte, die den Methoden der deutschen Staatsmänner aus der Zeit vor 1933 geradezu ins Gesicht schlugen.

Nach dieser prinzipiellen Einigung dauerte es nicht sehr lange, bis ein vollständiges Übereinkommen erzielt wurde. Ribbentrop war nicht zu Unrecht stolz auf das Ergebnis seiner Verhandlungen. Er fand, im Gegensatz zu der sonst bei ihm üblichen Verkrampfung, sogar einen gewissen umgänglichen Ton im Verkehr mit den Engländern, wie ich ihn von internationalen Verhandlungen her gewohnt war. Der Minderwertigkeitskomplex, den er vorher durch sein schroffes Auftreten auszugleichen gesucht hatte, war hier verschwunden. Nur gelegentlich vergriff er sich noch etwas. So fragten ihn die Engländer gegen Ende der Verhandlungen beiläufig, auf welche Zeitdauer der Vertrag abgeschlossen werden sollte. Er reckte sich in seinem Sessel auf, machte sein feierlichstes Gesicht und sagte nur das eine Wort: «Ewig». Über den Tisch grinste mich Kordt an und weidete sich an meiner Verlegenheit, denn «Ewig» kann man auf Englisch nur in der Kirche und mit Orgelbegleitung richtig sagen. So, wie es Ribbentrop vorgebracht hatte, war der Ausdruck in der nüchternen Verhandlungsatmosphäre der Ad-

miralität unübersetzbar, wenn man einen Heiterkeitserfolg vermeiden wollte. Da fiel mir in letzter Sekunde ein Ausweg ein. «It is to be a permanent agreement», sagte ich erleichtert zu den Engländern, und der Ausdruck wurde später in den Text der Vereinbarung übernommen.

Ich wurde bei meiner Rückkehr nach Deutschland oft gefragt, warum sich Ribbentrop, der doch selbst recht gut Englisch sprach, alles von mir übersetzen liesse. Ich hatte ihn bei Beginn der Verhandlungen selbst vorsichtig auf diesen Punkt angesprochen und ihm anheimgestellt, sich die Texte seiner Ausführungen oder Stichworte vorher schriftlich auf Englisch vorbereiten zu lassen, wenn er selbst englisch sprechen wolle.

«Ich könnte wohl ganz gut selbst englisch verhandeln», hatte er mir darauf geantwortet, «aber ich möchte meine Gedanken einzig und allein auf die Sache konzentrieren und mich nicht durch das Suchen nach englischen Satzkonstruktionen oder Vokabeln ablenken lassen.»

Eines der hervorstechendsten Merkmale dieser Verhandlungen war für mich Ribbentrops ungeheures Misstrauen. Bei Delegationsbesprechungen in seinem Zimmer im Carlton Hotel in London mussten wir uns mitten in dem Raum dicht um ihn herum gruppieren. Die Beratungen wurden im ... Flüsterton geführt, weil ja die «bösen» Engländer vielleicht Mikrophone in den Wänden angebracht haben könnten, um uns unsere Geheimnisse abzulauschen. Es war wirklich manchmal schwer, nicht schallend loszulachen, wenn die Flottendelegation in der Mitte des grossen Salons, wie die Hühner eng zusammengedrängt, um Ribbentrop herumhockte und von «Schlachtschiffen», «Zerstörern» und «Tonnagezahlen» flüsterte.

Nach dem Austausch der Schreiben zwischen dem neuen englischen Aussenminister Sir Samuel Hoare und Ribbentrop, in denen das Flottenabkommen festgelegt wurde, blieben wir noch zu technischen Abwicklungsverhandlungen einige Tage in London. Am 23. Juni um 4 Uhr früh verliessen wir schliesslich die Admiralität und starteten bereits drei Stunden später zum Rückflug nach Deutschland. Ribbentrop kehrte als «grosser Staatsmann» in das Reich zurück. Besonders Hitler hielt ihn auf Grund dieses aufsehenerregenden Erfolges für einen geschickten Diplomaten. Aber auch die übrige Welt rieb sich voller Staunen die Augen über das, was der deutsche «Sonderbotschafter und Beauftragte für Rüstungsfragen» in England erreicht hatte. Die Franzosen schickten den Engländern eine unfreundliche Note. «Eine Frage, die alle Unterzeichner des Versailler Vertrages angeht, ist mehr oder weniger als eine Privatangelegenheit zwischen Deutschland und Grossbritannien behandelt worden», «Frankreich behält sich freie Hand in Marineangelegenheiten vor», schrieb Laval verärgert an den britischen Aussenminister. Sogar Italien überreichte eine kritische Note. Eden wurde zur Beschwichtigung nach Paris geschickt. Hitler schien auf der ganzen Linie gesiegt zu haben.

In diesem Jahr der deutsch-englischen Annäherung hatte ich dann im Juli noch einmal bei einer grösseren Veranstaltung für Hitler zu arbeiten. Am 15. Juli empfing er eine Delegation des britischen Frontkämpferverbandes, der British Legion, in der Reichskanzlei in Berlin und unterhielt sich fast zwei Stunden lang mit Major Fetherston-Godley und den fünf Engländern seiner Begleitung. Hitler liess sich von jedem einzelnen genau erzählen, an welchem Frontabschnitt er im Weltkriege gekämpft hatte, und tauschte mit den Besuchern Kriegserinnerungen aus. Wenn die Verschiedenheit der Sprache nicht dargetan hätte, dass es sich um Angehörige zweier im Weltkrieg auf verschiedenen Seiten der Front kämpfender Nationen handelte, wäre es ein typisches Kriegervereinstreffen gewesen. Zum Schluss kam die Politik insofern noch etwas zu ihrem Recht, als Hitler den Engländern eine kleine Rede hielt, in der er mit sehr herzlichen Worten seiner Freude über den Besuch Ausdruck gab, und unterstrich, wieviel Wert er gerade auf die Zusammenarbeit zwischen den Frontkämpfern des letzten Weltkrieges im Interesse der Erhaltung des Friedens lege.

«Die Engländer haben nur einmal gegen die Deutschen gekämpft, und wir Vertreter der British Legion sind der Ansicht, dass das ein Fehler war», hatte noch kurz vor dem Empfang in der Reichskanzlei Major Fetherston-Godley auf einem zu Ehren der englischen Gäste gegebenen Frühstück gesagt. «Dieser Fehler soll sich nicht wiederholen!» In diesem Sinne sprach er auch jetzt zu Hitler.

Beim Verlassen der Reichskanzlei waren die Engländer zweifellos stark beeindruckt von der Art, in der ihnen Hitler entgegengetreten war. Aber ich machte hier zum ersten Male eine Beobachtung, die ich in den folgenden Jahren noch bei manchen anderen Gelegenheiten anstellen konnte. Die Wirkung Hitlers verblasste bei seinen Besuchern, je weiter der Empfang zurücklag. Ich begleitete die Delegation in den nächsten Tagen noch bei verschiedenen Besichtigungen und bemerkte, wie ihre Einstellung Deutschland gegenüber wieder von Tag zu Tag kritischer wurde. Die Tatsachen, die sie auf Schritt und Tritt im nationalsozialistischen Deutschland erlebten, sprachen eine Sprache, die ihnen eher das zu bestätigen schien, was sie über Deutschland in ihrem eigenen Lande hörten, als das, was ihnen Hitler und seine Mitarbeiter in schönen Worten vortrugen.

Während der letzten Monate des Jahres 1935 trat der Konflikt zwischen Italien und dem Völkerbund, vor allem England und Frankreich, allmählich in den Vordergrund. Mussolini hatte geglaubt, als Gegenleistung für seine Unterstützung der Westmächte gegen Deutschland freie Hand in Abessinien zu bekommen, und sah sich nun plötzlich unerwarteten Schwierigkeiten von seiten des Völkerbundes unter Führung von England gegenüber. Dadurch wurde er automatisch aus der «Einmütigkeit» von Stresa herausgelöst und auf die Seite Hitlers herübergezogen.

Unter diesen Umständen bedeutete das Jahr 1935 für Hitler eine Zeit der aussenpolitischen Erfolge, die ihren sichtbaren Ausdruck in den deutsch-englischen Gesprächen vom März, in dem Zusammentreffen zwischen Göring und Laval im Mai und in dem deutsch-englischen Flottenabkommen vom Juni gefunden hatten, die aber bei einem grossen Teil des deutschen Volkes von der Wiedergewinnung der Gleichberechtigung auf militärischem Gebiet noch in den Schatten gestellt wurden. Gleichzeitig verwirrte sich das Urteil über die aussenpolitischen Methoden Hitlers durch diese Erfolge des Jahres 1935 bei vielen Beobachtern. Dass er seine Ergebnisse weniger seiner eigenen Staatskunst als vielmehr der Unentschlossenheit und inneren Uneinigkeit seiner Gegenspieler zu verdanken hatte, konnte man damals noch nicht so klar erkennen, wie es einige Zeit später möglich war. Erst als sich diese Unentschlossenheit unter den westeuropäischen Grossmächten auch in den nächsten Jahren immer wieder von neuem zeigte, kamen diejenigen, die näheren Einblick in die Dinge hatten, hinter das eigentliche Rätsel der normalerweise fast unerklärlichen Erfolge des deutschen Diktators.

16

VERURTEILUNG UND ANERKENNUNG

(1936)

Als ich im März 1946 auf dem Zeugenstuhl des Internationalen Militärgerichtes in Nürnberg sass und auf die lange Reihe der Angeklagten zu meiner Rechten blickte, blieben meine Augen unwillkürlich auf dem kaum wiederzuerkennenden Gesicht Ribbentrops haften: meine Gedanken gingen zurück zu einem anderen Tribunal, vor dem er fast auf den Tag genau vor zehn Jahren, am 19. März 1936, bereits einmal als Vertreter Deutschlands des Vertragsbruches für schuldig befunden worden war. Das Gericht war damals der zu einer Sondertagung in London zusammengetretene Völkerbundrat, vor dem sich das Reich wegen Bruchs des Locarno-Abkommens von 1925 zu verantworten hatte. Im Gegensatz zu der strengen und schmucklosen amerikanischen Zweckmässigkeit des grossen Sitzungssaales im Justizpalast von Nürnberg, in dem das blaue Neonlicht eine Atmosphäre der Unwirklichkeit verbreitete und Richtern, Publikum und Angeklagten das Aussehen von längst Verstorbenen gab, flutete damals in London helles Tageslicht durch die hohen Fenster des St. James Palastes, wo der Völkerbundrat im Saal der Königin Anna tagte. Die Wände waren mit kostbaren Seidentapeten bespannt und mit eindrucksvollen alten Porträts geschmückt. Über einem grossen Kamin hing ein riesiger Spiegel, der den Raum noch freundlicher machte, als er durch die kräftigen Farben der Tapete und der Portieren ohnehin schon war. Auf dem Kamin stand eine herrliche alte Uhr, die mich, wie überhaupt der ganze Raum, lebhaft an den Uhrensaal im Quai d'Orsay und die Unterzeichnung des Kellogg-Paktes durch Stresemann in einer hoffnungsvolleren Zeit erinnerte.

Das einzige Symbol der modernen Zeit in diesem Saal des St. James Palastes, der bis zur Zeit der Königin Victoria Sitz des englischen Kö-

nigshauses gewesen war, stellte der hufeisenförmige Ratstisch aus Genf mit seinen Mikrofonen dar. Mit ihm feierte ich ein leicht melancholisches Wiedersehen, als ich neben Ribbentrop am unteren Ende des rechten Flügels Platz nahm. Die Engländer hatten mir zwar einen schönen, bequemen Stuhl zur Verfügung gestellt und ich sass unmittelbar am Tisch, aber eigentlich hatte ich mich trotz der mannigfachen Schwierigkeiten doch wohler gefühlt, als ich noch hinter Stresemann, Curtius oder Neurath auf dem kleinen Stühlchen am oberen Ende der Tafel unter den Vertretern der Grossmächte und ständigen Ratsmitglieder als Dolmetscher arbeitete. Damals hatte ich immer mit einer gewissen Herablassung auf die unteren Enden der Ratstafel geblickt, an denen Vertreter kleinerer Mächte zeitweilig Platz nahmen, wenn irgendein Punkt verhandelt wurde, der ihr Land betraf. Wenn die Erörterung dann beendet war, sagte der Ratspräsident immer: «Nous pouvons maintenant donner leur liberte ä ces messieurs», was die französisch-höfliche Formulierung für das deutsche «Sie können jetzt gehen» war, worauf dann die Delegierten Liberias, Albaniens usw. mit einer achtungsvollen Verbeugung den Ratstisch verliessen. – Auf diesem Platz sass ich nun mit Ribbentrop.

Aller Augen hefteten sich auf den Vertreter des nationalsozialistischen Deutschlands. Er war an jenem Tage die Sensation in diesem Milieu der althergebrachten Weltdiplomatie. Den Vorsitz im Rat führte der australische Vertreter Bruce, ein grosser, dunkler Mann mit typisch angelsächsischen Gesichtszügen und einer ebenso typischen Ruhe. Rechts neben ihm sass der inzwischen zum Aussenminister avancierte Flandin, Pariser und Genfer Angedenkens, und neben ihm Grandi, der damalige italienische Aussenminister. Noch eine ganze Reihe alter Bekannter aus meiner Genfer Zeit entdeckte ich an diesem vertrauten Ratstisch. Unmittelbar neben Ribbentrop sass Titulescu, der sich von seiner lebenswürdigsten Seite zeigte und immer wieder versuchte, auf Deutsch mit Ribbentrop ins Gespräch zu kommen. Dieser aber hatte eine eisig abweisende Miene aufgesetzt und ging auf die ermunternden Reden des rumänischen Aussenministers nur so weit ein, als es die internationale Höflichkeit unumgänglich erforderte. Auf der anderen Seite von Bruce sass Edén und ... Litwinow mit spöttisch grinsendem, brillenbewehrtem Gesicht. Die Sowjetunion am Ratstisch des Völkerbundes! Das war für mich die Sensation und das sichtbarste Zeichen dafür, wie sich – mit Hitlers Hilfe – die Zeiten im internationalen Gremium der Völker geändert hatten.

Dass ich unter den Mitgliedern der einzelnen Delegationen, die hinter ihren Delegierten auf den bewussten unbequemen Sitzgelegenheiten hockten, viele alte Bekannte wiedersah und einige von ihnen begrüsst, war selbstverständlich. Besonders freute ich mich natürlich, im Innenraum des Hufeisens meine Genfer Dolmetscherkollegen Mathieu und

Lloyd wieder bei der Arbeit beobachten zu können. Als ich kurz vor der Sitzung zu ihnen ging, um sie zu begrüßen, schien mir, als freuten sie sich ebenso über dieses unerwartete Wiedersehen wie ich selbst. «Sie scheinen ja hier noch recht bekannt und beliebt zu sein», sagte Ribbentrop nachher etwas missbilligend zu mir. Vielleicht hatte er erwartet, dass der Anlass unserer Anwesenheit am Rattstisch, die Aufkündigung des Locarno-Abkommens durch Hitler und der Einmarsch deutscher Truppen in die auf Grund dieses Abkommens entmilitarisierte Rheinlandzone, auch auf meine persönlichen Beziehungen zu Kollegen und Bekannten aus England und Frankreich hätte abfärben müssen, und hatte mein Verhalten aus diesem Grunde mit Argwohn betrachtet.

In der Tat befand sich Deutschland wieder einmal, wie nach der Einführung der Wehrpflicht im Jahre vorher, in völliger Isolierung gegenüber sämtlichen anderen grossen und kleinen Ländern der Welt. Hitler hatte am 7. März 1936 kurz nach der Ratifizierung des französisch-sowjetischen Beistandspaktes deutsche Truppen schlagartig in das Rheinland einrücken lassen. Er hatte sein Vorgehen mit der Erklärung begründet, dieser Pakt stelle einen so schweren Bruch des Locarno-Abkommens dar, dass es aufgehört habe zu existieren; Deutschland sei daher nicht mehr an die Bestimmungen über die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes gebunden. Wir hatten in jenen Tagen im Sprachendienst wieder sehr viel mit der Übersetzung von Protestnoten und Gegenargumenten zu tun, mit dem «Papierkrieg», der nach unserer Ansicht fast mit Sicherheit zu einem richtigen Krieg führen musste. «Deutschland hat den Locarno-Vertrag gebrochen», schrieben die Franzosen und Belgier. «Frankreich hat ihn zuerst gebrochen», antwortete das Reich unter Hinweis auf den Pakt mit Sowjetrußland.

«Wenn Frankreich auch nur im Geringsten auf seine Sicherheit Wert legt, dann muss es jetzt unter allen Umständen ins Rheinland einmarschieren», hatte mir ein Freund im Auswärtigen Amt noch am 7. März erklärt und damit der in unserer Behörde sehr weit verbreiteten Ansicht Ausdruck gegeben. «Die 48 Stunden nach dem Einmarsch ins Rheinland sind die aufregendste Zeitspanne in meinem Leben gewesen», habe ich Hitler mehr als einmal, sogar noch während des Krieges, sagen hören. «Wären die Franzosen damals ins Rheinland eingerückt, hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht», hatte er dann stets hinzugefügt.

Aber aus Gründen, die uns im Auswärtigen Amt damals noch unerklärlich waren, hatte sich Frankreich damit begnügt, den Völkerbundsrat anzurufen, vor dem ich als Dolmetscher Ribbentrops an jenem 19. März vormittags dessen Ausführungen übersetzte. «Ich persönlich habe mit wirklicher Befriedigung diese Mission übernommen», erklärte

der damalige Botschafter des Deutschen Reiches in besonderer Mission, «durchdrungen von der Überzeugung, dass eine im höheren Sinne gerechte Sache eines Volkes in diesem Rat von Nationen noch nie vertreten wurde.» Er wandte sich sofort danach energisch gegen das neue französisch-sowjetrussische Militärbündnis: «Dieses Bündnis bedeutet die Zusammenfügung zweier Staaten, die ... etwa 275 Millionen Menschen umfassen. Die beiden vertragschliessenden Parteien gelten jede für sich zur Zeit als die stärksten Militärmächte der Welt. Sowjetrussland, das an sich, durch weite Räume von Deutschland getrennt, von diesem gar nicht angreifbar wäre, hat sich durch einen analogen militärischen Bundesvertrag mit der Tschechoslowakei indirekt an die deutsche Grenze vorgeschoben.» Litwinow machte sich bei dieser Stelle eifrig Notizen. «Frankreich und Russland», fuhr Ribbentrop fort, «können (auf Grund ihres Abkommens) gegen Deutschland nach ihrem eigenen Ermessen zum Kriege schreiten.» Litwinow schüttelte heftig den Kopf, Flandin zog höhnisch seine Mundwinkel nach unten. «Dieses Bündnis richtet sich ausschliesslich gegen Deutschland», übersetzte ich weiter, während alle Anwesenden, Delegierte, Sekretäre, Rechtsberater und Dolmetscher mit äusserster Aufmerksamkeit meinen Ausführungen folgten. Nach den rein juristischen Darlegungen kam Ribbentrop auf Hitlers frühere Angebote in der Abrüstungsfrage zu sprechen. «Das Angebot zur absoluten Abrüstung: es wurde abgelehnt. Das Angebot eines allgemein gleichen 200 000-Mann-Heeres: es wurde abgelehnt. Das Angebot eines 300 000-Mann-Heeres: es wurde abgelehnt. Das Angebot eines Luftpaktes wurde abgelehnt ... Das Angebot zu einer grosszügigen Befriedung Europas vom Mai 1935: es wurde einfach übergangen, ausgenommen der Vorschlag, der später der deutsch-englischen Flottenabmachung zugrunde gelegt wurde.» So stellte er in einer Kurzfassung, die, soviel ich erkennen konnte, ihren Eindruck bei einigen Delegierten und bei manchem Pressevertreter nicht verfehlte, Hitlers Friedensbemühungen dar. «Die deutsche Reichsregierung muss daher den Vorwurf, den Vertrag von Locarno einseitig verletzt zu haben, als unrecht und unbillig zurückweisen», schloss Ribbentrop den ersten Teil seiner Ausführungen. Über den eigentlichen Kern dessen, was in London vor dem Völkei bundsrat zur Debatte stand, über die Frage der Vertragsverletzung, war er schnell hinweggeglitten.

«Wenn die deutsche Regierung (von den französischen Gegenargumenten in der Russenpaktfrage) nicht überzeugt worden ist, dann hätte sie auf Grund des gleichzeitig mit dem Locarno-Abkommen abgeschlossenen Schiedsvertrages die Angelegenheit einem Schiedsverfahren unterwerfen müssen. Das hat sie nicht einmal versucht», hatte Flandin in einer der vorhergehenden Ratssitzungen erklärt, als wir noch nicht in London waren. «Obwohl ich selbst in der Kammer erklärt habe ..., dass wir das Urteil des Haager Gerichtshofes in dieser Angelegenheit

annehmen würden, ist die deutsche Regierung auf diese Verfahrensmethode überhaupt nicht eingegangen», hatte er weiter festgestellt. «Ebensowenig hat sie versucht, eine gemeinsame Erörterung der Angelegenheit in einer Besprechung der Locarno-Mächte herbeizuführen ..., sondern hat einfach einen Vertrag für null und nichtig erklärt ..., bei dem die vertragschliessenden Parteien ausdrücklich auf ein Kündigungsrecht verzichtet haben und der auf ihren Antrag nur vom Völkerbundsrat beendet werden kann ...»

Genau wie Hitler in vielen Unterredungen, an denen ich teilnahm, den präzisen Fragen seiner ausländischen Gesprächspartner vorher und nachher meistens auswich und es vorzog, allgemein gehaltene Zusicherungen zu geben, so hatte er auch hier Ribbentrop in ähnlicher Weise instruiert. «Das deutsche Volk . . . das sich nunmehr nach 17 Jahren endlich in seiner Freiheit und Ehre wiederhergestellt sieht ..., hat jetzt nur noch den einen aufrichtigen Wunsch, in Frieden und Freundschaft mit seinen Nachbarn zu leben und von jetzt an am Aufbau einer wirklichen Solidarität Europas nach seinem besten Vermögen mitzuarbeiten ... Es will die lange Zeit deutsch-französischer Spannungen, Krisen und Kriege beenden und will von sich aus endlich eine bessere Zukunft der Verständigung und der Freundschaft der beiden grossen Nationen einleiten helfen. Dies wird von dem deutschen Volk aus tiefstem Herzen ersehnt. In diesem Geist hat der deutsche Reichskanzler der Welt ein historisches und wohl einzig dastehendes Angebot zur Befriedung Europas gemacht: 25 Jahre Frieden sollen sichergestellt werden ...», erklärte Ribbentrop abseits vom Thema. Aber gerade mit diesen Ausführungen erzielte er, wenn auch nicht am Ratstisch, so doch unter den Pressevertretern – damals noch – eine unverkennbare Wirkung und gab gleichzeitig das Stichwort für die diplomatische Tätigkeit der nächsten Wochen, die man als die Zeit eines Wettbewerbs in Friedensplänen bezeichnen könnte.

Nachdem mein französischer Kollege Mathieu meine englische Fassung der Ribbentrop-Rede ins Französische übersetzt hatte, wurde die Ratssitzung auf den Nachmittag vertagt. Um diese Vertagung hatte der deutsche Botschafter von Hoesch bei Bruce erheblich kämpfen müssen, denn ursprünglich hatte der Rat die Absicht gehabt, unmittelbar nach Ribbentrops Plädoyer, ohne auch nur mit einem Wort darauf einzugehen, einen Schuldspruch zu fällen. Es wäre dies die von mir in Genf oft beobachtete Methode des Totschweigens gewesen, deren Wirksamkeit ich seinerzeit zuerst in der vorbereitenden Abrüstungskommission kennengelernt hatte. Damals waren die schlagendsten Argumente unseres Vertreters, des Grafen Bernstorff, des ehemaligen deutschen Botschafters in Washington, einzig und allein durch diese Schweigetaktik beantwortet worden. Sachlich hätte man ihnen nichts entgegenhalten können. Durch die Intervention unseres Londoner Botschafters und die bessere Einsicht, die sich bei Bruce und den Engländern durchsetzte, wurde eine derartige

Brüskierung wenigstens in ihrer schlimmsten Form vermieden: Die Urteilsverkündung fand erst am Nachmittag statt. Aber es blieb bei der allgemeinen Verabredung, dass niemand von den Ratsmitgliedern das Wort ergreifen sollte, um auf die, wie sich aus der späteren Pressereaktion ergab, immerhin nicht ganz belanglosen Ausführungen Ribbentrops zu antworten.

Nur Litwinow wollte aus der Reihe tanzen. Ich hatte ja bereits während meiner englischen Übersetzung gemerkt, wie er sich eifrig Notizen machte und bei manchen Stellen unwillig den Kopf schüttelte, so dass ihm Eden, der unmittelbar neben ihm sass, von Zeit zu Zeit einen etwas beunruhigten Blick zuwarf. Als ich dann während der französischen Übersetzung mehr Zeit zum Beobachten hatte, sah ich, wie der lange Flandin in einer Ecke des Salons auf den kleinen, runden Litwinow heftig einredete. Es war nicht schwer zu erraten, worum es bei diesem erregten Gespräch ging. Offenbar wollte Litwinow, wie es mir nachher von einem Engländer bestätigt wurde, die Gelegenheit benutzen, um als Sowjetvertreter einmal nach Herzenslust in aller Öffentlichkeit gegen das nationalsozialistische Deutschland zu Felde zu ziehen, ungefähr so, wie es Wyschinski eine Zeitlang im Sicherheitsrat nach 1945 gegen die Amerikaner zu tun pflegte. Als ich Flandin und Litwinow in ihrem temperamentvollen Gespräch beobachtete, freute ich mich innerlich schon auf den Zweikampf Litwinow–Ribbentrop, der sich anzukündigen schien; denn «Krach übersetzt sich leicht», und ich hätte es begrüsst, wenn der Schlachtplan des Rates durchkreuzt worden wäre und ich wieder einmal als Dolmetscher an einer richtiggehenden Debatte hätte teilnehmen können.

Aber es kam anders. Bei Eröffnung der Nachmittagssitzung meldete sich niemand zum Wort. Flandin hatte über Litwinow gesiegt. «Der Völkerbundrat erklärt, dass die deutsche Regierung einen Bruch des Artikels 43 des Versailler Vertrages beging, indem sie am 7. März 1936 veranlasste, dass militärische Streitkräfte in die entmilitarisierte Zone einmarschierten, um die es sich im Artikel 42 und folgenden des genannten Vertrages und im Verträge von Locarno handelt», so lautete die belgisch-französische Entschliessung, die der Rat einstimmig annahm und durch welche Deutschland des Vertragsbruches für schuldig erklärt wurde.

Und nun trat wieder eine jener sonderbaren Wendungen ein, wie ich sie bereits im Vorjahre erlebt hatte, als die Engländer in der gleichen Note, in der sie gegen die Verletzung des Versailler Vertrages durch die Wiedereinführung der Wehrpflicht protestierten, anfragten, ob der Besuch von Simon und Eden in Berlin genehm sei. Kurz vor der Abstimmung sprach nämlich der Ratspräsident Bruce in seiner Eigenschaft als Vertreter Australiens: «Mit der Annahme dieser Entschliessung ist die Aufgabe des Rates noch nicht erfüllt ... Zunächst einmal müssen

die hauptsächlich beteiligten Mächte über eine Lösung miteinander beraten.» Ich glaubte natürlich, dass es sich bei dieser Aufforderung um die Locarno-Mächteausserdem»Vertragsbrecher» Deutschland handele. Zu meiner grenzenlosen Überraschung fuhr Bruce dann jedoch fort: «Die Erklärungen Frankreichs und Belgiens sind von einer Mässigung gewesen, die grösste Beachtung in der Welt gefunden hat. Andererseits hat Reichskanzler Hitler wiederholt seinen Willen zur Zusammenarbeit bekundet; das ist vom deutschen Vertreter auch heute vormittag wieder erneut geschehen.»

Was ich nach der Riesenaufregung, die der deutsche Einmarsch ins Rheinland bei den Grossmächten hervorgerufen hatte, am wenigsten erwartet hatte, war eingetreten. «Unter diesen Umständen erwarte ich bestimmt», hörte ich Bruce noch sagen, «dass eine Lösung möglich sein wird!» Ich war zu gespannt auf die Reaktion Frankreichs und Belgiens, um mir der grotesken Zwiespältigkeit dieses letzten Satzes völlig bewusst zu werden. Niemand rückte von dieser entweder stillschweigend hingenommenen oder ausdrücklich vereinbarten Aufforderung des Ratspräsidenten, nun wieder mit uns zu verhandeln, ab. Ribbentrop protestierte noch kurz gegen die «soeben angenommene Ratsentschliessung, die vor dem Urteil der Geschichte nicht bestehen werde», und Flandin bot erneut an, die Rechtsfrage durch den ständigen Internationalen Gerichtshof entscheiden zu lassen. Damit wurde eine der bemerkenswertesten Ratssitzungen geschlossen.

Nach der vom Völkerbundrat ausgesprochenen formellen Verurteilung wegen Vertragsbruchs begannen die Verhandlungen zwischen Ribbentrop und Eden, als sei nichts geschehen. Während nach deutscher Auffassung das Locarno-Abkommen nicht mehr existierte, erklärten die übrigen Locarno-Mächte, dass für sie die Verpflichtungen des Vertrages vom Lago Maggiore weiter gültig seien. Sie hatten Frankreich und Belgien zugesagt, ihnen im Falle eines deutschen Angriffes beizustehen. Unter diesen Umständen wurde erstaunlicherweise von den Engländern in den nächsten Tagen mit Ribbentrop verhandelt, um das Friedensangebot Hitlers (25 Jahre Frieden), das dieser gleichzeitig mit dem Einmarsch in das Rheinland gemacht hatte, irgendwie in dieses Ersatz-Locarno hineinzuarbeiten. Bei den Engländern schien Hitler mit seinem Friedensangebot jedenfalls die gewünschte Wirkung erzielt zu haben, nämlich die Abschwächung ihrer Reaktion gegen die einseitige Aufkündigung des Locarno-Vertrages. Eden versuchte, von Ribbentrop wenigstens die Zusage zu erhalten, dass im Rheinland eine Zeitlang keine Befestigungen angelegt würden. Ribbentrop wandte sich seinerseits gegen die von den Engländern und Franzosen in Aussicht genommenen Generalstabsbesprechungen, in denen vereinbart werden sollte, was zu geschehen habe, wenn tatsächlich ein Angriff auf Frankreich und Belgien erfolge. Das Wort «staff talks» war für Ribbentrop in den Tagen

nach der Völkerbundssitzung eine Art rotes Tuch. Er fühlte wohl instinktiv, dass konkrete militärische Vereinbarungen zwischen England und Frankreich ein recht hoher Preis für die Militarisierung des Rheinlandes sein würden. Er protestierte bei Eden und bei anderen Engländern in ähnlicher Weise dagegen, wie in unseren Tagen Stalin gegen die militärischen Vereinbarungen im Rahmen des Atlantik-Paktes.

Angesichts dieser unerwarteten, ja für mich fast sensationellen Wendung von der Verurteilung zu Verhandlungen mit dem frisch Verurteilten, begann ich damals immer mehr an meiner eigenen Urteilsfähigkeit hinsichtlich der internationalen Lage zu zweifeln. Ich kam mir mit meinen Freunden im Auswärtigen Amt etwas blamiert vor, nachdem nun die Folgen von Hitlers Vorgehen, die wir als ziemlich sicher angenommen hatten, so völlig ausgeblieben waren. Hitler schien wieder einmal recht behalten zu haben.

Heute ist uns bekannt, wie die Entwicklung in jenen Tagen auf der Gegenseite dicht am Kriege vorbeiging. So lesen wir in den Memoiren des damaligen französischen Botschafters in Berlin, Francois-Poncet, «dass die Möglichkeit einer militärischen Intervention sehr ernstlich erwogen wurde. Eine Streitmacht von einem Armeekorps sollte in das Saargebiet einrücken ... Die zivilen Minister aber waren dagegen. General Gamelin äusserte die Ansicht, dass selbst eine beschränkte Kriegshandlung ein unvorhergesehenes Risiko in sich schliesse und deshalb nicht ohne allgemeine Mobilmachung unternommen werden könne ... Die Regierung schrak vor einer solchen Möglichkeit zurück ... Die Strömung für den Frieden ist noch sehr stark. Der Gedanke an Krieg stösst auf starken Widerstand.»

Von dem damaligen französischen Aussenminister Flandin wissen wir, wie sehr er sich bei den Engländern um Unterstützung bemühte. Churchill enthüllt in seinen Memoiren, dass ihm Flandin von der Absicht gesprochen habe, der englischen Regierung die gleichzeitige Mobilisierung der Land-, See- und Luftstreitkräfte beider Länder vorzuschlagen, und dass Frankreich von sämtlichen Nationen der kleinen Entente bereits Unterstützungsversprechen in der Tasche hatte. In der Biographie von Neville Chamberlain findet sich folgende Tagebucheintragung, die ein schlagendes Licht auf die englische Haltung wirft. «12. März, habe mit Flandin gesprochen, betonte ihm gegenüber nachdrücklich, dass die öffentliche Meinung uns auf keinen Fall bei irgendwelchen Sanktionen unterstützen würde. Er steht auf dem Standpunkt, dass, wenn eine geschlossene Front erhalten bleibt, Deutschland ohne Krieg zurückweichen wird. Wir können diese Ansicht nicht als eine zuverlässige Vorausbeurteilung der Reaktion eines toll gewordenen Diktators anerkennen.»

«Die ganze Welt, und besonders die kleinen Nationen, blicken heute auf England», so hat sich damals Flandin in einem Kreise prominenter Engländer in Gegenwart Churchills geäussert. «Wenn England jetzt

handelt, kann es Europa führen ..., es ist Ihre letzte Chance. Wenn Sie Deutschland jetzt nicht Einhalt gebieten, ist alles verloren.»

«Wenn die französische Regierung (damals) ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wäre, dann hätte sie sofort die allgemeine Mobilmachung angeordnet und dadurch alle anderen gezwungen, sich anzuschliessen», so urteilt Churchill über die französische Haltung. «Schliesslich handelte es sich für Frankreich um Sein oder Nichtsein ... Jede französische Regierung, die dieses Namens würdig gewesen wäre, hätte von sich aus einen Entschluss fassen und sich im Übrigen auf die vertraglichen Verpflichtungen verlassen müssen», fügte er hinzu.

Von all diesen Zusammenhängen wusste ich damals nichts. Ich hatte nur die Stimme des französischen Ministerpräsidenten Sarraut im Ohr, die aus meinem kleinen Radio kurz nach dem deutschen Einmarsch ins Rheinland in höchster Erregung die Worte rief: «Niemand wird Frankreich verhandeln, solange Strassburg im Feuerbereich deutscher Geschütze liegt»; ich hatte das Schuldig im Völkerbundrat gehört und ging nun trotzdem fast täglich mit Ribbentrop zu Eden. Bei diesen Besprechungen ging der Kuhhandel zum Teil so weit, dass ein Kompromiss auf der Grundlage: keine Befestigungen, keine staff talks gesucht wurde, allerdings ohne Erfolg, weil der «Verurteilte» sich weigerte, die Befestigung des Rheinlandes auch nur hinauszuzögern.

In diesen Tagen des März und Aprils flogen wir mit der nun schon sehr vertraut gewordenen Sondermaschine Ribbentrops, der Ju 52 mit dem Kennzeichen AMYY, das von freundlich gesinnten Engländern oft als ein sehr hoffnungsvoll symbolisches Rufzeichen für diplomatische Missionen angesehen wurde, zwischen London und Berlin hin und her. Hitler hatte aus der Reaktion der englischen Staatsmänner und vor allen Dingen der öffentlichen Meinung gesehen, dass ihm die Taktik der Abschirmung seines Rheinlandabenteuers durch Friedensvorschläge gelungen war, und verfolgte diese Methode nun mit doppeltem Eifer.

Ende April flogen wir eines Nachmittags in der AMYY von Tempelhof mit einem gross angelegten Friedensplan Hitlers nach Westen. Er sollte möglichst noch am selben Abend den Engländern übergeben werden, und ich musste ihn daher «in der Luft» übersetzen. Nach Art der Mitropa, die ja bekanntlich auch die Speisen angekocht an die einzelnen Speisewagen liefert, hatte ich mir vom Sprachendienst vorsorglich eine Rohübersetzung anfertigen lassen, deren letzte Seite mir noch von einem Sonderboten ins Flugzeug gereicht wurde, kurz ehe die Tür zu-fiel und die Maschine anrollte. Dann begann ich fieberhaft zu arbeiten. Normalerweise dauerte ein direkter Flug von Berlin nach London ungefähr vier Stunden. Das war für die Durchsicht eines so hochdiplomatischen Schriftstückes nicht allzu viel. Und schliesslich sollte ja auch noch von der Chefsekretärin Ribbentrops, einer in Heidelberg ausgebildeten Dolmetscherin, während des Fluges eine Reinschrift in eng-

lischer Sprache hergestellt werden, die sich zur Überreichung an die britische Regierung eignete. «Hoffentlich haben wir Gegenwind», sagte Ribbentrops Sekretärin zu mir, «das gibt uns etwas mehr Zeit zur Arbeit.»

«Mit aufrichtiger Zustimmung hat die deutsche Regierung von dem Botschafter Ribbentrop erfahren, dass es der Wunsch der britischen Regierung und des britischen Volkes ist, baldmöglichst mit den praktischen Arbeiten für eine wahre Befriedung Europas zu beginnen», las ich, als wir über den Wannsee flogen, den ersten Satz des Dokumentes, das sich gleich zu Anfang mit offensichtlichem Geschick der Lage anpasste, wie ich sie in London vor wenigen Tagen staunend festgestellt hatte. Es war klar, dass Hitler nun wieder Oberwasser zu haben glaubte, denn seine Sprache war zum Teil recht auftrumpfend. «Deutschland hat ... 1918 den Waffenstillstand auf Grund der vierzehn Punkte Wilsons abgeschlossen ... Die demilitarisierte Zone selbst (ist) nur als Folge der vorausgegangenen Verletzung einer auch die Alliierten bindenden Verpflichtung entstanden», so hiess es einige Seiten später. «Die deutsche Regierung lehnte alle Deutschland einseitig belastenden und damit diskriminierenden Vorschläge ab.» Ich korrigierte Seite um Seite den englischen Vorentwurf durch, und Seite um Seite wurde er nach vorn gereicht, wo die Schreibmaschine als fester Ausrüstungsgegenstand dieses fliegenden Büros an der Stirnwand der Kabine eifrig betätigt wurde. Gegenwind hatten wir mehr als uns lieb war. Oft rutschten mir die Blätter von meinem improvisierten Schreibpult, und es war ein Glück, dass die Schreibmaschine fest anmontiert war. Aber wenn man tüchtig zu tun hat, wird man bekanntlich nicht luftkrank, und so arbeitete unser Miniatursprachendienst ohne (Magen-) Störung, bis wir über der Nordsee aus den Böen herauskamen.

Inzwischen war ich bei der Durchsicht des zweiten Teils unseres Schriftstückes, den eigentlichen deutschen Friedensvorschlägen, angelangt. Sie bestanden aus 19 Punkten. «Gleichberechtigung», «keinerlei Verstärkung der im Rheinland befindlichen Truppen», «Truppen werden (zunächst) nicht näher an die belgische und französische Grenze herangeführt», «Überwachung durch englische und italienische Militärattaches», «25jähriger Nichtangriffs- bzw. Sicherheitspakt zwischen Frankreich, Belgien und Deutschland» ... immer hastiger ging mein Bleistift über die Seiten, und immer schneller wurde vorn geschrieben, denn bald würde zur Linken die englische Küste beim Einflug in die Themsemündung auftauchen, und von da ab war es nur noch eine halbe Stunde bis nach Croydon. «Abschluss eines Luftpaktes», «Einbeziehung der Niederlande», «Erziehung der Jugend in Deutschland und Frankreich», «Deutschland bereit ... wieder in den Völkerbund einzutreten ... koloniale Gleichberechtigung ... Trennung des Völkerbundsstatuts von seiner Versailler Grundlage ... Einem uferlosen

Wettrüsten durch praktische Massnahmen Einhalt gebieten» ... «Bitte anschnallen», leuchtete in gelber Schrift das Zeichen der bevorstehenden Landung auf. Die Motoren liefen langsamer, unter uns erschien das riesige Lichtermeer der Empire-Metropole. Wir mussten zusammenpacken, ohne ganz fertig geworden zu sein. Tiefer senkte sich die Maschine, deutlich konnten wir die erleuchteten Schaufenster erkennen, während sich die mit Tageslichtlampen versehenen grossen Ausfallstrassen wie silberne Bänder in der Lichterkrone der Londoner Innenstadt vereinigten.

Plötzlich schossen Flammen aus der rechten Flügelspitze heraus, dann auch aus dem linken Flügel der AMYY. Einige Delegationsmitglieder sahen sich erschreckt an. Selbst Ribbentrop blickte verwundert auf. Feuer an Bord? Es waren nur die Magnesiumfackeln, die unser Flugkapitän vorsorglich zur Erleichterung der Landung auf dem dunklen Felde von Croydon entzündet hatte. Sicher setzte die Maschine bei fast tagheller Beleuchtung auf und kam nach kurzem Ausrollen zum Stehen. Draussen der deutsche Botschafter, einige Engländer, Händeschütteln, dann schnelle Autofahrt in die Stadt. Es dauerte immerhin 40 Minuten, eine Ewigkeit, wenn man noch einige Seiten eines wichtigen diplomatischen Schriftstückes fertigzustellen hat, das am gleichen Abend übergeben werden soll. Erst nach 10 Uhr kamen wir im Carlton Hotel an. Ribbentrop telefonierte sofort mit Eden im Foreign Office; zu meiner Erleichterung sagte er, als er den Hörer wieder auflegte: «Eden ist der Ansicht, dass wir unsere Aussprache erst morgen früh haben sollten, da es jetzt schon zu spät sei.» Auf diese Weise hatte ich bequem Zeit, das Dokument noch einmal durchzusehen und die letzten Seiten zu bearbeiten.

«Verbot des Abwurfes von Gas-, Gift- und Brandbomben», «Verbot des Abwurfes von Bomben auf offene Ortschaften», «Verbot der Beschiessung von Ortschaften mit weittragenden Kanonen», «Abschaffung von Tanks», «Abschaffung schwerer Artillerie», so lauteten Hitlers Vorschläge im Abrüstungsteil seines Friedensplanes.

Zweifellos war es ein eindrucksvolles Schriftstück mit interessanten Vorschlägen, das ich zwischen Berlin und London übersetzt hatte. Auch schien mir der Plan konkreter und präziser zu sein, als ich es sonst von Hitler gewohnt war. Mit keinem Wort jedoch ging er auf die Frage ein, welche die Locarno-Mächte England, Frankreich, Italien und Belgien an den Anfang ihres eigenen Vorschlages gestellt hatten. Darüber hatte Eden mit Ribbentrop unmittelbar nach unserer Verurteilung gesprochen : «(Die vier Mächte) fordern die deutsche Regierung auf, dem Ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag die Frage zu unterbreiten, ob der gegenseitige Beistandspakt zwischen Frankreich und Russland und der Locarno-Vertrag miteinander vereinbar sind, und sich zu verpflichten, die Entscheidung dieses Gerichtes als endgültig anzuerkennen.» Ebenso wenig wurde irgend etwas über den in diesen

Besprechungen von Eden immer wieder vorgebrachten Punkt der Rheinlandbefestigungen gesagt.

Um Mitternacht lag die englische Reinschrift vollständig vor, und am nächsten Morgen um 10 Uhr konnte sie Ribbentrop Eden überreichen. «Wir werden die deutschen Vorschläge sehr genau prüfen», sagte Eden lediglich in der kurzen Unterredung. Es fanden dann in den folgenden Tagen noch weitere Besprechungen zwischen Eden und Ribbentrop statt, aber sie verliefen ergebnislos. Ribbentrop ärgerte sich ausserordentlich darüber, dass es ihm nicht gelang, die gefürchteten Generalstabsbesprechungen zwischen England, Frankreich und Belgien zu verhindern. «Der Kontakt zwischen den Generalstäben unserer beiden Länder», schrieb Eden in einer offiziellen Note dem französischen Botschafter am 1. April, «soll hergestellt und aufrechterhalten werden.» Am Morgen dieses Tages hatte Ribbentrop den Friedensplan überreicht.

Unverrichteter Dinge flogen wir nach einigen Tagen wieder nach Deutschland zurück. Die «Friedensoffensive» war gleich beim ersten Anlauf in dem allgemeinen Misstrauen steckengeblieben, das Hitlers aussenpolitische Überraschungstaktik hervorgerufen hatte. Am 7. April legten die Franzosen einen Gegenplan vor, der sämtliche Ladhüter der Abrüstungskonferenz, wie kollektive Sicherheit usw., erneut vorbrachte, und am 7. Mai überreichte der britische Botschafter in Berlin, Sir Eric Phipps, den berühmten Fragebogen, der den einer allzu grossen Präzisierung stets abgeneigten Hitler so erzürnte, dass er ihn unbeantwortet liess. Hierdurch kam die diplomatische Initiative Deutschlands endgültig zum Stillstand.

«Seiner Majestät Regierung bedauert, dass die deutsche Regierung nicht imstande gewesen ist, einen greifbaren Beitrag zur Wiederherstellung des Vertrauens zu leisten, was eine so wesentliche Vorbedingung für die umfassenden Verhandlungen ist, die sie beide ins Auge gefasst haben», übersetzten wir aus der Einleitung dieses Fragebogens im Sprachendienst. «Sieht sich das Deutsche Reich nunmehr in der Lage, ‚wirkliche Verträge‘ abzuschliessen?» lautete die erste Frage. «Es ist selbstverständlich klar, dass Verhandlungen über einen Vertrag zwecklos wären, wenn eine der Parteien später die Freiheit für sich in Anspruch nähme, die von ihr eingegangene Verpflichtung mit der Begründung zu verleugnen, sie sei damals nicht in der Lage gewesen, einen bindenden Vertrag abzuschliessen», hiess es zur Erläuterung dieser Frage. «Kann Deutschland erklären, dass es die bestehende gebietsmässige und politische Ordnung Europas (nunmehr) anerkennt und zu achten beabsichtigt?» war die zweite Frage, und so ging es noch eine ganze Weile weiter, über das Verhältnis zur Sowjetunion, die Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten und den Internationalen Gerichtshof. Bei der Lektüre dieses Fragebogens wurde mir klar,

dass wir in der AMYY umsonst so fieberhaft gearbeitet hatten. Die Bemühungen Hitlers, durch gross angelegte, allgemeine Vorschläge die Aufmerksamkeit von seinen reichlich ungewöhnlichen Methoden in der Behandlung brennender Einzelfragen abzulenken, waren endgültig gescheitert, wenigstens soweit es seine diplomatischen Gegenspieler in den Auswärtigen Ämtern der anderen Mächte betraf. Bei der öffentlichen Meinung der Welt hatte er jedoch zunächst mit diesen Ablenkungsmanövern Erfolg.

Das konnte ich besonders gut während der Olympiade beobachten, die im August 1936 in Berlin stattfand und für mich eine wahrhaft «olympische» Fülle von Arbeit mit sich brachte. Ich müsste ein ganzes Buch füllen, wenn ich über die Hunderte von Gesprächen berichten wollte, in denen ich Hitler, Göring, Goebbels und anderen damaligen Prominenten in ihren Unterhaltungen mit hohen und höchsten Vertretern des Auslandes, Königen, Thronfolgern, Politikern, Gelehrten und Menschen aus dem Volke aus fast allen Ländern der Welt als Dolmetscher zur Verfügung stand.

In dem intimeren Rahmen der Winterolympiade in Garmisch-Partenkirchen hatte ich zu Anfang des Jahres ähnliche Funktionen ausgeübt und ähnliche Beobachtungen machen können. Jetzt aber im August, nachdem die Befürchtungen, die der deutsche Einmarsch ins Rheinland in allen Gemütern geweckt hatte, wieder verflogen waren, nachdem die drohende Kriegsgefahr des Monats März wieder einer ruhigeren Beurteilung gewichen zu sein schien, nachdem von deutscher Seite so viele beredete Worte für den Frieden gesprochen worden waren, hielt keiner der ausländischen Besucher, deren Worte ich Hitler und den deutschen Prominenten übersetzte, mit seiner Freude über diese, wie es schien, glückliche Wendung zurück, und viele gaben ihrer Bewunderung für Hitler, für seine Friedensbemühungen und für die Leistungen des nationalsozialistischen Deutschland in sehr lebhafter Weise Ausdruck. Diese Tage erschienen mir damals wie eine Art Apotheose für Hitler und das Dritte Reich. Deutlich konnte ich während der meist nur kurze Zeit dauernden Gespräche feststellen, dass Hitler von den Ausländern fast ausnahmslos mit höchstem Interesse, um nicht zu sagen mit grosser Bewunderung betrachtet wurde. Nur selten trat eine gewisse Skepsis zutage, wie in dem Gespräch Hitlers mit dem später berühmt gewordenen Lord Vansittart. Dieser tat mir gegenüber bei dieser Gelegenheit eine Äusserung, an die ich später während des Krieges noch oft gedacht habe und die mir besonders auch heute recht aktuell erscheint. «Der nächste Krieg», so sagte Vansittart, «wird sich nicht an die nationalen Grenzen halten. Die Fronten werden mitten durch die einzelnen Völker hindurchlaufen, denn es wird kein Krieg der Nationen, sondern ein Krieg der Weltanschauungen sein!»

Über den grandiosen Rahmen, den Deutschland dieser Olympiade gegeben hat, ist viel geschrieben worden. Es war ein phantastisches Schauspiel und eine Bühnenleistung allererster Ordnung, an die sich alle, die jene Tage miterlebt haben, ob sie nun später Freund oder Feind waren, auch heute noch erinnern werden und sicherlich während der Olympiade von 1948 erinnert haben, wenn auch bei den Berichten über diese Veranstaltung mit grosser Sorgfalt möglichst jede Anspielung auf 1936 vermieden worden ist.

Ich selbst hatte in diesen Tagen, wie gesagt, eine Art Dolmetschermarathon durchzustehen. «Göring weigert sich, das Olympische Komitee im Namen der Reichsregierung im Alten Museum zu begrüssen, wenn ihm nicht der Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes zur Verfügung gestellt wird», sagte Görings Adjutant zu Hitlers Adjutant gleich an einem der ersten Tage. «Der Führer braucht Schmidt selbst, dieser kann daher nicht für Göring arbeiten», lautete die Antwort. «Ich werde Ihnen ein Polizeiauto besorgen, das durch alle Absperrungen hindurch kann», sagte Meissner, der stets einen Ausweg wusste, zu mir, «dann sind Sie rechtzeitig wieder in der Reichskanzlei.» Um 11 Uhr sprach ich die letzten Worte im Alten Museum vor dem Olympischen Komitee ins Mikrophon: «Ich rufe die Jugend der Welt», das Motto der Olympiade, das in allen Reden irgendwie wiederkehrte und mir immer ein gewisses (innerliches) Lächeln abnötigte, wenn ich die würdigen weisshaarigen oder kahlköpfigen Gestalten des Olympischen Komitees damit «anrufen» musste. Ausserhalb der Sichtweite dieser feierlichen Versammlung setzte ich mich in einen unfeierlichen Trab, erreichte das Polizeiauto und kam in der Reichskanzlei gerade in dem Augenblick an, als das letzte Mitglied der von Hitler zu empfangenden ausländischen Delegationen die Schwelle zu seinem Arbeitszimmer überschritt. Meissner hatte recht gehabt, ich war pünktlich zur Stelle.

In diesem Tempo spielte sich meine Arbeit während der ganzen Olympiawoche ab. Vom Stadion ins Flugzeug zur Segelregatta nach Kiel, an Bord der «Grille», zurück nach Berlin, wo eine riesige Rauchwolke bei unserer Ankunft den Brand des Kulissenmagazins der Staatsoper in der Kanonierstrasse anzeigte, Veranstaltungen Görings im Garten des Luftfahrtministeriums, grosser Beifall in der Staatsoper, die ganz neu mit cremefarbener Seide ausgeschlagen war. Bühne und Zuschauerraum bildeten einen grossen Bankett- und Tanzsaal, Lakaien in roten Fräcken und gepuderten Perücken mit Laternen an langen, weissen Stäben, Uniformen, Fräcke und grosse Abendtoiletten. Zu meinem Tischbesteck gehörte oft auch ein Mikrophon, denn ich musste manchmal von meinem Platz aus die zahlreichen Tischreden in drei Sprachen übersetzen. Eine Veranstaltung besonderer Art war auch das Fest, das Ribbentrop in seiner eleganten Villa in Dahlem und in den im Garten aufgestellten Zelten gab. In Bezug auf den geschmackvollen Rahmen und die grosse

Zahl prominenter Gäste aus allen Ländern der Welt stand es den übrigen Veranstaltungen keineswegs nach. Aber der Hausherr begrüßte die Erschienenen mit einem reichlich süßsauren Lächeln, denn er war an diesem Tage zum Botschafter in London ernannt worden und hatte eigentlich Aussenminister werden wollen. Nun würde der verhasste Neurath die Zentrale in Berlin weiterhin leiten, während er selbst fern von Hitler in London weilen musste und ihm womöglich ein anderer in der Gunst des Diktators den Rang ablaufen konnte. Das ärgerte ihn masslos, und es war auch der eigentliche Grund, weshalb er seinen Londoner Botschafterposten gegen sämtliche Regeln internationaler Höflichkeit so spät antrat und die Engländer durch seine häufige, lange Abwesenheit von London vor den Kopf stiess. In normalen Zeiten wäre ein Botschafter, der seinen Posten derart vernachlässigt hätte, weil er sich als gekränkte Primadonna ein anderes Amt gewünscht hatte, kurzerhand in den Ruhestand versetzt worden. Aber unerklärlicherweise liess Hitler bei dieser Gelegenheit ebenso wie in späteren Fällen grober Disziplinlosigkeit Ribbentrop immer wieder gewähren.

Von einer malerischen Abendveranstaltung im Charlottenburger Schloss beim Kerzenschein der alten Kronleuchter fuhr ich am nächsten Tag hinaus zu einer italienischen Nacht auf der Pfaueninsel. Goebbels hatte ungefähr tausend Personen, von denen über die Hälfte Ausländer waren, zu einem Diner unter freiem Himmel eingeladen. Unzählige Lampions spannten sich über die grosse Wiese auf der Mitte der Insel. Es wurde diniert, getanzt... und gedolmetscht. Festreden, Trinksprüche und Einzelgespräche – «Ach, Herr Schmidt, helfen Sie doch schnell einmal, ich möchte mit Lord Londonderry sprechen», «Monsieur Schmidt, deux mots seulement avec le Docteur Goebbels», «Do you know where Göring is?» so schwirrte es durcheinander. Heiser wurde ich zwar nicht, denn es mangelte nicht an dem «richtigen Stoff», der die Kehle geschmeidig hielt, aber todmüde schlief ich zwei Tage hindurch, nachdem das olympische Feuer verloschen war.

Ich stand unter dem Eindruck, einem grossen, völkerverbindenden Ereignis beigewohnt zu haben, und das ist für einen Dolmetscher stets ein sehr angenehmes Gefühl. Ich hatte erlebt, mit welcher Meisterschaft die Revuebühne für diese internationale Veranstaltung von den nationalsozialistischen Machthabern hergerichtet worden war, und hatte gesehen, wie stark die Wirkung dieser wirklich auserlesenen Bühnenkunst auf das internationale Publikum im Parkett, in den Logen und auf der Galerie gewesen war. Erst später erkannte ich zusammen mit den begeisterten Zuschauern der damaligen Tage, dass Bühnenkunst und Staatskunst etwas sehr Verschiedenes sind.

Das gleiche positive Interesse konnte ich auch bei ausländischen Besuchern feststellen, denen ich ausserhalb derartiger Grossveranstaltungen bei Gesprächen von Mann zu Mann mit Hitler oder Göring als Dolmetscher

diente. Ein ziemlich häufiger Gast bei Göring war der ehemalige englische Luftfahrtminister Lord Londonderry, der von dem deutschen Luftfahrtminister wiederholt zur Jagd eingeladen wurde. Meistens kam er in seinem Privatflugzeug mit Frau und Tochter nach Berlin und hielt sich einige Tage in der Reichshauptstadt auf. Das erste Mal dolmetschte ich für ihn im Februar 1936, und durch ihn kam ich damals auch zum ersten Male in das berühmte Karin hall, den sagenhaften Landsitz Görings mitten in der Schorfheide, 70 km nördlich von Berlin.

In jenen Tagen bestand Karin hall lediglich aus einem langgestreckten Blockhaus im skandinavischen Stil und enthielt nur eine kleine Zahl von Räumen. Es war weiter nichts als eine aus roh behauenen Stämmen bestehende, sehr komfortable Jagdhütte, die mit allen Errungenschaften der modernen Technik, wie Beleuchtung, Heizung und Wasserversorgung, ausgestattet war. Ein behaglich wohnliches Heim, abseits der lärmenden Grossstadt, mitten in dem riesigen Forst der Schorfheide am Ufer eines Sees. Ein grosser, länglicher Raum mit einem an der Seite etwas erhöht stehenden groben Holztisch, an dem mehrere Personen auf wuchtigen Holzsesseln Platz fanden, bildete den Mittelpunkt und den Ort, an dem sich Londonderry und Göring damals über die politische Lage unterhielten. Es war natürlich kein diplomatisch-politisches Gespräch, wie ich es bei meiner sonstigen Tätigkeit gewohnt war, sondern mehr eine behagliche Tischunterhaltung, in der es weniger um konkrete Einzelheiten als um allgemeine, zum Teil gefühlsmässige Dinge ging.

Einen breiten Raum nahm das eigentliche Jagdgespräch ein, auf das ich mich als Nichtjäger sprachlich stets vorher sorgfältig vorbereiten musste, um über Auerochsen, Elche und Rotwild auf Englisch und Deutsch übersetzen zu können. Das zweite grosse Thema war natürlich die Luftwaffe. Hierbei wurde richtig «gefachsimpelt», und meine Ausbildung in der Luftkommission der Abrüstungskonferenz (Quadratwurzel a us Motorenstärke mal Flügelfläche) sowie meine Beobachtungen als begeisterter und vielgereister Luftpassagier kamen mir bei diesem Teil meiner Arbeit sehr zustatten. Göring war oft erstaunlich offenerzig hinsichtlich der neuesten Errungenschaften der deutschen Luftwaffe, die er Londonderry voller Stolz mitteilte. Der Gast selbst kam bei diesen Gelegenheiten immer wieder auf das Gespräch zwischen Hitler und Simon zurück und bezweifelte wiederholt, ob zu dem damaligen Zeitpunkt Deutschland wirklich die Parität mit England in der Luft erreicht hatte. Nach den sehr sorgfältigen Prüfungen des englischen Luftfahrtministeriums könne dies gar nicht der Fall gewesen sein. Aus der Insistenz Londonderrys in diesem Punkt konnte man schliessen, dass die von Hitler angekündigte Parität ihm damals als Luftfahrtminister in England wohl grosse Schwierigkeiten bereitet haben musste.

Der dritte Fragenkomplex war die politische Lage, und insbesondere

die deutsch-englischen Beziehungen. Mit bemerkenswertem Geschick vermittelte Göring seinem Gast den Eindruck, dass Deutschland nichts sehnlicher wünsche, als mit England in ein gutes Verhältnis zu kommen. «Wenn Deutschland und England zusammengehen», betonte Göring mehr als einmal, «dann gibt es auf der ganzen Welt keine Machtkombination, die uns entgegentreten kann.» Londonderry führte eine weniger machtvolle Sprache. «Vor allem müssen wir das Vertrauen in der Welt stärken», pflegte er etwas ausweichend gegenüber diesen machtpolitischen Äusserungen Görings zu erwidern. Aber auch er war ein Anhänger der deutsch-englischen Freundschaft. Mehr als einmal unterstrich er die enge Verwandtschaft zwischen den beiden Völkern, die vielen Charaktereigenschaften, die sie gemeinsam besässen, und die günstigen Vorbedingungen, die dadurch für ein allgemein-politisches Zusammengehen geschaffen würden. Wenn man den grossen, hageren Engländer, der eine entfernte Ähnlichkeit mit dem König von Schweden hatte, hörte, wie er, etwas zögernd nach den richtigen Worten suchend, mit seiner tiefen, sonoren Stimme auf Göring einsprach, und wenn man sah, wie er ihn dabei aus seinen ehrlichen Augen freundlich anblickte, dann wusste man sofort: diesem Manne lag eine Verständigung mit dem neuen Deutschland aufrichtig am Herzen. Diesen Eindruck musste wohl auch Göring haben, denn ich habe ihn selten aufgeschlossener und offener sprechen hören als in seinen Unterhaltungen mit Londonderry. Es entwickelte sich zwischen den beiden schliesslich eine Art gegenseitigen Zutrauens, das natürlich durch die ländliche Atmosphäre von Karin hall, durch die gemeinsamen Mahlzeiten im Kreise der Familien und die Spaziergänge in den Wildgehegen sehr begünstigt wurde.

Mit einem riesigen Jägerhut und einer Art altgermanischen Speers als Spazierstock in der Hand schritt der massige deutsche Luftfahrtminister und preussische Ministerpräsident in Lederwams und weiten, weissen Hemdärmeln mit dem englischen Lord und der Lady Londonderry, die manchmal auch von ihrer Tochter begleitet waren, durch die märkische Heide. Am Wisentgehege stiess er durch ein Horn Schreie aus, durch die die riesigen Tiere angelockt wurden, so dass man fast den Eindruck haben konnte, als seien sie persönlich mit Göring bekannt. Aber böartigblinzelten die kleinen Augen beim Näherkommen, krachend fuhr das Gehörn gegen die Stangen der Umzäunung, die unter dem Anprall fast zerbrachen. Dröhnend lachte der Herr der Schorfheide und wandte sich voller Stolz seinen englischen Gästen zu, die diesem eigenartigen Schauspiel mit lächelndem Interesse folgten. Sie hatten etwas Derartiges in ihren englischen Adelskreisen sicherlich noch nie erlebt und amüsierten sich offensichtlich über die Art, wie sich der Gastgeber gab und wie er sich ausstaffiert hatte. Aber ihr Lachen war nicht herablassend oder verächtlich. Der Mann in den weiten Hemdärmeln und dem sonderbaren Speer, der sich fast wie ein Kind benahm

und sich nicht scheute, seine Freude an diesen Dingen offen zu zeigen, war ihnen bestimmt nicht unsympathisch. Sie betrachteten ihn mit einer gewissen mitfühlenden Unvoreingenommenheit, mit der man in England Originalen und Exzentrikern zu begegnen pflegt.

Sie waren sich wohl darüber im Klaren, dass es noch einen anderen Göring gab als den heiteren Gastgeber aus Karinhall, einen Mann, der mit rücksichtsloser Energie und Brutalität zugreifen konnte. Das zeigten mir verschiedene Bemerkungen, die Mutter und Tochter gelegentlich bei Tisch fallen liessen. «In den oberen Schichten des nationalsozialistischen Deutschlands zu leben», sagte mir Lady Londonderry einmal, «mag ganz schön sein, aber wehe den armen Leuten, die nicht zu den Oberen gehören.» Sie scheute sich auch nicht, Göring gegenüber derartige kritische Äusserungen zu machen. Er nahm das nie übel, wie es Hitler sicherlich getan haben würde, sondern antwortete meistens mit irgendeinem Witz. Im Grunde genommen schien er diese Kritik ganz gut zu verstehen.

Als Hausfrau waltete Emmy Göring ihres Amtes. Still und bescheiden strahlte sie eine Atmosphäre der Gastfreundlichkeit im besten Sinne des Wortes aus. Von Zeit zu Zeit lächelte sie etwas beschwichtigend oder entschuldigend über den Tisch, wenn ihr «Hermann» sich an allzu kraftvollen Wortprägungen berauschte. Sie sprach selbst sehr wenig und steuerte nur durch ihre unaufdringliche Zurückhaltung als Gastgeberin das Ihre zu der behaglichen Familienatmosphäre dieser deutsch-englischen Gespräche in der Schorfheide bei.

Dieser Besuch im Februar war nur der erste einer ganzen Reihe von späteren Begegnungen zwischen Göring und Londonderry. Diesmal aber wurde Londonderry auch von Hitler in der Reichskanzlei empfangen. Welch ein Unterschied zu der Stimmung von Karinhall! Zwar war Hitler auch freundlich und zeigte sich als guter Gastgeber an jenem 4. Februar, als er sich mit Lord Londonderry in dem alten Brüningschen Arbeitszimmer in der neuen Reichskanzlei unterhielt, in dem auch bereits die Gespräche mit Simon und Eden stattgefunden hatten. Aber er war doch unendlich viel förmlicher und zugeknöpfter als der preussische Ministerpräsident. Was er in Bezug auf die politische Lage und das deutsch-englische Verhältnis sagte, entsprach fast wortwörtlich dem, was Göring in Karinhall mit so viel mehr Temperament und in so viel scheinbar ungeschickteren, aber gerade deswegen überzeugenderen Wendungen dargelegt hatte. Zweifellos war Göring vorher von Hitler genau instruiert worden. Die politische Linie war in jenen Tagen ganz und gar auf die Verständigung mit England ausgerichtet. Es war fast wie ein Liebeswerben Hitlers um die spröde Britannia. Das zeigte sich auch bei diesem Gespräch mit Londonderry wieder. «Wie oft habe ich mir im Weltkrieg als einfacher Soldat gesagt», so ereiferte sich Hitler, «wenn ich englischen Truppen gegenüberlag, dass es ein absoluter Wahnsinn sei, gegen

diese Menschen, die Angehörige unseres eigenen Volkes sein könnten, mit den Waffen zu kämpfen», das dürfe sich niemals wiederholen!

Freundlich und mit sympathischem Interesse hörte sich Londonderry alles an, suchte tastend und mit stockender Stimme nach den richtigen Formulierungen, um so überzeugend wie möglich seinen auf die gleichen Zielegerichteten Wunsch vorzubringen. DiezumTeil recht temperamentvollen Worte Hitlers über das deutsch-englische Verhältnis beeindruckten Londonderry sichtlich. Wieder einmal konnte ich beobachten, wie stark ausländische Besucher bei solchen Gesprächen unter Hitlers Einfluss

Ich dolmetschte in jenem Jahr noch für eine ganze Reihe von Ausländern, die Hitler ihren Besuch machten. Unter ihnen befanden sich auch Franzosen, wie der Gouverneur der Bank von Frankreich, Labeyrie, und der französische Handelsminister Bastide. Es waren keine sehr gewichtigen Gespräche, aber trotzdem bestätigten sie den Eindruck, dass in jenen Jahren das Ausland, jedenfalls soweit es durch die Deutschlandbesuchervertreten wurde, Hitler mit einem ausserordentlich wachen und keinesfalls ablehnenden Interesse betrachtete. «Hitler hat sich Europa als eine aussergewöhnliche Persönlichkeit aufgedrängt. Er verbreitet nicht nur Furcht und Abscheu, er erweckt auch Neugierde, er gewinnt auch Sympathien. Sein Ansehen wächst. Die Kraft der Anziehung, die von ihm ausgeht, wirkt auch über die Grenzen seines Landes hinaus. Könige, Fürsten, berühmte Gäste kommen in die Hauptstadt ..., um diesem für die Zukunft so bestimmenden Mann zu begegnen, der das Schicksal des Kontinents in seinen Händen zu halten scheint, auch um dieses Deutschland zu sehen, das er mit unwiderstehlichem Zwang verändert und wiederbelebt hat», so charakterisiert der damalige französische Botschafter François-Poncet mit sehr treffenden Worten in seinen Erinnerungen, was ich bei all diesen Begegnungen erlebte.

Eines der bemerkenswertesten Erlebnisse dieser Art war für mich das Treffen, das Anfang September zwischen Lloyd George und Hitler auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden stattfand. «Ich freue mich ganz besonders», so sagte Hitler, als er mit ausgestreckter Hand dem ehemaligen englischen Premierminister entgegenging, «in meinem Hause den Mann begrüßen zu können, der uns in Deutschland immer als der eigentliche Sieger des (Ersten) Weltkrieges erschienen ist.» Mit einer Handbewegung wehrte Lloyd George lächelnd ab, aber ich glaubte doch eine gewisse Befriedigung auf seinem Gesicht über dieses Kompliment von seiten des ehemaligen deutschen Gefreiten erkennen zu können. «Und ich schätze mich glücklich», erwiderte Lloyd George schlagfertig, «demjenigen gegenüberzutreten, der nach der Niederlage das gesamte

deutsche Volk wieder hinter sich gebracht und zum Aufstieg geführt hat.» Und dann fuhr der englische Gast fort und liess dabei seine Augen durch das grosse Fenster auf das sonnenüberstrahlte Berchtesgadener Land schweifen: «Was für einen herrlichen Platz haben Sie sich für Ihre Mussestunden hier oben auf dem Obersalzberg ausgesucht.» Wir setzten uns an den grossen runden, reichlich niedrigen Tisch, etwas abseits vom Fenster, Hitler, Lloyd George, Ribbentrop und ich. Ribbentrop wirkte wie ein Schatten. Er sagte während des ganzen Gespräches kaum ein Wort.

Lloyd George blickte sich mit lebhaftem Interesse in dem grossen Raum um. Es war das oft beschriebene und oft fotografierte Empfangszimmer des Berghofes, dessen auffallendstes Merkmal wohl das riesige Fenster war, das in einem liegenden Rechteck die eine Wand des Raumes völlig ausfüllte. Der Untersberg mit seinen dunklen Wäldern und den hellen grünen Matten erschien in diesem Fenster wie ein Landschaftsgemälde in einem grossen Rahmen. Immer wieder wurde der Blick von dieser schönen Berglandschaft an jenem sonnigen Septembernachmittag angezogen, so dass die kostbaren Gemälde an den Wänden, die auserlesenen, in einfachen, geraden Linien gehaltenen Möbel, der grosse Flügel an der anderen Seite des Fensters, der etwas erhöht liegende Kamin an der Hinterseite und die breite Treppe, die von einem Nebenzimmer mit einigen teppichbelegten Stufen in diesen saalähnlichen Raum führte, in den Augen des Beschauers verhältnismässig zurücktraten.

In diesem vollendeten Rahmen sassen sich nun an jenem Nachmittag zwei Welten in zwei markanten Persönlichkeiten gegenüber. Auf der einen Seite Lloyd George mit wallendem, weissem Haar, das in einem seltsamen Kontrast zu seinem jugendlich beweglichen Gesicht mit den hellen, klaren und munteren Augen stand, die einem bis auf den Grund der Seele zu blicken schienen. Auch in seinen Bewegungen zeigte Lloyd George eine fast jugendliche Elastizität. Seine geistsprühenden Ausführungen unterstrich er mit lebendigen Gesten seiner kleinen, wohlgeformten Hand. Der Sieger des Ersten Weltkrieges!

Und ihm gegenüber der Mann, der, wie es damals schien, auf dem besten Wege war, das Werk Lloyd Georges wieder zunichte zu machen. Hitler hatte einen seiner besten Tage. Durch den Aufenthalt auf dem Obersalzberg erfrischt, von der Sonne leicht gebräunt, offensichtlich erfreut über die Anerkennung, die für ihn in dem Besuch des weltberühmten englischen Staatsmannes lag, begann er angeregt von der Zeit zu sprechen, die er als einfacher Soldat im Ersten Weltkrieg erlebt hatte. «Ich habe oft Engländern gegenüber gelegen», sagte er, und dann schwirrte eine Menge Namen von weltbekannten Orten der einstigen Westfront durch den Raum. Einzelheiten, anerkennende Worte über den englischen Gegner, über seine Ausrüstung und die von den eng-

lischen Militärs befolgte Taktik kamen zur Sprache. Lloyd George zeigte sich erstaunlich gut versiert in diesen militärischen Einzelheiten. Er wusste noch genau, warum diese oder jene Offensive an diesem oder jenem Punkt angesetzt und warum sie an einem bestimmten Tage ins Rollen gebracht worden war.

«Die Amerikaner hatten überhaupt keine Artillerie», sagte er ein anderes Mal, als Hitler von der Feuerstärke und Zielsicherheit der gegnerischen Artillerie sprach, «sie schossen nur mit englischen Geschützen.» Durch Zwischenfragen zeigte Lloyd George, wie lebhaft ihn die Fronterlebnisse des Gefreiten Hitler interessierten, und immer wieder steuerte er von sich aus interessante Momente über die auf einer höheren Ebene getroffenen militärischen Entscheidungen bei.

Dann wandte sich das Gespräch der Politik zu. «Bündnisse sind immer etwas Gefährliches», sagte Lloyd George, «sie haben auch im letzten Weltkrieg die Feindseligkeiten wie einen Präriebrand ausgebreitet. Ohne sie hätte sich der Konflikt vielleicht lokalisieren lassen.» Damit hatte er, bewusst oder unbewusst, genau die Meinung Hitlers in der Frage der kollektiven Sicherheit wiedergegeben. «Keine mehrseitigen Verpflichtungen, sondern nur zweiseitige Nichtangriffspakte zwischen Nachbarn», so lautete ja eine der Lieblingsthesen Hitlers. Als habe er nur auf dieses Stichwort gewartet, verbreitete sich nun der deutsche Reichskanzler über dieses Thema. Dadurch hatte er Gelegenheit, noch einmal in allen Einzelheiten den Friedensplan zu entwickeln, den ich im März auf dem Fluge nach London übersetzt hatte, und der nun mehr oder weniger in der Versenkung verschwunden war.

Dies gab wiederum Lloyd George Gelegenheit, sich sehr positiv, wenn auch nur in ganz allgemeinen Wendungen, über die deutschen Friedensbemühungen zu äussern, «die leider durch die Generalstabsbesprechungen durchkreuzt worden sind.» Wieder hatte er, absichtlich oder unabsichtlich, eine der Lieblingsthesen Hitlers aufgegriffen. Wie sehr hatte sich Ribbentrop noch in London gegen die «staff talks» gewandt, und wie ärgerlich war er gewesen, als sie schliesslich doch zur Wirklichkeit wurden!

Etwas abrupt verliess Lloyd George dann die politischen Fragen und brachte von sich aus das Gespräch auf die sozialen Massnahmen, durch die «sich Deutschland schon immer ausgezeichnet habe». Gerade der Nationalsozialismus habe aber auf diesem Gebiet besonders auch für England interessante Experimente unternommen.

«Es handelt sich um keine Experimente, sondern um wohlüberlegte Pläne», warf Hitler hier ein, der in dem Wort Experiment eine Kritik zu hören glaubte. Davon aber war Lloyd George weit entfernt. Mit temperamentvoller Beredsamkeit, die fast nach Begeisterung aussah, sprach er von den deutschen Massnahmen zur Behebung der Arbeitslosigkeit, von der Krankenversicherung, dem Fürsorgewesen und der

Freizeitgestaltung. Er hatte schon eine ganze Reihe von Einrichtungen der Arbeitsfront besichtigt und schien von dem Gesehenen tief beeindruckt zu sein.

Hitler war von seinem Besucher hell begeistert, nicht nur an jenem Nachmittag, sondern auch noch lange nachher, wenn er immer wieder auf sein Gespräch mit dem «grossen englischen Staatsmann Lloyd George» zurückkam. Er lud ihn mit sehr herzlichen Worten zu dem kurz bevorstehenden Parteitag in Nürnberg ein. Hier aber winkte Lloyd George ziemlich energisch ab. «Ich bin nicht wegen der Politik nach Deutschland gekommen», sagte er unvermittelt, «sondern ich wollte nur Ihre sozialen Einrichtungen und vor allen Dingen Ihre Lösungsmethoden des auch für England so bedrohlichen Arbeitslosenproblems studieren.» Wenn er nach Nürnberg ginge, würde ihm das in England allzu sehr verübelt werden. Das war die erste Enttäuschung, die Hitler während des ganzen Gespräches erlebte. Aber sie muss ziemlich nachhaltig gewesen sein, denn er gewann seine vorherige Lebhaftigkeit erst nach geraumer Zeit wieder.

Tief stand die Sonne am Horizont, als dieses denkwürdige Gespräch nach fast dreistündiger Dauer gegen 7 Uhr abends sein Ende fand. Herzlich verabschiedete sich der alte Sieger des Ersten Weltkrieges von dem jungen Diktator des Dritten Reiches. Sie verabredeten eine neue Zusammenkunft für den nächsten Tag zum Tee, wo Lloyd George seine Tochter Megan und seinen Sohn William mitbringen würde, die ihn auf der Reise durch Deutschland begleitet hatten. «Er ist mit seiner ganzen liberalen Partei in Deutschland erschienen», schrieben boshafte Zeitungen in England.

Ribbentrop blieb auf dem Obersalzberg zurück, so dass ich mit Lloyd George allein die Rückfahrt nach Berchtesgaden antrat. Er zeigte sich von seiner lebenswürdigsten Seite. Genau wollte er wissen, an welchen Fronten ich selbst im Ersten Weltkriege gewesen war; ich konnte ihm von der ersten grossen Wendung berichten, die ich als Maschinengewehrschütze im Juli 1918 bei Reims im Augenblick der beginnenden Gegenoffensive von Foch miterlebt hatte. Er erkundigte sich sehr eingehend, auf welche Stellungen wir denn damals zurückgezogen worden seien, welche moralische Wirkung der alliierte Gegenstoss bei uns gehabt habe, und fragte mich fast so genau aus wie die amerikanischen Vernehmungsoffiziere nach 1945 über meine Erlebnisse im Auswärtigen Amt.

Das ermutigte mich, auch meinerseits einige Fragen an ihn zu richten. Briand hatte Stresemann einmal in meiner Gegenwart erzählt, dass ihn Lloyd George zu der besonders tapferen Haltung eines bretonischen Regimentes aus seiner Heimatprovinz beglückwünscht hatte. «Ja, wissen Sie, Monsieur Lloyd George», hatte Briand ihm darauf geantwortet, «wir Bretonen stellen uns nicht so leicht auf neue Verhältnisse um.

Deshalb ist diesen Truppen vor dem Kampf gesagt worden, es ginge gegen die Engländer, und darum haben sie so tapfer gekämpft.» Lloyd George lachte laut auf. «An diese Geschichte erinnere ich mich noch sehr gut. Der alte Briand war immer schon ein unverbesserlicher Spötter.»

Ich hatte noch eine zweite Frage. «Fragen Sie nur ruhig weiter, wenn es wieder so etwas Amüsantes ist», ermunterte mich der englische Premierminister. Ich hatte in Clemenceaus Memoiren von einem Diner gelesen, das Clemenceau und Lloyd George am Abend des Waffenstillstandes von 1918 gemeinsam einnahmen. Dabei wurde auch über die Zukunft Deutschlands gesprochen, und Lloyd George war verschiedentlich anderer Meinung als sein französisches Gegenüber. «Was ist denn nur mit Ihnen los», hatte Clemenceau etwas unwirsch gefragt, «Sie sind ja ganz verändert.» Darauf Lloyd George: «Ja, wissen Sie denn nicht, dass ich seit heute Abend pro-deutsch bin!» Auch diese Geschichte bestätigte mir Lloyd George in dem Augenblick, als unser Wagen vor dem Hotel in Berchtesgaden hielt. An der Tür kam uns seine Tochter entgegen, begrüßte ihren Vater scherzend mit erhobener rechter Hand und sagte lachend «Heil Hitler». Darauf wurde der alte Lloyd George ganz ernst und entgegnete ruhig und bestimmt: «Jawohl, Heil Hitler, das sage ich auch, denn er ist wirklich ein grosser Mann!»

«Niemand wurde (von Hitler) vollständiger in die Irre geführt als Lloyd George, dessen verzückte Berichte über seine Unterhaltungen (mit ihm) heute eine eigenartige Lektüre sind. «Es besteht kein Zweifel darüber, dass Hitler eine faszinierende Wirkung auf Menschen ausübte, und dass sich der Eindruck von Kraft und Autorität bei seinen Besuchern leicht übermässig in den Vordergrund drängte», kommentiert Churchill im ersten Band seiner Memoiren.

17

«DIE EPOCHE DER ÜBERRASCHUNGEN IST ABGESCHLOSSEN» (1937)

«Die Epoche der Überraschungen ist abgeschlossen, der Friede ist unser höchstes Gut», so übersetzten wir im Sprachendienst aus einer Rede Hitlers, die er am 30. Januar 1937 hielt. Ich hoffte mehr, als dass ich glaubte, dass Hitler es mit diesem Ausspruch ernst meinte. Zu oft schon hatte ich während seiner Unterredungen mit ausländischen Staatsmännern und sonstigen Besuchern festgestellt, dass er die Dinge anders darstellte, als sie in Wirklichkeit waren. «In Deutschland herrscht die wahre Demokratie, ich bin der gewählte Repräsentant des Volkes», hatte er oft gesagt, und ich wusste aus dem alltäglichen Leben nur allzu genau, wie anders die Verhältnisse in der Praxis lagen. Von «Wählen» war bei den Wahlen keine Rede, da es ja immer nur einen Kandidaten und eine Ansicht gab, für die sich der einzelne entscheiden konnte. Eine Opposition wurde nicht geduldet. Andersdenkende wurden auf jede erdenkliche Weise mundtot gemacht. Es wurde weiter aufgelöst, dienstentlassen, gesäubert, interniert und nazifiziert. «Wie lebt es sich eigentlich jetzt in Deutschland unter der Diktatur?» fragten mich meine englischen Freunde damals gelegentlich. «Es kommt einem sonderbar vor», antwortete ich, «sich als Fremder im eigenen Lande zu fühlen.» Denn dieses Empfinden hatte ich mehr als einmal. Das alte Deutschland von vor 1933, das sich nach meinen persönlichen Beobachtungen in immer stärkerem Masse die Sympathie und vor allem die Achtung der europäischen Welt erworben hatte, wurde Stück um Stück mit eiserner Konsequenz «demontiert», bis schliesslich nichts mehr übrig blieb als eine jener äusserlich gleichförmigen, totalitären Strukturen, in deren Rahmen ein ganzes Volk scheinbar im Gleichschritt hinter einem Diktator hermaschiert.

Erst in späteren Jahren merkte ich, dass ich doch nicht als Fremder in Deutschland lebte, sondern dass das alte Deutschland, so wie ich es gekannt und geschätzt hatte, unter der Oberfläche fortbestand. Es wurde mir immer klarer, dass die «hauchdünne Schicht», von der besonders Goebbels sprach, wenn er sich mit der Opposition gegen das nationalsozialistische Regime auseinandersetzte, in Wirklichkeit weite Kreise der Bevölkerung umfasste, und während des Krieges hätte man eher von einer hauchdünnen Schicht der wirklichen Nationalsozialisten sprechen können.

All diese Widersprüche kamen mir, zumindest in ihren Anfängen, damals schon recht deutlich zum Bewusstsein, wenn Hitler seinen Besuchern von der «Einmütigkeit» des deutschen Volkes, von der «Einstimmigkeit» seiner Entschliessungen und von der «einhelligen» Ablehnung der Anschauungen der westlichen Demokratien durch die Deutschen sprach. Und aus diesem Grunde zweifelte ich auch daran, ob die Epoche der Überraschungen nun wirklich abgeschlossen wäre.

In den Unterredungen mit Ausländern, die im Verlaufe des Jahres 1937 noch zahlreich stattfanden, stellte ich im Übrigen fest, dass sich bei Hitler selbst eine immer grössere Versteifung in seiner Haltung gegenüber dem Ausland bemerkbar machte. Das mochte wohl die Folge der Anerkennungen sein, die ihm in so grossem Masse von dieser Seite zuteil wurden. Zweifellos aber hing seine zunehmende Kompromisslosigkeit auch damit zusammen, dass die anti-nationalsozialistische Koalition immer mehr zerfiel. Während noch in Stresa Italien auf der Gegenseite im Verbände mit England und Frankreich gestanden hatte, wurde Mussolini infolge des Abessinienkonfliktes aus dieser Front herausgelöst und auf die deutsche Seite gedrängt.

Den Abessinienkonflikt, wie er sich in Genf abspielte, hatte ich aus der Ferne mit lebhaftem Interesse verfolgt. Ich hätte es auf Grund meiner eigenen Genfer Erfahrungen nicht für möglich gehalten, dass sich der gesamte Völkerbund in einer Einheitsfront gegen Italien zusammenfinden und es durch Wirtschaftssanktionen an der Durchführung seiner Angriffspläne zu hindern suchen würde. Ich hoffte von ganzem Herzen auf einen Erfolg des Völkerbundes, denn ich glaubte, dass nichts eine heilsamere Wirkung auf die Mentalität Hitlers haben würde als ein Scheitern der Pläne Mussolinis. Dass der alte Völkerbund damals sehr nahe an einen grossen Erfolg in der Bekämpfung von Aggressionen durch kollektive Sicherheitsmassnahmen herangekommen war,

wurde mir 1938 am Abend der Münchener Konferenz von Mussolini bestätigt. «Hätte der Völkerbund im Abessinienkonflikt den Rat Edens befolgt und die Wirtschaftssanktionen gegen Italien auf das Öl ausgedehnt», sagte damals Mussolini zu Hitler, «dann hätte ich innerhalb von acht Tagen den Rückzug aus Abessinien antreten müssen. Es wäre eine unausdenkbare Katastrophe für mich gewesen.»

Interessanterweise waren die Ölsanktionen am Widerstand der französischen Regierung, der Vorkämpferin für kollektive Sicherheit, gescheitert, da Laval es mit Italien nicht zum offenen Bruch kommen lassen wollte. Als er sich während des letzten Krieges wieder einmal recht heftig über die Schwierigkeiten beklagte, die Frankreich von italienischer Seite gemacht wurden, konnte ich ihm daher mit einer gewissen Berechtigung erwidern: «Wie undankbar von Mussolini, Herr Ministerpräsident, denn Sie haben ihm seinerzeit im Abessinienkonflikt das Leben gerettet. Das hat er in meiner Gegenwart in München anerkannt.» Darauf konnte selbst der sonst so schlagfertige Laval nichts erwidern. Wie anders wäre vielleicht die Geschichte verlaufen, wenn damals der italienische Diktator gegen den Völkerbund unterlegen wäre!

Wie Hitler in seiner Rede vom Januar 1937 angekündigt hatte, gab es – zumindest in diesem Jahre – keine Überraschungen mehr. Wenn man es heute betrachtet, könnte man es fast das Jahr der Ruhe vor dem Sturm nennen, obgleich es in anderer Hinsicht durchaus nicht so ruhig verlief. Für mich war es trotz allem ein Jahr, in dem sich die Ereignisse zeitweilig fast überstürzten. Aber es handelte sich dabei nicht um politische Komplikationen. Die Krönungsfeierlichkeiten in London, die Weltausstellung in Paris, der Parteitag in Nürnberg und der Staatsbesuch Mussolinis in Deutschland waren die Höhepunkte; die Begegnung zwischen dem ehemaligen Führer der englischen Labour-Partei, dem alten Abgeordneten Lansbury und Hitler im März, die Besprechungen zwischen Göring und Mussolini im April in Rom, der Besuch des ehemaligen englischen Königs, des Herzogs von Windsor, auf dem Obersalzberg und die Verhandlungen zwischen Hitler und Lord Halifax in Berchtesgaden und zwischen Göring und Halifax in Berlin bildeten neben den Besuchen des Aga Khan, des englischen Faschistenführers Sir Oswald Mosley und eines Nachkommen von Konfuzius, des Abgesandten und Schwagers Chiang-Kai-sheks, des Finanzministers Kung, die abwechslungsreiche Liste meines Dolmetscherprogramms.

Einen Tag vor Hitlers Geburtstag, am 19. April, sass ich in dem alten und nun schon wohlvertrauten Arbeitszimmer in der Brüningschen Reichskanzlei zwischen dem greisen englischen Sozialisten Lansbury und dem Diktator des neuen Deutschland als Dolmetscher. In einem einfachen, etwas zerknitterten Reiseanzug sass der weltberühmte Pazifist und «Patriarch der anständigen Gesinnung», wie ihn eine deutsche Zeitung nannte, an dem niedrigen runden Tisch und unterbreitete Hitler einen Friedensplan für eine Konferenz, die der amerikanische Präsident Roosevelt einberufen sollte. Es handelte sich um eine rein private Initiative Lansburys und wohlmeinender pazifistischer Kreise Englands, und der Plan wurde nur in sehr allgemeinen Zügen und reichlich oberflächlich besprochen.

Dass der alte Lansbury voller Begeisterung bei der Sache war, merkte man sofort, wenn man seinen temperamentvollen Darlegungen zuhörte. Dass aber Hitler die meiste Zeit über mit seinen Gedanken ganz woanders weilte, merkte nur ich. Es war das erste Mal bei einer solchen Unterredung, dass ich jenen anderen, zweiten Hitler kennenlernte, einen Mann, der mir bleich und unausgeschlafen, mit fast grauer Gesichtsfarbe gegenüber sass und dessen verschwommenen Zügen und wie geistes-

abwesend blickenden Augen man ohne weiteres anmerkte, dass sich seine Gedanken mit ganz anderen Fragen beschäftigten. Nur von Zeit zu Zeit kehrte er seine Aufmerksamkeit dem zu, was ihm Lansbury durch mich sagte. Dann machte er einige vage, zu nichts verpflichtende Andeutungen über die Teilnahme Deutschlands an einer Friedenskonferenz oder über die Friedenspolitik, die er selbst befolgen wollte. Mir tat der alte Herr aus England fast leid. Immer wieder brachte er seine pazifistischen Pläne vor, mit innerer Begeisterung, mit grosser Eindringlichkeit, so, als handele es sich um die letzte entscheidende Aussprache vor einer drohenden Katastrophe. Und er schien die Interesslosigkeit Hitlers gar nicht zu merken. Sichtlich erfreut war er über Hitlers Gegenäusserungen, so vage sie auch sein mochten. Offenbar hielt er den Mann, der ihm traumverloren gegenüber sass, in jenen Augenblicken auch für eine Art pazifistischen Idealisten, wie er sie auf den internationalen Zusammenkünften so häufig traf. Je länger die Unterhaltung dauerte und je einsilbiger Hitler wurde, um so mehr erwärmte sich Lansbury. Hatte doch Hitler ihm nicht ein einziges Mal widersprochen. Hatte er doch «zugesagt», dass sich Deutschland auf die Friedenskonferenz begeben würde. Hatte er doch das Wort Frieden mit dem gebührenden Nachdruck ausgesprochen!

Ziemlich abrupt beendete Hitler diese Unterredung. Sie begann ihn zu langweilen. Es war schliesslich auch nicht zu erwarten, dass gerade ein ausgesprochener Pazifist auf ihn wirken würde. Das Erstaunliche für mich aber war, dass Lansbury anscheinend hochbefriedigt die Reichskanzlei wieder verliess und in der Presse, ja sogar am Radio sehr zuversichtliche Töne fand. «Ich kehre nach England mit der Überzeugung zurück, dass die Katastrophe, die ein Krieg bedeuten würde,

Einige Tage später erhielt ich überraschend die Weisung, in Rom als Dolmetscher bei einer Unterredung zwischen Göring und Mussolini zur Verfügung zu stehen. Das Regime hatte sich zwar geändert, aber die Kurzfristigkeit, mit der ich in Europa hin- und hergeschickt wurde, war die gleiche wie früher geblieben. Ich musste so überstürzt aus Berlin abreisen, dass mir nichts anderes übrig blieb, als den seit einiger Zeit bestehenden Sonntagsflugdienst der Lufthansa zwischen Berlin

und Rom zu benutzen. Es war mein erster Flug auf dieser für damalige Verhältnisse noch recht langen Strecke Berlin-Rom.

V Dieser erste Flug nach Rom steht mir heute noch in all seinen Einzelheiten so deutlich vor Augen, weil ich in der Folge unendlich viele Male auf dieser «Luft»-Achse Berlin-Rom hin und her geflogen bin und den Weg schliesslich genau so auswendig wusste wie die Luftstrecke zwischen Berlin und London, die sich leider zu keiner Achse Berlin-London entwickelt hat. Bald hörten meine Flüge nach London vollständig auf, und ich flog nur noch über die Alpen. Diese Änderung meiner Reiserouten war ein sehr charakteristischer Anzeiger für den Wechsel der politischen Lage, der in den Jahren nach 1937 eintrat. Die Zeiten wurden immer stürmischer, bis ich Ende August 1939 dann eine ganz andere Richtung einschlagen musste: mit Ribbentrop flog ich über die weiten Ebenen jenseits der Oder, über Polen und Russland hinweg nach Moskau. Den Luftweg nach Moskau auswendig zu lernen, hatte ich allerdings keine Gelegenheit.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Rom fuhr ich zunächst mit Göring in den Palazzo Ghigi, das italienische Auswärtige Amt, zu einer kurzen Besprechung mit dem italienischen Aussenminister, dem Grafen Giano. Dabei handelte es sich in erster Linie um den spanischen Bürgerkrieg, der zu der damaligen Zeit gerade in vollem Gange war, und bei dem Italien und Deutschland Franco Waffenhilfe leisteten.

Nachmittags betrat ich zum ersten Male mit Göring den berühmten Palazzo Venezia, die Reichskanzlei von Rom, an einem grossen Platz gleichen Namens. Ein kleiner, nur für zwei Personen eingerichteter Fahrstuhl beförderte Göring und den italienischen Protokollchef ins erste Stockwerk, so dass ich, wie viele Male nachher, immer zwei Stufen überspringend, die enge Treppe dieses historischen Gebäudes hinauf-eilen musste und schwer atmend meinen (sprachlichen) Schützling an der Fahrstuhltür wieder in Empfang nahm. Durch einige schmale Säle, in denen sich Ritterrüstungen und andere Trophäen befanden, wurden wir in den Sitzungssaal des Grossen Faschistischen Rates geführt, einen mittelgrossen Raum, ganz in dunklen Tönen gehalten; die langen Tische und das erhöhte Pult Mussolinis sowie die dazugehörigen Sessel waren mit einem dunkelblauen, sammetartigen Stoff bespannt. Weiter ging es bis in das Vorzimmer Mussolinis, in dem uns Ciano begrüsstete.

Dann tat sich die Tür auf zu dem oft beschriebenen Arbeitszimmer des italienischen Diktators. Ich hatte den Eindruck, in einen riesigen, nüchternen und kahlen Saal einzutreten. An der gegenüberliegenden Seite schienen in weiter Ferne einige Möbel zu stehen, die einzigen, die ausser einem Globus in dem ganzen weiten Raum zu erblicken waren. Mit seinem kalten Marmorboden und den grauen Wänden hatte er für mich etwas unitalienisch Düsteres und Frostiges.

Als wir eintraten, erhob sich eine Gestalt in der fernen Ecke, in der ich bei näherem Hinsehen einen langen, glatten Tisch und einige einfache Sessel im venezianischen Stil erkannte. Es war Mussolini, der von seinem Arbeitsplatz durch die ganze Weite des Raumes auf uns zukam. Er erhob den Arm zum faschistischen Gruss und schüttelte Göring die Hand. Ein kurzes, nicht unfreundliches Kopfnicken zu mir, und dann begaben wir uns an Mussolinis Arbeitstisch. Auch bei näherem Zusehen war die Einfachheit dieses Arbeitsplatzes sein hervorstechendstes Merkmal. Einige Bücher lagen auf der Seite. Akten waren überhaupt nicht zu sehen.

Wir liessen uns nieder. Mussolini an seinem gewohnten Arbeitsplatz, Göring und ich ihm gegenüber auf den Besucherstühlen. Ciano, der von seinem Schwiegervater nicht allzu viel beachtet wurde, suchte sich selbst einen Platz an unserer Seite. Dann begann das Gespräch.

Auch hierbei stand die Lage in Spanien zunächst im Mittelpunkt. Viele technische Einzelheiten über die Hilfeleistung wurden in etwas verschleierte Form ausgetauscht. Beide Seiten versuchten auch voneinander die Fiktion aufrechtzuerhalten, dass es sich bei den Deutschen und Italienern, die auf Francos Seite kämpften, um Freiwillige handele, die offiziell mit der deutschen und italienischen Regierung nichts zu tun hatten. Offenherziger wurde im Laufe des Gespräches Göring, der mit allen Einzelheiten und sichtlicher Befriedigung erzählte, wie zu Beginn des spanischen Bürgerkrieges die marokkanischen Truppen Francos mit Hilfe deutscher Transportmaschinen vom Typ Ju 52 nach Spanien hineingeflogen worden seien. «Franco hat uns viel zu verdanken», sagte Göring damals, fügte allerdings sofort, wie von einer gewissen Ahnung getrieben, hinzu: «hoffentlich erinnert er sich auch später noch daran.»

Dass die spanische Kriegführung und Taktik von beiden Seiten heftig kritisiert wurde, war nicht weiter verwunderlich. Nur die spanische Tapferkeit wurde von Mussolini ebenso wie von Göring unumwunden anerkannt, und zwar auch die der Gegner Francos, der sogenannten Rotspanier. Abfällig äusserten sich beide über das Material, das die Sowjets damals den spanischen Republikanern besonders für ihre Luftwaffe zur Verfügung stellten, und waren sich ihrer Überlegenheit über die rote Armee völlig sicher.

Danach ging das Gespräch auf die allgemeine politische Lage in Europa über. In heftigen Worten verurteilte Mussolini die Sanktionspolitik Englands und Frankreichs und den Völkerbund. Wenn man ihm zuhörte, so wäre einem nie der Gedanke gekommen, dass er noch vor zwei Jahren, am 16. April 1935 in Stresa, gemeinsam mit England und Frankreich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland verurteilt hatte, oder dass er ein Jahr davor noch italienische Divisionen gegen Deutschland an der Brennergrenze hatte aufmarschieren

lassen, als der österreichische Bundeskanzler Dollfuss im Verlaufe eines nationalsozialistischen Putsches in Österreich ermordet worden war.

Die Zeiten hatten sich eben sehr geändert, und gerade die österreichische Frage zeigte, wie grundlegend sich Mussolinis Einstellung gewandelt haben musste, denn auch in diesem Punkt war Göring sehr offenerherzig. Unumwunden erklärte er Mussolini bereits damals, der Anschluss werde kommen und müsse kommen. Dieses Ereignis lasse sich nicht aufhalten.

Mussolini hörte den Worten Görings aufmerksam zu – er sprach ja selbst recht gut deutsch –, aber er musste wohl diesen Passus nicht ganz klar verstanden haben, denn erst im Verlauf meiner französischen Übersetzung schüttelte er bei der Anschlussfrage energisch den Kopf. Das war alles, was er an jenem Tage, ein Jahr bevor die Vereinigung Österreichs mit Deutschland zu einer Tatsache wurde, an Opposition zu erkennen gab. Es war jedenfalls klar seinem Schweigen zu entnehmen, dass er dem Anschluss nach wie vor mit etwas gemischten Gefühlen gegenüberstand, dass er aber wohl selbst einsah, «der Anschluss wird kommen und muss kommen», wie es Göring ausgedrückt hatte. Ich wusste natürlich nicht, mit welchen Weisungen Hitlers Göring nach Rom gekommen war, hatte aber aus dem Gespräch mit Mussolini den Eindruck, dass die Sondierung der italienischen Haltung in der Anschlussfrage der Hauptzweck des damaligen Besuches war.

Weniger überraschend als interessant war für mich die Bestätigung, wie weit sich Mussolini bereits von den Mächten Westeuropas entfernt hatte, und wie er in den grundsätzlichen Fragen der europäischen Politik bereits die von Deutschland vertretenen Ansichten teilte. Als er mit seiner kurzen, gedrungenen Gestalt kerzengerade vor uns sass, mit lebhaftem Gesichtsausdruck ohne viele Gesten seine Meinung zu diesem oder jenem Punkt in knappen, lateinisch klaren Formulierungen zum Ausdruck brachte und Göring oder mich dabei mit seinen grossen, braunen Augen durchdringend ansah, war mein erster Eindruck, dass dieser Mann genau wusste, was er wollte, dass er wenig verschwommen Visionäres an sich hatte, sondern als klarblickender Römer mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen stand. Ich habe auch in späteren Gesprächen, die er mit Hitler führte, immer wieder die klare, knappe und realistische Formulierung bei Mussolini im Gegensatz zu den vagen und unpräzisen Allgemeinheiten Hitlers als einen markanten Unterschied zwischen den beiden Diktatoren empfunden, jedenfalls so lange, wie Mussolini und Italien noch einigermaßen unabhängig Entscheidungen treffen konnten. Als der Italiener später allmählich in die Stellung eines Vasallen Hitlers hineingeriet, dem mehr oder weniger befohlen wurde, was er zu tun hatte, wurde Mussolini immer schweigsamer. Ich könnte mir denken, wenn ich heute auf die allmähliche Veränderung seiner Haltung in den vielen Gesprächen zurückblickte, dass sich Mussolini eher als mancher

andere darüber klar war, wohin die Reise ging, und dass er bestimmt früher als sein deutscher Partner die Katastrophe heraufkommen sah. Aber seine Entscheidungsfreiheit hatte er zu jener Zeit bereits verloren.

Kaleidoskopartig änderte sich dann für mich die Szene. Vom Palazzo Venezia und dem nüchtern kahlen Arbeitszimmer des italienischen Diktators flog ich in den nächsten Tagen auf der Luftachse Rom-Berlin zurück in die Reichshauptstadt, um mich sofort danach wieder auf der anderen, so viel vertrauteren und kürzeren Luftroute nach London zur Krönung Georgs VI. zu begeben. Ich sollte in der britischen Hauptstadt dem Führer der deutschen Delegation, dem Kriegsminister von Blomberg, für einige politische Gespräche zur Verfügung stehen, denn noch immer bewegten sich die politischen Gedanken des Dritten Reiches in Richtung der Route Berlin-London, wenn auch die politische Entfernung zwischen den beiden Hauptstädten in dem Masse zunahm, wie sie zwischen Rom und Berlin zusammengeschmolzen war.

Es war ein anderes London als das gewohnte, in dem ich am 10. Mai eintraf. Die Innenstadt hatte den Charakter einer nüchternen Metropole des grössten Weltreiches völlig abgelegt. Die Hauptstrassen waren überreich mit Flaggen und Bändern geschmückt, wie ich es den sachlichen Engländern niemals zugetraut hätte. Allenthalben waren Tribünen errichtet. Dabei handelte es sich zum Teil um ganz moderne, aus schnell aufzumontierenden Eisengerüsten bestehende Gebilde, zum anderen Teil aber, besonders in den Strassen, in denen sich der Krönungszug entlangbewegen sollte, um logenartige Vorbauten an den alten Häusern, wie man sie auf historischen Stichen in englischen Büchern sehen kann. Das Überraschende beim Anblick dieser althergebrachten Logentribünen waren aber die Farben. Während man sie aus den alten Darstellungen nur in Schwarz-weiss kennt, leuchtete hier die Stoffbespannung in den alten blauen und roten Farben mit den goldenen oder gelben Rändern hell und freundlich in den grauen Londoner Alltag hinein als ein Stück lebendig gewordener Tradition.

Vollständig verändert erschien mir auch die Bevölkerung der riesigen Stadt. Am Vorabend der Krönung herrschte auf allen Strassen und Plätzen der Innenstadt ein Leben und Treiben und ein Gedränge wie früher in der Silvesternacht an der Kranzierecke Unter den Linden in Berlin. Und auch die Stimmung war in London ähnlich ausgelassen. Verkäufer von Fähnchen, Knarren und Flöten sorgten dafür, dass der Überschwang der Gefühle bei den Londoner Massen auch akustisch und optisch seinen Ausdruck finden konnte. An jenem Abend vor der Krönung waren die Strassen, durch die sich am nächsten Vormittag der Krönungszug bewegen würde, bereits dicht besetzt. An einigen Stellen wurden aus Zeitungen kleine Feuer angezündet, denn es war Anfang

Mai in London noch recht kühl, und die Schaulustigen wollten sich wärmen. Wieder andere deckten sich mit Zeitungen zu, als wären es Wolldecken; einige hatten sogar richtige Decken mitgebracht, aber das war eine Minderheit. Die ganze Nacht hindurch hörte man das Singen und Rufen aus diesem Heerlager auf den Strassen Londons.

In allen Restaurants und Cafes herrschte natürlich Hochstimmung. Die Polizeistunde war verlängert worden, oder die Polizei drückte ein Auge zu. Ausserdem hielten sich die Londoner anscheinend beim Alkoholgenuss auch ziemlich zurück, denn ich habe auf meinen Streifzügen in der Nacht vom u. zum 12. Mai nur sehr wenig Betrunkene oder sonstige «schwankende Gestalten» gesehen.

Am nächsten Morgen wurde ich bereits um 7 Uhr von den Klängen einer Militärkapelle in Tropenhelmen, die an der deutschen Botschaft vorbeizog, geweckt. Ich hatte ein Zimmer erhalten, von dem aus ich die Mall, auf der der Krönungszug vorbeikommen würde, genau übersehen konnte. Ab 8 Uhr gehörte mir dieses Zimmer mit der davorliegenden Terrasse nicht mehr allein. Der Botschafter von Ribbentrop hatte die deutsche Kolonie auf die Zimmer der Botschaft verteilt, und so bekam ich denn auch zahlreiche Gäste. Aber den Krönungszug konnte ich aus allernächster Nähe beobachten und miterleben.

Als Erster zog der Oberbürgermeister von London in einer goldenen Glaskutsche an uns vorüber. Dieses altherwürdige Fahrzeug schien direkt aus Grimms Märchenbuch zu stammen. Fast wollte man sich die Augen reiben, um ganz sicher zu sein, dass es auch wirklich kein Traum war, was da unten auf der Strasse an uns vorüberzog. Dem phantastischen gläsernen Wagen folgte in einiger Entfernung eine schwere, dunkle, altertümliche Kutsche aus Urgrossvaters Zeiten. In ihr sass der Vertreter des britischen Parlamentes, der Sprecher des Unterhauses, und dann wusste man plötzlich, dass man bestimmt nicht träumte, denn die moderne Zeit mit ihren Automobilen bewegte sich nun langsam und stockend, um mit den Pferden Schritt zu halten, an uns vorüber. Im ersten Auto der Vertreter des Kaisers von Japan, dann der Bruder des belgischen Königs, anschliessend Kronprinzessin Juliana mit dem Prinzen Bernhard, die Kronprinzen und Kronprinzessinnen von Norwegen, Schweden und Dänemark, Prinzregent Paul von Jugoslawien, Prinz Kyrill von Bulgarien, der Kronprinz von Griechenland und Prinz Mohamed von Ägypten. Namen aus Tausendundeiner Nacht in Gefährten des 20. Jahrhunderts. Weiter folgten, während sich bei uns von dem vielen Schauen schon eine leichte Müdigkeit einstellte, eine Reihe von Aussenministern aus Frankreich, Italien, Polen und China, dann der deutsche Vertreter Generalfeldmarschall von Blomberg in grosser Uniform mit dem Marschallstab.

Danach kamen wieder Prunkkutschen vorbei mit den Premierministern der Empirestaaten, dem Sultan von Sansibar und dem Emir

Abdullah von Transjordanien. Ein Weltreich gab sich vor unseren Augen in historischem Rahmen ein Stelldichein.

Zum Schluss fuhren die Mitglieder der königlichen Familie in mehreren Gruppen an uns vorüber, jede mit einer besonderen Eskorte, deren glanzvolle Uniformen sich in ihrem Prunk zu steigern schienen. Schon von fern sah man dann die alte goldene Staatskarosse des Königspaares funkeln, wie sie, von acht Schimmeln gezogen, langsam näherkam. Ein englischer Freund hat mir einmal erzählt, wie schwer dieses zweihundert Jahre alte Prunkgefährt ist, weil es nicht nur so aussieht, als sei es aus Gold, sondern in seinen Beschlägen und Verzierungen tatsächlich sehr viel Gold enthält. Bei aller märchenhaften Verschnörkelung der Linien und Verzierungen und trotz des verwirrenden Eindrucks der auf die Seitenflächen gemalten Allegorien wirkte diese Karosse doch irgendwie leicht wie eine Vitrine. In ihr wurden die beiden Hauptpersonen dieser ganzen gewaltigen Feier, das einzige Bindeglied, das die verschiedenen Teile des britischen Weltreiches auch heute noch zusammenhält, das englische Königspaar, deutlich sichtbar wie in einem Schaukasten langsam und gemächlich durch die jubelnde Menge der Untertanen und der fremden Zuschauer gefahren. Dieses Symbol des mächtigsten Reiches der Welt in Gestalt von zwei Menschen, dem König in der scharlachroten Staatsrobe und einer hermelinbesetzten, goldverzierten Kopfbedeckung und der Königin in einem mit Gold und Edelsteinen geschmückten elfenbeinfarbenen Gewand, an sich vorüberziehen zu sehen, gewissermassen geführt und umrahmt von einer auf wunderbare Weise an diesem Tage wieder zum Leben erwachten jahrhundertealten Vergangenheit, ist ein Eindruck, den man sein ganzes Leben lang nicht wieder vergisst. Beneidenswert kommt mir auch noch heute die Selbstverständlichkeit vor, mit der sich die geschichtliche Kraft des britischen Reiches in menschengewordenen, allegorischen Gestalten der Welt und dem eigenen Volke vorstellte, und die gleiche Selbstverständlichkeit, mit der die einfachen Engländer dieses Schauspiel hinnahmen. In keinem Augenblick hatte man den Eindruck des Verkrampten oder Übertriebenen, des Kommandierten und künstlich Organisierten. Hier war der Jubel nicht hysterisch, er kam natürlich und ungezwungen aus dem Herzen des einfachen Mannes. Hier war die uniformierte Würde in den für normale Begriffe manchmal reichlich komischen Gewändern etwas Ungekünsteltes, dem man deutlich ansah, dass es einer ungebrochenen Linie jahrhundertealter Tradition entstammte. Es war mit einem Wort eine Schau der selbstverständlichen, inneren Kraft, die an unseren Augen vorüberrollte.

Ribbentrop hatte auch einige prominente Parteimitglieder aus Deutschland zu den Krönungsfeierlichkeiten nach London eingeladen. Interessant war ihre Reaktion auf diesen Festzug des britischen Weltreiches. Er fand ihren Beifall nicht, vor allem weil er zu «historisch»

war. «Bei uns in Deutschland machen wir Nationalsozialisten so etwas viel besser», sagte einer der Parteileute zu mir. «Wir verzichten auf allen traditionellen Mummenschanz. Bei uns sieht man nicht soviel alte, ergraute Gestalten. Wir geben der Jugend und der geschichtslosen modernen Uniform des Braunhemdes den Vorzug vor dem Alter und den Traditionen.» Mir erschien das britische Reich bei dieser historischen Gelegenheit wie eine in den Stürmen der Jahrhunderte kräftig aufgewachsene, knorrige, aber immer noch lebensvolle Eiche. Demgegenüber präsentierten sich unsere nationalsozialistischen Veranstaltungen in Deutschland mehr wie schillernde Treibhauspflanzen, die in kurzer Zeit mit allen erdenklichen Mitteln der modernen Gärtnerei zu höchster Blüte emporgezüchtet waren, über deren Lebensdauer man jedoch einige Zweifel haben konnte.

Auf unserer Terrasse an der Mall hörten wir dann durch den Lautsprecher die reichlich langatmigen Zeremonien der eigentlichen Krönung aus der Westminster-Abtei. Am Abend erklang auch die Stimme des Königs in einer Ansprache an die Völker seines Reiches. Er sprach durch das gleiche goldene Mikrofon, das ich seinerzeit bei Eröffnung der Londoner Weltwirtschaftskonferenz seinen Vater im Geologischen Museum hatte benutzen sehen.

Wiederholt musste ich beim Vorbeimarsch des Krönungszuges und bei den Feierlichkeiten selbst an den denken, der eigentlich damals in London hätte gekrönt werden sollen, an Eduard VIII., den älteren Bruder des neuen Königs. Er hatte wegen seiner beabsichtigten Heirat mit einer Amerikanerin dem Thron entsagen müssen. Ihn und seine Frau lernte ich noch im Herbst des gleichen Jahres als Herzog und Herzogin von Windsor bei Besuchen auf dem Obersalzberg, in Karinhall und in Berlin kennen.

Sämtliche ausländischen Botschafter in der englischen Hauptstadt gaben anlässlich der Krönung grosse Empfänge. Am meisten beachtet unter all diesen diplomatischen Veranstaltungen war das Fest, zu dem der damalige deutsche Botschafter von Ribbentrop und seine Frau in die Räume der deutschen Botschaft eingeladen hatten. Das alte Haus in der Carlton House Terrace Nr. 9 war im Innern völlig modernisiert worden. An Stelle des gediegenen historischen Stils, in dem diese Räume noch bis vor kurzem gehalten waren, war nun eine geradlinige, moderne Ausstattung getreten. Ich habe in späteren Zeiten aus berufenem und unberufenem Munde eine ganze Menge Kritik wegen der angeblichen Geschmacklosigkeit dieser neuen Räume gehört. Mein eigener Eindruck war genau das Gegenteil. Ich weiss nicht, wer der verantwortliche Innenarchitekt war, aber der Schöpfer dieser Ausstattung hatte meiner Ansicht nach einen recht guten Geschmack gezeigt. Gerade die neuzeitliche, moderne Linie und die einfache, glatte Fläche erfordern bei ihrer richtigen Zusammenstellung ein ganz besonders ausgeprägtes Ge-

fühl für Harmonie und gegenseitige Abgewogenheit von Linie, Fläche und Farbtönung. Das war dem Architekten ganz ausgezeichnet gelungen, und dementsprechend war auch die Anerkennung der zahlreichen prominenten Gäste, die dort beim Krönungsempfang anwesend waren – wenigstens damals – fast allgemein.

Wir Jüngeren mussten bei dem Empfang den Botschafter unterstützen, die Gäste im Hause herumführen und für ihr leibliches Wohlergehen sorgen. Auf diese Weise kam ich mit vielen der Prominenten, die an jenem Abend der Einladung Ribbentrops Folge geleistet hatten, zusammen und konnte feststellen, einen wie günstigen Eindruck dieser Empfang bei ihnen auslöste.

Als Vertreter des Königs von England waren sein Bruder, der Herzog von Kent und die Herzogin auf diesem glänzenden Fest des Repräsentanten des Dritten Reiches erschienen. Besonders zahlreich war das englische Kabinett vertreten. Ich sah den damaligen Schatzkanzler und späteren Premierminister Neville Chamberlain, konnte ein paar Worte mit dem Aussenminister Eden wechseln und dolmetschte zum ersten Male für seinen Nachfolger, den damaligen Lordsiegelbewahrer Lord Halifax, für den ich noch im gleichen Jahre bei Unterredungen mit Hitler auf dem Obersalzberg und mit Göring in Karinhall arbeiten sollte. Der Kriegsminister Duff Cooper mit seiner eleganten Frau und der Staatssekretär im britischen Auswärtigen Amt, Lord Vansittart, waren ebenfalls anwesend. Auch alte Bekannte, wie Lord Londonderry, Lord Rothermere, den Hohen Kommissar für Kanada, Bruce, und den Oberkommissar für Südafrika, Te Water, den ich oft in Genf getroffen hatte, konnte ich an jenem Abend wieder begrüßen.

Von den ausländischen Delegationen, die zur englischen Krönung nach London gekommen waren, erschienen der Bruder des Kaisers von Japan, Prinz Chichibu, der Kronprinz von Griechenland, der Kronprinz von Saudi-Arabien und Prinz Chula Chakrabonga von Siam, den ich eine Weile lang betreuen musste und nur mit grosser Mühe an andere Gäste «abgeben» konnte, da er anscheinend niemand kannte und wohl am liebsten den ganzen Abend im Gespräch mit mir verbracht hätte.

Aber ich strebte nach einiger Zeit energisch von diesen hohen und höchsten Persönlichkeiten weg, um mich meinen eigenen englischen Freunden zu widmen, für die ich vielbegehrte Einladungen zu diesem Fest des Dritten Reiches in London besorgt hatte. Gemeinsam bewegten wir uns dann von Büfett zu Büfett durch das Gedränge der Weltprominenz, und ich konnte meinen Freunden und ihren Frauen einige der Ausländer zeigen, den französischen Aussenminister Delbos, den später berühmt gewordenen französischen Generalstabschef Gamelin und natürlich auch den deutschen Kriegsminister von Blomberg und die Vertreter der Partei, die Ribbentrop eingeladen hatte.

Den Höhepunkt des Abends bildete ein Konzert, bei dem die Kammer-sängerinnen Margarete Klose und Frieda Leider und der Kammer-sänger Rudolf Bockeimann von der Berliner Staatsoper Lieder von Wagner, Schubert und Wolf, begleitet von Michael Raucheisen, zu Gehör brachten. Von diesem Programm schienen selbst Duff Gooper und Vansittart hell begeistert zu sein, die schon damals nicht nur dem Dritten Reich, sondern Deutschland ganz allgemein mit grossen Vor-behalten gegenüberstanden.

Für die tanzlustige Jugend war eine der besten deutschen Tanz-kapellen, Barnabas von Géczy, mit einem Sonderflugzeug für diesen Abend aus Deutschland herübergeholt worden. Ich wusste aus eigener Erfahrung, wie verwöhnt die Londoner gerade in diesem Punkt von jeher gewesen sind. Über die Grenzen Grossbritanniens hinaus sind durch Rundfunk und Schallplatten ihre hervorragenden Kapellen, wie Geraldo, Ambrose, die Savoy Orpheans und andere bekannt geworden. Ich selbst hatte in London oft und gern nach ihrer Musik getanzt, konnte aber damals auf der deutschen Botschaft feststellen, dass es Barnabas von Géczy ohne weiteres mit ihnen aufzunehmen vermochte. Meine englischen Freunde begeisterte er natürlich vor allem durch seine Wiener Walzer.

Bei all diesem festlichen Trubel trat die eigentliche Politik ziemlich in den Hintergrund. Am Tage nach der Krönung begleitete ich Kriegs-minister von Blomberg zum britischen Premierminister Baldwin und feierte bei dieser Gelegenheit ein Wiedersehen mit dem berühmten Haus in der Downingstreet Nr. 10, das ich zum ersten Male mit Stresemann im Jahre 1924 betreten hatte. Es schien sich hier seitdem nichts ver-ändert zu haben. Auch Baldwin, der berühmte Führer der Konser-vativen, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten und einzigen Male sah, machte den Eindruck, als sei er mit diesem Hause seit langem fest verwachsen. Der kleine, untersetzte Mann sass wie eine menschengewordene englische Bulldogge pfeiferauchend hinter seinem Schreibtisch. Bei allem, was er sagte, hatte ich den Eindruck, dass es wohlüberlegte, fest-gefasste und seit langem gehegte Meinungen waren, die er vertrat. Aus jeder seiner Bewegungen sprach eine unerschütterliche Ruhe und Selbst-sicherheit. Es war uns bereits bekannt, dass er in nächster Zeit von seinem Amt als englischer Ministerpräsident zurücktreten und durch den Schatzkanzler Neville Chamberlain ersetzt werden würde. Auch wussten wir, dass sich Baldwin niemals sehr für aussenpolitische Fragen interessiert hatte. Er war der grosse Führer der Konservativen in der englischen Innenpolitik und hatte seine Qualitäten in einer Reihe von Parlamentswahlen bewiesen, bei denen die Konservativen meist Sieger geblieben waren. Unter diesen Umständen wurde von dem deutsch-englischen Verhältnis so gut wie gar nicht gesprochen. Auf beiden Seiten kam lediglich der Wunsch zum Ausdruck, dass die bestehenden

Schwierigkeiten behoben werden möchten. Bei dieser Gelegenheit wies Blomberg vor allen Dingen darauf hin, wie grosses Missfallen die Haltung der englischen Presse bei den nationalsozialistischen Kreisen in Deutschland erregte, ohne jedoch irgendwelche besonderen Wünsche an dieses Thema zu knüpfen. Baldwin begnügte sich mit der Antwort, die von englischer Seite später Hitler und anderen deutschen Gesprächspartnern noch oft gegeben wurde, wenn sie über die englische Presse Beschwerde führten: «England ist das Land der Pressefreiheit, und die englische Regierung hat keinerlei Möglichkeit, die Presse zu beeinflussen.»

Am Nachmittag des gleichen Tages ging ich mit Blomberg zu dem Nachfolger Baldwins, zu Neville Chamberlain, der im folgenden Jahre auf der berühmten Münchener Konferenz und bei den Vorbereitungen dazu mit seinen drei Deutschlandflügen eine so grosse Rolle spielen sollte. Auffallend war der Unterschied zwischen ihm und Baldwin. Gegenüber dem ruhigen, fast phlegmatischen Wesen Baldwins wirkte Chamberlain hier in London beinahe lebhaft. Während er sprach und seine gütigen, braunen Augen Blomberg hell und wach anblickten, merkte man, dass sein Geist sehr viel beweglicher war als der Baldwins. Bei ihm war keine Rede von festgefassten, unerschütterlichen Meinungen. Er war an den neuesten Entwicklungen in Deutschland offensichtlich recht interessiert und erkundigte sich nach verschiedenen Einzelheiten der verwaltungsmässigen Organisation des Dritten Reiches. Er warschon damals sehr viel überzeugender in den Wünschen, die er, wenn auch mit einer gewissen Reserve, für ein gedeihliches Verhältnis zwischen Deutschland und England aussprach. Die Zurückhaltung lag wohl in seiner Natur, war aber bei dieser Gelegenheit auch noch dadurch bedingt, dass er offiziell immer noch lediglich Schatzkanzler und nicht Leiter der gesamten englischen Politik war. So hatte denn auch dieser Besuch noch mehr den Charakter einer reinen Höflichkeitsgeste als die Besprechung mit Baldwin. Das eigentlich Interessante bei den Unterredungen war für mich die persönliche Wirkung zweier so grundverschiedener Vertreter des britischen Konservatismus wie Baldwin und Chamberlain.

In meiner Begleitung stattete Blomberg auch Eden im englischen Auswärtigen Amt einen kurzen Besuch ab. Ich kann mich an keine auch nur halbwegs wichtige Frage erinnern, die dabei erörtert worden wäre. Eden war ausserordentlich zugeknöpft. Ich führte das darauf zurück, dass die Engländer eigentlich den deutschen Aussenminister von Neurath als Delegierten zur Krönung in London hatten sehen wollen. Mir war gesagt worden, dass sogar gewisse Fühler in dieser Richtung ausgestreckt worden waren, dass aber Ribbentrop seine Rolle als politischer Vertreter Deutschlands natürlich keineswegs durch seinen Gegenspieler von Neurath beeinträchtigt sehen wollte und daher die Entsendung des deutschen Aussenministers hintertrieben habe.

Aus der Feiertagsatmosphäre der Londoner Krönung wurde ich in den nächsten Tagen in deren genaues Gegenteil, in nüchterne Industrieverhandlungen der Chemie, nach Brüssel versetzt. Hier ging es wieder zwischen England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland um Quoten, Preise und Lieferungsbedingungen. Keine grossen Namen und keine glänzende Ausstattung. Ein nüchterner, grüner Tisch in einem Brüsseler Hotelzimmer. Nur die vertretenen Firmen waren weltberühmt, und die Entscheidungen, die in den zwei Tagen meiner Anwesenheit in der belgischen Hauptstadt gefällt wurden, waren nicht nur für die beteiligten Industrien, sondern auch für deren Länder von erheblicher Gegenwartsbedeutung. Die Geschichte spielte hier überhaupt keine Rolle.

Sie hatte auch nur sehr wenig zu tun mit der nächsten Veranstaltung, an der ich teilnahm, denn kurz nachdem ich aus London und Brüssel in Berlin eingetroffen war, sass ich am 23. Mai bereits wieder in einem Flugzeug, um nach Paris zu fliegen. Es war eine Sondermaschine, die den Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht zur Eröffnung des Deutschen Hauses auf der Pariser Weltausstellung nach der französischen Hauptstadt bringen sollte. Ein kurzer, ereignisloser Flug in dem sommerlich warmen Maiwetter des Jahres 1937. Politisch aber war die Entfernung zwischen Berlin und Paris damals vielleicht die längste, die es überhaupt in Europa gab. Die Zeiten von Stresemann und Briand waren vorüber.

Trotzdem wurden wir von den Franzosen mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen. Der französische Wirtschaftsminister war sogar persönlich zum Empfang Schachts auf dem Flughafen Le Bourget erschienen, wo uns auch noch der französische Botschafter in Berlin, Francois-Poncet, und der deutsche Botschafter in Paris, Graf Welczek, mit einer ganzen Reihe von französischen und deutschen Prominenten erwarteten.

In seiner Eröffnungsansprache im Deutschen Haus fand Schacht sehr warme Worte. «Ich empfinde es als eine besondere Ehre und Freude», sagte er gleich zu Anfang, «dass ich ... dem französischen Präsidenten und der französischen Regierung die Grüsse der Reichsregierung und des deutschen Volkes überbringen kann.» Er sprach dann von der «Katastrophe des Weltkrieges ..., die allen Volkswirtschaften, Siegern und Besiegten, so schwere Wunden geschlagen hat, dass es heute noch nicht gelungen ist, sie zu heilen». Mit besonderem Nachdruck kam er auf die «zwölf Jahre Reparationspsychose» und die «sechs Jahre Weltwirtschaftskrise» zu sprechen. «Um so gebieterischer aber ist das Verlangen, endlich einmal die unseligen Kriegsfolgen zu beseitigen und alle Kräfte in den Dienst des wirtschaftlichen und sozialen Neuaufbaus zu stellen.» Es sei bisher noch nichts Durchgreifendes geschehen, um die Schuldverpflichtungen endgültig zu regeln, den Unsicherheitsfaktor labiler Währungen zu beseitigen und die Welt von der Ungleichheit

der Rohstoffversorgung zu befreien. «Sobald die Welt einmal die Gewissheit eines gerechten und dauerhaften Friedens hat, wird die Wirtschaft leichte Arbeit haben.»

Er behandelte dann noch deutsch-französische Probleme im Rahmen der wieder einmal seit Monaten im Gange befindlichen Handelsvertragsverhandlungen und schloss mit den Worten: «Ich nehme es für ein günstiges Omen, dass diese Ausstellung und unsere Beteiligung gerade in der Hauptstadt desjenigen Landes stattfindet, das einmal in der ersten Reihe unserer Gegner gestanden hat. Politische Gegensätze werden am besten dadurch überbrückt, dass man sich das gemeinsame Interesse am kulturellen Fortschritt der Welt klarmacht.»

Schacht hielt seine Rede zum Teil auf Deutsch und verlas dann selbst eine französische Fassung, die ich ihm angefertigt hatte. «Schachts Französisch war fast akzentfrei», schrieb die Pariser Presse, «il traduisit bien mieux son discours en français », so stand es im Temps, der, wie ich mit einiger Genugtuung feststellte, die französische Fassung besser fand als das deutsche Original.

Vorher hatte der Handelsminister Bastide sehr freundliche Worte für uns gefunden. Ich hatte bereits im Vorjahre für ihn gedolmetscht, als er Hitler in Berlin einen Besuch machte, und freute mich nun zu hören, wie gern er sich an seinen damaligen Aufenthalt in Deutschland und an die Freundschaftskundgebungen erinnerte, die der französischen Olympiamannschaft von deutscher Seite zuteil geworden waren. «Der Erfolg, von dem wir träumen», so sagte er jetzt, «liegt darin, dass diese friedliche Völkerversammlung hier auf der Pariser Ausstellung dem Frieden in wirksamer und dauerhafter Weise dienen möge.» «Aber der Mensch darf sich keine göttlichen Rechte anmassen», so schien mir Bastide Hitler zu apostrophieren, «und den Frieden zu seiner Privatangelegenheit machen.»

Wie jede Ausstellung, war auch die Pariser Weltausstellung bei der Eröffnung noch längst nicht fertig. Aber man konnte doch schon erkennen, mit wieviel Geschmack und Geschick sich die einzelnen Ausstellernationen ans Werk begeben hatten. Eine der Sensationen war natürlich der deutsche Pavillon, weniger wohl wegen seiner künstlerisch-architektonischen Qualitäten als vielmehr wegen der Tatsache, dass er ein Aushängeschild des Dritten Reiches war, über das die Franzosen so viel und so Bedrohliches in ihren Zeitungen lasen. Das Deutsche Haus war eine gediegene, saubere Arbeit, aber es fehlte ihm äusserlich der künstlerische Schwung, der z.B. den ihm genau gegenüberliegenden Sowjetpavillon auszeichnete. Vor dem Deutschen Haus, das von der Vorderseite wie ein Turm wirkte, standen drei unbekleidete Monumentalfiguren, die in ihrer Klobigkeit kaum zu übertreffen waren, während auf dem Dach des Sowjetpavillons eine vorwärtsstürmende Gruppe steingewordene Bewegung in höchster Vollendung darstellte.

Im Innern der beiden gegenüberliegenden Häuser war das Verhältnis allerdings genau umgekehrt. «Im deutschen Pavillon», so schrieb z.B. der Petit Parisien, «ist alles bis ins Kleinste von der Präzision, von der Sauberkeit der Strenge geprägt, die die Wissenschaft der Industrie gibt, und auch von jener unfassbaren Mystik, die im Geiste des germanischen Schaffens fühlbar ist.» Was dagegen im Sowjetpavillon ausgestellt war, machte keinen so überzeugenden Eindruck. Mir fiel übrigens auf, wie ähnlich die dort ausgestellten Flugzeuge unseren Junkersmaschinen waren, und ich erinnerte mich daran, dass eine ganze Reihe von Jahren hindurch, während der Flugzeugbau in Deutschland zu den verbotenen Industrien gehörte, die Entwicklungsarbeiten in Russland stattgefunden hatten.

Von den Pavillons der anderen Länder ist mir als besonders gelungen heute nur noch der belgische mit seinem herrlichen Blumenschmuck in Erinnerung, während der italienische Pavillon mit einem völlig unbedeckten Mussolini auf einem ungesattelten Pferd einen recht enttäuschenden Eindruck machte.

Nach meiner Rückkehr aus Paris hatte ich in Berlin und in Deutschland wieder alle Hände voll zu tun, denn genau wie früher von Stresemann und Gurtius wurde ich auch jetzt von Neurath anderen Kabinettsmitgliedern und Prominenten des Dritten Reiches als Dolmetscher zur Verfügung gestellt. Ich arbeitete unter anderem für den Ernährungsminister Darré und Mitglieder seines Ministeriums. Noch heute ist mir der Internationale Geflügelkongress in Erinnerung, der gleichzeitig in Hamburg und in Leipzig mit zahlreichen Ministerreden, lautem Gekacker und Geschnatter der tierischen Teilnehmer und einem Känguruh aus dem Leipziger Zoo stattfand, das eine Zeitlang an der Bankettafel (ohne einen Stuhl zu benutzen) Platz nahm und sich aus grossen braunen Tieraugen die seltsame Versammlung von Menschen interessiert und etwas herablassend ansah. Ich übersetzte von Legewettbewerben und Geschlechtsbestimmungen und hörte erstaunliche Gesprächsfetzen über diese Dinge, die mit ihrem «tierischen» Ernst oft in seltsamen Gegensatz zu der menschlichen Umgebung standen. «Vous savez, Madame, les questions du sexe, c'est très délicat», vernahm meine entsetzten Ohren einmal aus dem Munde eines französischen Delegierten mit ergrautem Spitzbart, der sich zu einer polnischen Vertreterin bei einem offiziellen Frühstück wandte. Ich erwartete, dass die so Angesprochene wegen dieser, wie mir schien, reichlich frivolen Redeweise in eisiges Schweigen versinken würde. Zu meiner Überraschung aber erwiderte sie mit einem reizenden Lächeln: «Mais, oui, dans notre laboratoire, nous faisons des expériences magnifiques.» Ich hatte einen Augenblick lang vergessen, dass es sich ja um Hühner handelte.

Auch für den Propagandaminister Goebbels übersetzte ich bei offiziellen Presseveranstaltungen und bei Privatgesprächen wiederholt. Er zeigte sich bei diesen Gelegenheiten als der Wolf im (ausgezeichnet geschneiderten) Schafspelz. Als solcher ist er heute allseitig erkannt, nachdem er vor seinem Selbstmord, wie mir ein Augenzeuge nach 1945 anvertraut hat, seinen engeren Mitarbeitern gegenüber die Maske mit den Worten fallen liess: «Das habt Ihr nun davon, dass Ihr mit uns (den Nationalsozialisten) zusammengearbeitet habt. Jetzt ist euer Köpfchen verloren. Und auch das deutsche Volk verdient kein besseres Schicksal als diesen Untergang.» ... Gepflegt und lächelnd sass dieser Mann damals dem Ausland gegenüber, sprach kultiviert und intelligent und war in jeder Hinsicht genau das Gegenteil von dem tobenden Demagogen, als der er sich oft am Rundfunk, in Wahlversammlungen oder in seiner Poesstätigkeit zeigte. Der Gegensatz war vielleicht allzu gross, als dass Goebbels seine ausländischen Besucher nachhaltig beeindruckt hätte. Einer, den er nicht überzeugte, war der spätere französische Ministerpräsident Paul Reynaud, für den ich einmal in Berlin bei einer Unterredung mit Goebbels dolmetschte und der schon damals dem geschickten Dialektiker mit seinen geistreichen Gegenargumenten sehr zu schaffen machte.

Auch für die internationale Organisation der Arbeitsfront des Dr. Ley, die unter dem Titel «Freude und Arbeit» ein Gegenstück zum internationalen Arbeitsamt von Genf werden sollte, wurde ich vom Auswärtigen Amt zur Verfügung gestellt. Meistens handelte es sich dabei um die im Sommer in Hamburg tagenden Kongresse, die von allen europäischen Ländern beschickt wurden. Aus England kam ein richtiger Lord, dessen Name mir leider entfallen ist, als Vertreter der Playing Fields Association, einer Organisation zur Popularisierung und Förderung des Sports unter den breiten Massen, und die Liga für «Health and Beauty», der englische Frauenbund für Gesundheit und Schönheit mit der Präsidentin Prunella Stack, die später auch einen Lord heiratete, und einer weiblichen Delegation, die dem Namen «Schönheit und Gesundheit» alle Ehre machte. Frankreich war durch Trachtengruppen und Volkstanzverbände besonders aus dem Süden vertreten, die in ihren malerischen Trachten oft in Begleitung ihrer Bürgermeister oder Kreistagsabgeordneten erschienen. Dass die Italiener, von deren Dopolavoro-Gedanken der Freizeitgestaltung die Leysche Gründung eigentlich herstammte, immer besonders zahlreich erschienen, war selbstverständlich. Aber auch Spanien, Portugal, Griechenland, Jugoslawien, Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Polen waren in malerischen Landestrachten mit ihren Volksweisen und -tänzen vertreten.

Der grösste Teil der Kongressarbeit bestand in Umzügen und Auführungen. Eigentliche Sitzungen, bei denen gedolmetscht werden musste, liefen nur nebenher. Dabei wurden sämtliche internationalen

Verfahrensregeln in den Wind geschlagen. Delegierte, von denen Ley oder seine Assistenten wussten, dass sie mit den deutschen oder italienischen Vorschlägen nicht einverstanden waren, wurden zu der betreffenden Sitzung einfach nicht eingeladen, so dass die bewusste «Einstimmigkeit» nie getrübt war. Aber die so Hintergangenen protestierten nicht etwa in den Vollsitzungen, die in einem Hamburger Theater stattfanden. Sie liessen alles ruhig über sich ergehen und tauchten unter in dem Durcheinander von Feststimmung, Umzügen, Tanz und Gesang dieser bemerkenswertesten aller internationalen Kongresse, die ich je mitgemacht habe. Erst ein Jahr später versuchten sie dann manchmal, die Entscheidungen mit der Bemerkung wieder über den Haufen zu werfen, dass sie «damals nicht dabei gewesen seien».

Mit Geld wurde nicht gespart. Der grosse Kraft-durch-Freude-Dampfer «Wilhelm Gustloff» lag während der Kongresse im Hamburger Freihafen als Quartier für die ausländischen Gäste. In seinen festlichen Gesellschaftsräumen, die es mit jeder Versammlungshalle an Grösse aufnehmen konnten, wurden oft stundenlange Reden gehalten und übersetzt und die Verbrüderungen der europäischen Nationen bis in die frühen Morgenstunden hinein gefeiert. Auf allen Decks, in allen Gängen ertönte Gesang in vielen Sprachen. Tag und Nacht herrschte ausgelassene Freude – es war ein achttägiger internationaler Karneval. Nach meinen Beobachtungen war der Propagandaeffekt für das Dritte Reich ganz ausserordentlich. Die Zahl der europäischen «Mitläufer» muss sich durch diese Art von Veranstaltungen in allen Ländern unseres Kontinents einschliesslich der westlichen Demokratien sehr erhöht haben.

Das Interessanteste war, dass sich diese singenden und tanzenden Kongresse unter dem Ehrenpräsidium eines Amerikaners, Gustavus Town Kirby, abspielten. Wenn er gross und hager im tadellosen Cut den grauen Zylinder von seinem weissen Haupt lüftete, um bei irgendeiner Massenkundgebung auf den Hamburger Strassen für die begeisterten Ovationen der in «Freude und Arbeit» vereinten Nationen der Trachtengruppen und Volksgesänge zu danken, dann war er eine Verkörperung von Uncle Sam, wie er im Buche steht. Sobald aber der kleine, unter setzte Dr. Ley dazu trat, wirkte diese Gruppe eher wie Pat und Patachon, und die Beifallsstürme Europas steigerten sich ins Grotteske. Dass bei der Redefreudigkeit der damaligen Zeit für mich der Akzent mehr auf Arbeit als auf Freude lag, war selbstverständlich, aber auch ich wurde trotz meiner mehr als skeptischen Einstellung zu diesem Treiben unwiderstehlich in den Strom der allgemeinen Ausgelassenheit hineingerissen.

Die Mode der zwei- oder mehrteiligen Kongresse hatte auch auf diese Veranstaltungen übergegriffen. Der erste Teil fand in Hamburg statt. Dann setzte sich der «Wilhelm Gustloff» mit den ausländischen Dele-

gationen an Bord in Bewegung, fuhr um ganz Europa herum, so dass die Delegierten über Neapel rechtzeitig zum zweiten Teil in Rom eintrafen. Ich selbst konnte allerdings nur immer an den eigentlichen «Arbeitssitzungen» teilnehmen. Ich hatte in der Zwischenzeit derartig viele andere Konferenzen wahrzunehmen, dass ich von dem jeweiligen Auftraggeber oft im Sonderflugzeug herbeigeholt wurde. Auf diesem Wege begab ich mich auch erst in letzter Minute nach Rom. Im Jahre 1937 musste ich sogar während der römischen Tagung für einen Nachmittag noch nach Berchtesgaden fliegen. In Bayern trank ich nachmittags noch Tee – abends sass ich bereits in Rom wieder am Konferenz Tisch. Für damalige Verhältnisse war das eine Reiseleistung, die mich als begeisterten Luftpassagier mit grossem Stolz erfüllte.

Nach diesen pausenlosen Sommermonaten kehrte ich Anfang September wieder nach Paris zurück. Ich war dem damaligen Staatssekretär im Propagandaministerium, Funk, als Dolmetscher für die deutsche Kulturwoche auf der Pariser Weltausstellung zugeteilt worden. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass das Kunstprogramm, das Deutschland in der ersten Septemberwoche in Paris abrollen liess, die dort versammelte internationale Welt in Atem hielt. Die Walküre in der Bayreuther Besetzung mit Furtwängler, der Tristan mit Eimendorff, der Rosenkavalier und die Ariadne auf Naxos in der Besetzung der Berliner Staatsoper unter Clemens Krauss, der an Stelle des an einer Lungenentzündung erkrankten Richard Strauss im Theater der Champs Elysees dirigierte, ein Liederabend mit Schlusnus, die Neunte Symphonie mit den Berliner Philharmonikern unter Furtwängler und dem Kittelschen Chor – allein diese Liste zeigte schon, mit welchem schwerem Geschütz das Dritte Reich hier aufgefahren war. Der Erfolg war meinen Beobachtungen nach durchschlagend, und ich könnte Seiten um Seiten mit den begeisterten Äusserungen in französischer und englischer Sprache füllen, die ich für Funk zu übersetzen hatte. Er selbst machte mir nicht allzu viel Arbeit, denn er war von Natur aus zum Reden nicht aufgelegt und liess deshalb vernünftigerweise die international ohne Übersetzung verständliche Sprache der Musik und des Tanzes (Harald Kreutzberg und das Ballett des Deutschen Opernhauses Charlottenburg) für sich wirken. Hier in Paris war es im Gegensatz zu Hamburg nicht das nationalsozialistische Deutschland, das seine nachhaltige Wirkung auf das Ausland ausübte. Hier war es das wirklich ewige Deutschland der Musik und Kunst, welches durch seine unnachahmlichen Leistungen dieses internationale Publikum vergessen liess, was es am Dritten Reich auszusetzen hatte. Es war ein Erfolg des Deutschtums im besten, nicht nationalistischen, sondern europäisch-weltbürgerlichen Sinne des Wortes, und die Botschafter dieses Deutschtums hiessen nicht Ribbentrop, Ley oder Funk, es waren Furtwängler, Schlusnus, Krauss, die Berliner Philharmoniker und die Künstler und Künstlerinnen der deutschen

Opernbühnen. Es war das alte Deutschland, das sich hier, trotz der politischen Stürme der jüngsten Zeit, durchsetzte.

Noch vor Schluss der deutschen Kulturwoche sass ich eines Morgens um 6 Uhr wieder im Flugzeug. Diesmal war es die Air France, die mich – welch ein Gegensatz! – von der Pariser Weltausstellung in knapp drei Stunden zum ... Nürnberger Parteitag brachte. Schon aus der Luft konnte ich das weite Zeltlager bei Langwasser und das Menschengewirr innerhalb der Parteibauten auf der Zeppelin wiese erkennen, als wir die alte Reichsstadt von Westen anfliegen. Auf dem Wege vom Flugplatz in das Hotel Hitlers, den Deutschen Hof, umfing mich die Siedehitze dieses uniformierten Volksfestes schlagartig. Marschmusik, Kolonnen, aufwirbelnder Staub, Hakenkreuzfahnen an allen möglichen und unmöglichen Stellen, und die Bürgersteige der Strassen schwarz oder vielmehr braun von Menschen. Zeitungshändler, Wurstverkäufer und Andenkenbuden. Vielstimmiger Gesang aus den Gastwirtschaften, mit einem Wort: der Betrieb eines Superrummelplatzes von ungeahnten Ausmassen. Aufatmend fahre ich mit dem schwarzen Mercedes, der mich am Flugplatz erwartet hat, durch die Absperrung vor Hitlers Hotel. Hier herrscht plötzlich wieder die gedämpfte Ruhe, die man von früher her aus der schönen Stadt mit ihren historischen Gebäuden gewohnt ist. Hitler hält sich die Masse fern.

Es war nicht der erste Parteitag, auf dem ich Dolmetscherdienste versah. Bereits im Jahre 1935 war ich mitten aus einer Industriellenbesprechung von Paris durch Ribbentrop nach Nürnberg beordert worden. Damals hatte ich für dessen privates «Auswärtiges Amt», die sogenannte Dienststelle Ribbentrop, gearbeitet und im Grand Hotel gewohnt, in dem die zahlreichen ausländischen Gäste untergebracht waren. Die Halle dieses Hotels, das auch nach 1945 wieder das Hauptquartier der in Nürnberg tätigen Ausländer war, erinnerte mich lebhaft an die Hotelhallen in Genf. Hier herrschte das gleiche internationale Stimmengewirr wie dort. Den ganzen Tag über bis in die späte Nacht hinein sassen und standen hier die Gruppen beieinander und erörterten die politische Lage und die Vorzüge und Nachteile des Nationalsozialismus auf Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Sehr zahlreich war auch die Auslandspresse vertreten, so dass die Hotelbar zeitweilig ein «Bavaria»-ähnliches Gepräge bekam.

Für mich war der Aufenthalt in diesem Hotel besonders anstrengend, weil ich auf sehr viele Engländer und Franzosen stiess, die sich vor Begeisterung über Hitler und den Nationalsozialismus kaum zu lassen wussten. Ich selbst teilte diesen Enthusiasmus keineswegs. Ich kannte die Kehrseite der Medaille zu genau, aber ich hielt es auf Grund der Erziehung, die ich im Auswärtigen Amt genossen hatte, keines-

falls für meine Aufgabe, nun etwa diese begeisterten Engländer und Franzosen in einem gegenteiligen Sinne, gegen die Regierung meines eigenen Landes, zu beeinflussen, und beschränkte mich daher möglichst auf meine eigentliche, neutrale Dolmetschertätigkeit. Was sollte ich z.B. jener französischen Adligen sagen, die in höchsten Tönen von Adolf Hitler und seiner braunen Gefolgschaft schwärmte, oder was sollte ich jenen Engländern antworten, die sich ganz offen einen Hitler wünschten, um ihre Arbeiter in England in Ordnung zu halten? In derartigen Situationen befand ich mich in Nürnberg mehr als einmal, und solche Äusserungen waren natürlich geeignet, meine eigenen inneren Zweifel zu verstärken. Vielleicht, so sagte ich mir, hatten all die vielen Deutschen und Ausländer recht, die in dem Nationalsozialismus, der mir so fremd war, das Gute sahen? Vielleicht gehörte ich tatsächlich nur zu einer «hauchdünnen Schicht»? Vielleicht lag es an irgendwelchen Charakterfehlern in meinem eigenen Wesen, dass ich an dieser Freude und Begeisterung innerlich keinerlei Anteil hatte!

Im Jahre 1937 blieben mir derartige Komplikationen erspart, denn ich wohnte im Deutschen Hof, dem Hauptquartier Hitlers, das sowohl von der Masse der Deutschen als auch natürlich von den Ausländern durch eine besondere Sperrlinie abgesondert war. Hier hatte ich während der Parteitagwoche einige genau umrissene Dolmetscheraufgaben zu erfüllen und konnte die übrige Zeit in der Stille meines Zimmers verbringen, denn auf die Strasse hinauszugehen, war bei dem Gedränge und der Überfüllung der Restaurants und Theater wenig angenehm.

Zu meinen Aufgaben gehörte es auch, jeweils an dem Tage, an welchem Hitler seinen grossen Triumphzug durch Nürnberg hielt, mit den prominentesten englischen und französischen Gästen in einem offenen Auto nur wenige Meter hinter Hitlers eigenem Wagen herzufahren. Nur die halb rechts und halb links Hitler folgenden beiden Wagen des Sicherheitskommandos, die sich bei dem geringsten Zwischenfall sofort unmittelbar neben das Führerauto schieben konnten, trennten unseren Wagen von Hitler, so dass wir ihn selbst und vor allem die ihm zujubelnde Menge zu beiden Seiten der Strassen genau beobachten konnten.

Fast eine Stunde dauerte dieser Triumphzug im wahrsten Sinne des Wortes kreuz und quer durch die alte Stadt Nürnberg. Der Eindruck der Hitler in ekstatischer Begeisterung jubelnden Menschenmassen war überwältigend. Mir fiel jedesmal wieder von neuem auf, mit welchem Gesichtsausdruck einer fast biblischen Hingabe die Menschen Hitler wie verzückt und verzaubert ansahen. Es war wie ein Massentaumel, der Tausende und Abertausende den ganzen langen Weg über beim Anblick Hitlers erfasste. Wie im Delirium streckten die Menschen ihm die Arme entgegen und begrüßten ihn mit lauten Schreien und Heilrufen. Eine Stunde lang immer im Brennpunkt dieses phrenetischen

Jubels entlangzufahren, war geradezu eine physische Anstrengung, die man am Schluss der Fahrt in einer richtiggehenden Erschöpfung spürte. Irgendwie wurde auch die geistige Widerstandskraft gelähmt – man hatte fast das Gefühl, als müsse man an sich halten, um nicht auch mit in den Jubel einzustimmen. Ich wurde Gott sei Dank während der Fahrt durch meine Dolmetschertätigkeit immer wieder in Anspruch genommen und abgelenkt, aber ich habe erlebt, wie Engländern und Franzosen manchmal die Tränen in den Augen standen vor innerer Bewegung über das, was sich vor ihren Ohren und Augen abspielte. Selbst hartgesottene internationale Journalisten, wie Jules Sauerwein vom Pariser *Matin* oder Ward Price von der Londoner *Daily Mail*, die einmal in meinem Wagen sassen, waren regelrecht «groggy», als wir das Ende der Fahrt erreicht hatten.

Anschliessend an diesen Umzug empfing Hitler jedesmal auf der Burg von Nürnberg die Ausländer und gab ihnen ein Frühstück zusammen mit einigen Prominenten der Partei. Irgendwie vernünftige Unterhaltungen zu führen, war kaum einem der ausländischen Besucher nach den überwältigenden Eindrücken des Morgens möglich.

Eine weitere Funktion, die ich in Nürnberg auszuüben hatte, war als Dolmetscher bei dem Empfang des Diplomatischen Corps aufzutreten, das im Jahre 1937 zum ersten Male vollzählig auf dem Parteitag erschien, da, im Gegensatz zu früheren Jahren, diesmal auch die Botschafter Frankreichs und Englands sowie der Geschäftsträger (allerdings nicht der Botschafter) der Vereinigten Staaten am Parteitag teilnahmen. In zwei langen Schlafwagenzügen wurden die Vertreter Argentinien, Brasiliens, Chiles, Chinas, Frankreichs, Grossbritanniens, Italiens, Japans, Polens, Spaniens und der Türkei in Gestalt ihrer Botschafter nach Nürnberg gebracht. In einem weiteren Zuge folgten die Gesandten von Dänemark, Ägypten, Rumänien, der Schweiz, Österreichs, von Griechenland, Irland, Finnland, Portugal, Kolumbien, Uruguay, Haiti, Cuba, Irak, Lettland, Siam, Jugoslawien, Ungarn, Belgien, Nicaragua, der Dominikanischen Republik, von Venezuela, Estland, Bolivien, Panama, Schweden, der Niederlande, von Bulgarien, Guatemala und Mexiko sowie die Geschäftsträger der Vereinigten Staaten, der Union von Südafrika, der Tschechoslowakei, von Litauen, Afghanistan und Iran.

Diesen zahlreichen Diplomaten gab Hitler an einem bestimmten Tage der Nürnberger Woche im Deutschen Hof einen Tee-Empfang, bei dem ich seine Ansprache ins Französische übersetzte. Bei der Erwiderung, die durch den rangältesten Botschafter, François-Poncet, erfolgte, brauchte ich nur zuzuhören, da er ausgezeichnet deutsch sprach und in wohlgesetzten Worten den Standpunkt der ausländischen Diplomaten zum Ausdruck brachte.

Selten verabsäumte er, einige geistreiche Bonmots einzustreuen, für die er in Berliner diplomatischen Kreisen eine Berühmtheit besass. «Sie

sprechen so gut», sagte ihm Hitler einmal, «dass ich Sie am liebsten als Reichsredner einsetzen möchte.» «Das Amt würde ich gern annehmen, aber nur zur besonderen Verwendung», persiflierte François-Poncet schlagfertig die damals im Dritten Reich herrschende Manie der »z.b.V.«-Ernennungen von Sonderbotschaftern, Sonderbeauftragten usw. Aber François-Poncet wusste auch ernstere Töne bei diesen Gelegenheiten anzuschlagen. «Der schönste Lorbeerzweig», so sagte er langsam und eindringlich ein Jahr später bei der gleichen Gelegenheit zu Hitler, als die Sudetenkrise zum Kriege zu führen drohte, «wird stets jener bleiben, der gepflückt werden kann, ohne dass auch nur eine einzige Mutter deswegen Tränen zu vergiessen braucht.»

Kaum war der Parteitag zu Ende, als ich mich von Berlin aus zur Wahrnehmung eines weiteren grossen Auftrages nach Kufstein an die österreichische Grenze begeben musste. Bei dem kleinen Grenzort Kiefersfelden stand ich zusammen mit dem deutschen Ehrendienst zum Empfang Mussolinis und Cianos bereit, die mit einem Sonderzug zu einem Staatsbesuch am 25. September morgens auf deutschem Boden eintrafen. Es war das erste Mal, dass ich einen jener vielbeschriebenen Sonderzüge betrat, wie sie Mussolini und Hitler vorzugsweise zu benutzen pflegten, wenn sie sich auf politische Reisen begaben. Mehr als zehn grosse Salon-, Speise- und Schlafwagen hatte dieser italienische Zug. Für die deutsche Begleitung waren zwei Mitropa-Schlafwagen angehängt worden. Mussolini und Ciano begrüsst mich sehr freundlich, denn ich war einer der wenigen in der deutschen Gruppe, die sie schon kannten. Ausserdem fiel ich äusserlich dadurch auf, dass ich der einzige Zivilist in dem ganzen Zuge war. Sowohl die Deutschen als auch die Italiener steckten sämtlich in prunkvollen gold- und silberbestickten Uniformen. Sehr angeregt war das Gespräch zwischen den italienischen Gästen und der deutschen Empfangsgruppe, der zwei Reichsminister – Hess und Frank – angehörten, gerade nicht. In dem schaukelnden Salonwagen Mussolinis begnügten sich die Deutschen und die Italiener damit, sich gegenseitig etwas verlegen anzulächeln, während der deutsche Ehrendienst sich bemühte, nach Reiseführerart auch die kleinsten und unbedeutendsten Punkte der Landschaft zu erklären, damit überhaupt etwas gesprochen wurde. In München nahm die «Qual» ein Ende.

Hitler stand mit einem riesigen Schwarm von uniformierten Begleitern bei unserer Ankunft auf dem unter dem Flaggen- und Girlandenschmuck nicht mehr wiederzuerkennenden Münchener Hauptbahnhof und reichte Mussolini gleich beide Hände zur Begrüssung an das Abteifenster hinauf. Dröhnend hallten Musik mit Trommelwirbeln, Heil- und Duce-Rufe von der Decke des Bahnhofs wider.

Ohrenbetäubend wurde der Lärm, als wir durch die ganz mit rotem Tuch ausgeschlagene langgestreckte Haupthalle, in der in normalen Zeiten die Fahrkarten verkauft werden, zum Ausgang schritten. Zu dolmetschen brauchte ich nicht, denn erstens konnte Mussolini selbst recht gut deutsch sprechen und zweitens wäre wegen des ungeheuren Lärms sowieso nichts zu verstehen gewesen.

Als wir dann durch die abgesperrten Strassen ins Prinz-Karl-Palais fuhren, bemerkte ich sofort einen erheblichen Unterschied gegenüber der Fahrt, die ich vor wenigen Tagen hinter Hitlers Auto durch Nürnberg gemacht hatte. Hier in München war der Beifall des Publikums sehr kühl. Hier wäre bestimmt niemand zu Tränen gerührt worden. «Die Münchener können eben die Katzelmacher nicht leiden», sagte ein Bayer, der neben mir im Wagen sass, leise zu mir, damit es unsere italienischen Gäste nicht hören konnten. «Der Polizeipräsident ist an allem schuld», schrie Hitler einige Zeit später in meiner Gegenwart seine Adjutanten an. «Er hat ja die Absperrungen wie ein Wahnsinniger vorgenommen!» –

Ein reichlich gedämpftes Heil- und Duce-Rufen auf der Strasse vor dem Münchener Mietshaus, in dem die Fünzimmerwohnung Hitlers im zweiten Stock lag, kündigte die Ankunft des Gastes an. Als Mussolini dann das Zimmer betrat, war er strahlender Laune. Ihm schien der Empfang jedenfalls nicht zu frostig gewesen zu sein. Im Arbeitszimmer Hitlers, einem durchaus normal-bürgerlichen Raum, der allerdings recht geschmackvoll ausgestattet war, fand dann in meinem Beisein die erste Besprechung der beiden Diktatoren statt, seitdem sie sich Vorjahren in Venedig begegnet waren. Sie unterhielten sich auf deutsch, und ich hatte daher reichlich Musse, beide zu beobachten und Vergleiche anzustellen.

Leicht in sich zusammengesunken sass Hitler am Tisch. Von seiner mittelhohen Stirn fiel ihm, wenn er etwas erregter sprach, die bei den Karikaturisten so beliebte Haarsträhne ins Gesicht, die seinem Aussehen unvermittelt etwas Unordentlich-Bohemhaftes gab. Wenn ich mir heute wieder diesen Eindruck ins Gedächtnis zurückrufe, so erscheinen mir die Theorien, von denen ich erst nach 1945 Kenntnis bekam, wonach in Hitlers Adern eine Beimischung von tschechischem Blut gerollt haben soll, durchaus nicht ungläubhaft, ja, im Gegenteil, irgendwie hatte ich ihn in diesen und ähnlichen Augenblicken instinktiv in eine slawische Umgebung verpflanzt. Wenn er mit seinem dunklen, langen Haar, der nicht gerade hohen, fliehenden Stirn, der etwas groben Nase und dem keineswegs aussergewöhnlichen Mund unter dem kleinen Schnurrbärtchen bleich und verschwommen neben mir sass und mit rauher Stimme, die manchmal heiser klang, seine Sätze mit den vielen rollenden R's dem Gesprächspartner oder mir entgegenschleuderte; wenn seine Augen temperamentvoll und oft zornig aufleuchteten, um in

der nächsten Sekunde wieder, wie geistesabwesend, zu erlöschen, dann hatte ich niemals das Gefühl, einen typischen Deutschen neben mir zu haben. Er erschien mir immer irgendwie als Produkt des Völkergemisches der alten österreichisch-ungarischen Monarchie, wie es in manchen Stadtvierteln von Wien besonders auffallend in Erscheinung tritt.

Eine ganz andere, grundverschiedene Erscheinung war der ihm gegenüberstehende Mussolini. Gerade aufgerichtet, den Körper gestrafft und beim Sprechen leicht in den Hüften wiegend, schien er mit seinem Cäsarenkopf das Urbild eines alten Römers zu sein, mit gewaltiger Stirn und energischem, etwas krampfhaft vorgeschobenem, breitem, eckigem Kinn unter dem grossen Munde. Sein Gesichtsausdruck war um mehrere Grade lebhafter als der Hitlers, wenn er gegen die Bolschewisten wettete oder den Völkerbund angriff. Empörung, Hohn, Entschlossenheit und List spiegelten sich mit der vollendeten Mimik des Mittelmeerbewohners auf seinem von der Sonne gebräunten Gesicht wider, aus dem zwei dunkelbraune, blitzende Augen bei besonders markanten Stellen seiner Rede fast herauszufallen drohten. Auch hier in München beeindruckte mich an Mussolini wieder die knappe, kristallklare Formulierung seiner Gedanken. Er sagte nicht ein einziges Wort zu viel, und alles, was er vorbrachte, hätte sofort gedruckt werden können. Interessant war auch der Unterschied im Lachen der beiden Männer. Hitlers Lachen hatte stets einen Beigeschmack von Hohn und Sarkasmus. Es verriet Spuren vergangener Enttäuschungen und unterdrückter Ambitionen. Mussolini dagegen konnte aus vollem Halse unbeschwert lachen. Es war ein befreiendes Lachen und zeigte, dass dieser Mann Sinn für Humor hatte.

Die Unterhaltung begann mit einer auf mich etwas erheiternd wirkenden Feierlichkeit: Hitler wurde von Mussolini zum Ehrenkorporal der Faschistischen Miliz ernannt. Abzeichen und Dolch nebst Urkunde hatte der Besucher gleich mitgebracht. Wenn ich später während des Krieges in meinem Radio öfter hörte, wie Churchill Hitler als «Corporal Hitler» apostrophierte, musste ich immer an diese Szene denken, obwohl ich mir bewusst war, dass Churchill mit seinem «Corporal» den Gefreiten des Ersten Weltkrieges treffen wollte.

Die Unterredung selbst dauerte nur ungefähr eine Stunde und zeichnete sich schon bei diesem ersten Zusammentreffen durch das «Herumreden» auf beiden Seiten aus – Hitler in verschwommenen, sehr langen, Mussolini in knappen, klaren, aber doch verhältnismässig nichtssagenden Ausführungen. Nur so viel war den Worten zu entnehmen, dass sich beide Länder in der freundschaftlichen Haltung gegenüber Japan, der grösstmöglichen Unterstützung Francos sowie in der Verachtung der westlichen Demokratien England und Frankreich ziemlich einig waren.

Dies war eigentlich das einzige politische Gespräch, das Hitler und Mussolini während des ganzen Besuches führten. An den folgenden

Tagen war wegen des «Festprogramms» kaum eine ruhige Minute zu einer wirklich sachlichen Unterhaltung frei.

Paraden in München, Manöver in Mecklenburg, Besichtigungen, u.a. der Krupp-Werke in Essen, lösten sich in pausenloser Folge ab, während ich mit Mussolini im Sonderzug kreuz und quer durch Deutschland fuhr. Hitler begleitete ihn stets zum Bahnhof, fuhr dann in seinem eigenen, funkelneuen Zuge hinter uns her, überholte uns unterwegs und empfing auf der Ankunftsstation den Gast bereits wieder am Bahnhof, gerade so wie in dem Märchen von dem Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel.

Das grandioseste Ereignis bei Mussolinis Deutschlandbesuch war aber zweifellos sein triumphaler Einzug in Berlin. Vor Spandau-West tauchte unerwartet Hitlers Zug neben dem Zuge Mussolinis auf dem linken Bahngleise auf und blieb von da ab genau auf gleicher Höhe mit uns. Das war ein regietechnisches Kunststück, das sich die Reichsbahn ausgedacht hatte. Es setzte, wie mir Fachleute versicherten, bei zwei schweren, von je zwei Lokomotiven gezogenen Zügen eine erhebliche technische Gewandtheit der Lokomotivführer voraus, die diese sich in tagelangen «Übungen am Phantom» vorher angeeignet hatten. Eine Viertelstunde lang fuhren die beiden Züge so nebeneinander her. Bequem konnten wir uns während dieser Zeit mit den Insassen des deutschen Sonderzuges unterhalten. Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Heerstrasse war der deutsche Zug fast unmerklich schneller gefahren, so dass er um einige Sekunden eher am Bahnsteig hielt als unser italienischer Zug. Auch das hatte sich die Reichsbahn wohl überlegt, denn auf diese Weise konnte Hitler gerade die paar Schritte über den Bahnsteig zurücklegen, um genau in dem Augenblick, als der italienische Zug zum Halten kam, vor Mussolinis Salonwagen diesem die Hand zum Gruss entgegenstrecken zu können. Wir waren wieder mitten auf der grossen Revuebühne der nationalsozialistischen Regiekunst. Es hatte grossartig geklappt.

Auf dem Bahnhofsvorplatz standen die offenen Mercedeswagen in langen Reihen. Wie ein Stationsvorsteher bei der Abfahrt des Zuges hielt jeder Fahrer eine Kelle in die Höhe, auf der eine Nummer stand. Vorher war jedem Teilnehmer ein Zettel mit seiner Autonummer überreicht worden, so dass sich ganz zwanglos in jedem Wagen ein deutsch-italienisches Paar zusammenfand. Meistens wussten die Deutschen, mit wem sie zusammen fahren würden, und suchten sich ihren Partner aus der Menge des italienischen Gefolges heraus, um schneller zum Wagen zu gelangen, denn es war, wie bei einem Ballett, alles auf genaue und pünktliche Reihenfolge abgestellt. Verpasste jemand seinen Wagen, so konnte es Stunden dauern, bis er den Anschluss an seine «Schauspieltruppe» wiederfand.

Nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich einmal über die alt ver-

trauten Strassen und Plätze meiner Heimatstadt Charlottenburg in einem derartigen Zuge über den Reichskanzlerplatz, den Kaiserdamm, die Bismarckstrasse und die Charlottenburger Chaussee durch das Brandenburger Tor in Berlin einziehen würde. Ich sass mit «meinem» Italiener im Wagen Nr. 25 der von unserem Protokoll streng nach der Rangordnung eingeteilten Autokolonne, und der Beifall für Mussolini und Hitler, Ciano und Neurath war längst verklungen, wenn wir durch die von dichten Menschenmassen umsäumten und mit deutschen und italienischen Flaggen geschmückten Strassen kamen, aber am Reichskanzlerplatz erhielt ich persönlich von der Menge eine besondere Ovation. Das lag zum Teil daran, dass ich in dieser ganzen Reihe der deutschen und italienischen Uniformen als Zivilist im Zylinder besonders auffiel. Der eigentliche Urheber war ein Berliner, der von einer hohen Stehleiter aus das Ereignis an sich vorüberrollen sah. «Schmidt, Schmidt!» rief er plötzlich, «da ist ja der Schmidt!» Ich drehte mich nach ihm um und erkannte ... einen alten Schulfreund, den ich natürlich mit eifrigem Zylinderschwenken, erfreut ob dieses unerwarteten Wiedersehens, begrüßte. Das war das Signal für die immer auf Ulk eingestellten Berliner, die in der Nähe dichtgedrängt standen, in einen wahren Beifallsorkan auszubrechen und den Ruf «Schmidt, Schmidt, da ist ja der Schmidt!» vielstimmig aufzunehmen. Zum Schreien waren sie ja schliesslich hergekommen, und so benutzten sie die Gelegenheit mit Begeisterung. «Sie scheinen ja hier sehr beliebt zu sein», bemerkte der Italiener zu mir, der mich zum ersten Male in seinem Leben sah, «sind Sie vielleicht Abgeordneter dieses Stadtteils?» Ich klärte ihn schnell über den wahren Sachverhalt auf, und lachend fuhren wir in die Stadt hinein.

Das Brandenburger Tor und der Pariser Platz waren von einem wirklichen Bühnenbildner, Benno von Arent, in eine richtiggehende Theaterdekoration mit Pylonen, Likatorennbündeln, riesigen Adlern, Hakenkreuzen, Fahnenmasten und gerafften, geballten oder künstlerisch verknöteten Fahmentüchern in italienischen und deutschen Farben verwandelt worden. Als wir in die Wilhelmstrasse einbogen, hatte ich den Eindruck, Statist einer gigantischen Operaufführung zu sein. Fahnentücher hingen gestaffelt die Häuserfronten auf beiden Seiten vom Dach bis zum Erdgeschoss hinab. Grosse Scheinwerfer holten im Abenddämmern auch noch das Letzte an Farbwirkungen aus dem italienischen Grün-Weiss-Rot und dem nationalsozialistischen Rot der Hakenkreuzflagge heraus. Funkelnd blitzten die Standartenspitzen der spalierbildenden Verbände, während die Faschistenhymne aus dem Ehrenhof des alten Reichspräsidentenpalais ertönte. Brausender Beifall, Heil- und Duce-Rufe bildeten einen eindrucksvollen akustischen Hintergrund.

Am nächsten Tage wieder Paraden, Banketts, ein Besuch in Karinhall und abends Grosskundgebung auf dem Maifeld im Olympiastadion.

«Italien und besonders das faschistische Italien ist an den Demütigungen unseres Volkes nicht beteiligt», sagte Hitler zu den Massen und durch das Radio zu «i 15 Millionen Angehörigen zweier Völker, die in heisser Empfindung an diesem geschichtlichen Vorgang teilnehmen.» Er sprach von der «Gemeinsamkeit nicht nur der Ansichten, sondern auch des Handelns». «Deutschland ist wieder eine Weltmacht.» «Die Kraft unserer beiden Reiche bildet ... den stärksten Garanten für die Erhaltung eines Europas, das noch eine Empfindung besitzt für seine kulturelle Mission und nicht gewillt ist, durch destruktive Elemente der Auflösung zu verfallen.»

Dann trat Mussolini ans Mikrofon, während ein Wolkenbruch über die «eine Million Menschen « herniederging, die innerhalb und ausserhalb des Olympiastadions an der Kundgebung teilnahmen. «Die Achse Berlin-Rom entstand im Herbst 1935 und hat in den letzten zwei Jahren für die immer stärkere Annäherung unserer beiden Völker ... und für den europäischen Frieden grossartig gearbeitet.» «Man darf meinen Besuch nicht nach demselben Massstab messen wie die üblichen diplomatisch-politischen Besuche ... Ich fahre morgen nicht woanders hin.» Eine deutliche Anspielung auf die Reise Edens von Hitler zu Stalin. «Die grössten und echtsten Demokratien, die die Welt heute kennt, sind die deutsche und die italienische.»

Unter Blitz und Donner fuhr ich dann nach Schluss der Kundgebung mit «meinem» Italiener wieder in die Stadt zurück. Um die durchnässten Massen, die unterwegs Spalier bildeten, nicht um das von ihnen so teuer bezahlte Schauspiel zu bringen, war angeordnet worden, dass die Wagen nicht geschlossen werden durften. Der Theaterdirektor wusste, was er seinem Publikum schuldig war. Die Berliner nahmen alles mit Humor auf. «Avanti!», scholl es uns mehrmals aus den Baumkronen entgegen, wo klettergewandte Mitbürger sich einen besonderen Logenplatz erobert hatten. Ich fürchtete schon, dass aus feuchtem Übermut auch «Maccaroni» gerufen werden würde, denn ich kannte ja meine Berliner.

In der Reichskanzlei ergoss sich dann über mein unschuldiges Haupt noch ein besonderes Donnerwetter. Ich war mit meinem «plutokratischen» Zylinder und Cut als einziger Zivilist unter den Uniformträgern der Achse bei Hitler sehr unliebsam aufgefallen. Als ihm Pressephotographien aus München an diesem Abend vorgezeigt wurden, war ihm das erneut zum Bewusstsein gekommen. Mir selbst hatte mein Anzug keineswegs missfallen, und ich hatte die gelegentlichen spitzen Bemerkungen der Parteileute («Sie sehen ja aus wie der Präsident der Republik auf einer Parade») und die Frotzeleien der Militärs bei den Manövern («Wenn Sie über den Herrn in Zivil geradeaus ins Gelände sehen, können Sie den heranrollenden Tankangriff von hier aus beobachten», «Sie sehen aus wie der Besitzer des Schlachtfeldes, der sich

die Flurschäden möglichst günstig berechnen will») nicht weiter übel genommen. Jetzt aber wurde mir erklärt, mein Aufzug sei «unmöglich», und ich habe von nun an in Uniform zu erscheinen, wenn ich für Hitler in der Öffentlichkeit dolmetschte. Ich bekam gleich zwei Uniformen, und später das ganze Auswärtige Amt mit mir noch eine weitere. Hitler «befahl» mir eine SS-Uniform, Göring «verlieh» mir eine Luftwaffenuniform.

«Was hat sich der Feldmarschall nur dabei gedacht, als er Ihnen eine Luftwaffenuniform verlieh?» fragte mich einige Zeit darauf der bestürzte Personalchef des Luftfahrtministeriums. «Das ist ja beamtenrechtlich völlig unmöglich.» Ähnlich erstaunte Fragen musste ich auch 1945 von den Amerikanern wegen der SS-Uniform über mich ergehen lassen. Besonders die ehemaligen Deutschen unter ihnen, die voller Stolz ihre neuen amerikanischen Uniformen trugen, waren durch ihr Leben in Deutschland vor 1933 sehr traditionsgebunden; es dauerte eine ganze Zeit, bis sie dahinterkamen, dass im Dritten Reich eine Uniform oft weiter nichts war als die Kostümierung eines Opernstatisten. Jedenfalls trug ich bei dem nächsten grossen Bühnenstück, dem Gegenbesuch Hitlers in Italien, weder die eine noch die andere Uniform, sondern erschien als «Admiral» verkleidet in der eigens für diesen Zweck geschaffenen dunkelblauen Uniform des Auswärtigen Amtes, bei der die Rangabzeichen wie bei der Marine in Form von Ärmelstreifen angebracht waren. Daher sagten die Italiener, wenn sie uns sahen, ehrfurchtsvoll: «Jetzt kommen die Ammiragli.»

Wie ich von vornherein vermutet hatte, liessen die Schaudarbitungen keine Zeit für irgendwelche eingehenderen politischen Besprechungen. Nicht einmal ein Schlusskommuniqué wurde herausgegeben. Nur aus den Trinksprüchen, die Hitler und Mussolini bei einem Bankett in der Reichskanzlei wechselten, klangen gewisse Themen auf. Hitler sprach davon, dass sich «Italien und Deutschland in aufrichtiger Freundschaft und gemeinsamer politischer Zusammenarbeit gefunden» hätten, dass sie «der Sicherung des Friedens und einer allgemeinen internationalen Verständigung dienen» wollten, und Mussolini antwortete, dass «die deutsch-italienische Solidarität eine lebendige und tätige Solidarität» sei, dass «Italien und Deutschland bereit» seien, «mit allen anderen Völkern zusammenzuarbeiten» und «gegen jeden Störungs- und Spaltungsversuch gefeit» seien.

Am 29. September fuhr ich nachmittags im Zuge Mussolinis vom Lehrter Bahnhof ab. Hitler verabschiedete sich hier von seinem Gast, und bis auf ein Abendessen mit den Italienern in deren Speisewagen waren damit die anstrengenden Tage dieses ersten «Achsengespräches» vorüber.

Mich aber erwartete bereits am nächsten Morgen auf dem Bahnhof in München eine weitere Arbeit. Ich war an Dr. Todt, den Erbauer der

deutschen Autobahnen, für eine deutsch-englische Besichtigungsreise ausgeliehen worden. So kam ich denn mit einem erleichterten Aufatmen aus der achttägigen «Gefangenschaft» in Sonderzügen, Auto-kolonnen und hinter den Absperrungen der Feststrassen wieder in das Leben eines normalen Mitteleuropäers zurück. Ich freute mich richtiggehend meines zivilen Daseins, als ich mit meinem Kofferchen unbeachtet vor dem Münchener Hauptbahnhof stand und das alltägliche Getriebe einer fahnenlosen Stadt an mir vorüberziehen liess.

Es war nicht das erste Mal, dass ich für Dr. Todt arbeitete. Vor Jahresfrist hatte ich mit einigen anderen Dolmetscherkollegen aus dem Auswärtigen Amt auf dem Internationalen Strassenkongress in München gearbeitet. Damals hatte ich mit einer Delegation prominenter Ausländer eine Fahrt im Zeppelin über Deutschland mitgemacht, um das Autobahnnetz von oben zu besichtigen. Diese Zeppelinreise war ein wirkliches Erlebnis.

Als wir in Friedrichshafen um 4 Uhr morgens an Bord gingen, roch es in der schwach erleuchteten Luftschiffhalle leicht nach Gas. Im übrigen hatte man den Eindruck, auf einem grossen Bahnhof einen kombinierten Schlaf- und Speisewagen zu besteigen, denn die riesige Hülle des Luftschiffes war in dem Halbdunkel kaum zu erkennen. Nachdem wir mit den Ausländern in den Schlafkabinen untergebracht waren und uns vorn in dem grossen Aufenthaltsraum versammelt hatten, wurde das Schiff vorsichtig aus der Halle gezogen. Aus dem Fenster gelehnt, sahen wir die Haltemannschaft, wie sie die Gondel mit beiden Händen an der rundherum laufenden Metallschiene festhielt. Dann erfolgte ein kurzes Kommando, die Arme der Haltenden streckten sich und gaben unserem «Speisewagen» einen Stoss gen Himmel. Lautlos, wie bei einer richtigen Himmelfahrt, schwebten wir nach oben. Immer kleiner wurden die aufwärtsgewandten Gesichter der Haltemannschaft, immer höher schwebten wir in der Stille des frühen Morgens. Die Bäume und Häuser versanken unter uns, und noch immer war kein Laut zu vernehmen. Es war ein eigenartiges Gefühl, so langsam und unbeschwert still nach oben zu gleiten. Erst in 50 Meter Höhe setzten die Motoren ein, das Luftschiff nahm seine Fahrt auf.

Es war alles so ganz anders, als ich es von meinen Flugzeugreisen her gewohnt war. Hier übertönte kein brausendes Motorengeräusch die menschliche Stimme. Wie aus weiter Ferne hörte man ganz leise die hinten am Schiffsrumpf angebrachten Motoren. Mühelos konnte ich die Ausführungen Dr. Todts, ohne im Geringsten die Stimme zu heben, den Engländern, Franzosen, Portugiesen und anderen Ausländern auf Französisch und Englisch übersetzen. So still war es hier oben in unserem geräumigen «Speisesaal», als wir beim Morgenfrühstück sassen, dass die Geräusche von der Erde deutlich vernehmbar zu uns heraufdrangen. Wir konnten die Glocken läuten hören und nahmen das Rufen

der Schulkinder wahr, die in den kleinen Dörfern und Städten beim Herannahen unseres Luftschiffes aus den Schulgebäuden stoben und uns zuwinkten, im Gegensatz zu den Tieren auf den Weiden, die sich unter einem Baum oder einem Dach ängstlich zusammendrängten, wenn unser Schatten über sie dahinglitt. In aller Ruhe konnte man von hier oben die Einzelheiten auf der Erde beobachten, denn unsere Geschwindigkeit war nicht sehr gross. Wir hatten Gegenwind, und so kamen wir kaum über 60 km in der Stunde hinaus. Auf der Erde überholten uns Eisenbahnzüge und Autos.

Bei heller Morgensonne überflogen wir in der geringen Höhe von 600 m Stuttgart. Zu unserer Begrüssung tüteten sämtliche Sirenen der Fabriken und die Lokomotiven auf dem Bahnhof. Etwas Ähnliches hatte ich schon einmal erlebt, als ich während der Kieler Olympia-woche mit Hitler im Flugzeug über der Stadt kreuzte. Damals aber konnte man nur an dem aus den Schornsteinen steil herausströmenden Dampf erraten, dass die Sirenen in Betrieb waren.

Eindrucksvoll waren auch die Manöver, die der Zeppelin bei einer Zwischenlandung in Frankfurt ausführte. Deutlich konnte man beim Herannahen an den Flugplatz die Haltemannschaft in einem grossen Zirkel stehen sehen, während das Schiff mit der Spitze langsam auf den Mittelpunkt dieses Kreises zusteuerte. «Die werden aber schön laufen müssen», dachte ich in unbewusster Erinnerung an das Aufsetzen und Ausrollen eines Flugzeuges. Um so überraschter war ich, als unser Luftschiff genau über dem Kreis der Landemannschaft zum Halten gebracht wurde, indem die Motoren rückwärts liefen. Dann fiel ein grosses Seil aus der Spitze auf die Erde. Es hatte am unteren Ende eine Vielzahl von kleineren Tauen, die nun von der Haltemannschaft ergriffen wurden. Ruhig und sicher wurden wir dann auf die Erde heruntergezogen, so ruhig, dass wir kaum den leichten Stoss bemerkten, der entstand, als unsere Gondel auf dem Boden des Flugplatzes aufsetzte.

In Frankfurt wechselten wir die Fahrgäste. Die zweite Gruppe der Konferenzteilnehmer kam an Bord, und danach kreuzten wir noch bis zum Abend über den Autobahnen, den fertigen und den im Bau befindlichen. Während der Fahrt erklärten Dr. Todt und seine Mitarbeiter in unserem fliegenden Beratungszimmer die technischen und wirtschaftlichen Einzelheiten, und es entwickelte sich eine allgemeine europäische Diskussion über dieses sämtliche Länder interessierende und alle Nationen verbindende Thema des modernen Strassenbaues. Ich hatte viel über die technischen und wirtschaftlichen Probleme, die damit zusammenhingen, in deutschen, englischen und französischen Büchern und Fachzeitschriften als Vorbereitung auf diese Konferenz gelesen und konnte so mit wachem Interesse an dieser interessanten europäischen Aussprache in den Lüften teilnehmen, dass ich mir selbst schliesslich

wie ein Strassenbaufachmann vorkam. Es war ein eindrucksvolles Beispiel für die völkerverbindenden Eigenschaften der Technik. Die vielgeschmähten Fachleute finden nach meinen Beobachtungen immer sehr viel schneller zueinander als die Politiker, denn das sachliche Interesse an technischen und wirtschaftlichen Problemen überspringt mit Leichtigkeit nationalistische und weltanschauliche Grenzen.

All dies kam mir nach dem theatermässigen Festtrubel der Hitler-Mussolini-Begegnung wieder in Erinnerung, als ich auf dem Münchener Bahnhof meinen nächsten Sonderzug erwartete, der die englischen Strassenbauer von irgendwoher nach Westdeutschland bringen sollte. Es war eine starke Delegation unter Führung von Lord Wolmer, dem ich dann in den nächsten Tagen zur Verfügung stand. Nach den deutsch-italienischen Freundschaftsbeteuerungen übersetzte ich nun wieder deutsch-englische, denn die Veranstaltung hatte keinen rein technischen Charakter. Als ich am letzten Abend in dem alten Gürzenich von Köln die Schlussreden übersetzt hatte und nun endlich «ausserdienstlich» im Nordexpress nach Berlin fuhr, stand ich wieder ganz unter dem Eindruck des aufrichtigen Wunsches von Engländern und Deutschen, miteinander in Frieden und Freundschaft zu leben.

Das Gespräch zwischen England und Deutschland wurde auch in den nächsten Wochen fortgesetzt. Kaum war ich in Berlin angekommen, als ich Anfang Oktober für den Herzog und die Herzogin von Windsor zu dolmetschen hatte. Das Herzogspaar unternahm zu dieser Zeit eine Studienreise durch Deutschland, die den sozialen Einrichtungen unseres Landes galt. Als ich ihnen das erste Mal bei Göring in Karinhall begegnete, standen mir natürlich sofort die Szenen wieder vor Augen, die ich im Sommer bei den Krönungsfeierlichkeiten in London erlebt hatte. Eigentlich sollte ja damals der jetzt vor mir stehende Herzog, dessen elegante sympathische Erscheinung genau den vielen Bildern von ihm entsprach, gekrönt werden. Er hatte der in der grossen Empfangshalle von Karinhall neben ihm stehenden eleganten, dunkelhaarigen Frau mit der klassisch schlanken Figur, dem schmalen, feinen Gesicht, der hohen Stirn, den ausdrucksvollen, intelligenten Augen und dem etwas grossen, aber wohlgeformten Mund den Vorzug vor der Königskrone gegeben.

Mit ausgesuchter Freundlichkeit begrüsst Göring und seine Frau das Herzogspaar in dem seit meinem letzten Besuch mit Lord Londonderry erheblich grösser gewordenen Karinhall. Wir standen eine Weile in der grossen Empfangshalle, die gut dreimal so geräumig war wie der Saal auf dem Berghof mit dem grossen Fenster. Schwere klobige Balken zogen sich hier an der Decke entlang. Wuchtige Möbel, breit ausladende Sessel und schwere eichene Tische mit auffallend dicken

Tischplatten bildeten das Mobiliar. Der Boden dieses riesigen Raumes, der fast wie ein Kirchenschiff wirkte, war von einem dicken Teppich bedeckt. «Er ist aus deutscher Kunstfaser hergestellt», erklärte der Hausherr seinen Gästen, die sich mit unverhohlener Bewunderung alles ansahen. Dieser ganze Raum von den riesigen Deckenbalken bis zu den gewaltigen Tischen, auf denen Leuchter standen, mit denen man einen Stier hätte erschlagen können, war so auf die umfangreiche Gestalt des Hausherrn zugeschnitten, dass mir einmal ein ausländischer Diplomat seinen Eindruck von Karinhall sehr treffend mit den Worten schilderte: «Der Reichsmarschall versteht es ausgezeichnet, sich architektonisch anzuziehen.»

Voll jungenhaftem Stolz zeigte Göring dann dem Herzogspaar sein ganzes Haus. Im Keller befand sich ein Gymnastikraum mit einer Reihe von Massageapparaten, die «mir Elizabeth Arden geschenkt hat». In seiner ganzen Fülle einschliesslich Uniform und Orden zwängte sich Göring zwischen die Rollen eines dieser Apparate, um der lächelnd zuschauenden Herzogin das Funktionieren der Anlage zu demonstrieren. Durch alle Räume des Hauses wurden die Besucher geführt, alle Gemälde, Statuen und alten Rüstungen wurden genau erklärt, bis wir auf den geräumigen Dachboden kamen, der ganz mit einer für die Neffen Görings bestimmten Miniatur-Eisenbahn ausgefüllt war. Sie bestand aus Zügen und Gleisen, wie sie jeder Deutsche damals bei Märklin kaufen konnte, nur war diese Anlage eben unendlich viel grösser, als es sich selbst das phantasievollste Jungenherz je hätte träumen lassen. Beim Anblick solcher Eisenbahnen erwacht bekanntlich in jedem Mann unwiderstehlich das Kind. Selbst Mussolini hatte einige Wochen vorher die Bewegung der Züge und das Stellen der Weichen voller Interesse beobachtet, aber der Herzog von Windsor beteiligte sich sofort aktiv am Eisenbahnspielen. Göring schaltete den Strom ein, die Züge setzten sich langsamer oder schneller in Bewegung. Er stellte in der Aufregung einige Weichen falsch, und das unausbleibliche Eisenbahnunglück war da. Sofort aber eilte der englische Königssohn behende auf den Fussspitzen durch das Schienengewirr an die Unglücksstelle und baute unter vielem Lachen die Züge wieder auf, so dass sie der Herrscher der deutschen Luftwaffe erneut in Betrieb setzen konnte. Das wiederholte sich noch mehrere Male, und es verlief alles so, wie es die Väter von eisenbahnspielenden Söhnen aus eigener Erfahrung kennen. Zum Schluss sauste an einer quer durch den Raum gespannten Leine noch ein Spielflugzeug über die Fläche und liess einige hölzerne Bomben auf die Bahnanlagen fallen. «Sachschaden» war aber dabei nicht entstanden.

Nach der Besichtigung des Hauses wurde dann im grossen Empfangsraum der Tee eingenommen. Für den Herzog selbst brauchte ich nur wenig zu übersetzen, denn er sprach ziemlich gut Deutsch, aber der Her-

zogin musste ich auf Englisch eine Art Reportage von allem zuflüstern, was gesprochen wurde oder zu sehen war. Lächelnd verabschiedeten sich die Gäste nach einiger Zeit. Der Besuch in Karinhall hatte ihnen sichtlich gefallen.

Am Abend gab ihnen Ribbentrop ein Essen bei Horcher, an das ich mich besonders deshalb erinnere, weil ich bei dieser Gelegenheit als Dolmetscher zwischen Marianne Hoppe und der Herzogin von Windsor auftrat.

In den nächsten Tagen arbeitete ich für den berühmten Aga Khan, den indischen Fürsten und Mohammedanerführer, der von den Gläubigen seines Heimatlandes von Zeit zu Zeit Gold im Gewicht seines Körpers zur Verfügung gestellt bekommt und auch heute noch als einer der reichsten Männer der Welt gilt. In Europa war er besonders als Rennstallbesitzer bekannt. Dieser indische Fürst, der in der westeuropäischen Gesellschaft und am englischen Königshof eine vielgesehene Erscheinung war, zeigte in der Unterredung, die er in meinem Beisein mit Goebbels in Berlin führte, grosses Interesse an den Einrichtungen des Dritten Reiches. Ich reiste mit ihm auch nach Berchtesgaden, wo er von Hitler empfangen wurde. In dem Empfangszimmer mit dem grossen Fenster setzte ihm Hitler in ziemlicher Offenheit auseinander, welche Ziele Deutschland verfolge: Herstellung eines engen Verhältnisses zwischen Österreich und Deutschland, Regelung der Sudetenfrage und des Problems Danzig und polnischer Korridor. «England soll uns freie Hand auf dem Kontinent lassen, und wir werden uns in seine überseeischen Angelegenheiten nicht einmischen.» Mit diesen Worten umriss ein unter dem Eindruck der jüngsten politischen Entwicklung sehr viel selbstbewusster und eigenwilliger gewordener Hitler seine Zukunftspläne und fand dafür bei dem Orientalen mit den schweren Augenlidern überraschend viel Verständnis. Der Aga Khan hatte sich über die europäische Lage viele Gedanken gemacht und wusste über manche Einzelheiten, wie z.B. die Österreichfrage, ausgezeichnet Bescheid. Gerade in dieser Frage fiel mir sein rückhaltloses Eintreten für die von Hitler recht geschickt mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, einem alten angelsächsischen Argument, begründete deutsche Anschauung auf.

Recht interessant war übrigens die für einen Mohammedaner vielleicht naheliegende Ansicht des Aga Khan, dass es für Europa viel besser gewesen wäre, wenn Karl Märtel im Jahre 732 in der Schlacht zwischen Tours und Poitiers die Araber nicht zurückgeschlagen hätte. «Dann wäre ganz Europa mohammedanisch geworden, es hätte seine Einheit behalten, und die Völker hätten in Frieden bis auf den heutigen Tag auf diesem alten Kontinent miteinander leben können», lautete seine bemerkenswerte Schlussfolgerung. Sie machte auf Hitler einen starken

Eindruck, denn er hat sie späterhin noch oft in anderen Gesprächen erwähnt.

Zwei Tage danach wurde auch das Herzogspaar Windsor auf dem Obersalzberg empfangen. Es hatte inzwischen seine Studienreise durch Deutschland fortgesetzt, und der Herzog sprach sich sehr anerkennend über die Arbeiterfürsorge aus, wie er sie insbesondere auch bei einer Besichtigung der Kruppwerke in Essen kennengelernt hatte. Die sozialen Fortschritte in Deutschland waren auch das Hauptthema, das zwischen Hitler und dem ehemaligen englischen König im Beisein der Herzogin an diesem Nachmittag erörtert wurde. Hitler bemühte sich sichtlich, dem Herzog so freundlich wie nur irgend möglich entgegenzukommen. Dieser galt bei ihm als ein Freund Deutschlands, besonders nachdem er vor einigen Jahren in einer viel beachteten Rede den deutschen Frontkämpferverbänden die Freundeshand entgegengestreckt hatte. Ob nun der Herzog von Windsor wirklich mit den Anschauungen und Gepflogenheiten des Dritten Reiches so sympathisierte, wie dies Hitler annahm, dafür ergaben sich in dieser unpolitischen Unterhaltung meiner Beobachtung nach keinerlei Anzeichen. Ausser einigen anerkennenden Worten über die auf sozialem Gebiet in Deutschland getroffenen Massnahmen äusserte sich der Herzog in keiner Weise zu irgendwelchen politischen Fragen. Aber er zeigte Hitler gegenüber ein freundliches und aufgeschlossenes Wesen und erwies sich auch an jenem Nachmittag als der angenehme Gesellschafter, als der er in der ganzen Welt bekannt war und ist. Die Herzogin mischte sich nur gelegentlich und mit grosser Zurückhaltung in das Gespräch, wenn irgendwelche Dinge auf sozialem Gebiet zur Sprache kamen, die besonders eine Frau interessieren. Sie war der Gelegenheit entsprechend sehr einfach, aber äusserst geschmackvoll gekleidet und hinterliess bei Hitler einen nachhaltigen Eindruck. «Sie wäre sicherlich eine gute Königin geworden!», sagte er, nachdem sich die Gäste verabschiedet und das Haus verlassen hatten.

Auch ich beeilte mich, nach Berlin zurückzukehren, denn Anfang November musste ich Dr. Todt zu einem Gegenbesuch bei der englischen Delegation der Strassenbauer nach London begleiten. Ich erlebte zwei herrliche Tage in einer von Herzen kommenden englischen Gastfreundschaft. Sie galt nicht mir persönlich, sondern den Vertretern meines Landes auf dem Gebiete der Strassenbautechnik, aber trotzdem hatten wir alle das Gefühl, als wären wir bei den nächsten Verwandten zu Gast. Sachlich handelte es sich bei den Besprechungen wieder um die gleichen Themen wie in dem fliegenden Konferenzsaal des Zeppelin

und in den Verhandlungen, die vor einigen Wochen in Deutschland stattgefunden hatten: Strassen und Brücken als Verbindung zwischen den einzelnen Völkern und als Wegbereiter des Friedens. Vorzeitig wurde ich durch eine telegrafische Weisung aus dieser angenehmen Umgebung herausgerissen.

Ich sollte für den damals in der Presse viel beachteten Besuch des englischen Kabinettsmitgliedes Lord Halifax in Deutschland als Dolmetscher Verwendung finden. Dieser Besuch war als eine reine Privatangelegenheit getarnt worden. Lord Halifax kam angeblich nur zu einer Besichtigung der Internationalen Jagdtausstellung nach Berlin, die Göring dort in grosszügigster Weise ins Leben gerufen hatte. Die Berliner nannten deshalb auch den fremden Gast vielfach «Lord Halalifax». In Wirklichkeit aber war die Reise von Halifax nur eine der damals von Chamberlain unternommenen Bemühungen, mit Deutschland in ein gutes oder zum mindesten erträgliches Verhältnis zu kommen. Halifax hatte den Auftrag, bei Göring und Hitler die Möglichkeiten zu erkunden. Nachdem er sich ein paar Tage in Berlin aufgehalten hatte, fuhren Neurath und ich mit ihm am Abend des 18. November in einem Salonwagen nach Berchtesgaden, wo er am nächsten Vormittag mit Hitler eine längere Aussprache hatte.

Hitler kam ihm freundlich lächelnd auf den Stufen vor dem Berghof entgegen, führte ihn selbst durch das Haus und geleitete ihn dann in das im ersten Stock gelegene kleine Arbeitszimmer. Halifax, Hitler, Neurath und ich nahmen an dem auch dort oben vorhandenen unbequem niedrigen, runden Tisch Platz, und die Besprechung begann. «Ich bringe keinerlei neue Vorschläge aus London mit», erklärte Halifax einleitend, «ich bin hauptsächlich hierhergekommen, um die Meinung der deutschen Regierung über die aktuellen politischen Fragen festzustellen und zu sehen, welche Möglichkeiten für eine Lösung bestehen.»

Das klang gefährlich nach dem Fragebogen von Eden, der Hitler seinerzeit so aufgebracht hatte, und dementsprechend war auch seine Reaktion. Als ich ihm die Worte von Halifax übersetzte, erschien eine ärgerliche Falte auf seiner Stirn, und ich glaubte schon, er würde nun schmollend überhaupt nichts sagen. Zu schweigen fiel aber Hitler schwer. So begann er denn trotz seiner Verärgerung, längere Ausführungen zu machen, und brachte die deutschen Wünsche in Form von reichlich kategorischen Forderungen vor.

Wie anders war dieser erregt aufbrausende, zornige Hitler als der ruhige und verbindliche Kanzler des Deutschen Reiches, der vor zwei Jahren Simon und Eden gegenübergesessen hatte. Schon aus seiner auftrumpfenden Redeweise hätte ein unvoreingenommener Beobachter auf den Wandel der Zeiten schliessen können. Der Hitler von 1937 tastete

sich nicht mehr vorsichtig vorwärts wie der von 1935. Er war sich offensichtlich seiner Stärke und der Schwäche der anderen ziemlich sicher.

Unwirsch beschwerte er sich gleich zu Anfang bei Halifax über die englische Presse, die seiner Meinung nach durch die Veröffentlichung von angeblichen deutschen Forderungen den Besuch von Halifax hatte torpedieren wollen, was diesen – zum erneuten Ärger Hitlers – nur wieder zu der stereotypen Antwort von der englischen Pressefreiheit veranlasste.

Dann sprach Hitler von Deutschlands Verhältnis zu Südosteuropa. Eine enge Verbindung zwischen Österreich und dem Reich müsse unter allen Umständen hergestellt werden. Das sei ein seit 1919 bestehendes, dringendes Anliegen der österreichischen Bevölkerung. Auch dürfe es den Tschechen nicht mehr gestattet sein, die sudetendeutsche Volksgruppe noch weiter zu drangsaliieren, und schliesslich müsse Deutschland seine Wirtschaftsbeziehungen zu Südost- und Osteuropa ungehindert ausbauen können, denn dort finde die deutsche Wirtschaft ihre natürliche Ergänzung. Deutschland sei in Europa der Hauptabnehmer der Erzeugnisse all dieser Länder.

«Immer wieder werden mir von den Westmächten in Südosteuropa Hindernisse in den Weg gelegt», rief Hitler aus, «und es werden mir politische Hintergedanken unterschoben, die ich nicht habe.»

Halifax bemerkte dazu, dass man in England zur Prüfung jeder Lösung bereit sei, vorausgesetzt, dass sie nicht auf Gewalt beruhe. «Das gilt auch für Österreich», fügte er nachdrücklich hinzu.

Wieder ereiferte sich Hitler. Von Gewaltanwendung im Falle Österreich könne überhaupt keine Rede sein. Der Wunsch der Bevölkerung sei klar. Dann lenkte er auf ein anderes Thema ab, interessanterweise auf Danzig und die Korridor-Frage. Als auch hier wieder Halifax alle Lösungen für diskutierbar erklärte, die nicht mit Gewalt durchgeführt würden, betonte Hitler in längeren Ausführungen den deutschen Friedenswillen. Ich hatte den Eindruck, dass die Art, wie Hitler seinen Wunsch, den Frieden gewahrt zu sehen, mit der Notwendigkeit friedlicher Aufbauarbeit im Innern rechtfertigte, auf Halifax ihren Eindruck nicht verfehlte.

Im Ganzen aber stand diese Aussprache meinen Beobachtungen nach unter keinem guten Stern. Man hätte sich auch kaum zwei grössere Gegensätze vorstellen können als den tief religiösen, englischen Aristokraten aus Yorkshire, den begeisterten Vorkämpfer für die Sache des Friedens, und den durch seine bisherigen Erfolge und die offen zutage getretene Schwäche der Gegner in seiner Eigenwilligkeit und Kompromisslosigkeit noch bestärkten Hitler. Völlig aneinander vorbei redeten die beiden natürlich, sobald das Gespräch auf weltanschauliche Dinge kam. Die Rassebegriffe Hitlers lagen Halifax genau so fern, wie dessen

religiös untermauerte Äusserungen über die Nächstenliebe und den Frieden auf Hitler ohne jede Wirkung blieben, ausser dass sie ihm diesen englischen «Pfarrer», wie er Halifax später gelegentlich nannte, noch unsympathischer machten, als er ihm ohnehin schon war. Als das Gespräch gegen Mittag zu Ende ging, hatte ich das Gefühl, dass eine Schlacht für den Frieden verloren war, und auch Neurath blickte etwas bedenklich drein.

Das Gespräch bei Tisch brachte keine neuen Momente zutage, nur die gereizte Stimmung Hitlers hatte sich gelegt, und er war wieder der freundliche und zuvorkommende Gastgeber, als den ich ihn auch bei anderen Besuchen erlebt hatte. Halifax selbst war keinerlei Erregung oder Enttäuschung über den Verlauf des Gespräches anzumerken. Er blieb die ganze Zeit über der ruhige, etwas phlegmatische, bedächtig sprechende Engländer und verabschiedete sich von Hitler scheinbar ohne Verärgerung.

In der Nacht reisten wir nach Berlin zurück, und am nächsten Morgen fuhr ich mit Göring nach Karinhall hinaus; ich sollte ihm auf Weisung Hitlers über das Gespräch in Berchtesgaden Bericht erstatten, ehe er Halifax bei sich empfing. Ich verhehlte ihm dabei nicht, wie schwierig die Unterhaltung mit Hitler verlaufen war und gab meiner Befürchtung Ausdruck, dass Halifax einen recht negativen Eindruck über die Möglichkeiten einer Einigung mit Deutschland nach England zurücknehmen würde. Göring hörte sich alles aufmerksam an, sagte aber nichts weiter.

Dass er von Hitler genaue Instruktionen erhalten haben musste, merkte ich während des ganzen Gespräches, das er an jenem Vormittag mit Halifax in seinem Arbeitszimmer führte. Er behandelte genau dieselben Fragen, die auch Hitler vorgebracht hatte, nur tat er es mit unendlich viel grösserem diplomatischen Geschick. Er brauste niemals auf, auch nicht bei der österreichfrage, sondern behandelte die Dinge so, als seien die von Deutschland erstrebten Lösungen unausbleiblich und ausser jeder Frage. «Gewalt werden wir keinesfalls anwenden», sagte Göring beruhigend zu Halifax – auch über diesen Punkt hatte er entweder von Hitler oder von Neurath anscheinend irgendwelche Winke erhalten – «das haben wir gar nicht nötig. Es lässt sich alles sehr gut auf dem Verhandlungswege regeln.» Spätere Gespräche zeigten mir, dass dies tatsächlich Görings innerste Überzeugung war. Diese Einstellung klang damals in seinem Gespräch mit Halifax immer wieder durch, und ich glaube, dass der positive Eindruck, den, wie wir heute aus Chamberlains Tagebuch wissen, Halifax in seinen Berichten weitergab, vor allem auf die Unterhaltung mit Göring in Karinhall zurückzuführen ist.

Ich habe aus der Fülle der Geschehnisse, die im Laufe dieses ereignisreichen Jahres 1937 im Kleinen wie im Grossen an mir vorüberzogen, nur die wichtigsten herausgreifen und schildern können. Ich bin

aber auch bei den kleineren und persönlicheren Dingen etwas länger verweilt; sie waren in ihrer Gesamtheit doch bezeichnend für die Verhältnisse, wie ich sie von meinem Beobachtungsposten aus in diesem Jahre sehen konnte, das ich als das letzte normale Jahr in der Existenz des Dritten Reiches bezeichnen möchte. Hitler hatte während dieses kurzen Zeitraumes Wort gehalten, es war tatsächlich zu keinen Überraschungen gekommen. Dafür aber hatte er sich militärisch und politisch auf die kommenden Ereignisse vorbereitet und eingestellt, denn dieses Jahr der Ruhe, d.h. der Ruhe vor dem Sturm, wurde abgelöst von der Zeit von 1938, in der Deutschland bereits um Haaresbreite einem Weltkrieg entging.

18

HART AM KRIEGE VORBEI (1938)

Dass «die Epoche der Überraschungen» keineswegs «abgeschlossen» war, wie es Hitler am 30. Januar 1937 verkündet hatte, zeigte sich 1938 gleich zu Beginn mit aller Deutlichkeit. Und dass «der Friede unser höchstes Gut ist», wie es Hitler in der gleichen Rede aussprach, dessen wurde sich das deutsche Volk und ganz Europa mit Entsetzen bewusst, als sich im Herbst der Abgrund eines zweiten Weltkrieges vor ihm auftat. Von Überraschung zu Überraschung, von der inneren Krise im Februar, in deren Verlauf Neurath im Stile der auch heute noch üblichen «Säuberungen» brüsk ausgebootet und Ribbentrop an seiner Stelle zum Chef des Auswärtigen Amtes ernannt wurde, über den Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich nahm die fieberhafte Entwicklung im Laufe des Sommers ein immer schnelleres Tempo an. Sie steigerte sich im September mit der Tschechenkrise zu einem rasenden Crescendo der Ereignisse, die das Reich und Europa in den kritischen Tagen mehrmals um Haaresbreite an einem neuen Völkermorden vorbeiführte. Ein eisiger Hauch legte sich wie ein Alp auf uns alle, die wir näher mit den Dingen zu tun hatten. Erst in allerletzter Minute, fast wie durch ein Wunder, wurde er noch einmal von uns genommen.

Das einzige, was in diesem Jahre noch an die glanzvollen Ereignisse von 1936 und 1937 erinnerte und was gleichsam wie ein letzter herrlicher Spätsommertag diese Zeit der europäischen Feste zu einer letzten und höchsten Blüte entfaltete, bevor im politischen Leben Europas die rauhe Jahreszeit mit ihren schweren Stürmen hereinbrach, war der Staatsbesuch Hitlers in Italien in der ersten Hälfte des Monats Mai.

Die Einladung dazu hatte Mussolini in meiner Gegenwart Hitler unter dem Eindruck des wohlorganisierten Empfanges, der ihm in Deutschland zuteil geworden war, ausgesprochen. Ob Mussolini sie

noch mit derselben Herzlichkeit hätte ergehen lassen, wenn der Anschluss Österreichs an Deutschland bereits damals vollendete Tatsache gewesen wäre, erscheint mir angesichts der heftig kopfschüttelnden Reaktion Mussolinis bei der Unterredung mit Göring im April 1937 einigermaßen zweifelhaft. Seit diesem Kopfschütteln war in meiner Gegenwart nicht mehr mit Mussolini über die Angelegenheit gesprochen worden. Erst kurz vor dem Einmarsch hatte Hitler den Oberpräsidenten von Kassel und Schwiegersohn des Königs von Italien, den Prinzen Philipp von Hessen, mit einem Brief an den italienischen Diktator gesandt, in dem er die Gründe für das Vorgehen gegen Österreich darlegte.

«Heute früh ist der Prinz von Hessen wieder bleich, aber gefasst im Sonderflugzeug zu Mussolini geflogen», wurde späterhin bei uns im Amt fast routinemässig gesagt, wenn Mussolini in letzter Minute vor irgendeinem neuen, überraschenden Einmarsch oder einer anderen Aktion auf diese Weise informiert wurde. Einmal beorderte man mich aus einem Urlaub zurück, weil die italienische Übersetzung durch den Sprachendienst bei einem solchen Anlass nicht schnell genug fertig geworden war, und ich musste für spätere «Zwischenfälle» einen lufttüchtigen italienischen Übersetzer aussuchen, der die Hitlerbriefe an Bord der Maschine «im Fluge» übersetzen konnte, nach derselben Methode, nach der ich seinerzeit den Friedensplan zwischen Berlin und London übertragen hatte.

Zwar machte der trotz Görings Ankündigung einigermaßen überraschte Mussolini angesichts der vollendeten Tatsache gute Miene zum bösen Spiel und antwortete, er verstehe die Handlungsweise Hitlers vollkommen. «Duce, das werde ich Ihnen nie vergessen», drahtete Hitler zurück. In diesem Punkt hat Hitler bis 1945 Wort gehalten. Sagte jemand aus seiner Umgebung auch nur andeutungsweise etwas gegen Mussolini persönlich, kam Hitler immer wieder auf dessen Verhalten beim Anschluss Österreichs zu sprechen. Ich schloss daraus, dass Hitler auch die «Heimkehr» Österreichs ins Reich als ein erhebliches aussenpolitisches Risiko angesehen haben musste. Denn nur die Erleichterung darüber, dass keine Änderung in der Haltung Italiens Deutschland gegenüber eingetreten war, kann meiner Ansicht nach diese nachhaltige Dankbarkeit des deutschen Diktators erklären.

Dass seine Befürchtungen wegen einer eventuellen Abkehr Italiens von Deutschland und einer Wiederannäherung an die antinationalsozialistische Front Europas nicht ganz unbegründet waren, zeigte sich an der durch den Anschluss geförderten Annäherung zwischen England und Italien. Sie wurde von Chamberlain so energisch betrieben, dass Eden aus Protest von seinem Posten zurücktrat und durch Halifax ersetzt wurde, und führte am 16. April zu einer ganzen Reihe von Vereinbarungen zwischen den beiden Ländern, deren wichtigste die

britische Anerkennung der Annexion Abessiniens durch Italien war. Wir wissen heute aus dem Tagebuch von Chamberlain, dass «bald danach (nach Hitlers stürmischer Auseinandersetzung mit Schuschnigg) Ciano dem englischen Botschafter in Rom, Perth, mitteilte, er habe Grandi (den italienischen Botschafter in London) angewiesen, auf einen baldigen Beginn der Besprechungen zu drängen, und zwar mit Rücksicht auf Dinge, die sich möglicherweise in der Zukunft ereignen könnten».

Das war die der breiten Öffentlichkeit völlig verborgen gebliebene Atmosphäre des deutschen Staatsbesuches in Italien. Dass es sich dabei wieder um eine Schaudarbietung allergrössten Stils handeln würde, war mir bereits durch die langen Vorbereitungen klar, die auf deutscher Seite getroffen wurden. Unter anderem erhielt auch das Auswärtige Amt die «Admirals»-Uniform, von der ich bereits gesprochen habe. Sämtliche Teilnehmer dieser Reise verbrachten einen grossen Teil ihrer Zeit bei den ersten Schneidern von Berlin zur Anprobe der verschiedenen, von dem Bühnenbildner Benno von Arent entworfenen und von Frau von Ribbentrop massgeblich begutachteten Fassungen dieser Prachtuniform. Sie umfasste einen dunkelblauen Tagesanzug mit goldenen Knöpfen, Ärmelstreifen und, für feierliche Gelegenheiten, silbernen Fangschnüren nebst Feldbinde und einem zierlichen Dolch, einen nachtblauen Galafrack, dessen Aufschläge bei den höheren Dienstgraden so reich mit silbergesticktem Eichenlaub geschmückt waren, dass er bei uns im Auswärtigen Amt mit dem Stichwort «Menschen hinter Blättern» belegt wurde. Dazu gehörte ein Diplomattendegen, den man – im Gegensatz zu den militärischen Degen – auch in geschlossenen Räumen, z.B. bei Banketten, nicht ablegte, da er fest anmontiert war; beim Hinsetzen gab er einem oft einen leichten Stoss in die Rippen und trug so auch rein mechanisch seinen Teil zur Komik dieser Aufmachung bei.

An und für sich war diese Uniform nicht prunkvoller oder eigenartiger als die historischen Uniformen, die die englischen und französischen Diplomaten bei Festlichkeiten trugen, aber wir waren im republikanischen Deutschland neben den Amerikanern stets die einzigen gewesen, die bei solchen Gelegenheiten im einfachen Frack erschienen, und waren daher auf eine derartige Kostümierung innerlich sehr wenig eingestellt. Wenn wir in Italien auf roten Teppichen die Stufen der historischen Paläste hinaufschritten (wie seinerzeit in Madrid am spanischen Königshof), dann waren wir ausserdem noch eingehüllt in einen weiten, ordensritterähnlichen Umhang mit dem Hoheitszeichen. Nur die preussische Uniformmütze, die wir bei allen Gelegenheiten trugen, wirkte etwas fremd an dieser Verkleidung. Ein Zweispitz hätte bünnen- und «admirals»-mässig besser gepasst. Alles in allem genommen war diese Ausstattung auch von Standpunkt der Theaterregie kein sehr

glücklicher Griff, denn für leicht beleibte Diplomaten mittleren Alters, besonders wenn sie nicht von allzu hohem Wüchse sind, eignet sich zweifellos schon rein kurvenmässig der aus diesem Grunde in den meisten Ländern bevorzugte Cut mit dem Zylinder optisch besser für grosse Gelegenheiten. Nichtmilitärische Gestalten in militärischen Uniformen wirken oft wie Schrankenwärter.

Am 2. Mai fuhr ich nachmittags in diesem Aufzuge mit Hitler und Ribbentrop vom Anhalter Bahnhof nach Italien ab. Unsere Delegation bestand aus ungefähr ... 500 Personen und reiste in drei Sonderzügen. Es war wirklich «einmalig». Die halbe Reichsregierung, die meisten Parteiführer, prominente Journalisten und Ministerfrauen, darunter auch Frau von Ribbentrop, nahmen an diesem «Einfall nach Italien», wie wir Jüngeren die Veranstaltung getauft hatten, teil. Jeder von uns hatte ein Schlafabteil, in dem die ganze Ausstattung an Uniformen griffbereit aufgehängt war. Ich reiste ausser mit meiner Admiralsgarderobe auch noch mit einer kompletten Luftwaffenuniform, die ich vorsichtshalber mitgenommen hatte, falls ich für Göring allein zu arbeiten haben würde. Sie blieb aber während der achttägigen Reise unberührt hängen. Der Protokollchef des Auswärtigen Amtes hatte für jeden Tag und jede Stunde unsere Kostümierung genau festgelegt. Oft mussten wir während der Fahrt von einer italienischen Stadt zur anderen vom Galafrack in den Tagesanzug, vom Ordensritterumhang in den Admiralsmantel, vom umgeschnallten Dolch zum Degen überwechseln, so dass die Abteile eher den Garderoben von Filmkomparsen glichen als einem gewöhnlichen Schlafwagen. Die Gymnastik während der Reise wurde bei uns Zivilisten durch das qualvolle An- und Ausziehen der hohen Reitstiefel ersetzt. «Nie hätte ich geglaubt, dass ich einmal in einem Kleiderschrank nach Italien reisen würde», beschrieb ein Kollege treffend die Gefühle, die viele von uns überkamen, als wir zum erstenmal auf dem Anhalter Bahnhof unseren Zug betraten.

«Sie haben ja Ihre Feldbinde verkehrt herum angelegt», ermahnte mich einer der Adjutanten Hitlers, als ich ihm auf dem Bahnhof gegenübertrat. Ich war eben doch kein gelernter «Admiral». Auf der Reise erinnerten einen nur die wohlbekannten Gesichter der Freunde, die lächelnd aus den seltsamsten Verkleidungen hervorschauten, an die Wirklichkeit. Die Fahrt durch Deutschland mit den festlich geschmückten Bahnhöfen und den Heil-rufenden Menschen erlebten wir nur bis Leipzig, wo es bereits dunkel wurde.

Blumen und Fahnen begrüsst uns auf dem Bahnsteig der Brennerstation; breite Teppiche zogen sich auf ihm hin, an deren Rand die Formationen des italienischen Heeres und der faschistischen Partei aufgestellt waren. Als wir in den Bahnhof einfuhren, ertönten die Nationalhymnen, und der Vertreter des italienischen Königs, der Herzog von

Pistoia, kam mit einer grossen Abordnung in herrlich bunten Uniformen zur Begrüssung an den Zug.

Weiter ging die Fahrt durch Südtirol, wo die Menschen sich zwar auch an der Strecke entlang auf den Bahnhöfen drängten, aber beim Anblick unseres Zuges auffallend still blieben. Kein Hitler- oder Faschistengruss, kaum ein vereinzeltes Winken oder Tücherschwenken. Ernst und nachdenklich blickten uns diese Südtiroler Deutschen nach, die wohl mit zu den besten unter den deutschen Volksstämmen gehören. «Werdet Ihr uns jetzt in Rom verraten?», so glaubte ich eine bange Frage auf ihren Gesichtern zu lesen.

Mit einem Schlage änderte sich diese Stimmung resignierter Traurigkeit, als wir nach Bozen kamen. In «Bolzano» herrschte unglaublicher Jubel, und von da ab die ganze Strecke durch Italien hindurch bis nach Rom. Verona, Bologna, Florenz, überall dasselbe Bild einer tosenden Begeisterung, die mich lebhaft an die Fahrt hinter Hitlers Wagen auf dem Nürnberger Parteitag mit den tief beeindruckten Ausländern erinnerte.

Unbeschreiblich war der Empfang in Rom am Abend des gleichen Tages. Für diese Gelegenheit war ein besonderer Bahnhof errichtet worden. König Viktor Emanuel erschien mit Mussolini und den «Spitzen von Staat und Partei» mit dem entsprechenden Gefolge. In vierspännigen Prunkkutschen fuhren wir in die Stadt. «Jetzt sitze ich selbst in einem Märchen-Gefährt, wie ich es im vorigen Jahr beim Krönungszug in London bestaunt habe», ging es mir durch den Kopf, als wir an der Pyramide des Gestius vorbeifuhren und beim alten Stadttor Roms von dem Fürsten Colonna, dem Gouverneur von Rom, willkommen geheissen wurden. Vorbei an grossen Leuchtfontänen ging es die alte Triumphstrasse der Römer, die von Mussolini zu einer wahren Via Triumphalis erweitert worden war, am Fusse des Palatin entlang. Sie war durch vielarmige Kandelaber bis zum Constantinsbogen taghell erleuchtet. Durch diesen Triumphbogen des Kaisers Constantin fuhren wir dann am Colosseum vorbei, das in rotem bengalischem Licht erstrahlte, als ob es in Flammen stünde. Zu beiden Seiten der Strasse grosse Feuerpfannen, angestrahlte Pylone, Fahnen und jubelnde Menschenmassen. Brausendes Rufen unter Pinnien, Sternenhimmel über dem sommerlich warmen Rom, eine unvergessliche Szene – höchste italienische Regiekunst zog an unseren Augen vorüber.

Hitler musste im Königsschloss wohnen, wir Jüngeren aber konnten Gott sei Dank von der Opernbühne herabsteigen und in dem international bekannten Grand-Hotel Quartier nehmen, wo sich die italienische Gastfreundschaft sogar bis auf die herrlichen Obstkörbe und Grappa-Flaschen in unseren Zimmern erstreckte. Einige Gläser des «richtigen Stoffes» führten uns schnell wieder in die Wirklichkeit

zurück, so dass wir voller Spannung den nächsten Tagen mit ihren künstlerischen Überraschungen entgegensehen konnten.

Wir wurden nicht enttäuscht. Geschmackvoll und grossartig zugleich, wie es in Europa eben nur die Nachkommen der alten italienischen Meister und der römischen Imperatoren verstehen, rollte das Programm ab. Flottenparade in Neapel, wo ich an Bord des Schlachtschiffes «Giulio Cesare» hundert U-Boote auf einmal in den Fluten verschwinden und nach einigen Minuten mit der Präzision eines Uhrwerkes wieder auftauchen und einen Schuss abfeuern sah. Hier war ich wirklich ausschliesslich Gast, denn Hitler, Mussolini und der König von Italien, die «Spitzengruppe», befanden sich auf dem Schlachtschiff «Cavour».

Wie verwöhnt unsere Sinne durch die phantastischen Bühneneffekte des grossen italienischen Regisseurs geworden waren, der diese Festlichkeiten arrangiert hatte, merkten wir am Abend dieses Tages, als wir eine wirkliche Oper besuchten. Die Festaufführung der Aida im Theater San Carlo wirkte beinahe grau und nüchtern und die Verdische Musik leise und zurückhaltend gegenüber den brausenden Akkorden an Farben und Tönen auf der Festbühne der vorhergegangenen Tage, auf der wir selbst als Statisten aufgetreten waren.

An diesem Abend ging noch ein schweres Gewitter nieder. Es entlud sich nicht an dem italienischen Himmel, sondern über dem Haupt des deutschen Protokollchefs von Bülow-Schwante. Der Unglückliche hatte bei seiner Programmgestaltung nicht verhindert, dass Hitler, als wir nach dem zweiten Akt die Aida-Aufführung verliessen, um nach Rom zurückzufahren, barhäuptig und im einfachen Frack neben dem in voller Uniform prangenden italienischen König die Front der Ehrenkompanie abschreiten musste. Hitler war ausser sich, und Bülow-Schwante wurde seines Postens enthoben.

Den Abschluss und den künstlerischen Höhepunkt der Italienreise bildete der nur auf einige Stunden berechnete Aufenthalt in Florenz. In betontem Gegensatz zu dem faschistischen und königlichen Italien von Rom und Neapel trat uns hier das historische und künstlerische Italien entgegen. Die Parteifahnen traten völlig zurück hinter dem weissen Banner der Stadt Florenz mit der grossen, roten Lilie in der Mitte. Am Ponte Vecchio waren die Fahnen der alten Korporationen und Geschlechter und die Zeichen der florentinischen Republik aufgezogen. Völlig ohne Schmuck war der Palazzo Pitti, der Hitler als Quartier diente. Hier sollte einige Jahre später während des Krieges eine folgenschwere Begegnung zwischen Hitler und Mussolini stattfinden.

Während sich in diesen acht Tagen Empfänge in Königspalästen, Staatsbanketts und Aufzüge fast pausenlos aneinanderreichten, hatte ich als Dolmetscher verhältnismässig wenig zu tun. Einmal waren noch zwei Spezialisten für Italienisch auf die Reise mitgenommen worden, und zum anderen liess das Festprogramm, wie ich dies schon bei dem

Mussolini-Besuch in Deutschland erlebt hatte und wie es mir auch späterhin noch für die Begegnungen zwischen Diktatoren als charakteristisch erschien, für Besprechungen oder Verhandlungen im eigentlichen Sinne so gut wie keine Zeit. Die Hauptanstrengung bestand daher für mich wie für die übrigen Teilnehmer in dem ständigen Uniformwechsel. Am Ende der Reise hätte sich jeder von uns auf einer mittleren Varietebühne ohne weiteres als Verwandlungskünstler präsentieren können. Aber es ist auf die Dauer auch recht ermüdend, im Achtstundentag eines Staatsbesuches, der sich meistens auf zehn oder zwölf Stunden erstreckt, ohne allzuviel Unterbrechungen dauernd ein feierliches, würdiges oder freudig erregtes Gesicht aufsetzen zu müssen, wie es für die Komparserie vorgeschrieben ist, wenn die Massenaufzüge vor den Augen des aufmerksam zuschauenden Publikums durch die Strassen der volkreichen italienischen Städte vor sich gingen, oder wenn in geschlossenen Räumen die Elite des Gastlandes die Barbaren aus dem Norden mit kritischen Blicken musterte.

Der dritte und bezeichnendste Grund aber für die relative Ruhe, die ich als Dolmetscher genoss, war die Zurückhaltung der Italiener, Mussolinis und Cianos, die irgendwelchen ernsthaften politischen Gesprächen, wie sie Hitler und besonders Ribbentrop immer wieder versuchten, offensichtlich auswichen. Das zeigte nicht nur die Programmgestaltung, in der keine Zeit für derartige Unterredungen vorgesehen war, sondern auch das Verhalten des italienischen Diktators und seines Schwiegersohnes während der verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenkünfte, bei denen, wenn es nach Hitler und Ribbentrop gegangen wäre, politische Fragen sehr wohl hätten besprochen werden können. Über jeden Zweifel aber wurde mir dieser Eindruck bestätigt, als wir Ciano einen Vertragsentwurf für ein deutsch-italienisches Bündnis übergaben; denn Verbündete im eigentlichen Sinne des Wortes waren wir und die Italiener interessanterweise damals trotz der vielen schönen Reden immer noch nicht. Hitler hielt es wohl mit Rücksicht auf seine Zukunftspläne für wesentlich, bei dieser Gelegenheit Italien endgültig an sich zu ketten.

Ciano überreichte uns einige Tage später einen «Gegenentwurf», der diesen Namen in keiner Weise verdiente; es war ein völlig nichtsagendes Papier, das in seiner Substanzlosigkeit eine deutliche Absage darstellte. In einer kurzen Unterredung hatte Ribbentrop deswegen mit Ciano eine sehr heftige Auseinandersetzung, die in einem geradezu grotesken Gegensatz zu dem stand, was der Welt auf der grossen Bühne dieses Staatsbesuches vorgespielt wurde. Ribbentrops Haupteigenschaft war seine Hartnäckigkeit, mit der er, wie ich es später noch oft erlebte, seinen Gesprächspartnern unter manchmal direkt taktlosen Begleitumständen so lange zusetzte, bis sie ermüdet, wenn auch widerwillig, auf seine Vorschläge eingingen. Diese Taktik versuchte er auch hier, aber

ohne Erfolg. «Die Solidarität, die zwischen unseren beiden Regimen besteht», sagte Ciano mit einem, wie mir schien, sarkastischen Lächeln, «ist in diesen Tagen mit solcher Deutlichkeit in Erscheinung getreten, dass sich ein formeller Bündnisvertrag erübrigt!» Ich entnahm damals diesen Worten, dass die Italiener den Schock des österreichischen Anschlusses und vor allem der dabei befolgten Methoden noch keineswegs überwunden hatten, und dass ihre Augen immer noch, wie dies die Tagebucheintragung von Chamberlain heute beweist, nach Westen gerichtet waren. Nach aussen hin war jedoch in jenen Tagen davon nichts zu erkennen.

«Es ist mein unerschütterlicher Wille und mein Vermächtnis an das deutsche Volk, dass es ... die von Natur zwischen uns beiden aufgerichtete Alpengrenze für immer als eine unantastbare ansieht, die die Vorsehung und die Geschichte unseren beiden Völkern ersichtlich gezogen haben», sagte Hitler in seinem Trinkspruch auf dem Staatsbankett im Palazzo Venezia, zu Mussolini gewandt. Auch er hatte wohl bemerkt, dass die Österreich-Angelegenheit in Italien immer noch beunruhigte, und wollte mit dieser feierlichen Grenzgarantie die Furcht der Italiener vor dem seit März zum direkten Nachbarn gewordenen, mächtigen Deutschland beseitigen. Das war das einzige politische Faktum, das sich inmitten des Festtrubels ergab. Als ich Hitlers Worte an jenem Abend hörte, fielen mir sofort die stillen Gesichter wieder ein, die südlich des Brenners unserem Zug nachgeschaut hatten. Auf der Rückreise konnte ich die Reaktion der nunmehr endgültig Italien überlassenen deutschen Bevölkerung nicht mehr beobachten, denn es war Nacht in Südtirol, als wir zum Brenner hinauffuhren.

Aus der sommerlichen Festatmosphäre unter dem wolkenlosen italienischen Himmel kehrten wir nun wieder in das rauhere Klima des Nordens zurück, in dem kurze Zeit danach die ersten Windstöße des am Horizont heraufziehenden Wetters viel Staub aufwirbelten. Am 21. Mai dolmetschte ich in einer stürmischen Besprechung zwischen Ribbentrop und dem englischen Botschafter, Sir Neville Henderson, bei der es sich bereits um die Tschechoslowakei handelte. «Sie haben sich, Herr Botschafter, hinter meinem Rücken bei General Keitel wegen angeblicher deutscher Truppenbewegungen an der tschechoslowakischen Grenze erkundigt», sagte der Aussenminister mit wütendem Blick zu dem Vertreter Grossbritanniens, der ihm in dem historischen Arbeitszimmer Bismarcks im Hause Wilhelmstrasse 76 gegenüber sass. «Ich werde dafür Sorge tragen, dass Ihnen in Zukunft überhaupt keine Auskunft mehr über militärische Dinge gegeben wird.» «Darüber werde ich meiner Regierung Bericht erstatten müssen», entgegnete Henderson ungewöhnlich temperamentvoll. «Ich kann aus Ihrer Bemerkung nur schliessen, dass die Mitteilung Keitels an mich nicht richtig gewesen ist.»

Der Grund dieser Aufregung lag in der zunehmenden Spannung im

Sudetenland, für dessen Bewohner von deutscher Seite immer eindringlicher die Autonomie innerhalb des tschechischen Staatsverbandes gefordert wurde. Gleichzeitig verschlechterte sich die Lage im Sudetengebiet von Tag zu Tag, die Zwischenfälle häuften sich, wurden von der deutschen Presse entsprechend aufgebauscht, und es liefen im Ausland Gerüchte um, wonach deutsche Truppen an der tschechischen Grenze zusammengezogen würden, um in kürzester Zeit in das Sudetengebiet genau so einzumarschieren, wie sie es im März in Österreich getan hatten. Diese Gerüchte waren tatsächlich absolut aus der Luft gegriffen oder von den Tschechen in politischer Absicht in Umlauf gesetzt worden. Henderson hatte sich bei Keitel deswegen erkundigt und ein kategorisches Dementi erhalten.

Zwischen Keitel und Ribbentrop bestanden von jeher schärfste persönliche Gegensätze, und deshalb hatte sich Ribbentrop um so mehr über Hendersons Vorgehen geärgert. Ausserdem war er auf alle Engländer im Allgemeinen schlecht zu sprechen, da er während seiner Botschafterzeit in London mit seinem arroganten Auftreten bei ihnen auf schärfste Ablehnung gestossen war. Diesen Zorn liess er in Berlin an Henderson aus, der als vornehmer Engländer alter Schule durch den rüden Ton des neuen deutschen Aussenministers oft etwas aus dem Konzept gebracht wurde; er besass als Diplomat nicht das Zeug, um auf einen groben Klotz einen groben Keil zu setzen.

Ribbentrop steigerte sich in Wutausbrüche gegen die Tschechen hinein. Als Henderson wegen des Todes zweier Sudetendeutscher beschwichtigend sagte, es sei immerhin noch nicht so schlimm, als wenn Hunderttausende von Menschen im Kriege ums Leben kämen, erklärte Ribbentrop pathetisch, jeder Deutsche sei bereit, für sein Vaterland zu sterben. Diese Wendungen, die in dem Gespräch auf beiden Seiten gebraucht wurden, zeigen deutlicher als lange Beschreibungen, welche Atmosphäre der Gereiztheit und Spannung damals bereits herrschte.

Henderson ging sogar so weit, eine ziemlich deutliche Warnung auszusprechen. Er wies darauf hin, dass Frankreich der Tschechoslowakei gegenüber bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen habe, und betonte, «die britische Regierung könne nicht garantieren, dass sie nicht selbst durch die Ereignisse zwangsläufig in einen etwaigen Konflikt verwickelt würde.»

«Wenn ein allgemeiner Krieg entstehen würde», erklärte Ribbentrop mit Nachdruck, «dann wäre das ein von Frankreich provozierter Angriffskrieg, und Deutschland würde genau so kämpfen wie im Jahre 1914.»

Zweimal erschien Henderson an jenem 21. Mai bei Ribbentrop, und jedesmal war seine Sprache gleich nachdrücklich, ja fast drohend. An dem darauffolgenden Sonntag wurde sogar noch eine besondere persönliche Warnung von Halifax übermittelt. Der englische Aussenminister

warnte vor überstürzten Handlungen; sie könnten leicht zu einem allgemeinen Kriegsbrände führen, der die Vernichtung der europäischen Zivilisation nach sich ziehen würde.

Wie man sieht, fuhren die Engländer damals sehr schweres Geschütz auf. Zu dieser Zeit war es aber völlig fehl am Platze, denn wie ich aus zuverlässiger Quelle wusste, war an den gegen Deutschland erhobenen Beschuldigungen tatsächlich kein wahres Wort. Als ich damals den englischen Botschafter erregt auf Ribbentrop einsprechen hörte, glaubte ich, er sei selbst der Überzeugung, dass Hitler zum Schlage gegen die Tschechoslowakei ausgeholt habe und alteriere sich deshalb so. Heute wissen wir aus seinen Memoiren, dass ihm der englische Militärattache und sein Gehilfe nach einer ausgedehnten Erkundungstour durch Sachsen und Schlesien berichtet hatten, es lägen keinerlei Anzeichen für irgendwelche aussergewöhnlichen Truppenbewegungen vor, und dass auch andere Militärattachés zu den gleichen Feststellungen gelangt waren. Weshalb er unter diesen Umständen trotzdem so energisch auftrat, ist mir auch heute noch nicht ganz klar. Ich weiss aus unzähligen anderen Beispielen, dass er nicht zu den Scharfmachern gehörte, sondern im Gegenteil auf seine Weise immer bemüht war, Konflikte aus dem Wege zu räumen und den Frieden zu erhalten. Ich kann daher nur annehmen, dass die Art und Weise, wie er gleich zu Anfang des Gespräches von Ribbentrop angegriffen wurde, ihn aus der Fassung gebracht hat. Im Übrigen habe ich vorher und nachher noch öfter festgestellt, dass die Art Hendersons, die Gedanken der britischen Regierung im Stile der westlichen Diplomatie vorzubringen, sowie sein persönliches Auftreten als vollendeter englischer Gentleman immer irgendwie irritierend auf Ribbentrop und auf Hitler wirkten, dem die Art der «feinen Leute» auch rein äusserlich zuwider war. Soweit ich mich erinnern kann, war Hitler nur einmal offen und freundlich zu Henderson. Das war auf dem Parteitag von 1937, als er annahm, dass das vollzählige Erscheinen des Diplomatischen Korps und vor allem der Grossmächte in Nürnberg auf den Einfluss des englischen Botschafters zurückzuführen sei. Sonst aber schien sich in Hitler beim Anblick und beim Anhören Hendersons sofort ein innerer Widerstand zu regen.

Das war mir besonders bei einer Unterredung Anfang März 1938 aufgefallen, die in Berlin in Hitlers Arbeitszimmer in der Reichskanzlei stattfand. In ihrem Verlauf machte Henderson im Namen seiner Regierung einen sehr bemerkenswerten Vorschlag zur Kolonialfrage. Wäre er in Wirklichkeit umgesetzt worden, hätte Deutschland in Zentralafrika tatsächlich wieder eigene Kolonialgebiete erhalten. Der Plan bestand darin, die zentralafrikanischen Besitzungen der europäischen Mächte in einen Topf zu werfen und dann unter Einschluss

Deutschlands neu zu verteilen. Wieder aber war es die Art, wie der englische Botschafter seinen Vorschlag vorbrachte, die Hitler ausserordentlich reizte. Anstatt das Wichtigste vorweg zu nehmen und gleichsam mit einer grossen sensationellen Überschrift zu beginnen, indem er darauf hinwies, dass er zum erstenmal Deutschland tatsächlich afrikanische Erde als Kolonien anbieten könne, fing Henderson seine Ausführungen mit einer Reihe von Vorbehalten an.

Die englische Regierung habe ihren Vorschlag noch mit keiner der beteiligten Regierungen näher besprochen oder gar feste Vereinbarungen über den Plan getroffen, er sei daher eine reine Privatinitiative, und es komme ihm als Botschafter Grossbritanniens darauf an, die Reaktion der deutschen Regierung festzustellen. Indirekt stellte er dann auch noch Bedingungen für die Übertragung dieser Kolonialgebiete, indem er fragte, ob die deutsche Regierung bereit sein werde, hinsichtlich dieser neuen Kolonien die Bestimmungen der Kongo-Akte über das Verbot einer militärischen Ausbildung der Eingeborenen und der Anlage von Befestigungen sowie über die Beachtung gewisser humanitärer Grundsätze bei der Behandlung der Eingeborenen zu befolgen.

Als Henderson seine ziemlich langen Ausführungen beendet hatte, zeigte sich Hitler völlig uninteressiert. Die Kolonialfrage sei keineswegs eilig, erklärte er, aber seine Verärgerung trat deutlich in der erregten Antwort auf die anderen Bemerkungen zutage, die Henderson ausserdem noch vorgebracht hatte. Schon damals im März lagen die österreichische und die tschechische Frage in der Luft. Einige Tage danach marschierten die deutschen Truppen in Österreich ein. Die sudetendeutsche Frage wurde ebenfalls bereits eifrig in der deutschen Presse diskutiert. Unter diesen Umständen definierte Henderson wie später Halifax die Stellungnahme der britischen Regierung dahingehend, diese halte zwar in beiden Punkten Änderungen für möglich, aber nur, wenn sie auf friedlichem Wege vor sich gingen.

In seiner Antwort hatte Hitler damals seinem Zorn freien Lauf gelassen, ohne allerdings irgendwie gegen Henderson selbst ausfällig zu werden wie Ribbentrop in der vorher beschriebenen Besprechung vom 21. Mai. Erregt hatte Hitler erklärt, dass nur ein geringer Prozentsatz der österreichischen Bevölkerung hinter Schuschnigg stehe. Wenn England sich einer gerechten Regelung widersetze und sich in «deutsche Familienangelegenheiten» einmische, die es nichts angingen, dann würde Deutschland kämpfen!

Dieses Thema der «Einmischung Englands in Angelegenheiten, die es nichts angingen», behandelte Hitler damals mit grosser Ausführlichkeit und Erregung. Dabei fand er besonders harte Worte gegen die Presse und die Kirchenkreise in England, die sich in den deutschen Kirchenstreit eingemischt hätten. Während er sprach, war er immer erregter geworden, als ob eine lang aufgestaute innere Verärgerung

gegen England plötzlich aus ihm hervorbräche und die Schleusen seiner Beredsamkeit öffneten.

Damals hatte er auch bereits ebenso erregt von der Sudetenfrage gesprochen. Er hatte für das Sudetenland Autonomie innerhalb des tschechischen Staatsverbandes verlangt und sich im Übrigen im Zusammenhang mit dem tschechisch-sowjetischen Verträge in scharfen Angriffen gegen Sowjetrußland ergangen. Er bezeichnete es damals als ein Verbrechen, dass europäische Länder Rußland überhaupt nach Mitteleuropa hereinliessen.

Ich konnte mir daher bei dem Gespräch vom 21. Mai sehr gut vorstellen, mit welchem Zorn Hitler den Bericht Ribbentrops über die Intervention des englischen Botschafters und die Drohungen, die er dabei aussprach, entgegennehmen würde. Ribbentrop flog sofort nach der Unterredung nach München, und am Tage darauf, am Sonntag, den 22. Mai, wurde die bereits erwähnte persönliche Warnung von Halifax durchgegeben. Das Barometer stand deutlich auf Sturm.

Dazu kam, dass die Tschechen auf Grund der angeblichen deutschen Truppenkonzentrationen am 20. Mai eine Teilmobilisierung durchgeführt hatten, und dass die Weltpresse, als von deutscher Seite nichts erfolgte, in ein wahres Jubelgeschrei über das Nachgeben des deutschen Diktators ausbrach, dem man nur, wie die Tschechen, energisch entgegentreten müsse, um ihn zur Raison zu bringen.

Wenn sich jemand vorgenommen hätte, Hitler mit allen Mitteln zur Raserei zu bringen, dann hätte er sich keine bessere Methode aussuchen können als diese; denn einem Diktator öffentlich Schwäche vorzuwerfen, ist wohl das ungeeignetste Mittel, ihn zur Vernunft zu bringen, noch dazu wenn, wie in diesem Falle, die ganze Angelegenheit völlig aus der Luft gegriffen war. Die Folgen sollten nicht lange auf sich warten lassen.

Im Laufe des Sommers trat auch in meiner Dolmetschertätigkeit eine ominöse Ruhe ein, während der Ton der deutschen Presse in der tschechoslowakischen Frage immer ungestümer wurde. Zweimal arbeitete ich während dieses Sommers für Göring in der Luftwaffenuniform, weil es sich um reine Luftwaffenangelegenheiten handelte, beim Besuch des italienischen Luftfahrtministers Balbo – die Italiener redeten mich wegen meiner Uniform immer mit Colonello an – und bei den Besprechungen mit dem Chef der französischen Luftstreitkräfte, General Vuillemin. Dieser war auf Einladung Görings mit einer Gruppe französischer Fliegeroffiziere nach Deutschland gekommen; sie machten auf alle Deutschen, welche damals mit ihnen in Berührung

kamen, einen ganz hervorragenden Eindruck. Als die Franzosen Göring in Karinhall besuchten, konnte ich feststellen, wie stark sie von dem Stand der deutschen Luftrüstung beeindruckt waren. «Was wird Frankreich tun», fragte damals Göring Vuillemin, «wenn zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei ein Krieg ausbricht?» Worauf Vuillemin prompt antwortete: «Frankreich wird sein Wort halten.»

Auf der Rückfahrt von Karinhall sagte dieser General zum französischen Botschafter: «Wenn der Krieg, wie Sie es glauben, Ende September ausbricht, existiert nach vierzehn Tagen kein französisches Flugzeug mehr!» Das schreibt François-Poncet in seinen Memoiren.

Anfang September hatte ich wieder auf dem Parteitag Dienst, der in dem üblichen Rahmen, aber bei einer noch grösseren Beteiligung des Auslandes als in den Vorjahren, stattfand. Lord Stamp, Lord Glive, Lord Holenden, Lord Brocket, Lord McGowan sowie der Unterhausabgeordnete Norman Hulbert nahmen von englischer Seite nicht nur am Parteitag, sondern auch an einem besonderen Empfang teil, bei dem sie mit Hitler am Tisch sassen. Der englische Botschafter, der im Vorjahre nur zwei Tage in Nürnberg zugebracht hatte, blieb diesmal fast bis zum Ende des Parteitages. Ähnlich stark und repräsentativ war auch die Vertretung aus Frankreich und anderen Ländern. Den Gesprächen, die ich für diese Ausländer übersetzte, konnte ich die von Tag zu Tag steigende, ungeheure Spannung entnehmen, die im September 1938 in ganz Europa herrschte. Selten hatte ich so viel von Krieg und Kriegsgefahr übersetzen müssen wie in jenen Tagen. Bezeichnenderweise war einer derjenigen, der die Lage mit der grössten Besorgnis ansah, der spanische Botschafter, der offen die Befürchtung aussprach, dass beim Ausbruch eines Krieges die französische Regierung mit Unterstützung der spanischen Linkskreise dem Franco-Regime ein Ende bereiten würde.

Auch die Nachrichten, die von aussen nach Nürnberg kamen, waren Sturmzeichen. Noch heute sehe ich die besorgten Gesichter einiger Kollegen vor mir, als sie mir eine britische Regierungserklärung zur Übersetzung für Hitler übergaben, in der ein gewaltsames Vorgehen Deutschlands gegen die Tschechoslowakei als Grund für ein Eingreifen der Westmächte bezeichnet wurde. Fast gleichzeitig hatte ich für Hitler eine Meldung aus London zu übersetzen, wonach Grossbritannien sich möglicherweise zu einer militärischen Unterstützung der Tschechoslowakei bereitfinden würde. Das war am 11. September.

«Ich kann aber den Vertretern dieser (westlichen) Demokratien nur sagen ..., dass, wenn diese gequälten Kreaturen (die Sudetendeutschen) kein Recht und keine Hilfe für sich selbst finden können, sie beides von uns bekommen werden», so rief Hitler im Verlaufe einer von Angriffen gegen die Tschechoslowakei strotzenden Rede am letzten Tage des Parteitages, am 12. September, die ich bei meinem Abflug nach

Berlin durch die Lautsprecher des Flughafens Nürnberg zum Teil noch mithören konnte. «Die Deutschen in der Tschechoslowakei sind weder wehrlos noch sind sie verlassen», klang es mir aus dem Radio entgegen, als ich mich ans Flugzeug begab.

Mit diesen drohenden Wendungen Hitlers im Ohr kam ich in Berlin an, wo ich nicht nur im Auswärtigen Amt, sondern auch in Freundes- und Bekanntenkreisen eine tiefe Bestürzung wegen des nach allgemeiner Ansicht in unmittelbare Nähe gerückten Kriegausbruches vorfand. Ich hörte viele harte Worte gegen Hitler und erfuhr auch von dem Plan der Opposition, ihn durch die Armee kurzerhand verhaften zu lassen, sobald er die allgemeine Mobilmachung anordnen würde. Am 13. September hatte die Spannung ein fast unerträgliches Mass erreicht.

Am Morgen des 14. September trat die dramatische und sensationelle Wendung ein. Sie war in einem Text von sieben Zeilen enthalten, den ich für Hitler zu übersetzen hatte: «Im Hinblick auf die zunehmende kritische Lage schlage ich vor, Sie sofort aufzusuchen, um den Versuch zu machen, eine friedliche Lösung zu finden. Ich könnte mich auf dem Luftwege zu Ihnen begeben und bin morgen abreisebereit. Teilen Sie mir bitte den frühesten Zeitpunkt mit, zu dem Sie mich empfangen können, und geben Sie mir den Ort der Zusammenkunft an. Ich wäre für eine sehr baldige Antwort dankbar. Neville Chamberlain.»

Noch am gleichen Abend reiste ich in einem ganz unfeierlichen Sonderzug ohne alle Uniformen nach München ab, mit dem Gefühl, diesmal nicht als Statist einer internationalen Schaudarbietung zu fungieren, sondern eine bescheidene, aber nicht unwichtige Rolle in einem wirklichen Drama der Geschichte spielen zu müssen. «Halten Sie Ihre Gedanken nur recht gut beisammen», sagte mir Staatssekretär von Weizsäcker im Zuge, «es geht morgen in Berchtesgaden um Krieg oder Frieden.»

Am nächsten Mittag holten wir Chamberlain in München vom Flugplatz ab. Ribbentrop war von Hitler dazu beauftragt worden. Früher als erwartet traf die schnelle zweimotorige Lockheed-Maschine mit den englischen Gästen ein.

Als erster verliess Chamberlain das Flugzeug. «Ich habe den Flug recht gut überstanden», sagte er zu Ribbentrop, «obgleich wir unterwegs zum Teil schlechtes Wetter hatten und ich noch nie in meinem Leben in einem Flugzeug gesessen habe.»

In Chamberlains Begleitung befanden sich Sir Horace Wilson, der engste Berater des Premierministers in allen politischen Fragen, und William Strang, der Leiter der mitteleuropäischen Abteilung des Foreign Office. Auf der Fahrt zum Bahnhof, die in offenen Autos zurück-

gelegt wurde, begrüßten die Münchener Chamberlain recht herzlich, freundlicher, wie mir schien, als vor einem Jahre Mussolini.

In einem Sonderzug fuhren wir dann nach Berchtesgaden. In Hitlers Speisewagen, in dem eine kleine Bankettafel in der Längsrichtung aufgebaut werden konnte, sassen wir bei Tisch, Chamberlain und seine Begleiter auf der einen Seite und ich selbst neben Ribbentrop, dessen rechter Nachbar Henderson war, genau dem englischen Premierminister gegenüber. Diese Szene ist mir deshalb noch so genau in Erinnerung, weil fast während der ganzen dreistündigen Fahrt Truppentransportzüge an uns vorüberrollten und mit ihren frisch eingekleideten Soldaten und den in die Luft ragenden Geschützrohren einen dramatischen Hintergrund bildeten. Von dieser kriegerischen Kulisse hob sich der «Friedensbote» Chamberlain, wie er damals in Deutschland genannt wurde, in einem seltsamen Kontrast ab.

Kurz vor Berchtesgaden begann es zu regnen, und als wir mit Chamberlain zum Berghof hinauffuhren, verfinsterte sich der Himmel immer mehr, und die Nebel sanken von den Bergen herab. Hitler empfing seinen Gast am Fusse der Treppe, die zum Hause hinaufführte.

Freundliche Begrüssung, Händeschütteln, Vorstellung der Mitarbeiter. Dann sassen wir in dem grossen Zimmer mit dem Ausblick auf den Untersberg um den Teetisch. Es war derselbe Raum, in dem sich Hitler vor zwei Jahren mit Lloyd George und vor einem Jahr mit dem Herzog von Windsor unterhalten hatte. Aber nicht nur draussen in der Natur war die Stimmung heute eine andere als damals, auch innen merkte man deutlich die Spannung und das gegenseitige Sichmessen der beiden Gesprächspartner, die in wenigen Minuten eine Unterhaltung miteinander führen würden, «bei der es um Krieg oder Frieden geht.»

Ziemlich unvermittelt fragte Hitler Chamberlain, nachdem eine nichtsagende Verlegenheitsunterhaltung über die Grösse des Zimmers, über das schlechte Wetter, über einen Besuch Hitlers in England und andere Konversationsthemen stattgefunden hatte, ob er mit ihm allein unter vier Augen sprechen wolle, oder ob er von seinen Beratern unterstützt zu werden wünsche. «Auf jeden Fall muss natürlich Herr Schmidt als Dolmetscher dabei sein», sagte Hitler, «aber er ist ja als Dolmetscher neutral und zählt bei keiner der beiden Gruppen mit.» Ich wusste bereits, dass Chamberlain den Wunsch äussern würde, mit Hitler allein zu sprechen. Das war, mit Wissen Hitlers, zwischen den Deutschen und Engländern hinter Ribbentrops Rücken vorher so vereinbart worden. Der Reichsaussenminister wurde damals von beiden Seiten als störendes Element bei einer Bemühung um eine friedliche Regelung zwischen England und Deutschland empfunden! Auch Hitler hatte wohl bemerkt, mit welchen Gefühlen gekränkter Eitelkeit sein ehemaliger Londoner Botschafter den Engländern gegenüberstand, und hatte daher diesem

von Henderson und Weizsäcker verabredeten und auch von Göring wärmstens unterstützten Vorschlag zugestimmt.

Verärgert blieb daher Ribbentrop bei der «zweiten Garnitur» sitzen, als ich mit Hitler und Chamberlain in das Arbeitszimmer im ersten Stockwerk ging. Es war derselbe einfache, fast schmucklose Raum, in dem sich Hitler vor einem Jahre so schlecht mit Halifax verstanden hatte. Auch jetzt verlief dieses Gespräch «um Krieg oder Frieden» in einem nicht gerade friedlichen Geiste und spielte sich zum Teil in etwas stürmischen Formen ab. Es dauerte sehr lange, fast drei Stunden. Hitler war anscheinend von dem soeben beendeten Parteitag her noch auf lange Reden eingestellt und wurde von Zeit zu Zeit von seinem Zorn über Benesch und die Tschechoslowakei immer wieder derartig übermannt, dass er sich in Bezug auf die Länge seiner Ausführungen keinerlei Zwang auferlegte.

Zunächst begann er in verhältnismässig ruhigem Ton die Liste der von ihm stets gegen die Nachbarn Deutschlands erhobenen Klagen mit allen Einzelheiten vorzubringen. Versailler Vertrag, Völkerbund, Abrüstung wurden eingehend besprochen, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die Arbeitslosigkeit und die nationalsozialistischen Aufbaumassnahmen wurden nicht vergessen. Das Verhalten der englischen Presse und ihre Kritik an Deutschland, die «Einmischung» Englands in die deutschen Verhältnisse und in die Beziehungen des Reiches zu Südosteuropa einschliesslich Österreichs wurde Chamberlain mit wachsendem Temperament vorgehalten.

Dieser hörte aufmerksam zu. Aus seinen braunen Augen blickte er Hitler offen an. Nichts in seinem gutgeschnittenen, typisch englischen Gesicht mit den buschigen Augenbrauen, der scharfen Nase und dem energischen Mund unter dem kleinen schwarzen Bart verriet, was hinter der hohen Stirn unter dem leicht ergrauten vollen Haar vor sich ging. So hatte auch sein Bruder, Sir Austen Chamberlain, in Locarno und Genf immer Stresemann gegenübergesessen. Nur von dem «Fischblut» dieses englischen Aussenministers merkte man bei Chamberlain keine Spur. Voller Lebhaftigkeit ging er im Gegenteil auf einzelne Punkte der Hitlerschen Ausführungen ein, gab die stereotype Antwort wegen der Pressefreiheit mit einem freundlichen, fast beschwichtigenden Lächeln und betonte dann, indem er Hitler fest ansah, dass er zur Erörterung jeder Lösungsmöglichkeit der deutschen Beschwerdepunkte bereit sei, dass aber unter allen Umständen die Gewaltanwendung ausgeschlossen bleiben müsse.

«Gewalt», fuhr Hitler auf, «wer spricht von Gewalt? Herr Benesch wendet diese Gewalt gegen meine Landsleute im Sudetenland an, Herr Benesch hat im Mai mobilisiert und nicht ich.» Draussen strömte der

^x
Regen und der Wind heulte ums Haus. «Ich lasse mir das nicht länger bieten», rief Hitler in grosser Erregung. «Ich werde in kürze-

ster Frist diese Frage – so oder so – aus eigener Initiative regeln». Hier war zum erstenmal in einer Unterredung mit einem ausländischen Staatsmann die Wendung ‚so oder so‘ aufgetaucht, die nach meinen Beobachtungen damals und später ein äusserstes Gefahrensignal bedeutete. Ich übersetzte sie natürlich richtig ins Englische mit »one way or another«, aber dem Sinne nach bedeutete sie hier und später: Nachgeben der anderen Seite oder – Einmarsch, Gewaltanwendung, kriegerische Lösung.

Jetzt wurde auch Chamberlain, der bis dahin alles mit ernster Ruhe angehört hatte, erregt. «Wenn ich Sie richtig verstanden habe», sagte er, «dann sind Sie entschlossen, auf jeden Fall gegen die Tschechoslowakei vorzugehen.» Nach einer sekundenlangen Pause fügte er dann hinzu: «Wenn das Ihre Absicht ist, warum haben Sie mich denn überhaupt erst nach Berchtesgaden kommen lassen? Unter diesen Umständen ist es das beste, wenn ich gleich wieder abreise. Es hat ja anscheinend doch alles keinen Zweck mehr.»

Hitler zögerte einen Augenblick. Wenn er es tatsächlich zum Kriege kommen lassen will, dachte ich bei mir, dann ist der Augenblick jetzt da, und blickte ihn gespannt an. In dieser Sekunde ging es tatsächlich auf des Messers Schneide «um Krieg oder Frieden». Aber das Erstaunliche geschah. Hitler zuckte zurück.

«Wenn Sie für die Behandlung der Sudetenfrage den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker anerkennen können», sagte er mit einem jener plötzlichen Wechsel vom Aufbrausen zur völligen Ruhe und Gesammeltheit, «dann können wir uns anschliessend darüber unterhalten, wie dieser Grundsatz in die Praxis umgesetzt werden kann.» Ich glaubte nun, Chamberlain würde sofort die gewünschte Zusage wegen des Selbstbestimmungsrechtes machen; dieser Grundsatz war ja von jeher ein wichtiger Bestandteil der englischen politischen Diskussion gewesen und wurde in der englischen Presse und bei den prominenten englischen Besuchern, die nach Deutschland gekommen waren, auch in der Sudetenfrage allgemein anerkannt. Aber Chamberlain kam sofort mit einem Einwand, sei es, dass er sich über Hitlers aufgeregte Art geärgert hatte, sei es, dass er als praktischer Verwaltungsmann die Schwierigkeiten bei der Anwendung dieses Prinzips auf die Tschechoslowakei erkannte.

«Wenn in Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes in der Tschechoslowakei eine Volksabstimmung unter den Sudetendeutschen abgehalten würde, wären die Schwierigkeiten ungeheuer», erwiderte er. Trotzdem brauste Hitler nicht auf. Sollte ihn Chamberlains Drohung mit der Abreise erschreckt haben? Sollte er tatsächlich vor einer allgemeinen kriegerischen Verwicklung zurückweichen?

«Wenn ich Ihnen eine Antwort auf die Frage des Selbstbestimmungsrechtes geben soll, muss ich mich erst mit meinen Kabinettskollegen in

England beraten», sagte Chamberlain. «Ich schlage daher vor, dass wir unsere Unterhaltung an diesem Punkt abbrechen und ich sofort nach England zurückkehre, um diese Rücksprache zu halten und mich dann mit Ihnen erneut zu treffen.» Als ich Hitler die Worte über den Abbruch der Besprechung übersetzte, blickte er etwas unruhig auf. Als er jedoch hörte, dass Chamberlain sich wieder mit ihm treffen wollte, erklärte er sichtlich erleichtert sein Einverständnis. Die Stimmung war mit einem Schlage wieder freundlicher geworden, und diese Wendung nutzte Chamberlain sofort geschickt aus, um von Hitler die Zusage zu erhalten, dass in der Zwischenzeit keine Gewaltmassnahmen gegen die Tschechoslowakei ergriffen würden. Ohne Zögern gab Hitler diese Zusicherung, fügte jedoch hinzu, dass sie nicht gelte, wenn irgendwelche besonders unerhörten Zwischenfälle erfolgten.

Damit war die Besprechung zu Ende. Nach dem Einlenken Hitlers schienen mir die Aussichten für die Erhaltung des Friedens etwas hoffnungsvoller, und erleichtert fuhr ich mit den Engländern gegen acht Uhr abends nach Berchtesgaden hinunter, wo wir im Grand-Hotel gemeinsam speisten und auch die Nacht verbrachten.

Wie immer nach solchen Unterredungen, diktierte ich noch am gleichen Abend einen Bericht über das Gespräch. Ungeduldig kam Henderson von Zeit zu Zeit in mein Zimmer, um sich nach dem Fortgang der Arbeit zu erkundigen, denn Chamberlain wollte möglichst noch in der Nacht die Aufzeichnung in Händen haben, um am nächsten Tage in London dem Kabinett auch über Einzelheiten Bericht erstatten zu können. Ich hatte bei früheren Gelegenheiten dem Gesprächspartner, wenn er es wünschte, selbstverständlich eine Abschrift ausgehändigt. Das erste Mal hatte ich im Jahre 1929 auf der Haager Konferenz dem damaligen britischen Aussenminister Henderson eine englische Fassung meiner Aufzeichnung über die Unterhaltungen der vier Aussenminister Deutschlands, Frankreichs, Englands und Belgiens übergeben. Interessant waren für mich jedesmal die Korrekturen, die von ausländischer Seite gewünscht wurden. Sie bezogen sich immer nur auf Kleinigkeiten, zum Teil auf rein stilistische Dinge. In den Hauptpunkten hat niemals jemand etwas auszusetzen gehabt. Von seiten Hitlers und Ribbentrops bestanden die Korrekturen meistens in Streichungen gewisser Stellen ihrer eigenen Ausführungen, aber auch ihre Änderungen brachten nie etwas grundsätzlich anderes oder neues. Hitler begnügte sich meist mit wenigen stilistischen Korrekturen, und es war mir interessant zu sehen, wie meine Texte durch die Einfügung von Füllworten wie «doch, dagegen, überhaupt usw.» nach der Durchsicht durch Hitler sehr viel plastischer wirkten, als ich sie ursprünglich entworfen hatte.

Das letztmal hatte ich Lord Halifax solch eine Aufzeichnung über sein Gespräch mit Hitler und Göring im Jahre vorher aushändigen

können. An jenem Abend in Berchtesgaden aber stand plötzlich Ribbentrop wütend neben Henderson in meinem Zimmer. «Sie glauben wohl, Sie sind noch in Genf», sagte er später ärgerlich zu mir, als wir allein waren, «wo jeder jedem alle geheimen Papiere übergeben konnte, wo alles fröre et cochon war; so etwas gibt es im nationalsozialistischen Deutschland nicht mehr, diese Aufzeichnungen sind ausschliesslich für den Führer bestimmt, merken Sie sich das bitte!»

Mir fiel nun die recht unangenehme Aufgabe zu, Henderson und Chamberlain davon in Kenntnis zu setzen, dass ich ihnen den Bericht nicht geben dürfe. Dabei erinnerte ich mich daran, dass Hitler früher schon bei anderen Gesprächen seinen Partnern angedeutet hatte, die schriftliche Fixierung würde der Unterhaltung den Charakter einer persönlichen Aussprache von Mann zu Mann nehmen. Das war an und für sich eine ganz plausible Erklärung, aber da sie in diesem Falle nicht vor der Unterredung abgegeben worden war, wirkte sie auf Chamberlain keineswegs überzeugend. Im Gegenteil, er beschwerte sich bei mir ziemlich heftig und erklärte, unter diesen Umständen müsse er bei der nächsten Unterhaltung eben auch einen Dolmetscher oder zumindest jemand mitbringen, der eine Aufzeichnung über deren Verlauf anfertigen könnte. Erst in diesem Augenblick wurde mir völlig klar, was für ein Vertrauensbeweis in der Tatsache gelegen hatte, dass bis dahin die Ausländer, von Herriot und Briand bis zu Henderson, MacDonald und Laval, in all den Jahren nie einen eigenen Dolmetscher zu den Unterredungen mit den deutschen Staatsmännern mitgebracht hatten, sondern sich immer auf meine Dienste verliessen. Ich bedauerte deshalb diesen Zwischenfall um so mehr, als er meiner Ansicht nach ein reiner Racheakt Ribbentrops war, der sich auf diese Weise für seinen Ausschluss aus den Besprechungen mit Chamberlain Genugtuung verschaffen wollte. In der Folge gab es noch wiederholt Schwierigkeiten mit Ribbentrop wegen der Überlassung meiner Aufzeichnungen an ausländische Gesprächspartner. Sogar Mussolini musste später jedesmal wegen meiner Berichte vorstellig werden. Er hatte übrigens nie etwas an meiner Arbeit auszusetzen und beglückwünschte mich im Gegenteil öfter zu der Genauigkeit, mit der ich seine Ausführungen wiedergegeben hatte.

Am anderen Morgen fuhren wir mit Chamberlain über die Autobahn nach München, von wo er sich im Flugzeug nach London zurückbegab. Er flog genau 24 Stunden nach seiner Ankunft vom Flugplatz Oberwiesenfeld wieder ab.

Am Abend des gleichen Tages reiste ich nach Berlin zurück. Je öfter ich mir den Verlauf der entscheidenden Unterredung in Berchtesgaden durch den Kopf gehen liess, um so hoffnungsvoller wurde ich

in der Erinnerung, dass Hitler vor der äussersten Konsequenz zurückgeschreckt war. In Berlin allerdings herrschte unter dem Eindruck der Pressekampagne über die Zusammenstösse zwischen Deutschen und Tschechen im Sudetengebiet immer noch tiefgehender Pessimismus. Von Tag zu Tag steigerte Goebbels in seiner Presse den Ton und hatte eine kaum noch zu überbietende Schärfe erreicht, als ich fünf Tage später, am Abend des 21. September, von Berlin nach Köln fuhr. Hier traf am nächsten Mittag Chamberlain aus London ein; er wurde von uns in sein Hotel auf dem anderen Rheinufer gegenüber Godesberg geleitet. Noch am selben Nachmittag fand in Godesberg selbst, im Hotel Dreesen, zwischen ihm und Hitler die erste Besprechung statt.

Wieder war Hitler zunächst sehr freundlich, kam Chamberlain an der Hoteltür entgegen und erkundigte sich aufmerksam, wie seine Luftreise verlaufen sei und ob ihm seine Unterbringung im Hotel Petersberg gefalle. Er führte ihn dann in das im ersten Stockwerk gelegene Konferenzzimmer des Hotels, einen verhältnismässig nüchternen Raum, wie ich ihn von meinen Sitzungen mit den Industriellen in den Hauptstädten Europas kannte. Aus der geöffneten Balkontür hatte man einen herrlichen Blick über den Rhein und das Siebengebirge. Aber für all diese Schönheiten hatten die beiden Staatsmänner keinen Sinn. Ohne auch nur einen Blick zum Fenster hinauszuerwerfen, setzten sie sich sofort an das eine Ende des langen Konferenztisches. Chamberlain hatte wegen des erwähnten Zwischenfalls mit der Aufzeichnung den heutigen Unterstaatssekretär für Deutschlandfragen im Foreign Office, Sir Ivone Kirkpatrick, der damals an der Botschaft in Berlin war und ausgezeichnet deutsch sprach, als Dolmetscher mitgebracht. So wurde aus der Besprechung unter vier eine solche unter acht Augen.

Wie ein verlorenes Häuflein wirkte unsere Gruppe in dem viel zu grossen Raum, als Chamberlain über seine Besprechungen in London berichtete. Er erinnerte daran, dass er in Berchtesgaden zugesagt hatte, die Meinung des britischen Kabinetts über die von Hitler aufgeworfene Frage der Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes für die Sudetendeutschen einzuholen. Das englische Kabinett habe sehr bald zugestimmt, und auch die französischen Minister, die auf seine Einladung nach London gekommen seien, hätten den gleichen Standpunkt eingenommen. Sogar die tschechoslowakische Regierung habe sich einverstanden erklärt.

Zusammen mit der französischen Regierung habe er in London einen Plan aufgestellt, wonach die von den Sudetendeutschen bewohnten Gebiete an Deutschland übertragen werden sollten. Auch die Einzelheiten einer neuen Grenzziehung seien darin vorgesehen. Chamberlain entwickelte in diesem Zusammenhang ein ziemlich umfangreiches und kompliziertes Vertragssystem mit verhältnismässig langen Übergabefristen. Zum Schluss erwähnte er noch die Garantie, die England und

Frankreich für die neue deutsch-tschechoslowakische Grenze abgeben wollten. Deutschland solle seinerseits einen Nichtangriffspakt mit der Tschechoslowakei abschliessen.

Befriedigt lehnte er sich nach diesen Ausführungen in seinen Stuhl zurück, mit einem Gesicht, als wolle er sagen: «Habe ich nicht in diesen fünf Tagen grossartig gearbeitet?» Das war auch mein Eindruck, denn die Zustimmung der Franzosen und sogar der Tschechoslowakei zu einer regelrechten Gebietsabtretung erschien mir in diesem Augenblick als ein ausserordentliches Entgegenkommen. Um so überraschter war ich, als ich Hitlers Stimme hörte, wie er ruhig, fast bedauernd, aber doch mit einer gewissen Festigkeit erklärte: «Es tut mir sehr leid, Herr Chamberlain, dass ich auf diese Dinge jetzt nicht mehr eingehen kann. Nach der Entwicklung der letzten Tage geht diese Lösung nicht mehr.»

Mit einem Ruck richtete sich Chamberlain in seinem Stuhl auf. Vor Ärger wegen der Absage und der Nichtanerkennung seiner Mühe stieg ihm das Blut ins Gesicht. Ich stellte fest, dass die gutmütigen braunen Augen auch sehr böse unter den buschigen Brauen hervorblitzen konnten. Chamberlain war aufs äusserste überrascht und empört. Er verstehe nicht, so sagte er, wie Hitler jetzt plötzlich, nachdem die in Berchtesgaden von ihm gestellte Forderung erfüllt sei – und das habe immerhin beträchtliche Mühe gekostet –, erklären könne, dass «diese Lösung nicht mehr gehe».

Hitler wich zunächst aus. Er könne mit der Tschechoslowakei so lange keinen Nichtangriffspakt schliessen, bis nicht die Ansprüche Polens und Ungarns an dieses Land ebenfalls befriedigt seien. Dann kritisierte er, immer noch für seine Verhältnisse in sehr ruhiger Sprache, die Einzelheiten des von Chamberlain erläuterten Vertragssystems. Vor allem waren ihm die vorgesehenen Fristen viel zu lang. «Die Besetzung der abzutretenden Sudetengebiete muss sofort erfolgen», erklärte er.

Chamberlain wies mit Recht darauf hin, dass dies eine völlig neue Forderung sei, die über das in Berchtesgaden gestellte Verlangen weit hinausgehe, aber Hitler blieb bei der sofortigen Besetzung der Sudetengebiete. Im Laufe des Gespräches wurde er immer erregter. Seine Sprache gegen Benesch und die Tschechoslowakei wurde immer ausfallender. Chamberlain zog sich immer mehr in sich selbst zurück.

«Die Unterdrückung der Sudetendeutschen und der Terror, den Benesch gegen sie ausübt, dulden keinen Aufschub», erklärte Hitler mit heiserer Stimme und rollenden R's und setzte dann Chamberlain im einzelnen auseinander, wie er selbst sich die Regelung vorstellte, die praktisch einer bedingungslosen Kapitulation der Tschechoslowakei gleichkam.

So endete diese erste Zusammenkunft in dem unglückseligen Konferenzsaal von Godesberg mit einem schweren Missklang. Verärgert kehrte

Chamberlain wieder in sein Hotel auf dem Petersberg auf der gegenüberliegenden Seite des Rheins zurück. Der einzige Lichtblick war, dass für den nächsten Morgen eine weitere Sitzung verabredet wurde und Hitler auf ausdrücklichen Wunsch Chamberlains seine Zusage von Berchtesgaden erneuerte, während der Verhandlungen nichts gegen die Tschechoslowakei zu unternehmen.

Am nächsten Morgen aber traf ein Brief von Chamberlain bei uns ein, der mehr oder weniger eine Zurückweisung der Hitlerschen Ideen bedeutete. «Ich glaube, Sie sind sich nicht klar darüber geworden», schrieb Chamberlain an Hitler, «dass es für mich unmöglich ist, einen Plan zu befürworten, von dem ich nicht weiss, ob er von der öffentlichen Meinung Englands, Frankreichs und der Welt im Allgemeinen dahingehend aufgefasst wird, dass er die Grundsätze, über die bereits Einigung besteht, ordnungsmässig und ohne Gewaltandrohung zur Anwendung bringt ... Wenn die deutschen Truppen, so wie Sie es Vorschlagen, in das Sudetenland einrücken, so besteht für mich nicht der geringste Zweifel darüber, dass der tschechischen Regierung nichts weiter übrig bleiben wird, als ihren Streitkräften den Befehl zum Widerstand zu erteilen.»

Der Brief, der zwar der Form nach ganz freundlich war und mit den Worten «My dear Reichskanzler» begann, schlug bei uns wie eine Bombe ein. Die Verhandlungen schienen schon nach dem ersten Tage völlig festgefahren. Im Hotel Dreesen jagten sich die Besprechungen zwischen Hitler, Ribbentrop und ihren Beratern. Schliesslich diktierte Hitler eine Antwort auf Chamberlains Schreiben. Es war eine lange, in reichlich unverbindlichen Formulierungen abgefasste Wiederholung seiner mündlichen Ausführungen vom Vortage. «Wenn Sie mir mitteilen, Exzellenz», so schrieb Hitler, «dass die Übertragung des Sudetengebietes an das Reich grundsätzlich anerkannt worden ist, so muss ich Ihnen leider darauf antworten, dass die theoretische Anerkennung von Grundsätzen Deutschland gegenüber auch schon früher ausgesprochen wurde.» Hitler erinnerte dann an die vierzehn Punkte Wilsons, deren Versprechungen «in der schändlichsten Weise» gebrochen wurden. «Was mich interessiert, Exzellenz, ist nicht die Anerkennung des Grundsatzes, sondern einzig und allein seine Verwirklichung, und zwar in der Weise, dass durch sie in kürzester Frist den Leiden der unglücklichen Opfer der tschechischen Tyrannei ein Ende bereitet und gleichzeitig der Würde einer Grossmacht Rechnung getragen wird.» In diesem Stil ging es über vier bis fünf Schreibmaschinenseiten weiter. Es war keine Zeit mehr, eine schriftliche englische Übersetzung anzufertigen, und so erhielt ich denn von Hitler den Auftrag, diesen Brief persönlich Chamberlain zu übergeben und ihn dabei mündlich zu übersetzen.

Voll wachsender Spannung waren an diesem Tage die Augen der ganzen Welt auf den stillen Badeort am Rhein gerichtet. Von Stunde

zu Stunde stieg in den europäischen Hauptstädten die Nervosität wegen der Stockung der Verhandlungen. Die Vertreter der Weltpresse, die ebenfalls im Hotel Petersberg einquartiert waren, erhielten immer dringendere Anfragen von ihren Redaktionen in Europa und Amerika. Abbruch der Verhandlungen? Kommt es wegen der Tschechoslowakei zum Kriege? So lauteten an jenem Tag die Schlagzeilen der Zeitungen und die bangen Fragen der Rundfunkkommentatoren. Mit einer kaum vorstellbaren und von Stunde zu Stunde steigenden Unruhe blickte die Presse – und wohl auch die englische Delegation mit Chamberlain an der Spitze – vom Petersberg über den Rhein hinab zum Hotel Dreesen. Aber dort rührte sich nichts. Die Fähre, die eigens für diese Tagung zum Transport der Delegationsautos über den Rhein eingerichtet worden war, blieb ruhig und untätig am Ufer liegen.

Dieses Bild hatte ich vor Augen, als ich am Nachmittag des 23. September gegen 3 Uhr, einen grossen, braunen Umschlag unter dem Arm, vom Hotel Dreesen aufbrach. Ich wusste genau, wie sich bei meiner Abfahrt alle Ferngläser vom Petersberg her auf diesen Wagen richten und wie sie enttäuscht wieder sinken würden, wenn man feststellte, dass nur ich neben dem Chauffeur sass. Wir fuhren auf die Fähre und dann auf der anderen Seite des Ufers den Weg zum Hotel Petersberg hinauf. Jetzt würden sie oben sicherlich bereits den braunen Umschlag erkannt haben, den ich unter dem Arm trug. Schon von weitem sah ich das Gewimmel der Journalisten an der Hoteltür. Als der Wagen hielt und ich ausstieg, hefteten sich alle Augen auf mich und auf den bewussten Umschlag. Ich machte mein nichtssagendstes Gesicht, als ich mich durch die Menge der Journalisten hindurchdrängte. Auf alle Fragen antwortete ich nur, dass ich zu Chamberlain müsse. «Bringen Sie Krieg oder Frieden in Ihrem Umschlag?», rief mir ein Amerikaner zu, den ich aus der «Bavaria» in Genfsehr gut kannte. Ich traute mich nicht einmal, mit den Achseln zu zucken, weil auch die kleinste Geste irgendwie falsch ausgelegt werden konnte, und war froh, als mich an der Treppe jemand von der englischen Delegation in Empfang nahm und sofort zu Chamberlain führte. Er stand auf der Terrasse vor seinem Zimmer – sicherlich hatte auch er besorgt über den Rhein geblickt.

Er wirkte aber keineswegs aufgeregt auf mich. Gelassen und mit der Ruhe eines Kurgastes, der dort oben seinen Sommeraufenthalt geniesst, begrüßte er mich und führte mich dann in sein Arbeitszimmer, wo ich im Beisein von Sir Horace Wilson, Henderson und Kirkpatrick den Brief übersetzte. Es dauerte ziemlich lange, und ausserdem hatte ich auch noch einige mündliche Erläuterungen zu geben, so dass ich erst nach einer Stunde wieder aus Chamberlains Zimmer herauskam. Um den Fragen der Presseleute zu entgehen, die die Hotelhalle nach wie vor belagerten, stattete ich dem deutschen Protokollchef, Freiherrn von Dörnberg, einen Besuch ab und stärkte mich für die «Durchbruchs-

schlacht» in der Hotelhalle zunächst einmal durch mehrere Tropfen des «richtigen Stoffes». Dann trat ich den Rückweg an, der in der Hotelhalle in einen fluchtartigen Rückzug ausartete. Ich hatte eben unter den Journalisten zuviel gute Bekannte, deren Fragen ich mich nur durch Einschaltung des Schnellganges entziehen konnte.

«Was hat er gesagt, wie hat er meinen Brief aufgenommen?», fragte mich Hitler gespannt, nachdem ich unmittelbar nach meiner Rückkehr zu ihm geführt worden war. Ich berichtete über meine Eindrücke, und er schien einigermaßen beruhigt, als ich ihm sagte, dass Chamberlain äusserlich keinerlei Erregung gezeigt, sondern nur erklärt habe, er würde sich noch heute schriftlich äussern. Die Antwort wurde dann auch eine Stunde nach meiner Rückkehr von Henderson und Wilson an Ribbentrop übergeben, und es folgte eine ziemlich unregelmässige und verwirrte Diskussion in diesem Kreise über das, was nun geschehen sollte.

Chamberlain zeigte in seinem Brief erneut Entgegenkommen. Er erklärte sich bereit, «als Vermittler» die Vorschläge, «auf denen Eure Exzellenz genau so wie gestern abend absolut bestehen», der tschechoslowakischen Regierung zuzuleiten. Er bat daher, ihm diese Vorschläge in einem Memorandum zu übergeben, und kündigte an, er werde zur Vorbereitung der Vermittlung nach England zurückkehren.

In der Unterredung mit Ribbentrop wurde vereinbart, dass Chamberlain zur Entgegennahme des Memorandums und seiner Erläuterung durch Hitler am Abend noch einmal ins Hotel Dreesen kommen sollte.

Die Besprechung mit Chamberlain, die eine der dramatischsten während der ganzen Sudetenkrise war, begann kurz vor 11 Uhr abends, diesmal in einem kleinen Festsaal des Hotels, denn der Teilnehmerkreis hatte sich inzwischen sehr erweitert. «Alles was gut und teuer ist, wird eingeladen», hatte ein Kollege gesagt, als er hörte, dass nun auch Ribbentrop seine Teilnahme durchgesetzt hatte. Damit kamen auch Wilson, Henderson, Weizsäcker und der Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes mit in den Kreis hinein.

Zu Beginn dieser Besprechung, bei der die Teilnehmer zwanglos im Halbkreis um Hitler und Chamberlain herum in der Mitte des Raumes sassen, übersetzte ich das Memorandum.

«Die von Stunde zu Stunde sich mehrenden Nachrichten über Zwischenfälle im Sudetenland beweisen», hiess es darin, «dass die Lage für das Sudetendeutschtum völlig unerträglich und damit zu einer Gefahr für den europäischen Frieden geworden ist.» Zurückziehung der gesamten tschechischen Wehrmacht aus dem auf einer Karte bezeichneten Gebiet, «dessen Räumung am 26. September beginnt und das am 28. September an Deutschland übergeben wird», so lautete die Hauptbedingung. «Das geräumte Gebiet ist in dem derzeitigen Zustand zu übergeben», «die Tschechische Regierung entlässt alle wegen politischer Vergehen inhaftierten deutschstämmigen Gefangenen», «Abstimmung

(in gewissen Gebieten) unter Kontrolle einer internationalen Kommission», lauteten einige der übrigen Punkte dieses nur wenige Schreibmaschinenseiten umfassenden Schriftstückes.

Die Wirkung auf Chamberlain und die übrigen Engländer war verheerend. «Das ist ja ein Ultimatum», rief Chamberlain und hob beschwörend die Hände hoch. «Ein Diktat», warf Henderson ein, der immer gern deutsche Worte in die Unterhaltung einstreute. Chamberlain erklärte es in erregten Worten für völlig ausgeschlossen, dass er ein derartiges Ultimatum an die tschechische Regierung weiterleite. Nicht nur der Inhalt, auch der Ton des Schriftstückes würde bei seinem Bekanntwerden von der öffentlichen Meinung in den neutralen Ländern aufs schärfste abgelehnt werden. «Mit grosser Enttäuschung und tiefem Bedauern muss ich feststellen, Herr Reichskanzler», schloss Chamberlain seine Erwiderung, «dass Sie mich in meinen Bemühungen um die Erhaltung des Friedens auch nicht im Geringsten unterstützt haben.»

Hitler war von der Heftigkeit der englischen Reaktion anscheinend überrascht. Er wurde in die Defensive gedrängt. Reichlich unbeholfen erwiderte er auf den Vorwurf, dass er ein Ultimatum überreicht habe: «Es steht ja Memorandum darüber und nicht Ultimatum», und versuchte sich wie ein ertappter Schuljunge herauszureden. Aber es half ihm nichts. Chamberlain, Wilson und Henderson gingen erneut zum Angriff vor. Sie wiesen ihm nach, dass sein Vorschlag schon allein an der Kürze der Räumungsfristen scheitern müsse. Kaum 48 Stunden blieben der tschechoslowakischen Regierung zur Erteilung der notwendigen Befehle, und das gesamte Gebiet müsse innerhalb von vier Tagen geräumt werden. Die Gefahr, dass es unter diesen Umständen zu Schiessereien komme, sei riesengross. Und die Folgen von kriegerischen Verwicklungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei seien unabsehbar. Mit Sicherheit würde sich ein europäischer Krieg daraus ergeben.

Damit waren die Verhandlungen vollständig auf dem toten Punkt angelangt. In diesem Augenblick tat sich die Tür auf. Einer der Adjutanten Hitlers kam herein und überreichte ihm einen Zettel. Hitler las ihn und reichte ihn mir mit den Worten: «Lesen Sie Herrn Chamberlain diese Meldung vor.» Ich übersetzte: «Soeben hat Benesch über den Rundfunk die allgemeine Mobilmachung der tschechoslowakischen Wehrmacht verkünden lassen.»

Es herrschte Totenstille im Raum. Man hätte bestimmt eine Stecknadel fallen hören. «Jetzt ist der Krieg unvermeidlich», ging es mir durch den Kopf, und ähnliche Gedanken hatten wohl auch alle anderen Anwesenden. Denn Hitler hatte Chamberlain zwar zugesagt, er werde gegen die Tschechoslowakei nichts unternehmen, hatte aber stets hinzugefügt, «wenn nicht irgendwelche aussergewöhnlichen Massnahmen der

Tschechen mich zum Handeln zwingen». War dieser Fall nun eingetreten?

Ich habe später, wenn ich Freunden von dieser dramatischen Szene in Godesberg erzählte, oft den Vergleich mit der Sinfonie mit dem Paukenschlag gebraucht. Nach dem Paukenschlag der tschechischen Mobilisierung herrschte auch in dem Hotelsaal in Godesberg ein paar Takte lang völliges Schweigen. Dann aber setzte auch hier die Melodie der Geigen leise wieder ein. Hitler sagte mit kaum hörbarer Stimme zu dem wie versteinert dasitzenden Ghamberlain: «Meine Zusage, dass ich während der Verhandlungen nicht gegen die Tschechoslowakei Vorgehen werde, halte ich trotz dieser unerhörten Provokation selbstverständlich aufrecht, zum mindesten solange Sie, Herr Ghamberlain, sich noch auf deutschem Boden befinden.» Die Spannung begann sich zu lösen. Die Unterhaltung wurde wieder aufgenommen. Sie war nach dem Schock des «Paukenschlages» erheblich gedämpfter als vorher. Irgendwie schienen alle erleichtert über den weiteren Aufschub der Katastrophe aufzuatmen. Es wurde weiter verhandelt, das war die Hauptsache.

Hitler war plötzlich bereit, in der Frage der Räumungsfristen, die von Chamberlain als die Hauptschwierigkeit bezeichnet worden war, mit sich reden zu lassen. «Ihnen zuliebe, Herr Chamberlain», sagte er, «will ich in der Zeitfrage eine Konzession machen. Sie sind einer der wenigen Männer, denen gegenüber ich das jemals getan habe», fügte er hinzu, «der 1. Oktober soll mir als Räumungstermin recht sein.» Und dann änderte er eigenhändig den entsprechenden Passus in seinem Memorandum. Das Gebiet, «das am 1. Oktober an Deutschland übergeben wird», übersetzte ich Ghamberlain. Hitler nahm noch einige weitere, mildernde Korrekturen in dem Text vor, die meiner Erinnerung nach aber mehr die Form als die Sache betrafen. Dann wurde das Dokument zur Herstellung einer neuen Reinschrift hinausgebracht.

Hitler sagte im weiteren Verlauf des Gesprächs noch, er habe Ghamberlains Friedensbemühungen insofern doch unterstützt, als die Grenze des abzutretenden Gebietes in seinem Vorschlag ganz anders verlaufe als das, was er sich nehmen würde, wenn er mit Gewalt gegen die Tschechoslowakei vorgehe, und Ghamberlain erklärte sich schliesslich doch bereit, das deutsche Memorandum der tschechischen Regierung zuzuleiten. Der «Paukenschlag» hatte wie ein reinigendes Gewitter gewirkt, und um 2 Uhr morgens trennten sich Chamberlain und Hitler in einer durchaus freundlichen Stimmung, nachdem sie noch kurze Zeit mit meiner Assistenz unter vier Augen miteinander gesprochen hatten. Hitler dankte dabei Chamberlain mit Worten, die ihm von Herzen zu kommen schienen, für seine Bemühungen um den Frieden und bemerkte, dass die Lösung der Sudetenfrage das letzte grosse Problem sei, das ihm noch zu regeln übrig bliebe. Auch über die deutsch-

englische Annäherung und Zusammenarbeit sprach Hitler. Man merkte ihm dabei deutlich an, wie sehr ihm daran lag, mit den Engländern in ein gutes Verhältnis zu kommen. Er kehrte zu seiner alten Liebe zurück. «Zwischen uns braucht es keine Gegensätze zu geben», sagte er zu Chamberlain, «wir werden Ihnen bei der Verfolgung Ihrer aussereuropäischen Interessen nicht im Wege stehen, und Sie können uns ohne Schaden auf dem europäischen Festlande in Mittel- und Südosteuropa freie Hand lassen.» Irgendwann würde man auch einmal die Kolonialfrage lösen müssen, aber das habe Zeit, und Krieg brauche deshalb bestimmt nicht geführt zu werden.

Am nächsten Morgen flog Chamberlain nach London zurück, und ich benutzte die zufällig nach Berlin fliegende Privatmaschine Görings, um auf dem schnellsten Wege wieder nach Hause zu gelangen.

Zwei Tage später, am 26. September, erschien Sir Horace Wilson mit einem persönlichen Brief Chamberlains an Hitler in Berlin. Am Nachmittag wurde er zusammen mit Henderson und Kirkpatrick von Hitler in seinem Arbeitszimmer in der Reichskanzlei empfangen. Bei dieser Sitzung verlor Hitler zum ersten und einzigen Male in meiner Gegenwart völlig die Nerven.

Ich weiss heute nicht mehr, ob die Engländer eine deutsche Übersetzung des Briefes von Chamberlain mitgebracht hatten, oder ob ich ihn selbst übersetzen musste. Tatsache ist aber jedenfalls, dass dieser Brief zu einer der turbulentesten Aussprachen Anlass gab, die ich jemals miterlebt habe.

«Die tschechoslowakische Regierung teilt mir soeben mit», schrieb Chamberlain, «... dass sie die in Ihrem Memorandum enthaltenen Vorschläge ... als völlig unannehmbar betrachtet.» Im weiteren Verlauf des Briefes stellte sich dann Chamberlain ungefähr auf den Standpunkt: «Das habe ich Ihnen in Godesberg ja gleich gesagt», und als er ausserdem noch die tschechische Stellungnahme zu unterstützen schien, sprang Hitler, der der Verlesung mit wachsender Unruhe zugehört hatte, plötzlich auf, schrie: «Es hat überhaupt keinen Zweck, noch irgendwie weiter zu verhandeln», und lief zur Tür, als ob er in nicht zu überbietender Unhöflichkeit die fremden Diplomaten in seinem eigenen Arbeitszimmer allein zurücklassen wollte. Es war eine äusserst peinliche Szene, besonders als Hitler dann kurz vor der Tür doch wohl eingesehen hatte, wie unmöglich sein Verhalten war, und nun wie ein trotziger Junge den Rückzug auf seinen Platz antrat. Er hatte sich dann wenigstens wieder so weit in der Gewalt, dass ich mit der Verlesung des Briefes fortfahren konnte. Als ich geendet hatte, tobte er los, und zwar so laut, wie ich ihn vorher und nachher in einer diplomatischen Besprechung nie wieder habe reden hören. Trotzdem hatte dieser Auftritt

nichts mit den sagenhaften Wutanfällen zu tun, die Hitler im Ausland so häufig nachgesagt worden sind; hiervon habe ich bei meiner Tätigkeit nie etwas bemerkt.

Es folgte nun eine höchst unregelmäßige Diskussion, bei der manchmal sämtliche Gesprächsteilnehmer, ausser Kirkpatrick und mir, gleichzeitig aufeinander einredeten. Es war auch eine der seltenen Gelegenheiten, wo ich mich mit meinen Übersetzungen Hitler gegenüber nicht behaupten konnte. Bei anderen erregten Aussprachen vorher und nachher, besonders während der einige Tage später stattfindenden Konferenz der damaligen grossen Vier in München, gelang es mir, die Ruhe wiederherzustellen, wenn ich Hitler oder einen anderen Gesprächspartner bei temperamentvollen Unterbrechungen darauf aufmerksam machte, dass meine Übersetzung noch nicht beendet sei. Hier aber ging alles in einem Tohuwabohu von Stimmen unter. Benesch und den Tschechen müssen damals die Ohren geklungen haben, als wenn sämtliche Kirchen Prags auf einmal Sturm läuteten; so wurden sie von Hitler immer wieder von neuem beschimpft und angegriffen, während der bedauernswerte «Briefträger», Sir Horace Wilson, dessen Stimme Hitlers lautem Organ gegenüber leise und verschüchtert klang, immer wieder von neuem zur Vernunft riet, dadurch aber Hitlers Wut nur noch um so mehr steigerte. Gewissermassen auf einer Nebenbühne führten Henderson und Ribbentrop ein erregtes Sondergespräch über das gleiche Thema: Benesch der Terrorist und die Tschechen als Kriegstreiber.

In dieser Stimmung hielt Hitler wenige Stunden später seine berühmte Sportpalastrede. «Die Frage, die uns in diesen letzten Monaten und Wochen auf das tiefste bewegt, ist altbekannt; sie heisst nicht so sehr: Tschechoslowakei, sie heisst Herr Benesch!», klang es aus dem Lautsprecher. «In diesem Namen vereinigt sich all das, was Millionen Menschen heute bewegt, was sie verzweifeln lässt oder mit einem fanatischen Entschluss erfüllt!» ... «Die Deutschen treibt er jetzt aus! Und das ist der Punkt, an dem das Spiel aufhört! ... Er hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand! Frieden oder Krieg! Er wird entweder dieses Angebot akzeptieren und den Deutschen jetzt endlich die Freiheit geben, oder wir werden uns diese Freiheit selbst holen!»

Aber es gab auch andere Töne in dieser Rede. Hitler fand freundliche und anerkennende Worte für Chamberlain und sprach den später noch oft zitierten, bedeutsamen Satz: «Ich habe Herrn Chamberlain versichert, dass ich in dem Augenblick ..., in dem die Tschechen sich mit ihren Minderheiten auseinandergesetzt haben ..., am tschechischen Staat nicht mehr interessiert bin. Und das wird ihm garantiert! Wir wollen gar keine Tschechen!»

Bereits am nächsten Vormittag wurde ich wieder in die Reichskanzlei gerufen. Dort traf ich Wilson, der in der Nacht von Chamberlain eine neue Botschaft zur Weiterleitung an Hitler erhalten hatte. Der

englische Premierminister knüpfte an die freundlichen Worte an, die Hitler in seiner Rede für ihn gefunden hatte und verband damit das Angebot einer englischen Garantie für die Durchführung der tschechischen Räumungsverpflichtung, wenn Deutschland dafür von der Gewaltanwendung Abstand nehmen würde. Auf diesen Vorschlag ging Hitler überhaupt nicht ein, auch nicht, als ihn Wilson direkt fragte, was er Chamberlain bei seiner Rückkehr denn nun berichten solle. Hitler wiederholte immer nur, dass die tschechische Regierung jetzt nur noch zwei Möglichkeiten habe: Annahme oder Ablehnung des deutschen Vorschlages. «Im letzteren Falle werde ich die Tschechoslowakei zerschlagen!», rief er wütend in den Raum. «Wenn die Tschechen nicht bis zum Mittwoch, den 28. September, 2 Uhr mittags, meine Forderungen angenommen haben, marschiere ich am 1. Oktober mit der deutschen Armee in das Sudetengebiet ein.» An diesem Morgen war es unmöglich, mit Hitler vernünftig zu reden. Beschimpfungen der Tschechen und finstere Drohungen waren das einzige, was er vorbrachte. Verschüchtert sassen Wilson und seine Begleiter da. Einem derartigen Sturm waren sie nicht gewachsen.

Dann aber richtete sich Wilson plötzlich in seiner ganzen Länge auf und erklärte mit fester Stimme unter langsamer Betonung jedes einzelnen Wortes: «Unter diesen Umständen habe ich mich noch eines weiteren Auftrages des britischen Premierministers zu entledigen. Ich bitte Sie, Herr Reichskanzler, folgende Mitteilung zur Kenntnis zu nehmen.» Und dann las er einen kurzen, aber inhaltsschweren Satz vor, den ich Hitler so langsam und betont wie möglich übersetzte, damit er sich der ganzen Tragweite dieser Mitteilung auch bestimmt bewusst würde: «Wenn Frankreich bei der Erfüllung seiner vertraglichen Verpflichtungen aktiv in Feindseligkeiten gegen Deutschland verwickelt werden sollte, so würde sich das Vereinigte Königreich für verpflichtet halten, Frankreich zu unterstützen.»

Wütend erwiderte Hitler, er nehme diese Mitteilung zur Kenntnis. «Sie bedeutet», sagte er, «dass, wenn es Frankreich für richtig hält, Deutschland anzugreifen, England sich verpflichtet fühlt, Deutschland ebenfalls anzugreifen.» Mit erhobener Stimme fuhr er dann fort: «Wenn Frankreich und England losschlagen wollen, dann sollen sie es nur tun. Mir ist das vollständig gleichgültig. Ich bin auf alle Eventualitätenvorbereitet. Ich kann die Lage nur zur Kenntnis nehmen. Dann werden wir uns eben alle miteinander in der nächsten Woche im Kriege befinden!» Das war das letzte Wort an Wilson und die Antwort auf dessen Frage, was er denn Chamberlain berichten solle.

Noch am gleichen Abend musste ich einen Brief Hitlers an Chamberlain übersetzen, der in einem etwas versöhnlicheren Ton gehalten war. Es war das zweitemal während dieser kritischen Tage, dass ich den Eindruck hatte, Hitler scheue doch vor dem Äussersten zurück. Sollte

ihn die Schlusserklärung Wilsons zum Einlenken bewogen haben? Aus dem Brief Hitlers ist mir heute noch besonders in Erinnerung geblieben, dass sich der deutsche Diktator darin bereit erklärte, an einer internationalen Garantie für die Rest-Tschechoslowakei teilzunehmen, sobald die Minderheitenfragen geregelt seien.

Sein Stimmungsumschwung an diesem Tage von dem Ausruf über den «Krieg in der nächsten Woche» bis zu dem versöhnlichen Brief war vielleicht auch auf ein bezeichnendes Ereignis zurückzuführen, dessen Zeuge Hitler am Spätnachmittag dieses Tages wurde. Bei trübem Herbstwetter zog eine motorisierte Division durch die Wilhelmstrasse. Das völlig apathische und bedrückte Verhalten der Berliner Bevölkerung, das Hitler von einem Fenster der Reichskanzlei beobachtete, beeindruckte ihn tief. Dass er von dieser kurzen Szene ausserordentlich enttäuscht war, haben mir damals seine Adjutanten erzählt, mit denen ich in jenen Tagen sehr viel zu tun hatte. Ich musste ständig in der Reichskanzlei zur Verfügung stehen, um eintreffende Meldungen und Dokumente zu übersetzen oder bei den zahlreichen Botschafterbesuchen als Dolmetscher zu dienen.

Bei diesen Botschafterbesprechungen mit Hitler herrschte am nächsten Tage, am 28. September, ein fast pausenloses Kommen und Gehen. François-Poncet, Henderson und der italienische Botschafter Attolico gaben sich gegenseitig die Türklinke von Hitlers Arbeitszimmer in die Hand, während in den Gängen und Nebenzimmern der Reichskanzlei der Hochbetrieb der grossen Krisentage herrschte. Überall sassen und standen Adjutanten, «persönliche Referenten», Parteileute, Militärs und Staatssekretäre herum, die mit ihren zur Beratung mit Hitler herbeigeeilten Ministern oder Generalen erschienen waren. Diese Besprechungen spielten sich aber nicht etwa in Form von regelrechten Sitzungen ab. Hitler ging durch die Räume und unterhielt sich bald mit diesem, bald mit jenem. Wer gerade in der Nähe war, konnte sich dazustellen; aber sagen konnte eigentlich niemand etwas, denn Hitler hielt jedem, der es hören oder nicht hören wollte, lange Vorträge über seine Auffassung von der Lage. An jenem Vormittag waren es lauter kleine Sportpalastreden, die er von sich gab. Nur mit Ribbentrop oder Göring oder einem der Militärs, vor allem mit Keitel, zog sich Hitler gelegentlich zu einer längeren Aussprache in sein Arbeitszimmer zurück. Im Übrigen erinnerte die Reichskanzlei an solchen Tagen mehr an ein Heerlager als an eine geordnete Regierungszentrale.

Der erste Botschafter, der am Morgen des 28. September erschien, war François-Poncet. Er sprach zwar ausgezeichnet Deutsch, aber ich wurde «für alle Fälle» doch zu der Unterredung zugezogen. Auf diese Weise konnte ich in aller Ruhe – denn ich hatte tatsächlich nichts zu tun – ein Gespräch mitanhören, das mir wegen der staatsmännischen Klugheit und des ausserordentlichen diplomatischen Geschicks, mit

dem es von Francois-Poncet geführt wurde, in späteren Jahren noch oft in die Erinnerung zurückgekommen ist. Der französische Botschafter rang an jenem Morgen mit Hitler im wahrsten Sinne des Wortes um den Frieden. «Sie täuschen sich, Herr Reichskanzler», sagte er im Verlauf dieser Unterhaltung zu Hitler, «wenn Sie etwa glauben, den Konflikt auf die Tschechoslowakei lokalisieren zu können. Wenn Sie dieses Land angreifen, stecken Sie damit ganz Europa in Brand.» Er sprach mit der ihm eigenen Bedächtigkeit in wohlgesetzten Worten ein grammatikalisch perfektes Deutsch, dem lediglich ein leichter französischer Akzent anhaftete, durch den seine Ausführungen aber an Nachdruck gewannen. «Sie sind natürlich überzeugt, den Krieg zu gewinnen», fuhr Francois-Poncet fort, «genau so wie wir glauben, Sie besiegen zu können. Aber warum wollen Sie überhaupt dieses Risiko eingehen, wo Sie doch ohne Krieg die wesentlichsten Forderungen erfüllt erhalten können?»

Hitler widersprach zwar, indem er teils wieder auf Benesch schimpfte, teils seine Friedensbemühungen unterstrich und teils die Unmöglichkeit betonte, nun noch länger warten zu können. Francois-Poncet liess sich nicht aus der Fassung bringen. Immer von neuem setzte er Hitler das Unsinnige seines Vorhabens in psychologisch wirkungsvoller und diplomatisch sehr geschickter Weise vor. Wenn je der Berliner Ausdruck, «er redete ihm zu wie einem kranken Schimmel», am Platze war, dann war das hier der Fall. Aus der Ecke des Zimmers, von der aus ich dieses Gespräch mitanhören und die Akteure dabei genau beobachten konnte, war diese Schlacht um den Frieden ein faszinierendes Schauspiel, besonders als ich an Hitlers Reaktion feststellen konnte, wie sich die Waage ganz allmählich zugunsten des Friedens senkte. Er brauste nicht mehr auf, er fand auf die mit scharfer französischer Logik vorgebrachte Argumentation Francois-Poncets nur noch mit grösster Mühe etwas zu erwidern. Er wurde sichtlich nachdenklich. Ribbentrop versuchte sich ein- oder zweimal einzumischen, und zwar nicht zugunsten des Friedens. Er wurde von Francois-Poncet, der wohl fühlte, wie gefährlich auch nur das geringste falsche Wort in dieser Lage sein konnte, mit verhaltener Erregung scharf zurechtgewiesen. Das missfiel Hitler offensichtlich nicht im Geringsten. Es imponierte ihm stets, wenn sich jemand gegen einen anderen als ihn selbst zur Wehr setzte.

Ein weiterer diplomatischer Kunstgriff des französischen Botschafters war eine sauber gezeichnete Karte über die einzelnen Phasen der Räumung. «Francois-Poncet war der einzige, der einen vernünftigen Vorschlag machte», sagte Hitler später noch öfter, wenn er von der Sudetenkrise sprach. «Man sah dieser Karte sofort an, dass sie von Militärs angefertigt war, die ihr Handwerk verstanden.»

Da tat sich wieder eine Tür auf und ein Adjutant trat herein. Würde

jetzt ein neuer Paukenschlag erfolgen? Hatten vielleicht die Tschechen nun von sich aus losgeschlagen? Ich hörte nur den Namen Attolico und war sofort beruhigt, denn ich wusste, dass auch der italienische Botschafter zur Gruppe der Friedensfreunde gehörte, die damals zusammen mit Göring, Neurath und Weizsäcker nach meinen Beobachtungen ihren ganzen Scharfsinn darauf verwandten, Hitler von seinen Kriegsplänen abzubringen und den Frieden zu retten. Attolico wollte Hitler «in einer dringenden Angelegenheit» sofort sprechen.

Ich ging mit Hitler hinaus. Attolico sprach nur wenig Deutsch, so dass ich ihm bei all seinen Unterredungen mit Hitler oder Ribbentrop stets als Dolmetscher diente. Völlig ausser Atem kam uns die grosse, leicht gebeugte Gestalt Attolicos entgegen. Sein Gesicht war vor Erregung gerötet. Hinter seinen dicken Brillengläsern bewegten sich seine kleinen, intelligenten Augen eifrig hin und her. «Ich habe eine dringende Botschaft vom Duce an Sie zu überbringen, Führer», rief er Hitler unprotokollarisch schon aus einiger Entfernung entgegen. Ich übersetzte seine weiteren Worte: «Soeben hat die britische Regierung in Rom durch ihren Botschafter mitteilen lassen, dass sie eine Vermittlung des Duce in der sudetendeutschen Frage annehmen würde. Die Differenzpunkte hat sie als nur gering bezeichnet.» Und dann folgte eine interessante Wendung: «Was Sie auch beschliessen mögen, Führer, das faschistische Italien steht hinter Ihnen, lässt der Duce mitteilen», erklärte uns Attolico, fügte aber sofort hinzu: «Der Duce ist aber der Ansicht, dass die Annahme dieses englischen Vorschlages günstig wäre, und bittet Sie, von einer Mobilisierung abzusehen.» Hitler war, durch das Gespräch mit François-Poncet schon nachdenklich geworden, von dieser Botschaft Mussolinis deutlich beeindruckt. Gespannt blickte ihn Attolico an.

In dieser Minute fiel die Entscheidung zugunsten des Friedens. Es war kurz vor 12 Uhr am 28. September, zwei Stunden vor Ablauf des Hitlerschen Ultimatums. «Sagen Sie dem Duce, dass ich seinen Vorschlag annehme», erwiderte Hitler nur.

Instinktiv fühlte ich in jenem Augenblick, dass die Kriegsgefahr nun vorüber war. Mussolinis Rat hatte damals bei Hitler noch ein sehr grosses Gewicht, und zudem hatte ich ja selbst erlebt, wie Hitler zweimal vor dem Äussersten zurückgezuckt war. Nach all dem gab mir die Annahme des Mussolinischen Vorschlages die Gewissheit, dass sich Hitler jetzt von dem Gedanken an Krieg abgewandt hatte.

Wir gingen ins Arbeitszimmer zurück, wo François-Poncet immer noch mit Ribbentrop wartete. «Mussolini hat mich soeben gebeten, einen Vermittlungsvorschlag anzunehmen», sagte Hitler nur kurz und setzte dann die Unterhaltung mit François-Poncet fort. Aber er war nicht mehr bei der Sache. Natürlicherweise beschäftigte ihn die Mussolini-Botschaft mehr als das, was François-Poncet ihm zu sagen hatte, und

so wurde denn die Unterredung auch kurz danach ziemlich unvermittelt beendet.

Kaum war Francois-Poncet gegangen, da erschien Henderson mit einer weiteren Botschaft von Chamberlain. «Nachdem ich Ihr letztes Schreiben gelesen habe», übersetzte ich, «habe ich das bestimmte Gefühl, dass sich alle Ihre wesentlichen Forderungen ohne Krieg und unverzüglich erfüllen lassen. Ich bin bereit, selbst sofort nach Berlin zu kommen, um alles mit Ihnen und Vertretern der tschechischen Regierung sowie mit Vertretern Frankreichs und Italiens zu besprechen ... Ich kann nicht glauben, dass Sie wegen einer Verzögerung von ein paar Tagen die Verantwortung auf sich laden wollen, einen Weltkrieg ins Rollen zu bringen, der das Ende der Zivilisation bedeuten kann.» Hitler antwortete nur, dass er sich wegen dieses Vorschlages zunächst mit Mussolini in Verbindung setzen müsse. «Ich habe übrigens die deutsche Mobilmachung auf Wunsch meines grossen italienischen Bundesgenossen

um 24 Stunden verschoben», erklärte Hitler Henderson, als sich dieser nach einer durchaus friedlich verlaufenen Unterhaltung von ihm trennte.

An dem gleichen Nachmittag telefonierte Hitler noch mit Mussolini, und im Verlaufe dieses Telefongespräches kam der von der Welt als die grösste Sensation der Nachkriegszeit aufgenommene Beschluss zustande, dass Hitler Chamberlain, Daladier und Mussolini zu einer Konferenz über die Sudetenfrage auf gleich den nächsten Tag, den 29. September, nach München einladen sollte. Noch am selben Abend sass ich wieder in einem Sonderzuge auf der Fahrt nach Süden.

Die Münchener Konferenz wurde damals als der entscheidende Wendepunkt in der Sudetenkrise angesehen. In Wirklichkeit aber war die Wendung bereits am Tage vorher in der Besprechung Hitlers mit Attolico eingetreten, nachdem sie am gleichen Vormittag durch Francois-Poncet entscheidend vorbereitet worden war. Eigentlich hatte sie sich schon in Berchtesgaden, als Hitler Chamberlain gegenüber das erstemal zurückwich, und in Godesberg, als er es nach dem «Paukenschlag» das zweitemal tat, angekündigt.

Der Verlauf der Münchener Konferenz in dem neu errichteten Führerbau am Königsplatz ist seinerzeit so eingehend beschrieben worden, dass sich viele Worte über diese Veranstaltung, die noch nicht der eigentliche Höhepunkt der Krise war, erübrigen. Kurz nach meiner Ankunft in München fuhr ich mit Hitler nach Kufstein, wo er den italienischen Sonderzug bestieg und sich während der Fahrt mit Mussolini besprach. Die Unterhaltung bestätigte meine Annahme, dass der Frieden gesichert sei, voll und ganz. Mussolini setzte sich mit Worten, die denen von Francois-Poncet ähnelten, nachdrücklich für eine friedliche Lösung ein.

Kurz vor 2 Uhr nachmittags sass ich dann mit den vier Grossen, Hitler, Chamberlain, Mussolini und Daladier sowie Ribbentrop, Ciano, Wilson und Alexis Léger, dem Staatssekretär des französischen Auswärtigen Amtes, an einem – wieder viel zu niedrigen – runden Tisch in einem modern eingerichteten Raum des neuen Führerbaus am Königsplatz in München (heute das Amerikahaus), und die historische Münchener Konferenz begann. Ihr Verlauf war weit weniger sensationell, als man damals allgemein annahm, denn die eigentliche Entscheidung für den Frieden war, wie gesagt, bereits vorher gefallen.

Zunächst stellte jeder der vier Teilnehmer kurz den Standpunkt seines Landes in der Sudetenfrage dar. Alle sprachen sich gegen eine Gewaltlösung aus. Auch Hitler betonte, dass er durchaus für eine friedliche Erledigung der Angelegenheit eintrete. Es herrschte eine Atmosphäre des allseitigen guten Einvernehmens, die nur ein- oder zweimal durch einige wütende Angriffe Hitlers auf Benesch und die Tschechoslowakei und einige recht temperamentvolle Gegenäusserungen Daladiers unterbrochen wurde.

Daladier war in diesem Kreise noch ein Unbekannter. Klein und untersetzt sass er die meiste Zeit über still in seinem Sessel. Es schien ihm nicht sehr behaglich zu Mute zu sein bei dem Gedanken, dass auf dieser Konferenz über eine Gebietsabtretung eines Bundesgenossen Frankreichs, der Tschechoslowakei, beschlossen werden sollte, ohne dass das Land selbst vertreten war. Ich sah, wie Alexis Léger öfter auf Daladier einredete, anscheinend um ihn bei diesem oder jenem Punkt zur Opposition aufzufordern, aber Daladier reagierte nicht darauf, bis auf die bereits erwähnten Male, wo er allerdings ziemlich heftig gegen Hitler Stellung nahm. Dieser nahm das jedoch erstaunlicherweise nicht weiter übel. Er schien Daladier irgendwie sympathisch zu finden und tauschte während der Verhandlungspausen Fronterlebnisse aus dem letzten Weltkrieg mit ihm aus. «Mit Daladier kann ich mich sehr gut verständigen», hörte ich Hitler einmal zu Mussolini sagen, «er ist auch Frontsoldat gewesen wie wir, und man kann daher vernünftig mit ihm reden.»

Auch mit Chamberlain gab es noch in München einen kleinen Zusammenstoss. Der englische Premierminister warf mit einer gewissen Beharrlichkeit immer wieder von neuem eine Frage auf, die im Grossen gesehen von recht untergeordneter Bedeutung war. Dabei handelte es sich um die mit der Gebietsabtretung verbundenen Vermögensübertragungen von der Tschechoslowakei auf Deutschland. «Wer entschädigt die tschechoslowakische Regierung für die regierungseigenen Gebäude und Anlagen, die mit dem Sudetengebiet an Deutschland übergehen?» fragte Chamberlain immer von neuem. Deutlich erkannte man, dass hier nicht der Politiker und Premierminister, sondern der ehemalige Finanzminister und Verwaltungsbeamte sprach. Hitler wurde jedesmal unruhiger. «Diese Anlagen und Gebäude stammen aus den

Steuergeldern der Sudetendeutschen», sagte er mehrmals mit steigender Ungeduld, «und daher kommt eine Entschädigung gar nicht in Frage.» Aber Chamberlains Ordnungssinn in Vermögensangelegenheiten wollte sich damit nicht zufrieden geben, bis dann schliesslich Hitler explodierte. «Unsere Zeit ist mir zu schade», rief er Chamberlain zu, «um mit derartigen Lappalien vertan zu werden», als dieser, gewissermassen um das Mass voll zu machen, auch noch die Frage aufgeworfen hatte, ob der Viehbestand im Sudetenland verbleiben oder teilweise in die Rest-Tschechoslowakei abgetrieben werden könnte.

Bei diesen Auseinandersetzungen zwischen Hitler, Chamberlain und Daladier wurde ich von dem jeweils Angesprochenen oft unterbrochen, wenn ich die gegen ihn gerichteten Ausführungen in einer der drei Verhandlungssprachen, Deutsch, Englisch oder Französisch, übersetzte. «Dazu muss ich sofort etwas bemerken», fielen mir dann Daladier, Chamberlain oder Hitler in die Rede. Ich bat jedesmal, erst zu Ende übersetzen zu dürfen, damit auch die anderen Konferenzteilnehmer im Bilde wären, denn ich wusste aus meiner langen Konferenzerfahrung, dass meistens ein grosses Durcheinander entsteht, wenn infolge von Zwischenübersetzungen ein Teil der Delegierten der Verhandlung nicht mehr folgen kann. Freunde, die durch eine Glastür die Sitzung der grossen Vier beobachteten, erzählten mir während der Pause, ich hätte, wenn ich die erregten Zwischenrufer ruhig bat, meine Übersetzungen erst bis zum Schluss anzuhören, von weitem gewirkt wie ein Lehrer, der eine unruhige Schulklasse in Ordnung zu halten versucht. Daher bezeichneten wir unter uns später, vor allem während der Krise des Jahres 1939, eine Viererkonferenz mit dem Stichwort «Schulklasse», das allmählich auch bei meiner «Kundschaft», z.B. bei Göring, in Gebrauch kam.

Gegen 3 Uhr nachmittags wurde die Verhandlung durch eine kleine Mittagspause unterbrochen, nachdem kurz vorher Mussolini einen schriftlichen Vorschlag zur Lösung der Sudetenfrage vorgelegt hatte. Er war in italienischer Sprache abgefasst, aber die Übersetzung wurde mir dadurch erleichtert, dass ich diesen Vorschlag bereits einmal vorher, und zwar in Berlin, aus dem Deutschen ins Französische übersetzt hatte. Er war mir an dem kritischen Vormittag des Vortages von Staatssekretär von Weizsäcker mit der Bemerkung übergeben worden, ich solle ihn so schnell wie möglich ins Französische übersetzen, damit er, ohne dass Ribbentrop erst Gelegenheit zu Einwendungen bekomme, dem italienischen Botschafter zur Weitergabe an Mussolini zugeleitet werden könne. Hier in München feierte ich nun ein freudiges Wiedersehen mit diesem Text, der der Konferenz zwar als Vorschlag Mussolinis zugespielt wurde, der aber eigentlich von Göring, Neurath und Weizsäcker stammte.

Nach dem Mittagessen gingen dann die Verhandlungen in ziemlich unregelmäßiger Form wieder weiter. Es war nicht mehr die exklusive Gruppe der grossen Vier mit ihren Aussenministern oder aussenpolitischen Beratern, die jetzt beisammensass. Nach und nach kamen Göring, die Botschafter François-Poncet, Henderson, Attolico, Staatssekretär von Weizsäcker, Rechtsberater, Sekretäre und Adjutanten auch in den Raum und bildeten einen gespannten Zuhörerkreis um die an dem runden Tisch in der Mitte des Raumes sitzenden vier Regierungschefs. Der Vertragsentwurf Mussolinis war inzwischen in die drei Verhandlungssprachen übersetzt worden, und aus ihm entwickelte sich unter nur geringfügigen Abänderungen das berühmte Münchener Abkommen, das schliesslich zwischen 2 und 3 Uhr morgens am 30. September unterzeichnet wurde.

Im Laufe des Nachmittags und Abends hatte sich die Besprechung immer mehr in eine Reihe von Einzelunterhaltungen aufgelöst, während die Rechtssachverständigen, wie das bei Juristen unvermeidlich ist, in langwierigen Auseinandersetzungen um die endgültigen Formulierungen rangen. In diesen Verhandlungspausen unterhielt sich Hitler wiederholt angeregt mit Daladier. Auch mit Chamberlain sprach er, aber er war wesentlich kühler als gegenüber Daladier. Nur als Chamberlain anregte, dass er ihn am nächsten Tage zu einer Unterredung unter vier Augen aufsuchen wollte, sagte Hitler erfreut zu.

Auch Mussolini und Chamberlain sah ich in längerem Gespräch stehen und dachte dabei an die englisch-italienischen Abmachungen und die Bemühungen Chamberlains um Italien.

Gegen 9 Uhr abends hatte Hitler alle Anwesenden zu einem Abendessen eingeladen, das im Bankettsaal des Führerbaus vorbereitet worden war. Chamberlain und Daladier entschuldigten sich damit, dass sie während der Abendpause mit ihren Regierungen in London und Paris telefonieren müssten. Sie waren auch offensichtlich nicht in der Stimmung, an einem Festbankett teilzunehmen; sie hatten zwar den Frieden gerettet, mussten aber dafür einen schweren Prestigeverlust in Kauf nehmen. Unter dem Druck Hitlers hatten sie einen Verbündeten Frankreichs zur Abtretung eines Teiles seines Staatsgebietes an Deutschland veranlasst. Wie wir heute wissen, war dabei sowohl von Frankreich als auch von England ein erheblicher Zwang auf die Tschechoslowakei ausgeübt worden. Es war daher verständlich, dass sowohl Chamberlain als auch Daladier an jenem Tage einen recht bedrückten Eindruck machten.

So sassen wir denn mit Hitler und Mussolini in einer deutsch-italienischen Tischgesellschaft an der viel zu langen Bankettafel. Bei dieser Gelegenheit tat Mussolini jene Äusserung über die katastrophalen Folgen, die im Abessinienkriege für Italien eingetreten wären, wenn der Völkerbund seine Sanktionen auch nur acht Tage lang auf das Öl ausgedehnt hätte.

Mit den beiden kurzen Pausen mittags und abends, in denen ich aber bei Tisch zu dolmetschen hatte, dauerte für mich die Münchener Konferenz fast dreizehn Stunden. Ununterbrochen musste ich alles, was gesagt wurde, in drei Sprachen wiederholen. Ich hatte also buchstäblich doppelt so viel geredet als die grossen Vier zusammen.

Aber die Ruhepause nach der Unterzeichnung war nur kurz. Bereits am nächsten Morgen sass ich in Hitlers Privatwohnung wieder mit ihm und Chamberlain zusammen bei der Unterredung, zu der ihn der englische Premierminister am Tage vorher aufgefordert hatte. Hitler hatte sich verändert. Bleich und missgestimmt sass er neben mir. Geistesabwesend hörte er den Ausführungen Chamberlains über das deutsch-englische Verhältnis, über die Abrüstung und über Wirtschaftsfragen zu und steuerte, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, nur verhältnismässig wenig zu der Unterhaltung bei.

Erst später fand ich eine Erklärung für das veränderte Wesen Hitlers, das ich an jenem Morgen lediglich feststellen konnte. Seine offensichtliche Verstimmung stand in krassem Gegensatz zu der Freude, die in der Nacht vorher und an jenem Tage so deutlich sichtbar bei den Einwohnern Münchens über die Abwendung der Kriegsgefahr in Erscheinung trat.

Gegen Ende des Gespräches zog Chamberlain die berühmt gewordene deutsch-englische Erklärung aus der Tasche. «Wir sehen das gestern abend unterzeichnete Abkommen und den deutsch-englischen Flottenvertrag als symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker an, niemals wieder gegeneinander Krieg zu führen. Wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultation zu behandeln und uns weiter zu bemühen, etwaige Ursachen von Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen, um auf diese Weise zur Sicherung des Friedens in Europa beizutragen», so übersetzte ich Hitler, langsam jedes Wort betonend, den Vorschlag Chamberlains.

Ich hatte nicht den Eindruck, den Chamberlain in einem Privatbrief, der jetzt veröffentlicht worden ist, wiedergibt, wonach Hitler dieser Erklärung eifrig beipflichtete. Meinem Gefühl nach stimmte er nicht ohne ein gewisses Zögern diesen Formulierungen zu, und ich glaubte damals, dass er mit seiner Unterschrift lediglich Chamberlain einen Gefallen tun wollte, ohne sich selbst allzuviel von den Auswirkungen dieser Erklärung zu versprechen.

Im Anschluss an dieses Gespräch machte ich mit Chamberlain im offenen Wagen eine Fahrt durch München und erlebte dabei aus nächster Nähe, mit welcher Begeisterung der englische Premierminister von der Münchener Bevölkerung begrüsst wurde. Während wir langsam durch die Strassen fuhren, wurde er sofort überall erkannt. Die Leute jubelten ihm zu, sie drängten sich an unseren Wagen heran, und viele

versuchten, ihm die Hand zu drücken. Ich beobachtete die Gesichter, genau so, wie ich das bei dem schon erwähnten Triumphzug Hitlers durch Nürnberg immer tat, denn in Augenblicken der Erregung spricht der Gesichtsausdruck der Menschen eine sehr deutliche und klare Sprache. Hier in München herrschte beim Anblick des neben mir sitzenden alten Engländers nicht die verzückte, überschwengliche Begeisterung von Nürnberg, aber dafür ging von allen Gesichtern ein glückliches Strahlen aus. «Wir danken Dir, lieber, alter Chamberlain», so stand es deutlich auf all den tausenden freudigen Gesichtern, «dass Du uns den Frieden erhalten hast.» Diese offensichtlich spontanen, unorganisierten und aus übervollem Herzen kommenden Ovationen des Münchener Volkes für Chamberlain hatten gleichzeitig für mich einen Unterton der Kritik an Hitler. Wenn eine Volksmenge in einem autoritären Staat nicht dem eigenen, gottähnlichen Diktator, sondern dem fremden Staatsmann aus dem demokratischen Westen mit dem unheldischen Regenschirm so demonstrativ zujubelt, dann liegt darin eine sehr betonte Kundgebung, die bezeichnender ist als eine Menge von Oppositionsartikeln in der freien Presse eines demokratischen Landes.

Dass ich diese Dinge nicht allein so empfand, wurde mir noch am gleichen Nachmittag von verschiedenen prominenten Nationalsozialisten aus der Umgebung Hitlers bestätigt. Ich wusste, dass sie stets, fast ohne sich selbst darüber klar zu sein, die «Stimme ihres Herrn» wiedergaben, die sie bei den gemeinsamen Mittags- und Abendtafeln und bei dem täglichen Zusammensein mit Hitler vernahmen. Der deutsche Diktator war tief enttäuscht, dass das deutsche Volk angesichts des Krieges so ganz anders reagierte, als es im nationalsozialistischen Heldenhandbuch vorgeschrieben war. Anstatt begeistert über die Aussicht zu sein, dem Feinde mit der Waffe in der Hand entgengetreten zu können, hatte das Publikum in Berlin und München in unmissverständlicher Weise seine Abneigung gegen den Krieg und seine Freude über die Erhaltung des Friedens zu erkennen gegeben. Zwar hatte es routinemässig dem Mann der kriegerischen Worte, Hitler, auch einen gewissen Tribut an Jubel geleistet, er war aber in München deutlich hinter den spontanen Sympathiekundgebungen zurückgeblieben, wie ich sie selbst im Wagen neben Chamberlain miterlebt hatte, und wie sie sich auch ihm und Daladier gegenüber vor dem Hotel »Regina« und den »Vier Jahreszeiten« abgespielt hatten. Auch wurde berichtet, dass noch während der Nacht, als der Abschluss des Abkommens in München bekannt wurde, Freudekundgebungen stattgefunden hätten, in deren Verlauf die berühmten Masskrüge mit dem damals noch erstklassigen Inhalt ihre Wirkung in zahlreichen, fröhlich schwankenden Gestalten auf den Strassen und Plätzen zeigten.

Für Hitler muss, als er all dies erfuhr, am Tage nach dem Abschluss des Münchener Abkommens ein Teil seiner Welt eingestürzt sein, und

ich begriff auf einmal, warum er an dem Morgen, als ihn Chamberlain in seiner Privatwohnung besuchte, so völlig verändert und in sich gekehrt gewesen war.

«Es hat auch bei uns Schwächlinge gegeben, die vielleicht nicht verstanden hatten, dass ein harter Entschluss getroffen werden musste», sagte Hitler kaum vierzehn Tage später, am 9. Oktober, in seiner berühmten Rede in Saarbrücken und bestätigte damit direkt und persönlich vor aller Öffentlichkeit die Eindrücke, die ich soeben geschildert habe. Diese Rede von Saarbrücken bedeutete für viele Deutsche ein jähes Erwachen aus dem Traum, dass durch das Münchener Abkommen alles geregelt und der Friede auf die Dauer gesichert sei. «Ich weiss, was vielleicht die übrige Welt und einzelne auch in Deutschland noch nicht zu wissen scheinen: dass das Volk des Jahres 1938 nicht das Volk von 1918 ist.» Wieder spricht hier deutlich die Enttäuschung über das Verhalten der Deutschen. «Es braucht nur in England statt Chamberlain Herr Duff Cooper oder Herr Eden oder Herr Churchill zur Macht zu kommen, so wissen wir genau, dass es das Ziel dieser Männer

wäre, sofort einen neuen Weltkrieg zu beginnen», so kündigte er den neuen (alten) Kurs in der Aussenpolitik an. «Das verpflichtet uns, wachsam und auf des Reiches Schutz bedacht zu sein!» Auch ich hatte freudig gehofft, dass durch die Bereinigung des «letzten territorialen Problems» der Friede auf lange Zeit gesichert sein würde, und stellte nun mit unendlichem Bedauern fest, dass bei Hitler der Geist des Misstrauens und der Verärgerung wieder die Oberhand gewonnen hatte.

Ich war in jenen Tagen verschiedentlich in der Reichskanzlei und hörte, wie sich Hitler öfter darüber aufregte, dass das Münchener Abkommen in England und Frankreich so stark kritisiert würde, und dass England seine Rüstungen vergrösserte. Anscheinend war sich Hitler völlig darüber im unklaren, eine wie schwere Niederlage England und Frankreich durch ihn erlitten hatten. «Ich gehe jetzt zu einem Sterbenden, um ihm die letzte Ölung zu verabreichen», so hatte François-Poncet die Lage am frühen Morgen des 30. September sehr treffend geschildert, «aber ich habe nicht einmal Öl bei mir, das ich auf seine Wunden giessen könnte», hatte er hinzugefügt, als er zu den Bundesgenossen Frankreichs, den Tschechen, ging, um ihnen das in ihrer Abwesenheit gefällte Urteil zu verkünden.

Dreimal war der englische Premierminister nach Deutschland geflogen; Schritt um Schritt hatte er sich von Hitler zu einer dem Prestige der Westmächte sehr wenig zuträglichen Lösung drängen lassen. Hitler war erstaunt und empört darüber, dass die beiden grossen westeuropäischen Völker nach dem vorübergehenden Aufatmen infolge der Erhaltung des Friedens nicht gerade über den Preis erbaut waren, den sie dafür hatten zahlen müssen, und ganz natürlicherweise alles zu tun beschlossen, um dem Reich gegenüber nie wieder in eine so hilflose Lage

zu geraten. In jenen Tagen wurde mir wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit klar, wie wenig Verständnis Hitler für die Mentalität Westeuropas aufbrachte.

Trotz dieser widrigen Eindrücke blieb jedoch bis zum Ende dieses ereignisreichen Jahres bei meinen Kollegen im Auswärtigen Amt und mir das Gefühl der Erleichterung darüber vorherrschend, dass das grosse Blutvergiessen verhindert worden war. Diejenigen von uns, die mit den aufregenden Ereignissen dieser Krisentage näher in Berührung gekommen waren, hatten allzu deutlich das empfunden, was Chamberlain in einem 1946 veröffentlichten Privatbrief vom 2. Oktober 1938 als «den letzten verzweifelten Griff nach dem letzten Grasbüschel am Rande des Abgrundes» sehr zutreffend beschreibt, um nicht von ganzem Herzen froh darüber zu sein, dass die Welt nicht in diesen Abgrund hineingestürzt war.

19

DER ANFANG VOM ENDE (1939)

Deutschland war zwar 1938 nicht in den Abgrund des Krieges hineingestürzt, aber dennoch zeigten mir die Veranstaltungen, an denen ich nach der verärgerten Saarbrückener Rede Hitlers als Dolmetscher teilnahm, dass wir uns von dem Rande dieses Abgrundes nicht sehr weit entfernt hatten. Im Gegenteil, in den ersten Monaten des Schicksalsjahres 1939 gewann ich aus den Worten, die ich für Hitler und Ribbentrop zu übersetzen hatte, immer deutlicher den Eindruck, dass sich Deutschland erneut zunächst langsam, dann aber immer schneller auf diesen Abgrund zu bewegte.

Es hat wohl keine Zeit in meiner ganzen Tätigkeit gegeben, in der ich an einer solchen Fülle von Einzelbesprechungen zwischen den beteiligten Staatsmännern teilgenommen habe, wie zwischen dem Ende der Münchener Konferenz und dem Unglückstage des 3. September 1939. Es gehörte zu meinen Aufgaben, über all diese Unterredungen Aufzeichnungen anzufertigen. Viele von diesen sind später in deutschen und ausländischen Dokumentensammlungen veröffentlicht worden. Ich habe sie in jener Zeit in dem Bewusstsein geschrieben, dass sie einmal für den Historiker neben anderen Dokumenten das Rohmaterial für die Bildung eines unabhängigen geschichtlichen Urteils über diese Vorgänge abgeben würden. Gleichzeitig liess ich mich dabei von dem Gedanken leiten, dass meine Landsleute eines Tages aus diesen Berichten ersehen möchten, in welcher Weise Hitler seine Aussenpolitik führte. Verdichteten sich doch bald nach der Münchener Konferenz bei mir die Befürchtungen, dass sie eine Katastrophe heraufbeschwören würde. Über deren Ausmasse hatte ich allerdings in jener Zeit noch keine Vorstellungen.

Aus der Fülle dieser Besprechungen und Begebenheiten kann ich hier nur die Hauptthemen herausgreifen. Sie verbanden sich nach dem

schicksalhaften Vorspiel des deutschen Einmarsches in Prag, das meine Freunde und ich schon damals voller Entsetzen als die endgültige Wendung zum Unglück ansahen, zu der schrillen und misstönenden Sinfonie des Monats August 1939, und endeten mit dem über den ganzen Erdball hallenden, grellen Schlussakkord der Kriegserklärungen Englands und Frankreichs an Deutschland.

Zwar fehlten bezeichnenderweise in dieser ganzen Zeit die glanzvollen Festlichkeiten, die Anfang 1938 und während des ganzen Jahres 1937 die Welt über die wahre Lage hinweggetäuscht hatten; aber es mangelte trotzdem nicht an jenem sonderbaren Kontrast zwischen äusserlichen Friedensbeteuerungen und internen Kriegsvorbereitungen, der mir rückblickend als einer der wesentlichsten Merkmale der letzten Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges erscheint, wie ich sie von meinem besonderen Beobachtungsposten aus erlebte.

In dem prächtigen Rahmen des Schlosses Belvedere in Wien, das einst dem Prinzen Eugen als Sommerresidenz gedient hatte, trat im Oktober 1938 ein deutsch-italienisches Schiedsgericht zusammen, um die Gebietsansprüche Ungarns an die Rest-Tschechoslowakei zu regeln. Wenn ich heute von neuen Grenzziehungen höre, steht mir immer wieder eine Szene vor Augen, die ich am Tage vor der Verkündung des ersten Wiener Schiedsspruches im Schloss des Prinzen Eugen miterlebte. In einem kleineren kreisrunden Saal mit vielen Fenstern, aus denen der Blick weit über den Belvedere-Park und die Stadt Wien schweifte, war auf einem grossen runden Tisch in der Mitte eine Karte der umstrittenen Gebiete ausgebreitet. Vor diesem Tisch standen Ribbentrop und Ciano, umgeben von ihren Mitarbeitern. Jeder der beiden Aussenminister hatte einen dicken Bleistift in der Hand, und während sie miteinander sprachen, korrigierten sie die von den Sachverständigen als Grundlage des Schiedsspruches eingezeichnete neue Grenzlinie.

«Wenn Sie die tschechischen Interessen weiter so verteidigen», rief Ciano mit einem boshaften Lächeln Ribbentrop zu, «dann werden Sie von Hacha noch einen Orden bekommen», und nahm seinen Bleistift, um mit dicken Strichen die Linie zugunsten Ungarns zu verändern. «Das geht entschieden zu weit», protestierte Ribbentrop, dem der Sachreferent des Auswärtigen Amtes vorher etwas zugeflüstert hatte, und zeichnete einen Teil der Linie neu ein. Und so wurde zwischen den beiden Aussenministern noch eine ganze Weile hin- und hergestritten, es wurde radiert und neu eingezeichnet, die Bleistifte wurden immer stumpfer und die Grenzlinien immer dicker.

«Die Grenzkommission wird es schwerhaben, eine genaue Linie festzulegen», flüsterte mir ein Kollege zu, «in Wirklichkeit sind diese dicken Bleistiftstriche ja ein paar Kilometer breit.» Vor meinen Augen

sah ich eine friedliche Landschaft mit Wäldern und Feldern, Bauernhöfen, Dörfern und Strassen, die von Natur aus ein Ganzes bildeten und hier durch Ministerbleistifte und durch menschliche Willkür auseinandergerissen wurden. Selten ist mir der Kontrast zwischen den in prunkvollen Sälen historischer Schlösser leichthin gefällten Grenzentscheidungen der Staatsmänner und ihren Auswirkungen in dem bescheidenen Alltag der betroffenen Gebiete stärker zum Bewusstsein gekommen als bei dieser Gelegenheit.

Diese Gegensätzlichkeit zwischen der äusseren Form und dem inneren Gehalt empfand ich auch bei den beiden «Freundschaftsbesuchen», an denen ich als Dolmetscher Ribbentrops im Dezember 1938 und Januar 1939 im Westen und im Osten, in Paris und in Warschau, teilnahm.

«Die deutsche Regierung und die französische Regierung sind übereinstimmend der Überzeugung, dass friedliche und gut nachbarliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eines der wesentlichsten Elemente der Konsolidierung der Verhältnisse in Europa und der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens darstellen», so lautete eine Erklärung, die am 6. Dezember 1938 feierlich in dem gleichen Uhrensaal des Quai d'Orsay von Ribbentrop und dem französischen Aussenminister Bonnet unterzeichnet wurde, in dem ich zehn Jahre vorher Stresemann, Briand und Kellogg ihre Unterschrift unter den Pakt zur Ächtung des Krieges hatte setzen sehen.

«Beide Regierungen ... erkennen feierlich die Grenze zwischen ihren Ländern, wie sie gegenwärtig verläuft, als endgültig an», hiess es weiter in dem Text, dessen deutsche Fassung ich an jenem 6. Dezember 1938 vor der Unterzeichnung verlas, während die Photographen und Kameramänner den historischen Raum mit ihren Apparaten, Stativen und Gerüsten füllten und später dem Augenblick der Unterzeichnung das meiste von seiner Feierlichkeit raubten.

«Beide Regierungen sind entschlossen», las ich weiter, «vorbehaltlich ihrer besonderen Beziehungen zu dritten Mächten, in allen ihre beiden Länder angehenden Fragen ... in eine Beratung einzutreten, wenn die künftige Entwicklung dieser Fragen zu internationalen Schwierigkeiten führen sollte.»

Das war die täuschende Fassade, hinter der sich kurze Zeit nach dem Unterzeichnungsakt in einem anderen Raum des französischen Auswärtigen Amtes zwischen Bonnet und Ribbentrop im grossen Kreise eine ziemlich ungerregte Erörterung der Gesamtlage entspann. Ribbentrop sprach hierbei zum Teil selbst französisch, zum Teil übersetzte ich seine deutschen Worte. Ins Deutsche wurde überhaupt nicht übersetzt. Vielleicht ist darauf das Missverständnis zurückzuführen, das für diese Unterhaltung bezeichnend war.

An einem gewissen Punkt seiner Ausführungen hatte Bonnet, der vorher die Absicht Frankreichs zur stärksten Weiterentwicklung seines Kolonialreiches bekundete, geäußert, Frankreich habe sich auf der Münchener Konferenz am Osten desinteressiert gezeigt. Diese Worte sind in der damaligen Unterredung tatsächlich gefallen, obwohl sie später von französischer Seite bestritten wurden. Ribbentrop aber bezog diese Äusserung Bonnets, die wohl rückblickend nur in Bezug auf die Tschechoslowakei gemeint war, vor allem auch auf die zukünftige Haltung Frankreichs Polen gegenüber, besonders da Bonnet auch noch eine deutsch-polnische Einigung über den Korridor und Danzig empfahl. Bestärkt konnte er in dieser Auffassung durch die damals zwischen Paris und Warschau seit längerer Zeit bestehende Spannung werden, die unter anderem zu schweren Angriffen gegen Polen in der französischen und englischen Presse geführt hatte, als dieses Land unter Ausnutzung der Schwäche der Tschechoslowakei im Anschluss an die Sudetenkrise das Olsa-Gebiet besetzte. «Wenn Hitler jetzt gegen Polen vorgeht, rufe ich Sieg-Heil», hatte damals ein bekannter englischer Schriftsteller und Rundfunkkommentator, Stephen King-Hall, geschrieben.

Ausser diesem missverstandenen Desinteressement Frankreichs an den Ostfragen waren die heftigen Angriffe Ribbentrops gegen England für diese Besprechung kennzeichnend. Aus den scharfen Worten, die der deutsche Aussenminister in Paris gegen die englische Regierung, die englische Presse und gegen einzelne Unterhausabgeordnete, wie Duff Cooper und Eden, fand, erkannte ich sofort die verärgerte «Stimme seines Herrn» wieder, der damals in der Aussenpolitik «England ist an allem schuld» mit derselben Beharrlichkeit ausrief, wie er in der Innenpolitik eine Zeitlang «die Juden sind an allem schuld» erklärt hatte. Dieses «England ist an allem schuld» machte sich Ribbentrop damals in Paris derartig zu eigen, dass ihm selbst der sanfte Bonnet ziemlich energisch entgegenhielt, an der englisch-französischen Zusammenarbeit sei auf keinen Fall irgend etwas zu ändern. Sie stelle die Grundlage für eine Entspannung zwischen Frankreich und Deutschland dar.

Dass Ribbentrop lediglich der allgemeinen Verärgerung Hitlers gegen England Ausdruck gegeben hatte, sich aber dabei keineswegs etwa von der Absicht oder der Hoffnung leiten liess, einen Keil zwischen England und Frankreich treiben zu können, erkannte ich jedoch sofort, als er auf die starken Worte Bonnets ohne weiteres einlenkte und sich mit einer engen englisch-französischen Zusammenarbeit einverstanden erklärte, die, wie er sagte, das Gegenstück zu der deutsch-italienischen Verständigung bilde.

Es herrschte also bei diesem «Freundschaftsbesuch» alles andere als ein freundschaftliches Einvernehmen zwischen Frankreich und Deutschland. Wir wurden zwar von der französischen Regierung mit ausserordentlicher Zuvorkommenheit behandelt; sie schickte uns sogar einen Sonder-

zug mit einem Pullman-Wagen nach Berlin, der für den Besuch des englischen Königs neu gebaut worden war. Aber in der Unterhaltung mit Ribbentrop trat das Misstrauen Frankreichs, besonders der ständigen Diplomaten wie Alexis Léger, uns gegenüber deutlich zutage. Wir begaben uns zwar in voller («Admirals»-) Uniform des Auswärtigen Amtes an den Arc de Triomphe und legten bei der ewigen Flamme, die dort für den unbekanntenen Soldaten brennt, einen grossen Kranz nieder. Die Hakenkreuzschleife wurde sogar im Sonderflugzeug von Berlin herbeigeschafft – unser Protokoll hatte sie in der Eile der Abreise vergessen. Aber wir hatten alle das Gefühl, dass es sich nur um eine theatralische Geste handelte.

Diesen Eindruck hatte auch die Pariser Bevölkerung damals wohl von dem ganzen Freundschaftsbesuch. Soweit wir die Pariser infolge der rigorosen Absperrungen durch die Polizei überhaupt zu Gesicht bekamen, zeigten sie sich völlig apathisch und uninteressiert. Die Welt blickte damals mit einer gewissen Spannung nach Paris und vermutete unendlich viel mehr hinter der dreistündigen Aussprache im Quai d'Orsay, als tatsächlich in dem reichlich oberflächlichen Meinungsaustausch steckte.

Mir persönlich brachte der Besuch in Paris noch ein ganz besonders interessantes Erlebnis. Auf einem Empfang der deutschen Botschaft hatte ich Gelegenheit, mich längere Zeit mit dem von mir sehr geschätzten, berühmten französischen Schriftsteller Jules Romains, dem Verfasser des vielbändigen Monumentalwerkes «Les hommes de bonne volonté» zu unterhalten. Er war offensichtlich angenehm überrascht, dass jemand, der mit Ribbentrop nach Paris gekommen war, mit solcher Begeisterung von seinem Werk sprach wie ich und ihn sogar zitieren konnte. Ich hatte damals schon auf der politischen Bühne genug hommes de bonne volonté, Männer guten Willens, erlebt, um mir darüber klar zu sein, dass die Rettung der Welt aus ihren damaligen (und heutigen) Schwierigkeiten von solchen Männern abhängt, und dass die Fanatiker, gleichgültig welcher Nationalität oder Rasse sie angehören mögen, die eigentlichen Feinde der Menschheit sind.

Die Mode der inhaltlosen Freundschaftsbeteuerungen wurde Ende Januar 1939 im Osten durch einen Staatsbesuch fortgesetzt, bei dem ich Ribbentrop nach Warschau begleitete. Der Gegensatz zwischen den äusseren Formalitäten und dem inneren Gehalt war hier noch bedeutend grösser als in Paris.

Als der Nordexpress am Nachmittag des 26. Januar 1939 in der polnischen Hauptstadt eintraf, war der Bahnsteig mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Eine Ehrenkompanie war zur Stelle, die Militärkapelle liess die Nationalhymnen erklingen und der polnische Aussenminister

Beck empfing uns in Begleitung seiner Gattin, die Frau von Ribbentrop Blumen überreichte, mit zahlreichem Gefolge. Auch hier legten wir am Grabe des unbekanntem Soldaten Polens einen Kranz nieder, und wenn auch die während eines Festbanketts zwischen Beck und Ribbentrop ausgetauschten Trinksprüche nicht gerade in Freundschaftsbeteuerungen schwelgten, so trat der gefährliche Gegensatz nach aussen hin doch keineswegs zutage, der gleich zu Beginn des Jahres bei einem Besuch Becks

auf dem Obersalzberg in ziemlicher Schärfe deutlich geworden war. Der gleiche Gegensatz liess nun auch in den Unterredungen zwischen Beck und Ribbentrop in Warschau die Themen aufklingen, über die es in der zweiten Hälfte des Jahres zum offenen Bruch mit Polen und der Welt kommen sollte.

Bei jener Zusammenkunft zwischen Hitler und Beck vom 6. Januar 1939 offenbarten sich mir die deutsch-polnischen Schwierigkeiten der kommenden Zeit bereits mit aller Deutlichkeit. Sie war die erste in einem Jahre, an dessen (diplomatischem) Ende ich am Morgen des 3. September das zur Kriegserklärung führende englische Ultimatum persönlich aus den Händen des britischen Botschafters entgegennehmen musste. Es ging letzten Endes auf die in der Januarunterredung für mich deutlich gewordenen Konfliktstoffe zurück.

In dieser Januarunterhaltung kam Hitler erneut auf einen Vorschlag zu sprechen, der nach dem Münchener Abkommen entstanden war. Das deutsch-polnische Gespräch war übrigens in Gang gekommen, als Polen wegen der Unabhängigkeitserklärung der früher zur Tschechoslowakei gehörenden Karpatho-Ukraine Bedenken geltend gemacht hatte. Polen wünschte damals bezeichnenderweise die Annexion der Karpatho-Ukraine durch Ungarn und wandte sich gegen die Verpflichtung, die Hitler in München im Zusammenhang mit der Garantie der Rest-Tschechoslowakei übernommen hatte.

In Berchtesgaden richtete sich der deutsche Vorschlag vor allem auf die Rückgabe von Danzig; Polens Wirtschaftsinteressen in dieser Stadt sollten dabei entsprechend gesichert werden. Gleichzeitig verlangte Hitler den Bau einer exterritorialen Autostrasse und Eisenbahnlinie durch den Korridor, um die Verbindung zwischen dem Reichsgebiet und Ostpreussen zu sichern; er bot als Gegenleistung eine ausdrückliche Garantie der deutsch-polnischen Grenzen und eine Erneuerung der am 20. Januar 1934 von ihm als erste grössere aussenpolitische Initiative abgeschlossenen deutsch-polnischen Nichtangriffserklärung.

Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, die von manchen Beobachtern (und Opfern) ziemlich zutreffend als penetrante Insistenz bezeichnet wurde, hatte Ribbentrop bereits am Tage vorher in München Beck stundenlang im wahrsten Sinne des Wortes zugesetzt, um ihn zur Annahme dieser Vorschläge, wenigstens in ihren Grundzügen, zu bewegen. Mit der gleichen störrischen Widerspenstigkeit hatte dies Beck aber

immer wieder abgelehnt. Besonders unnachgiebig war er in Bezug auf Danzig gewesen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so würde hier eine umgekehrte Regelung getroffen worden sein, d.h. er bot Deutschland lediglich die Sicherung seiner wirtschaftlichen Interessen in der Stadt an, wollte aber von einer politischen Rückgliederung nichts wissen. «Das kann ich der öffentlichen Meinung in Polen unter keinen Umständen zumuten», lautete seine stereotype Antwort.

Vor dem grossen Fenster des Berghofes hatte sich diese Diskussion wiederholt, wenn auch Beck diesmal seine Ablehnung in sehr viel mildere Worte kleidete, indem er eine Prüfung des gesamten Fragenkomplexes zusagte, allerdings mit einem Unterton, aus dem man das Nein deutlich erkennen konnte.

Diese Gegensätze kamen mir bei den äusserlich freundlichen Warschauer Veranstaltungen Ende Januar naturgemäss sehr deutlich in Erinnerung. In Warschau versuchte es Ribbentrop mit verdoppelter Hartnäckigkeit noch einmal, die deutschen Vorschläge bei Beck anzubringen, holte sich aber wieder eine glatte Ablehnung; sie wurde durch die geschmeidige und verschleierte Form, in die sie der polnische Aussenminister zu kleiden wusste, kaum weniger eindringlich. Es war der letzte grosse Versuch, auf friedlichem Wege mit Polen zu einem Einvernehmen zu gelangen.

Noch krasser als in Paris und Warschau drängte sich mir der Kontrast zwischen der äusseren Form und dem Inhalt von Besprechungen in den frühen Morgenstunden des verhängnisvollen 15. März 1939 auf, den ich persönlich als den Beginn des Anfangs vom Ende ansehe. Kurz nach 1 Uhr nachts wurden der tschechische Staatspräsident Dr. Hacha und sein Aussenminister Ghvalkovsky von Hitler in der Reichskanzlei empfangen. Die geheimnisvolle Unterredung mit dem sensationellen Ausgang der Errichtung eines deutschen Protektorats über Böhmen und Mähren, über deren nähere Umstände in der Welt damals und später so viel gerätselt worden ist, fand in einem Raum der soeben fertiggestellten neuen Reichskanzlei statt, der infolge seiner Grösse den Namen Arbeitszimmer ziemlich zu Unrecht führte. Es war ein hoher, braun getäfelter Saal, an dessen einem Ende Hitlers Schreibtisch stand. In der anderen Ecke war ein offenes Viereck aus einer Kombination von Polsterbänken und tiefen Sesseln um einen niedrigen, runden Tisch herum gebildet worden. An der Fensterseite stand ein langer, aber nicht schwerfällig wirkender Tisch, während die freigebliebene Mitte des Raumes in ihrer ganzen Weite mit einem dicken Teppich bedeckt war. Die dunkle Täfelung und der braun abgetönte Teppich verbreiteten in dem nur durch einige bronzene Stehlampen erhellten Raum eine düstere Atmosphäre, welche die Gemälde und das kleine Standbild Friedrichs

des Grossen auf einem der Tische im Halbdunkel nur undeutlich erkennen liess und einen passenden Rahmen für die tragische Szene jener Nacht bildete.

Der kleine, ältere Herr mit den dunklen Augen in dem vor Erregung geröteten Gesicht, der, gefolgt von dem tschechischen Aussenminister, kurz nach 1 Uhr in diesen Raum geführt wurde, war der Nachfolger Beneschs, Staatspräsident Hacha. Er hatte sein Bestes getan, um dem riesigen Nachbarn Deutschland, der die klein gewordene Tschechoslowakei von drei Seiten umgab, keinen Anlass zur Kritik zu geben. Mehrmals war ich in Berlin bei Unterredungen zugegen, in denen sein Aussenminister Chvalkovsky Ribbentrop die Wünsche sozusagen an den Augen abzulesen versuchte, um nur ja keinen Anstoss bei ihm zu erregen. Auf wirtschaftlichem Gebiet war er zu einer Zollunion und einem Präferenzsystem bereit gewesen, und auf politischem Gebiet war er in jeder nur denkbaren Weise entgegengekommen. Das hatte der kleine, dunkelhäutige, in seiner Verängstigung pathetisch wirkende Aussenminister einmal mit nicht zu übertreffender Eindringlichkeit Ribbentrop gegenüber in stark böhmischem Akzent zum Ausdruck gebracht: «Und aussenpolitisch möchten wir uns an Sie anlehnen, Herr Reichsminister, wenn Sie gestatten.»

Aber es hatte alles nichts genützt. Die Tschechen waren nun einmal für Hitler das rote Tuch. Ich schrieb das damals seiner österreichischen Vergangenheit zu, während ich heute seine unvernünftige Wut auf die Tschechen irgendwie in Zusammenhang mit der Theorie bringe, dass er selbst tschechisches Blut in den Adern hatte. Schon Anfang Januar hörte ich aus der Reichskanzlei, dass Hitler beschlossen habe, den tschechischen Staat zu liquidieren. Ich war über diese Ankündigung entsetzt, hatte ich doch selbst während der Sudetenkrise mehrere Male in Gesprächen mit Chamberlain Hitlers Zusicherung an den englischen Premierminister übersetzt, dass das Sudetenproblem seine letzte territoriale Forderung sei. «Wir wollen keine Tschechen», klang es mir noch aus der Sportpalastrede ins Ohr. In der Münchener Privatwohnung hatten Hitler und Chamberlain sich gegenseitig versichert, «wir sind entschlossen, auch andere Fragen ... nach der Methode der Konsultation zu behandeln.»

Wenn man den Exponenten der Friedenspolitik gegenüber dem Reich, den in der ganzen Welt – und in Deutschland, wie ich es selber erlebt hatte – hoch geachteten englischen Premierminister Chamberlain, persönlich in dieser nicht zu übertreffenden Weise vor den Kopf stiess und ihn vor der ganzen Welt lächerlich machte, indem man alle mündlich und schriftlich abgegebenen Zusagen zerriss und ihm mit einer herausfordernden Geste vor die Füsse schleuderte, würde das Unheil nicht lange auf sich warten lassen. Meine Kenntnis der wahren Absichten Hitlers schärfte natürlich meine Augen für die Hintergründe der

Pressekampagne gegen die Rest-Tschechoslowakei sowie der Unabhängigkeitserklärung der Slowakei und der Karpatho-Ukraine. Ich war daher nicht überrascht, als ich wenige Tage vor dem 13. März erfuhr, dass der Einmarsch in das tschechische Gebiet auf die ersten Morgenstunden des 15. März festgesetzt sei.

Auch Hacha und Ghvalkovsky hatten das Unheil herankommen sehen und machten noch in letzter Minute eine verzweifelte Anstrengung zur Rettung ihres Landes, indem sie um eine Unterredung mit Hitler nachsuchten. Dieser hatte sich bereit erklärt, sie nach Berlin kommen zu lassen. Sie waren, getreu jenem Kontrastspiel, von dem ich vorher schon sprach, am Anhalter Bahnhof mit allen Ehren empfangen worden, die einem Staatsoberhaupt zustehen. Auch bei ihrem Erscheinen in der Reichskanzlei war im Ehrenhof die Wachkompanie der Leibstandarte, deren Musikzug den Präsentiermarsch intonierte, angetreten, und Hacha hatte – groteskerweise – die Ehrenfront abgeschritten.

Nach der trügerischen äusseren Form trat in Hitlers düsterem Arbeitszimmer dann die politische Wirklichkeit um so unverhüllter in Erscheinung. Es war keine intime Besprechung von Mann zu Mann, sondern der Kreis der Anwesenden war verhältnismässig gross. Aber ausser Hitler waren einschliesslich Göring und Ribbentrop alle anderen nur Statisten. Das galt auch für Hacha und Chvalkovsky.

Ich hatte schon längere Sitzungen mit Hitler erlebt als diese kaum eine dreiviertel Stunde währende Besprechung. Ich hatte Hitler auch schon erheblich erregter gesehen als bei dieser Auseinandersetzung mit den Tschechen. Aber ich habe nie eine folgenschwerere Aussprache aufgezeichnet.

Eine Aussprache im eigentlichen Sinne war es nicht. Es handelte sich mehr um eine einzige, grosse Anklage gegen die Tschechen von seiten Hitlers, der das ganze «Sündenregister», das er während der Sudetenkrise in den Besprechungen mit den Engländern und Franzosen bereits ausgiebig dargelegt hatte, hier wiederholte, ohne irgendwelche neuen Gesichtspunkte anzuführen. Gegenüber dem Regime Benesch, so behauptete Hitler, habe sich nichts geändert. Der Benesch-Geist lebe auch in der neuen Tschechoslowakei unter der Oberfläche weiter. Das solle kein Ausdruck des Misstrauens gegenüber Hacha sein, denn von seiner Loyalität sei man in Deutschland überzeugt. Es sei jedoch zum Schutze des Reiches notwendig, dass es das Protektorat über die Rest-Tschechoslowakei übernehme, um selbst nach dem Rechten sehen zu können.

Hitler hatte seine Ausführungen zum Teil recht temperamentvoll vorgebracht. Über die Tschechen und Benesch ruhig zu sprechen, war ihm wohl überhaupt unmöglich. Dennoch ist es in jener Nacht nicht zu den turbulenten Szenen zwischen ihm und Hacha gekommen, von denen die Auslandspresse damals und später geschrieben hat. Ich selbst

habe Hitler, wie gesagt, bei anderen Gelegenheiten, so z.B. bei der Unterredung mit Sir Horace Wilson Ende September 1938, erheblich aufgeregter gesehen.

Hacha und Ghvalkovsky sassen wie versteinert in ihren Sesseln, während Hitler sprach. Nur an ihren Augen konnte man erkennen, dass es sich um lebende Menschen handelte. Es muss für beide ein ausserordentlich schwerer Schlag gewesen sein, aus dem Munde Hitlers zu erfahren, dass das Ende ihres Landes gekommen war. Sie waren von Prag noch in der Hoffnung abgefahren, sie würden mit Hitler verhandeln können. Noch auf dem Bahnsteig, kurz bevor Hacha in einem plötzlich einsetzenden Schneegestöber die Front der vor dem Anhalter Bahnhof aufgestellten «Ehren»-Formation abschnitt, hatte ihm der tschechoslowakische Gesandte in Berlin, Mastny, mitgeteilt, dass deutsche Truppen bereits die tschechische Grenze bei Ostrau überschritten hätten. Dann hatte Hacha stundenlang im Adlon auf den Anruf aus der Reichskanzlei warten müssen, bis er schliesslich um 1 Uhr nachts von Hitler empfangen wurde.

Es war erstaunlich, wie sich der alte Herr trotz all dieser Aufregungen in der Besprechung mit Hitler noch aufrecht hielt. «Der Einmarsch der deutschen Truppen ist unabwendbar», sagte Hitler. «Wenn Sie Blutvergiessen verhindern wollen, dann telefonieren Sie am besten sofort mit Prag und geben Weisung an Ihren Kriegsminister, dass kein Widerstand von den tschechischen Truppen geleistet wird.» Mit diesen Worten beendete Hitler die sensationelle Unterredung.

Aber die Telefonverbindung mit Prag war unterbrochen. Ich wurde von dem sehr nervösen Ribbentrop während der Verhandlungspause beauftragt, «festzustellen, wer da wieder einmal versagt hat». Ich setzte telefonisch Himmel und Hölle (im Postministerium) in Bewegung, erhielt jedoch immer nur die Antwort, dass die deutsche Leitung in Ordnung sei, Prag sich aber nicht mehr melde. «Rufen Sie sofort in meinem Auftrag den Reichspostminister persönlich an», schrie Ribbentrop hochrot vor Zorn, und ich setzte meine Bemühungen in dem Bewusstsein fort, dass das Nichtzustandekommen der Verbindung mit Prag vielen Menschen das Leben kosten könnte, wenn es etwa zu Kampfhandlungen zwischen deutschen und tschechischen Truppen käme.

In der Zwischenzeit sprach Göring in einem anderen Zimmer der neuen Reichskanzlei mit Hacha. Einmal meldete sich plötzlich Prag und ich stürzte in das Zimmer, in dem Göring und Hacha miteinander verhandelten, um von dort aus die Verbindung herzustellen. Beidesassen ruhig am Tisch und unterhielten sich ohne irgendwelche Zeichen von Erregung. Als Hacha hörte, dass er mit Prag sprechen könne, ging er sofort ans Telefon. Ich blieb noch einen Augenblick im Zimmer, um festzustellen, ob das Gespräch auch wirklich zustande kam. Das war sehr gut, denn nach kaum einer Minute war die Verbindung schon

wieder abgebrochen. Ich verliess das Zimmer, um «den Postminister sofort aus dem Bett zu holen», wie mir Ribbentrop mit einer bösen Bemerkung über die «Herren Minister, die in einer solchen Situation schlafen, während wir hier schwer arbeiten», aufgetragen hatte. Kaum war ich wieder am «Kurbeln», als ich durch die offene Tür auf dem Gang Görings Stimme laut nach Professor Morell, dem Leibarzt Hitlers, rufen hörte. «Hacha hat einen Schwächeanfall bekommen», sagte Göring erregt, «hoffentlich passiert ihm nichts», und fügte dann etwas nachdenklich hinzu: «Es war für so einen alten Mann wohl ein recht anstrengender Tag».

«Wenn Hacha jetzt wirklich etwas zugestossen ist», dachte ich bei mir in den Pausen zwischen den Telefongesprächen wegen der Verbindung mit Prag, «dann sagt morgen die ganze Welt, er sei hier in der Nacht in der Reichskanzlei umgebracht worden.» Aus diesen düsteren Gedanken wurde ich sehr schnell herausgerissen, als mir unsere Telefonzentrale vom Auswärtigen Amt, «die samt ihrem Leiter sofort entlassen wird, wenn sie die Verbindung nicht binnen einer Stunde zustandebringt», wie Ribbentrop getobt hatte, mitteilte, dass Prag nunmehr endgültig sprechbereit sei.

Ich ging nun wieder in das Zimmer, in welchem Hacha und Göring gegessen hatten. Sie waren immer noch dort, unterhielten sich aber bei meinem Hereinkommen nur ganz leise miteinander. Hacha war von seinem Schwächeanfall kaum noch etwas anzumerken, jedenfalls nicht äusserlich. Die Spritze von Morell schien ihn wieder hergestellt zu haben.

Hacha und Chvalkovsky sprachen dann mit Prag. Ich blieb noch eine Minute bei ihnen und verliess mit Göring das Zimmer, als ich sie auf tschechisch weitersprechen hörte. Sehr gut schien mir die Verständigung nicht zu sein, denn Chvalkovsky, der zuerst telefonierte, musste ganz laut und langsam sprechen.

In der Zwischenzeit kümmerte ich mich im Sekretariat um die Reinschrift der nur wenige Zeilen umfassenden Erklärung, in der es hiess: «Bei der Zusammenkunft (zwischen Hitler und Hacha) ist die durch die Vorgänge der letzten Wochen auf dem bisherigen tschechoslowakischen Staatsgebiet entstandene ernste Lage in voller Offenheit einer Prüfung unterzogen worden. Auf beiden Seiten ist übereinstimmend die Überzeugung zum Ausdruck gebracht worden, dass das Ziel aller Bemühungen die Sicherung von Ruhe, Ordnung und Frieden in diesem Teile Mitteleuropas sein müsse. Der tschechoslowakische Staatspräsident hat erklärt, dass er, um diesem Ziel zu dienen und um eine endgültige Befriedung zu erreichen, das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt. Der Führer hat diese Erklärung angenommen und seinem Entschluss Ausdruck gegeben, dass er das tschechische Volk unter den

Schutz des Deutschen Reiches nehmen und ihm eine seiner Eigenart gemässe autonome Entwicklung seines völkischen Lebens gewährleisten wird.»

Um 3 Uhr 55 am Morgen des 15. März wurde dieser Text, der von Hitler vorher bereitgehalten worden war, von ihm und Hacha sowie von Ribbentrop und Ghvalkovsky unterzeichnet. Dass dieses Ende der Tschechoslowakei gleichzeitig die Einleitung des Finis Germaniae sein würde, war wohl nur wenigen der Beteiligten klar, die kurz danach erschöpft und übermüdet das grosse, graue Gebäude am Wilhelmplatz verliessen.

«Der Weltöffentlichkeit ist ein schwererer Schlag als jemals zuvor, selbst durch das gegenwärtige Regime in Deutschland, versetzt worden», übersetzte ich für Hitler wenige Tage später aus einer Rede Chamberlains, die er am 17. März, also nur zwei Tage nach dieser Begebenheit, in Birmingham gehalten hatte. «In Godesberg hat mir Herr Hitler mit grossem Ernst wiederholt, was er bereits in Berchtesgaden erklärt hatte – nämlich, dass dies (das Sudetenland) die letzte seiner territorialen Ambitionen in Europa sei, und dass er nicht beabsichtige, Angehörige anderer Rassen als der deutschen in das Reich einzubeziehen.» Ich erinnerte mich sehr deutlich dieser Worte Hitlers, die ich Chamberlain selbst übersetzt hatte. In seiner Rede in Birmingham war Chamberlain dann fortgefahren: «Herr Hitler hat diese Darstellung des Gespräches selbst in seiner Sportpalastrede bestätigt.» Und dann zitierte Chamberlain noch wörtlich den Ausspruch Hitlers in der gleichen Sportpalastrede: «Ich bin nicht mehr am tschechischen Staat interessiert, und das wird ihm garantiert! Wir wollen gar keine Tschechen!»

Aber Chamberlain ging in seiner Abrechnung mit Hitler noch weiter. Er wies auf das auch von Hitler unterzeichnete Münchener Abkommen hin, dessen Abschnitt 6 besage: «Die endgültige Festlegung der Grenzen (der Tschechoslowakei) wird durch den internationalen Ausschuss vorgenommen werden.» Hier betonte Chamberlain besonders das Wort ‚endgültig‘. Und schliesslich erwähnte er noch, dass Hitler in der deutsch-englischen Erklärung, die er und Chamberlain unterzeichnet hatten, erklärt habe, «wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultation zu behandeln.»

«Kann man ..., nachdem sich Hitler derartig über so feierlich und so wiederholt abgegebene Zusicherungen hinweggesetzt hat, irgendwelchen weiteren Versprechungen, die er macht, noch Glauben schenken?», hiess es weiter in der Chamberlain-Rede. Ob Hitler meine Übersetzung je zu Gesicht bekommen hat, weiss ich nicht – dem deutschen Volk wurden damals diese Dinge vorenthalten. Aber Hitler selbst muss sich, auch ohne die Chamberlain-Rede gelesen zu haben, über den Vertrauensbruch, den er begangen hatte, sehr wohl im Klaren gewesen sein.

«Hitler hat mich hintergangen, er hat mich lächerlich gemacht», sagte Daladier damals zum deutschen Botschafter in Paris. Aber es blieb nicht bei Worten. «Die Zeit zum Reden ist vorbei», erklärte Daladier in der Kammer, als er sich Sondervollmachten zum Ausbau der Landesverteidigung geben liess. Verhandlungen zwischen Frankreich und England zum Schutze Polens und Rumäniens gegen Deutschland wurden sofort aufgenommen. Europa war in Bewegung geraten.

«Eine weitere Verfolgung des Planes hinsichtlich Danzig bedeutet Krieg mit Polen», erklärte der polnische Botschafter Lipski am 26. März 1939 in einer Unterredung mit Ribbentrop, in der er endgültig die deutschen Vorschläge zur Regelung der polnischen Frage einschliesslich der exterritorialen Autobahn ablehnte. Mit schneidender Schärfe antwortete ihm Ribbentrop: «Wenn Polen die Gebietshoheit Danzigs verletzt, so werden wir das als eine Verletzung der deutschen Grenze ansehen.» Kurz danach traf ein Telegramm des deutschen Botschafters von Moltke aus Warschau ein, dem Beck erklärt hatte, wenn Ribbentrop ein gewaltsames Vorgehen Polens gegen Danzig als casus belli bezeichne, so antworte er darauf, dass jeder Versuch Deutschlands, den Status Danzigs einseitig zu ändern, von Polen als casus belli angesehen werde.

Ende März übersetzte ich für Hitler eine Erklärung Ghamberlains. Diesmal wusste ich, dass Hitler sie bestimmt lesen würde. Sie lautete: «Ich habe dem Unterhaus mitzuteilen, dass die Regierung seiner Majestät im Falle eines Vorgehens, das die polnische Unabhängigkeit klar bedroht und von dem die polnische Regierung demgemäss der Ansicht ist, dass ein Widerstand gegen ein solches Vorgehen mit ihrer Wehrmacht für sie von lebenswichtigem Interesse ist, sich verpflichtet fühlen würde, der polnischen Regierung alle in ihrer Macht stehende Unterstützung zuteil werden zu lassen. Die britische Regierung hat der polnischen Regierung gegenüber zu diesem Zweck eine entsprechende Zusicherung abgegeben. Ich darf hinzufügen, dass mich die französische Regierung ermächtigt hat, zu erklären, dass sie in dieser Angelegenheit die gleiche Stellung einnimmt wie die britische Regierung ... Die britischen Dominions sind darüber voll und ganz unterrichtet worden.» So war innerhalb von 14 Tagen nach dem «triumphalen» Einzug Hitlers auf dem Hradschin in Prag bereits die Bühne vorbereitet, auf der sich Ende August das deutsche Drama abspielen sollte.

In den nächsten Wochen spiegelte sich in meiner Tätigkeit die Neugruppierung der Parteien wider, die sich dann im September mit der Waffe in der Hand gegenübertraten. Freund und Feind fingen in jenen Tagen an, sich als solche zu erkennen zu geben, und zwischen beiden gab es die Gruppe der Schwankenden und Zaudernden, die nicht nur in Berlin, sondern auch in den Hauptstädten der westlichen Demokratien Besuche machten.

Am Abend des 14. April traf ich Göring in Rom, wo er am 15. in dem grossen, kahlen Arbeitszimmer Mussolinis im Palazzo Venezia den etwas besorgt dreinblickenden Italienern die Notwendigkeit des deutschen Vorgehens gegen die Tschechoslowakei und die Vorteile der jetzigen Lage, besonders bezüglich der Rüstungskapazität gegenüber den westlichen Demokratien durch die Erwerbung der Skoda-Werke, auseinandersetzte.

Scharfe Worte fielen gegen England und noch schärfere gegen Polen. Mussolini machte ein bedenkliches Gesicht, wenn er auch seine offensichtliche Unruhe über die immer tollkühner werdenden Andeutungen Görings hinter starken Worten verbarg. Ciano, der sich in Anwesenheit Mussolinis, wie immer, ausschwig, brachte seine Bedenken vorsichtig in einer Unterredung zum Ausdruck, die er mit Göring unter vier Augen in meiner Gegenwart bei einem Essen im Wehrmachtclub führte.

«Was mich bei diesen Unterredungen am meisten beunruhigt hat», schreibt Ciano in seinem Tagebuch am 16. April 1939, «war der Ton, mit dem sich Göring über die Beziehungen zu Polen ausliess: er erinnerte nur allzu sehr an die Ausdrucksweise, die vor einiger Zeit gegenüber Österreich und der Tschechoslowakei angewandt wurde. Die Deutschen aber täuschen sich, wenn sie glauben, auf analoge Weise gegen die Polen Vorgehen zu können ... Diese werden die Waffen erst niederlegen, nachdem sie schwer gekämpft haben.»

Während unserer Anwesenheit in Rom erinnerte uns eine grosse, in malerische Landestracht gekleidete albanische Delegation an den Gewaltstreik, den Mussolini am Karfreitag, den 7. April 1939, gegen Albanien unternommen hatte. Der italienische Botschafter in Berlin hatte kurz nach dem deutschen Einmarsch in Prag Hitler schon Andeutungen darüber gemacht. Seinen Worten hatte ich damals entnommen, dass Mussolini nach den gelungenen Unternehmungen seines Diktatorkollegen gegen Österreich und die Tschechoslowakei nunmehr aus Prestigerück-sichten das dringende Bedürfnis empfinde, auch seinerseits einen Erfolg melden zu können. Bei der Unterredung mit dem italienischen Botschafter war Hitler noch zurückhaltender gewesen als Mussolini hier in Rom gegenüber Göring. Hitler hatte zuerst geglaubt, Mussolinis Unternehmung würde sich gegen Frankreich richten, und hatte vor übereilten Schritten gewarnt. Das zeigte mir, dass er nach dem Überfall auf Prag wegen der Reaktion der Westmächte besorgt war und jedenfalls zu diesem Zeitpunkt keine weiteren Komplikationen wünschte.

Noch ein zweites, wichtigeres Ereignis trat während unserer Anwesenheit in Rom ein. Amerika schaltete sich, ebenfalls durch den Einmarsch in Prag aufgeschreckt, in die europäische Diskussion ein.

«Zwei Nationen in Europa und eine in Afrika haben ihre Unabhängigkeit verloren.» Mit diesen Worten wandte sich Roosevelt in einer persönlichen Botschaft an Hitler und Mussolini. Auch ohne dass es Cordell Hull jetzt in seinen Memoiren ausdrücklich betont, war damals schon klar, dass es sich dabei um Österreich, die Tschechoslowakei und Abessinien handelte. «Ein grosses Gebiet einer anderen unabhängigen Nation im Fernen Osten ist von einem benachbarten Staat besetzt worden», fuhr Roosevelt fort, und hatte mit diesen wenigen Worten die bedrohlichen Entwicklungen der Vergangenheit charakterisiert. «Berichte, von denen wir hoffen, dass sie nicht zutreffen, deuten auf weitere geplante Aggressionen gegen andere unabhängige Völker hin.» Das war ein deutlicher Hinweis auf Polen, jedenfalls verstand Göring, dem ich den Appell Roosevelts übersetzte, die Anspielung sofort. «Sind Sie bereit», fragte Roosevelt Hitler und Mussolini, «eine Versicherung abzugeben, dass Ihre Streitkräfte das Gebiet oder die Besitzungen folgender unabhängiger Nationen weder angreifen noch in sie einfallen werden?» Diese Frage bezog sich auf 30 namentlich genannte Länder innerhalb und ausserhalb Europas. Roosevelt schlug sodann vor, dass dieses Nichtangriffsversprechen für einen Zeitraum von zehn bis fünfundzwanzig Jahren abgegeben werden, und dass es auch zweiseitig unter den betroffenen Nationen vereinbart werden sollte. Ausserdem bot er die amerikanische Vermittlung für die Regelung der europäischen Schwierigkeiten am Konferenztisch an.

«Ich habe mir die Mühe genommen, bei den angeführten Staaten festzustellen ..., ob sie sich bedroht fühlen und ob diese Anfrage Herrn Roosevelts an uns durch eine Anregung ihrerseits oder wenigstens mit ihrem Einverständnis erfolgt sei. Die Beantwortung war eine durchgehend negative, zum Teil schroff ablehnende», antwortete Hitler kurz nach unserer Rückkehr nach Berlin in einer langen Rede vor dem Reichstag am 28. April. «Durchgehend negativ und schroff ablehnend» war die ganze wütende Rede des über die Reaktion auf sein Prager Abenteuer erbosten deutschen Diktators. «Wenn ... England heute in der Publizistik und offiziell die Auffassung vertritt, dass man gegen Deutschland unter allen Umständen auftreten müsse, und dies durch die uns bekannte Politik der Einkreisung bestätigt, dann ist damit die Voraussetzung für den Flottenvertrag beseitigt. Ich habe mich daher entschlossen, dies der britischen Regierung mit dem heutigen Tage mitzuteilen». Damit sanken Ribbentrops diplomatische Lorbeeren von 1935 in den Staub. «Ich sehe ... das von mir und dem Marschall Pilsudski seinerzeit geschlossene Abkommen als durch Polen einseitig verletzt an und damit als nicht mehr bestehend. Ich habe dies der polnischen Regierung mitgeteilt». Das war Hitlers zornige Antwort auf die englische und französische Garantie an Polen.

Für den Sprachendienst im Auswärtigen Amt war in jener Nacht wieder Hochbetrieb, denn die Rede wurde in einer herausfordernden Geste der amerikanischen Botschaft mit der Bemerkung übersandt, dies sei die Antwort auf Roosevelts Appell.

Zwischen diesen Fronten, die sich allmählich immer deutlicher abzeichneten, standen die Schwankenden, die sich noch für keine der beiden Parteien entschieden hatten. Dazu gehörte der Aussenminister Rumänien, Gafencu, der am 19. April in Berlin eintraf und sich von Ribbentrop schwere Vorwürfe anhören musste, weil er in einer durch den Marsch nach Prag und die Besetzung Albaniens hervorgerufenen Schrecksekunde eine englische Garantieerklärung angenommen hatte. Er reiste von Berlin nach London und Paris.

Eine weitere «schwankende Gestalt» war der Prinzregent Paul von Jugoslawien, der Anfang Juni in Berlin weilte. Auf ihn, einen hochgebildeten, künstlerisch interessierten Mann, der «sehr zu seinem Bedauern», wie ich ihn öfter sagen hörte, die Nachfolge des ermordeten Königs Alexander antreten musste, versuchte Hitler vor allem durch Zurschaustellung der deutschen militärischen Macht einzuwirken. «Es sollen möglichst viel feige Zivilisten und Demokraten eingeladen werden, denen ich eine Parade der modernsten aller Wehrmächten vorführen will», hatte Hitler Ribbentrop gegenüber vor seinem 50. Geburtstag geäußert, und nach diesem Rezept, das übrigens bei Gafencu nicht gewirkt hatte, verfuhr er im Juni auch beim Prinzen Paul, allerdings ohne wesentlich besseren Erfolg. Ähnlich verliefen die Besprechungen mit dem bulgarischen Ministerpräsidenten Kiosseiiwanow, den ich bereits 1938 in Sofia kennengelernt hatte.

Eine völlige Absage erteilte auch der Generalsekretär des türkischen Auswärtigen Amtes, Numan Memenencoglu, der etwas später, im Juli, mit Ribbentrop eine lange Auseinandersetzung auf dessen Landsitz Sonnenburg bei Bad Freienwalde hatte. Mit einer nervtötenden Eindringlichkeit riet Ribbentrop ihm immer wieder von neuem, den Anschluss der Türkei an die Achse vorzubereiten und Deutschland an dem Montreux-Abkommen über die Meerengen zu beteiligen. Numan wich mit einer bewunderungswürdigen, fast akrobatisch anmutenden Geschicklichkeit immer wieder aus, und nach stundenlangen Reden gab selbst der hartnäckige Ribbentrop innerlich grollend das Rennen auf.

Ende Mai und Anfang Juni hatte ich ausserdem noch an kurzen Verhandlungen zwischen Ribbentrop und den Aussenministern der baltischen Staaten Estland, Lettland sowie dem Aussenminister Dänemarks in Berlin teilgenommen, in denen Nichtangriffsverträge zwischen diesen Ländern und Deutschland geschlossen wurden. Sie waren eine indirekte Folge des Rooseveltschen Appells.

Gegenüber all diesen «unsicheren Kantonisten» wurde angesichts der Gegenaktionen der westlichen Demokratien das Verhältnis zu Italien besonders gefestigt. Am Abend des 4. Mai fuhr ich mit Ribbentrop und einer kleinen Delegation nach Mailand ab, wo sich die beiden Aussenminister Deutschlands und Italiens in einer längeren Unterredung über ein formelles Bündnis einigten. In dessen Artikel I verpflichteten sich die vertragschliessenden Teile, «ständig in Fühlung miteinander zu bleiben, um sich über alle gemeinsamen Interessen oder die die europäische Gesamtlage berührenden Fragen zu verständigen». Artikel III besagte: «Wenn ... einer von ihnen in kriegerische Verwicklungen mit einer anderen Macht ... gerät, wird ihm der andere vertragschliessende Teil sofort als Bundesgenosse zur Seite treten und ihn mit allen seinen militärischen Kräften zu Lande, zur See und in der Luft unterstützen.» In Artikel V verpflichteten sich beide Länder, «schon jetzt, im Falle eines gemeinsam geführten Krieges Waffenstillstand und Frieden nur in vollem Einverständnis miteinander abzuschliessen».

Dieser sogenannte «Stahl-Pakt» wurde erst am 22. Mai in Berlin im grossen Empfangssaal der neuen Reichskanzlei mit ausserordentlichen Feierlichkeiten von Ribbentrop und Ciano im Beisein Hitlers unterzeichnet. Das war Hitlers drohende Antwort auf Englands und Frankreichs Abwehrmassnahmen, die in einer verstärkten englisch-französischen Zusammenarbeit, den englisch-französischen Beistandsversprechungen an Polen und Rumänien, den Vollmachten des französischen Parlaments an Daladier für den Ausbau der Verteidigungsmittel und in der Einführung der Wehrpflicht in England am 27. April 1939 ihren Ausdruck gefunden hatten.

Deutlicher zeichnete sich die kommende Front ab. Italien hatte sich in dieser Stunde endgültig Deutschland verschrieben. Wie in Rom bei den Unterhaltungen mit Göring, fiel mir hier auch in Berlin wieder bei Ciano eine gewisse Zurückhaltung auf, die fast einer Angst vor der eigenen Courage gleichkam. In seinen Unterhaltungen mit Ribbentrop und Hitler betonte der italienische Aussenminister damals bereits in auffälliger Weise das Interesse der beiden Bundesgenossen an einer längeren friedlichen Entwicklung, die er auf mindestens 3 Jahre veranschlagte.

Im Laufe des Sommers verstärkte sich die Spannung in Europa fast täglich. In allen Ländern begann man mehr oder weniger offen mit Kriegsvorbereitungen. Drohende, warnende oder herausfordernde Reden füllten den Äther und die Spalten der Zeitungen. Nachdem die Besuchsreihe Ende Juli mit den fruchtlosen Besprechungen zwischen Ribben-

trop und dem türkischen Staatssekretär des Auswärtigen zunächst abgeschlossen war, reiste ich in einer dunklen Vorahnung, dass ich im nächsten Monat wahrscheinlich sehr viel zu tun haben würde, auf ein paar Tage nach Norderney zur Erholung. Kaum hatte ich nach mehrtägigem Suchen in dem überfüllten Badeort ein Quartier gefunden, als sich

auch schon das Auswärtige Amt am Telefon meldete. «Es tut uns sehr leid, aber Sie müssen Ihren Urlaub unterbrechen», erklang eine befreundete Stimme aus Berlin. «Die Sondermaschine des Auswärtigen Amtes ist schon unterwegs. Bitte, seien Sie in ungefähr zwei Stunden am Flugplatz.»

Pünktlich zog die altbekannte Ju 52, die AMYY, eine Schleife um die Insel, ehe sie landete. Der Flugkapitän, ein Namensvetter von mir, wusste zunächst auch nicht, wohin die Reise gehen sollte. «Die Weisung bekomme ich kurz nach dem Abflug», sagte er etwas geheimnisvoll. Unser Flug ging dann in die entgegengesetzte Ecke des Reiches, nach Salzburg. Ich wurde für einen überraschenden Besuch Cianos gebraucht, der am 11. August in Salzburg eintraf. Er selbst und die italienische Delegation waren in heller Aufregung.

«Sie können mir glauben», sagte der italienische Botschafter Attolico im Hotel österreichischer Hof in Salzburg zu mir, «England und Frankreich sind diesmal entschlossen, es zum Kriege kommen zu lassen, wenn Deutschland gegen Polen nach derselben Methode vorgeht wie gegen die Tschechoslowakei.» Ich stimmte ihm ohne weiteres zu. «Mich brauchen Sie nicht zu überzeugen. Wenn Ihr Aussenminister in seiner Besprechung mit Hitler diese Ansichten vertritt, dann können Sie sich darauf verlassen, dass ich seine Ausführungen mit vollster Überzeugung und grosser Eindringlichkeit übersetzen werde», antwortete ich ihm. «Sie werden in diesen Tagen wieder viel zu tun haben», erwiderte Attolico, «und Sie werden dem Reichskanzler genau das übersetzen müssen, was ich Ihnen eben auseinandergesetzt habe, denn deswegen ist Ciano von Mussolini zu Hitler gesandt worden.»

Zunächst fuhren wir nach Schloss Fuschl, einem der Landsitze Ribbentrops, das einige Kilometer von Salzburg an einem See gleichen Namens in einer malerischen Landschaft liegt. Ciano versuchte, sich seines Auftrages zu entledigen. Er redete mit Engelszungen, warnte, beschwichtigte und unterstrich die italienische Schwäche. Aber es half nichts. Ribbentrop befand sich bereits in einem Zustand fieberhafter Aufregung, wie ein Jagdhund, der ungeduldig darauf wartet, von seinem Herrn auf die Beute losgelassen zu werden. Er erging sich in verkrampt übertriebenen Angriffen gegen England, Frankreich und Polen, verstieg sich zu grotesken Erklärungen über die deutsche Macht und war völlig untraintabel.

Am Abend dieses Tages war wieder jene Kontrastwirkung zwischen dem Ernst der damaligen Lage und den spielerischen Äusserlichkeiten in Erscheinung getreten, die einen festen Bestandteil der Zusammenkünfte dieses ganzen Schicksalsjahres fast bis zur letzten Woche des August bildete, als die Entscheidung über Sein oder Nichtsein fiel. Nach dem Gespräch in Fuschl um Krieg oder Frieden machten wir mit Ciano einen Ausflug nach St. Wolfgang, wo wir im Weissen Rössl

inmitten eines lustigen Volksfestes unter den nichtsahnenden Sommergästen dieses berühmten Kurortes zu Abend assen, genau so wie wir einige Wochen vorher nach Abschluss des Militärbündnisses in Mailand in der Villa d'Este am Comer See von den Italienern eines jener rauschenden, hocheleganten Friedensfeste vorgesetzt bekommen hatten, das in seltsamem Gegensatz zu den sich über Europa auftürmenden Gewitterwolken stand.

Am nächsten Tage fuhren wir zu Hitler. In dem grossen Besprechungszimmer auf dem Berghof herrschte Gewitterschwüle. Hitler war, genau so wie Ribbentrop am Vortage, vollständig auf Krieg eingestellt, nur wirkte die Kampfentschlossenheit bei ihm nicht so verkrampft wie bei seinem Aussenminister. Dass dieser wieder einmal nur die «Stimme seines Herrn» gewesen war, merkte man sofort an der Gleichheit der Argumente, die Hitler an diesem Tage vorbrachte. «Die Engländer sind an allem schuld», war das Leitmotiv, «die Polen haben eine schwere Lektion nötig, die Demokratien sind Deutschland unterlegen und werden nicht kämpfen» war der Kehrreim, und die militärische und technische Überlegenheit des Reiches bildete den immer wiederkehrenden Grundton der Ausführungen des deutschen Diktators.

Ciano ging an diesem ersten Tage Hitler sehr energisch zu Leibe. Er musste wohl vom Duce genauestens instruiert worden sein, wie er in seinem Tagebuch berichtet, Hitler auf den «Wahnsinn» einer kriegerischen Unternehmung hinzuweisen. Mehr als einmal betonte er mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck, dass der Krieg gegen Polen keineswegs auf dieses Land beschränkt bleiben würde. Diesmal würden die westlichen Demokratien bestimmt in den Krieg eintreten.

Das weitere Thema, das ersichtlich auf Weisung des Duce in seinen Darlegungen immer wiederkehrte, war die Schwäche und das Unvorbereitetsein Italiens. Ciano erklärte Hitler rundheraus, dass sich Italien höchstens einige Monate lang im Kriege halten könne. Zu mehr sei es schon rohstoffmässig nicht in der Lage. Seine Sprache liess jedenfalls an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Zum Schluss legte er dann den Entwurf eines Kommuniqués vor, in dem internationale Verhandlungen zur Regelung der den Frieden Europas gefährdenden Fragen angeregt wurden. Dieses Kommuniqué hatte bereits Ribbentrop energisch abgelehnt und einen Text vorgeschlagen, der stattdessen lediglich von einer «eindrucksvollen Verbundenheit beider Nationen» sprach.

Am nächsten Tage wurde Ciano noch einmal auf dem Berghof empfangen. Hitler sprach bei dieser Gelegenheit den Satz aus, dessen Klang mir noch heute im Ohr liegt: «Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass weder England noch Frankreich in einen allgemeinen Krieg eintreten werden.» An diesem zweiten Tage führte Ciano die Weisung Mussolinis, Hitler von dem Wahnsinn einer kriegerischen Unternehmung gegen

Polen abzuraten, nicht mehr aus. Er sprach nicht mehr von Italiens Unvermögen, sich an einem Waffengang ernstlich zu beteiligen. Er klappte unerklärlicherweise zusammen wie ein Taschenmesser. «Sie haben schon so oft recht behalten», sagte er zum Schluss zu Hitler, «wenn wir anderen gegenteiliger Meinung waren, dass ich es für sehr gut möglich halte, dass Sie auch dieses Mal die Dinge richtiger sehen als wir.»

Ich war tief enttäuscht über diese Wendung, und der italienische Botschafter Attolico, dem ich eine Andeutung darüber machte, in welcher Weise sein Aussenminister umgeschwenkt war, erörterte voller Besorgnis mit den übrigen Italienern die Folgen, die sich aus dieser Haltung Cianos ergeben mochten. Dass unter diesen Umständen natürlich die Frage des Pressekommunikés völlig unter den Tisch fiel, war selbstverständlich. Ebenso wenig verwies Ciano darauf, dass Italien auf Grund des Bündnisvertrages mit Deutschland berechtigt gewesen wäre, auf einer gemeinsamen Beschlussfassung über die in der Polenfrage einzunehmende Haltung zu bestehen.

Noch am selben Tage, am 13. August, flog Ciano nachmittags vom Flugplatz Salzburg ab. «Ich kehre nach Rom zurück voller Abscheu über Deutschland, über seine Führer, über ihre Handlungsweise», schreibt er in seinem Tagebuch. Ich selbst bekam natürlich kein Flugzeug zur Rückkehr an die Nordsee zur Verfügung gestellt. Ich musste froh sein, dass mich Ribbentrop meinen Urlaub fortsetzen liess, und kam am nächsten Mittag wieder in Norderney an.

Nach wenigen Tagen wurde ich aber erneut vom Auswärtigen Amt in Berlin abgerufen. «Leider musst Du Deinen Urlaub noch einmal unterbrechen», erklang die Stimme eines Freundes. Auf meine ärgerliche Frage, was denn nun schon wieder los sei, wollte er keine Antwort geben. «In einigen Tagen kannst Du wahrscheinlich wieder in der Nordsee baden», war das einzige, was ich aus ihm herausholte.

Auch der Flugkapitän Schmidt, der zwei Stunden später wieder über der Insel erschien, hatte keine Ahnung, wo die Reise wirklich hingehen sollte. «Ich soll Sie nur nach Berlin bringen, weiter weiss ich nichts», sagte er zu mir, als ich neben ihm auf dem zweiten Pilotensitz über die Reihe der friesischen Inseln dahin flog.

In Berlin lag dann die Sensation in einem versiegelten Umschlag auf meinem Schreibtisch im Auswärtigen Amt. Es war eine Weisung, mit Ribbentrop nach ... Moskau zu fliegen, um bei Unterredungen mit Stalin zwar nicht als Dolmetscher zu fungieren, da ich ja nicht russisch spreche, dafür aber meine bereits erwähnte zweite Funktion auszuüben und in einer Aufzeichnung den Verlauf der Verhandlungen und etwa getroffene Abmachungen festzuhalten. Das war wirklich das

Allerletzte gewesen, was ich erwartet hatte. Es gehört zwar zu den Dienstobliegenheiten (und zu den Lebensgewohnheiten) eines Dolmetschers, niemals sprachlos zu sein, aber in diesem Augenblick hätten mir doch die Worte gefehlt, wenn ich meiner Überraschung hätte Ausdruck verleihen müssen. Wohl hatte ich am Rande von meinen Freunden gehört, dass Hitler mit einer Annäherung an die Sowjetunion seit einiger Zeit liebäugle. Der Verbindungsmann Ribbentrops bei Hitler, der spätere Botschafter Hewel, hatte mir auch erzählt, wie anerkennend, ja fast begeistert Hitler über Stalin gesprochen hatte, als in der Reichskanzlei einmal eine russische Wochenschau vorgeführt wurde, auf der man den russischen Diktator bei einer Parade seinen Soldaten freundlich zuwinken sah. Aber ich hatte diesen Dingen keine unmittelbare Bedeutung zugemessen, und für mich war daher diese Neuigkeit eine fast ebenso grosse Sensation wie für Deutschland und die Welt. «Die düstere Nachricht brach über die Welt herein wie eine Explosion», schreibt Churchill vom Standpunkt des Engländers in seinen Memoiren.

Bei Freunden und Bekannten in Berlin, die mich natürlich wegen der Reise «auf den fernen Planeten» beneideten, hatte die Sensationsnachricht nach dem ersten Überraschungsschock zunächst eine keineswegs «düstere» Wirkung. Es herrschte damals im Gegenteil in Berlin und wohl auch in ganz Deutschland, zum mindesten beim breiteren Publikum, ein Gefühl der Erleichterung. Man glaubte, dass durch eine deutsch-sowjetische Einigung, wie sie dieser Besuch Ribbentrops einzuleiten schien, die drohende Kriegsgefahr behoben würde; herrschte doch allgemein die Ansicht vor, dass damit die Einkreisung Deutschlands durchbrochen sei, und dass England und Frankreich nun wegen Polen nicht mehr in den Krieg ziehen würden, nachdem sie bei einer viel günstigeren Konstellation im Jahre vorher wegen der Tschechoslowakei nicht zu den Waffen gegriffen hatten.

Am Dienstag, den 22. August, flog ich dann mit Ribbentrop und einer umfangreichen Delegation um 9 Uhr abends in einer viermotorigen FW 200 Condor-Maschine nach Moskau ab. Kurz vor Mitternacht landeten wir in Königsberg, um dort die Nacht zu verbringen. Aber an Ruhe war nicht zu denken, denn Ribbentrop bereitete die ganze Nacht hindurch seine Besprechungen mit Stalin vor, füllte viele Blätter mit Notizen in immer grösser werdenden Buchstaben, je weiter die Nacht fortschritt, telefonierte mit Berlin und Berchtesgaden, verlangte nach den ausgefallensten Akten und hielt so seine ganze Delegation in Atem.

Wir Jüngeren benutzten die Pausen zwischen dieser staatsmännischen Tätigkeit, um in der Bar des Park-Hotels, in dem wir untergebracht waren, Abschied vom Frieden zu feiern. Im Gegensatz zu dem grossen Publikum in Deutschland beruhigte uns die Aussicht auf ein Abkommen mit den Russen keineswegs. Besonders ich selbst kannte meine «Kund-

schaft» gut genug, um zu wissen, dass eine Rückendeckung durch Stalin Hitler in seiner Aussenpolitik noch tollkühner und bedenkenloser machen würde.

Nach durchwachter Nacht flogen wir am nächsten Morgen um 7 Uhr nach Moskau weiter, über die unendlichen russischen Ebenen mit ihren riesigen Wäldern, den weit verstreuten Dörfern und einzelnen Gehöften, an deren dunklen Strohdächern man sofort nach Überfliegen der Grenze erkennen konnte, dass man nicht mehr in Deutschland war, wo einem die roten Ziegeldächer aus wohlbestellten grünen Feldern entgegenleuchteten. Auch die Bahnlinien, das Orientierungsmittel des kartenbewehrten Luftpassagiers, sahen in Russland von oben anders aus als in Deutschland. Sie zeichneten sich wegen des anderen Unterbaus als weisse und nicht als schwarze Linien in der Landschaft ab.

Nach vierstündigem Fluge erreichten wir Moskau. Gespannt sahen wir auf die grosse Stadt hinab, die sich aus der Luft mit ihrem riesigen Häusermeer genau so präsentierte wie Berlin oder London. Die ganze Delegation einschliesslich Ribbentrops starrte wie gebannt aus den Kabinenfenstern. Der grosse Augenblick der Landung «auf dem fremden Planeten» war gekommen.

Die erste Sensation, die ich nach Verlassen des Flugzeuges erblickte, war ein Flughafenschild. «Moscou», las ich in französischer Sprache und sah das Hakenkreuzbanner und die rote Sowjetflagge mit Hammer und Sichel in traurem Verein zu beiden Seiten des Namens im Winde flattern. Davor stand Potemkin, der Erste stellvertretende Volkskommissar des Aussenkommissariats, dessen Name mir wie ein Symbol für die Unwirklichkeit der ganzen Szene erschien. Dieser Herr Potemkin war an der Spitze einer Delegation von hohen russischen Beamten zu unserer Begrüssung zusammen mit dem italienischen Botschafter Rosso, den ich bereits von Genf her kannte, und dem deutschen Botschafter Graf von der Schulenburg sowie dem Botschaftspersonal auf dem Flugplatz erschienen.

In russischen Autos, die sehr bequem waren und den amerikanischen Buicks ähnlich sahen, fuhren wir dann in die Stadt. «Die Diktatoren scheinen Gefallen an grossen, breiten Prachtstrassen zu finden», ging es mir durch den Sinn, als wir über eine unserer Berliner Ost-West-Achse ähnliche, sehr breite, geradlinige Strasse nach Moskau hineinfuhren. Diese Moskauer Ost-West-Achse kam mir damals schon zu beiden Seiten so kahl und schmucklos vor wie heute, als hoffentlich letzte Auswirkung unseres damaligen Moskauer Besuches, ihr Berliner Gegenstück im Tiergarten.

Die ganze Delegation war auf der Moskauer deutschen Botschaft oder bei einzelnen Botschaftsmitgliedern untergebracht. Nach einem kurzen Frühstück fuhr Ribbentrop sofort zu Molotow in den Kreml. Wir hatten es offenbar sehr eilig. Eigentlich hatte ich gleich mitfahren

sollen, aber mein Gepäck mit dem auch in Moskau für notwendig erachteten dunklen Anzug war auf dem Wege vom Flugplatz fehlgeleitet und in einem falschen Botschaftsgebäude abgeliefert worden.

Ich benutzte diese Gelegenheit, um mir in Begleitung der perfekt russisch sprechenden Frau meines Gastgebers Moskau anzusehen. Grosse breite Strassen, Plätze mit Kirchen, überfüllte Strassenbahnen, Gedränge auf den Bürgersteigen der Hauptstrassen, ein ziemlich starker Wagen- und Autoverkehr – es war auf den ersten Blick eine fast enttäuschende Ähnlichkeit mit anderen grossen Städten Europas. Nur beim näheren Hinsehen fielen mir die allerdings recht wesentlichen Unterschiede auf. Die Fröhlichkeit, die ich in Berlin, Paris oder London auf den Gesichtern der Menge in den Strassen gewohnt war, schien hier in Moskau zu fehlen. Die Menschen blickten ernst und fast wie geistesabwesend vor sich hin. Nur sehr selten sah ich während meines stundenlangen Spazierganges einmal ein lachendes Gesicht.

So wie das Lachen auf den Gesichtern schienen mir die Farben in der Kleidung der Moskauer zu fehlen. Die bunten Kleider, die im Hochsommer das Strassenbild Berlins beleben, konnte ich in Moskau damals nicht entdecken. Höchstens einige weisse Kopftücher brachten ein gewisses Leben in das Grau der Gesichter und der Kleidung. Obwohl fast alle Leute auf der Strasse sehr sauber und ordentlich gekleidet gingen und ich kaum jemand in ärmlichen, zerrissenen Lumpen umhergehen sah, schien mir doch über Menschen und Häusern ein schwerer, grauer Schleier zu liegen, der sich bei den Gebäuden dadurch erklärte, dass sie lange Zeit hindurch offensichtlich weder neu verputzt noch neu angestrichen waren. Viele dieser Häuser wirkten ungefähr so wie die Gegend um den Schlesischen Bahnhof in Berlin unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und der Revolution von 1918.

Imponierend war der Anblick einiger neuer Hochhäuser in amerikanischem Stil, in denen Ministerien untergebracht waren. Mit derselben Bewunderung, die in Schilderungen sämtlicher westeuropäischer Besucher Moskaus widerklingt, benutzte auch ich die berühmte Moskauer Untergrundbahn. Ihre Strecke war zwar nur kurz, aber hinsichtlich der Ausstattung der Bahnhöfe mit Marmor und prunkvollen Beleuchtungskörpern und der Bequemlichkeit und Sauberkeit der ultramodernen Wagen mit ihrer hervorragenden Lüftungsanlage stellte sie alles in den Schatten, was ich an Untergrundbahnen in Berlin, London, Paris und Madrid vorher gesehen hatte. Schweigend blickten mich die umsitzenden Moskauer aus unbeweglichen Gesichtern forschend an, denn sie erkannten mich, wie mir meine Begleiterin erklärte, an meiner Kleidung, besonders aber an meinen Lederschuh, sofort als Ausländer. Hätte ich meine weissen Strandschuhe von Norderney angehabt, wäre ich weniger aufgefallen, denn Segeltuchschuhe in Grau oder Weiss schienen damals in Moskau die grosse Mode zu sein.

Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, in der kommunistischen Hauptstadt einen kapitalistischen Akt zu begehen und irgend etwas einzukaufen. Das missglückte mir aber, denn in den wenigen Geschäften, in denen ein paar Sachen in den Schaufenstern ausgestellt waren, war das Tageskontingent längst verkauft, und die Regale waren damals in Moskau vor Kriegsbeginn schon so leer wie später im Kriege in Berlin. Auch die Antworten, die meine Begleiterin von den Verkäufern auf russisch erhielt, waren eine vorweggenommene russische Version des «ha'm wir nich, kriegen wir auch nich mehr rein», das einem in Berlin gegen Kriegsende in allen Geschäften entgegenklang.

Als ich am Spätnachmittag auf die Botschaft zurückkam, traf kurz nach mir Ribbentrop vom Kreml ein. Er quoll förmlich über vor Begeisterung über Molotow und Stalin, der sich der Besprechung später angeschlossen zu haben schien. «Es geht mit den Russen ganz ausgezeichnet», rief der deutsche Aussenminister während einer kurzen Abendmahlzeit mehrfach aus. «Wir werden bestimmt noch heute Abend einig werden.»

Auch über die später so berühmt gewordene Demarkationslinie zwischen der russischen und deutschen Interessensphäre, die quer durch Polen verlief und eine neuerliche Teilung Polens bedeutete, war anscheinend in der Nachmittagssitzung schon gesprochen worden, denn Ribbentrop richtete von der Botschaft aus eine Anfrage an Hitler, ob er damit einverstanden sei, dass die baltischen Häfen Libau und Windau in die russische Einflussphäre fielen. In weniger als einer halben Stunde war die zustimmende Antwort Hitlers da. Der Eile halber war die Rückfrage telefonisch erfolgt.

Sofort nach dem hastig eingenommenen Abendessen stürzte Ribbentrop mit Schulenberg und dem Leiter der Rechtsabteilung Dr. Gaus wieder in den Kreml zurück. Ich wurde zu meinem Bedauern nicht mitgenommen, da Botschaftsrat Hilger, der als russischer Dolmetscher fungierte, auch gleichzeitig die Aufzeichnung über die Besprechungen machen sollte. «Ich möchte nicht, dass durch Ihr plötzliches Erscheinen ein neues Gesicht im Kreise der Verhandlungsteilnehmer auftaucht», erklärte mir Ribbentrop. Ich habe damals mit einiger Betrübniß festgestellt, dass mich die Gepäckpanne vom Nachmittag um die Gelegenheit gebracht hatte, Stalin persönlich kennenzulernen. Molotow erlebte ich später noch aus allernächster Nähe, als er 1940 zu Besprechungen mit Hitler nach Berlin kam und ich bei dieser Gelegenheit mein altes Amt des Protokollführers wieder wahrnahm.

Den Inhalt der Besprechungen im Kreml erfuhr ich jedoch noch am gleichen Abend, als Ribbentrop und seine Begleiter nach Abschluss der Verhandlungen in einer wahren Hochstimmung auf der Botschaft erschienen und Ribbentrop jedem, der es hören wollte, von Stalin und den «Männern mit den starken Gesichtern» aus seinem Mitarbeiterkreis

vorschwärmte und sich dabei auch über die Einzelheiten der Unterredung verbreitete. Besonders glücklich schien er über die lange Zeit danach noch geheim gebliebene Abgrenzung der Interessensphären Deutschlands und Russlands in Osteuropa zu sein. Noch in der Nacht bekam ich das Geheimprotokoll zu Gesicht, das über diesen Punkt von Ribbentrop und Molotow unterzeichnet worden war. «Im Falle einer territorialen und politischen Neuordnung», lauteten die in der damaligen politischen Situation besonders ominösen Einleitungsworte, sollten von den baltischen Staaten Finnland, Estland und Lettland in die russische «Einflusssphäre» fallen. Für das «polnische Staatsgebiet» sollte die Demarkationslinie «ungefähr dem Lauf der Flüsse Narew, Weichsel und San» folgen. Die Frage, ob ein unabhängiger polnischer Staat bestehen bleiben sollte, würde später zwischen beiden Parteien geregelt werden. «Hinsichtlich des Südostens Europas», las ich gespannt weiter, «wird von sowjetischer Seite das Interesse an Bessarabien betont. Von deutscher Seite wird das völlige politische Desinteressement an diesen Gebieten erklärt.» Deutlicher konnten die Absichten der beiden Vertragspartner Deutschland und Russland kaum zum Ausdruck gebracht werden, und ich wusste nun, dass wir am Abend vorher in Königsberg nicht ohne Grund Abschied vom Frieden gefeiert hatten.

Ribbentrop und seine Begleiter schilderten dann noch begeistert die kleine Feier, die Stalin nach Unterzeichnung des Abkommens improvisiert hatte. «Wie ein guter Hausvater» habe er sich persönlich um das Wohl seiner Gäste gekümmert. Sogar Ribbentrops Photographen hatte er freundlich mit einem Toast bedacht, denn nach russischer Sitte war bei diesem Zusammensein ein Trinkspruch auf den anderen gefolgt. Als erster hatte Stalin Hitler mit den Worten hochleben lassen: «Ich weiss, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebt. Ich möchte daher auf sein Wohl trinken!»

Interessant war für mich auch, was mir andere Teilnehmer an dieser Unterhaltung über Äusserungen Stalins zu damals aktuellen Fragen berichteten. «England ist an allem schuld», war natürlich der Kehrreim der Ribbentropschen Äusserungen gewesen. Stalin hatte dem beige-stimmt und einige Bemerkungen über die militärische Schwäche der Engländer hinzugefügt, trotzdem aber erklärt, England würde bei aller Schwäche gerissen und hartnäckig kämpfen. Die Stärke Frankreichs schätzte Stalin anscheinend höher ein als Ribbentrop. Bei Italien stellte Stalin damals schon die mit Rücksicht auf die heutige Entwicklung interessante Frage, ob die Italiener vielleicht die Annexion Albaniens mit gewissen Hintergedanken auf Griechenland vorgenommen hätten. Auf Japan war Stalin damals sehr schlecht zu sprechen. Als Ribbentrop beschwichtigend die deutsche Vermittlung anbot, lehnte Stalin dies zwar nicht ab, erklärte aber in seiner kurzangebundenen Art: «Die Asiaten kenne ich besser, man muss sie gelegentlich auch hart anpacken.»

«Die beiden vertragschliessenden Teile verpflichten sich, sich jeden Gewaltaktes, jeder aggressiven Handlung und jeden Angriffes gegeneinander ... zu enthalten», so lautete der Artikel I des «Nichtangriffsvertrages zwischen Deutschland und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken», den Ribbentrop in den frühen Morgenstunden freudestrahlend mit seiner und Molotows Unterschrift uns auf der Botschaft zeigte.

Für jemand, der den Vertragsabschluss mit Russland hinter den Kulissen so deutlich miterlebt hat wie ich, ist eine Äusserung besonders interessant, die Stalin im August 1942 Churchill gegenüber im Kreml tat. «Wir hatten damals den Eindruck», erklärte Stalin nach Churchills Memoiren, «dass die britische und französische Regierung nicht entschlossen waren, zum Kriege zu schreiten, wenn Polen angegriffen werden würde, sondern dass sie hofften, Hitler durch eine diplomatische Front Englands, Frankreichs und Russlands abzuschrecken. Wir waren aber überzeugt, dass Hitler sich nicht abschrecken lassen würde». Churchill gibt diese Äusserung im Zusammenhang mit den wochenlangen Verhandlungen wieder, die eine englisch-französische Kommission damals in Moskau mit der Absicht führte, die Russen in die «diplomatische Front» gegen Deutschland einzubeziehen. Wir bekamen die Mitglieder dieser Delegation während unseres Aufenthaltes zwar nicht zu Gesicht, aber sie waren gleichzeitig mit uns in Moskau anwesend und mussten dann unverrichteter Dinge wieder abreisen.

Wir selbst flogen um 1 Uhr mittags am 24. August nach Berlin zurück, hatten uns also nur 24 Stunden in Moskau aufgehalten. Ribbentrop hatte zweifellos einen diplomatischen Schnelligkeitsrekord aufgestellt, auch nach heutigen Massstäben. Hitler und Stalin hatten durch ihr überraschendes Vorgehen in dieser Runde des politischen Kampfes England und Frankreich mattgesetzt.

Vor unserem Abflug hatte ich noch dem Roten Platz und dem Lenin-Mausoleum einen Besuch abgestattet. Eine lange Schlange russischer Bauern wartete geduldig vor diesem Mausoleum, um sich den wächsernen Vorgänger Stalins in seinem gläsernen Sarg anzusehen. Die Russen machten auf mich ihrer Haltung und ihrem Gesichtsausdruck nach den Eindruck von andächtigen Wallfahrern. «Wer in Moskau gewesen ist und Lenin nicht gesehen hat», sagte mir ein Botschaftsmitglied, «gilt bei der russischen Landbevölkerung nichts.» Imposant wirkte die grosse Kreml-Mauer und der Kreml selbst mit seinen vielen Türmen, auf denen ich am Abend vorher die grossen roten Sterne hatte leuch en sehen.

Unsere Delegation war so gross, dass zu ihrem Transport zwei Condor-Maschinen notwendig waren. Die eine sollte Ribbentrop direkt nach Berchtesgaden zu Hitler bringen, die andere flog nach Berlin. Ich, der «einzige Schlachtenbummler, der keinerlei Funktionen ausgeübt hatte

und doch dabei gewesen war, wie Ribbentrop beim Abflug zu mir sagte, sicherte mir einen Platz in der zweiten Maschine, die erst eine Stunde nach der ersten startete. Ich glaubte bei der Zwischenlandung in Königsberg, dass dieser Abstand weiter eingehalten würde, und betrachtete daher seelenruhig den Abflug des Ribbentrop'schen Flugzeuges. Unmittelbar darauf aber erhob sich auch die zweite Condor-Maschine in die Luft. Ich bin bei meiner Arbeit unter den Grossen Europas sehr oft photographiert worden, habe aber immer bedauert, dass mich in diesem Augenblick, als ich verblüfft meiner abfliegenden Maschine nachsah, kein Photograph aufs Korn genommen hat. Es wäre eine einmalige Ausdrucksstudie geworden.

Ich hatte bei einem kurzen Besuch im Flughafenrestaurant die Mitteilung verpasst, dass beide Maschinen mit Jägerschutz (!) fliegen sollten, da in den letzten Tagen mehrfach Lufthansa-Maschinen von der polnischen Flak unter Feuer genommen worden waren. Soweit war also in der Zwischenzeit die deutsch-polnische Spannung schon gestiegen. «Der Eisenbahnverkehr mit dem Reich ist heute eingestellt worden», sagte einer der Umstehenden zu mir, als ich mich nach einer Zugverbindung erkundigte. Ich eilte zur Flugleitung. «Laufen Sie so schnell Sie können an das andere Ende des Platzes, dort wird in jedem Augenblick eine Reservemaschine leer nach Berlin starten.» Ich setzte mich in Trab und winkte wie ein Wilder der Maschine zu, deren Motoren schon anliefen. Erleichtert sah ich, wie der Pilot die Umdrehungszahl etwas heruntersetzte; die kleine Tür am Ende der Ju 52 öffnete sich, der Funker half mir in die Maschine, und ich sank aufatmend in den nächsten Sessel. Wir starteten sofort. «Darf ich Ihren Ausweis sehen», sagte der Pilot, «denn bei dieser Lage kann man nicht vorsichtig genug sein.» Auch er erzählte mir von den Beschiessungen durch die polnische Flak. «Wir sind nicht so fein wie die da», damit meinte er Ribbentrop und seine Delegation, «wir kriegen keinen Jägerschutz, aber wir fliegen weit auf die Ostsee hinaus, da können uns die Polen nichts anhaben, ausser wenn sie mit Jägern kommen, dann können sie uns zur Landung zwingen.» Sicherheitshalber legte ich die Papiere zum Zerreißen zurecht, die bei einer erzwungenen Landung den Polen nicht in die Hände fallen durften. Aber es passierte nichts, und eine halbe Stunde nach der Ankunft Ribbentrops landete auch ich erleichtert in Berlin. Ribbentrop war dorthin umdirigiert worden, da sich Hitler selbst auf dem Wege in die Reichshauptstadt befand. Mein Fehlen hätte daher für mich sehr unangenehme Folgen haben können.

Diese ganze Episode zeigte mir mit grosser Eindringlichkeit, wie nahe wir bereits am Kriege zwischen Polen und Deutschland waren. Die Zeitungen und der Äther hallten wider von Beschimpfungen und Anschuldigungen; man fühlte förmlich, wie sich das Unheil Schritt um Schritt näherte.

Während meiner Abwesenheit hatte ein Kollege den englischen Botschafter nach Berchtesgaden begleitet. An dem Tage, als Ribbentrop in Moskau mit den Russen verhandelte, übergab er Hitler ein persönliches Schreiben Chamberlains, in welchem der englische Premierminister unter anderem ausführte: «Bei einigen Stellen in Berlin wird die Ankündigung einer deutsch-sowjetischen Vereinbarung dahingehend ausgelegt, dass nunmehr mit einer Intervention Grossbritanniens zugunsten Polens nicht mehr zu rechnen sei. Das ist ein Fehlschluss, wie er grösser nicht denkbar ist. Wie das deutsch-sowjetische Abkommen auch immer beschaffen sein mag, es kann nichts an der Verpflichtung Grossbritanniens gegenüber Polen ändern, auf welche die britische Regierung wiederholt in unmissverständlicher Weise hingewiesen hat und zu deren Erfüllung sie voll und ganz entschlossen ist.» Chamberlain hatte dieser Warnung noch folgendes hinzugefügt: «Es ist behauptet worden, dass, wenn die britische Regierung im Jahre 1914 ihre Stellungnahme klarer zu erkennen gegeben hätte, die grosse Katastrophe vermieden worden wäre. Ob dies nun zutrifft oder nicht, die britische Regierung ist jedenfalls diesmal entschlossen, es nicht wieder zu einem so tragischen Missverständnis kommen zu lassen.»

Das war deutlich genug, aber der alte Chamberlain, der nach der schmerzlichen Enttäuschung, die ihm der Einmarsch Hitlers in Prag bereitet hatte, ein neuer Chamberlain geworden war, drückte sich noch klarer und unmissverständlicher in folgenden Worten aus: «Wenn sich die Notwendigkeit ergeben sollte, so ist die britische Regierung entschlossen und bereit, unverzüglich alle ihr zur Verfügung stehenden Kräfte einzusetzen, und es ist unmöglich, das Ende der einmal eingeleiteten Feindseligkeiten abzusehen. Es wäre eine gefährliche Illusion, zu glauben, dass der Krieg, wenn er erst einmal begonnen hat, frühzeitig zum Abschluss gelangen kann, selbst wenn an einer der verschiedenen Fronten, auf denen er dann losbrechen würde, ein Erfolg zu verzeichnen wäre.»

Diese klare und unmissverständliche Drohung hatte Chamberlain mit einem Vorschlag zur friedlichen Verhandlung und zu einem Waffenstillstand in dem deutsch-polnischen Propagandafeldzug verbunden. Auch hatte er bereits darauf hingewiesen, dass direkte Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen eingeleitet werden müssten.

«Angesichts der schwerwiegenden Folgen, die sich für die Menschheit aus dem Vorgehen der Regierenden ergeben können, vertraue ich darauf, dass Eure Exzellenz die Erwägungen sehr genau prüfen werden, die ich in meinem Schreiben vorgetragen habe», endete dieser Brief Chamberlains, dessen englischen Text ich bei meiner Rückkehr aus Moskau auf meinem Schreibtisch vorfand.

Hitler antwortete darauf mit heftigen Anklagen gegen Polen. Er

wies auf die deutschen Vorschläge bezüglich Danzigs und des Korridors hin und unterzog schliesslich auch England einer scharfen Kritik. «Die bedingungslose Zusicherung, die England Polen gegeben hat, wonach es diesem Lande unter allen Umständen in einem Konflikt Hilfe leisten würde, ohne Rücksicht auf die Ursachen eines solchen Konfliktes, konnte in Polen nur als eine Ermutigung ausgelegt werden, nunmehr unter dem Schutz dieses Freibriefes mit einer Welle von entsetzlichem Terror gegen die in Polen lebenden eineinhalb Millionen Deutschen vorzugehen.» «Grausamkeiten . . . , untragbar für eine Grossmacht wie das Deutsche Reich . . . Bruch der Verpflichtungen gegenüber der Freien Stadt Danzig, wirtschaftliche Strangulierung», waren die weiteren Stichworte des Hitlerschen Antwortschreibens. «Ich setze daher Eure Exzellenz davon in Kenntnis, dass, falls die (von England) angekündigten militärischen Massnahmen durchgeführt werden, von mir sofort die Mobilisierung der deutschen Wehrmacht angeordnet werden wird.»

Am nächsten Vormittag, am 25. August, wurde ich plötzlich in die Reichskanzlei gerufen, um Hitler einige besonders markante Stellen aus den Erklärungen von Chamberlain und Halifax im englischen Parlament zu übersetzen. Chamberlain hatte von einer «unangenehmen Überraschung» gesprochen, die der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt für die englische Regierung gewesen sei. «In Berlin ist die Verkündung (dieses Abkommens) mit ausserordentlichem Zynismus als ein grosser diplomatischer Sieg begrüsst worden», übersetzte ich Chamberlains Worte im Unterhaus für Hitler, «der jegliche Kriegsgefahr beseitige, da wir und Frankreich wahrscheinlich unsere Verpflichtungen Polen gegenüber nun nicht mehr erfüllen würden.» Die Ausführungen von Halifax im Oberhaus waren leicht zu übersetzen, denn sie waren fast wörtlich gleichlautend. Hitler war bei diesen Worten nachdenklich geworden, sagte aber nichts weiter.

Dass der Brief und die Unterhauserklärung Chamberlains auf Hitler einen gewissen Eindruck gemacht hatten, merkte ich zwei Stunden später, als gegen 2 Uhr nachmittags der englische Botschafter in die Reichskanzlei gerufen wurde. Hitler war verhältnismässig ruhig. Er sagte zu Henderson, er habe sich dessen letzte Worte in Berchtesgaden über die deutsch-englische Verständigung noch einmal überlegt und wolle daher einen letzten Vorschlag für eine deutsch-englische Regelung machen. Ausdrücklich verwies Hitler auf die Erklärungen von Chamberlain und Halifax, die ich ihm am Morgen übersetzt hatte, und geriet dabei wieder in eine ziemliche Aufregung. «Die mazedonischen Zustände an unserer Ostgrenze müssen aufhören», rief er dem englischen Botschafter zu, nachdem er sich in längeren Anschuldigungen gegen die Polen – bei denen er auch die Beschiessung von Zivilflugzeugen erwähnte – ergangen hatte.

Das Problem Danzig und die Korridorfrage müssten unter allen Umständen gelöst werden. «Ihr Premierminister hat gestern im Unterhaus eine Rede gehalten, durch welche die deutsche Haltung auch nicht im Geringsten geändert wird. Das einzige Resultat dieser Rede kann höchstens ein blutiger und unberechenbarer Krieg zwischen Deutschland und England sein», ereiferte sich Hitler. «Diesmal aber wird Deutschland nicht mehr an zwei Fronten zu kämpfen haben, denn das Abkommen mit Russland ist bedingungslos und bedeutet eine Änderung der deutschen Aussenpolitik auf sehr lange Zeit.» Zum Schluss dieser Anklagerede hatte er noch den im Lichte der nachfolgenden Ereignisse besonders interessanten Satz hinzugefügt: «Russland und Deutschland werden niemals wieder die Waffen gegeneinander ergreifen.»

Und dann kam der berühmt gewordene Vorschlag einer Garantie der Existenz des britischen Weltreiches und sogar ein Hilfsangebot «an jedem Punkt der Welt, wo solche Hilfe notwendig werden könnte». Rüstungsbegrenzung, Grenzgarantien im Westen und andere Zutaten vervollständigten dieses erstaunliche Angebot Hitlers. Über die polnische Frage wurde nicht ein Wort gesagt, ausser dass Hitler erklärte, «das deutsch-polnische Problem muss und wird gelöst werden.»

Aus meiner Aufzeichnung über diese Unterredung wurden die Hitlerischen Vorschläge herausgeschrieben, und ich musste sie noch am gleichen Tage Henderson in der britischen Botschaft übergeben, der sie auf Hitlers Anregung am nächsten Morgen, am 26. August, mit einem deutschen Sonderflugzeug selbst nach England brachte.

Kurz nach dem Besuch des englischen Botschafters erschien Attolico. Hitler hatte vorher ein Schreiben an Mussolini gerichtet, in dem er durchblicken liess, er werde wahrscheinlich gezwungen sein, binnen kurzem gegen Polen vorzugehen, und bitte dafür um das «Verständnis Italiens». Er erwartete die Reaktion des Duce offenbar mit grosser Ungeduld, denn er war ausserordentlich enttäuscht, als Attolico ihm erklärte, es sei ihm zwar von Rom eine Weisung angekündigt worden, er habe sie jedoch noch nicht in der Hand. So viel lag Hitler an einer baldigen Antwort, dass er Ribbentrop hinausschickte, um mit Ciano zu telefonieren. Es lag ihm anscheinend alles daran, das «Verständnisses» Mussolinis sicher zu sein, ehe er ernsthaft gegen die Polen vorging. Ribbentrop aber kam nach einiger Zeit unverrichteter Dinge wieder zurück. Er hatte Ciano nicht erreichen können. Ungnädig wurde Attolico entlassen.

Da unmittelbar danach der französische Botschafter erwartet wurde, blieb ich in Hitlers Arbeitszimmer und wurde so Zeuge der Wirkung, welche die gerade eintreffende Nachricht von dem soeben erfolgten Abschluss eines formellen Beistandspaktes zwischen England und Polen auf ihn machte. Ich konnte über seine Schultern hinweg die Meldung mitlesen, die ihm von der Presseabteilung hereingeschickt wurde, und

sah ihn danach eine ganze Zeitlang grübelnd am Tisch sitzen, bis der französische Botschafter Coulondre gemeldet wurde.

Coulondre war der Nachfolger Francois-Poncets, der einige Zeit nach der Münchener Konferenz nach Rom versetzt worden war. Ich kannte den neuen französischen Botschafter seit über zehn Jahren; er war früher Leiter der Handelsvertrags-Abteilung im französischen Aussenministerium gewesen und hatte mir daher in unzähligen Sitzungen während der langen deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen gegenüber gesessen. Der elegante, dunkle Südfranzose war mir bei all diesen Verhandlungen immer als ein «homme de bonne volonté» aufgefallen, der es sich angelegen sein liess, die Interessen seines Landes mit Umsicht und Klugheit zu verteidigen, gleichzeitig aber dabei über die Grenzen Frankreichs hinaus auf Europa blickte und eine Verständigung mit Deutschland als Vorbedingung für eine europäische Befriedung in diesen Wirtschaftsverhandlungen mit Überzeugung und Geschick zu fördern suchte. Ich hatte mich sehr gefreut, als er als Botschafter nach Berlin kam, nicht nur, weil ich ihn persönlich hoch schätzte, sondern auch, weil ich aus Erfahrung wusste, dass er die diplomatischen Fähigkeiten besass, die in der kritischen Zeit von 1938/39 notwendig waren, wenn ein Unglück verhütet werden sollte.

Genau so wie François-Poncet in dem denkwürdigen Gespräch mit Hitler, dem ich während der Sudetenkrise ein Jahr vorher in einem entscheidenden Augenblick beigewohnt hatte, durch seine staatsmännische Klugheit und sein grosses diplomatisches Geschick meine volle Bewunderung erregte, stand auch sein Nachfolger Coulondre in dieser kritischen Unterredung am 25. August 1939 seinen Mann. Hitler machte ihm gegenüber ungefähr die gleichen Ausführungen wie vier Stunden vorher in dem Gespräch mit Henderson. Er wetterte gegen die Polen, deren Provokationen er als unerträglich bezeichnete. Er werde sich jedoch von einem Schutz der deutschen Interessen auch durch die Gefahr eines Krieges mit England und Frankreich nicht abhalten lassen.

Besonders würde er es bedauern, wenn Deutschland und Frankreich erneut in einen Krieg verwickelt würden, da ja nach seinem formellen Verzicht auf Elsass-Lothringen keinerlei Konfliktstoff zwischen den beiden Nachbarländern mehr vorhanden sei. Hitler hatte seine Ausführungen Henderson schriftlich überreichen lassen, Coulondre bat er zunächst nur, seine Ansichten Daladier persönlich zu übermitteln.

In der Unterredung mit Coulondre ereiferte er sich nur bei seinen Angriffen gegen Polen und fand Worte lebhaften Bedauerns über einen eventuellen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Im übrigen hatte ich den Eindruck, dass er zeitweilig wie geistesabwesend seine Argumente nach einer vorgefassten, bereits in der Unterhaltung mit Henderson durchexerzierten Ordnung mechanisch hersagte. Seine

Gedanken schienen bei anderen Dingen zu weilen, und er hatte es offensichtlich eilig, die Unterredung zu beenden.

Als er sich jedoch am Schluss seiner eigenen Darlegungen halb von seinem Stuhl erhob, um das Ende der Besprechung anzudeuten, liess sich Coulondre nicht ohne weiteres abweisen. Mit grossem Ernst bat er Hitler, sofort etwas auf seine Ausführungen erwidern zu dürfen. Genau so wie François-Poncet ein Jahr vorher, redete jetzt Coulondre eindringlich auf Hitler ein. Seine Ausführungen gipfelten in den Sätzen, an die ich in der Folge noch genau so oft gedacht habe wie an die staatsmännischen Worte Francois-Poncets vom Vorjahre: «In einer so kritischen Lage wie der heutigen, Herr Reichskanzler, sind Missverständnisse das allergefährlichste. Um daher volle Klarheit zu schaffen, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort als französischer Offizier, dass die französische Armee auf Seiten Polens kämpfen wird, wenn dieses Land angegriffen werden sollte.» Mit erhobener Stimme fuhr Coulondre dann fort: «Ich kann Ihnen aber auch mein Ehrenwort dafür geben, dass die französische Regierung bis zum letzten Augenblick bereit ist, alles zur Erhaltung des Friedens zu tun und auf Warschau mässigend einzuwirken.» Hitler fuhr auf: «Warum haben Sie dann Polen eine Blankovollmacht erteilt?»

Während Coulondre noch etwas erwidern wollte, sprang Hitler auf und richtete noch einmal einen heftigen Angriff gegen Polen. «Es ist mir schmerzlich, gegen Frankreich Krieg führen zu müssen, aber die Entscheidung darüber hängt nicht von mir ab», sagte er und reichte Coulondre unvermittelt die Hand, um ihn auf diese Weise am Weiterreden zu hindern und ihn hinauszukomplimentieren. Kaum eine halbe Stunde hatte er sich mit dem französischen Botschafter unterhalten.

Draussen wartete schon der nächste Besucher. Es war Attolico, der die so dringend erwartete Antwort Mussolinis auf Hitlers Ankündigung überbrachte, dass er gegen Polen gewaltsam Vorgehen würde.

«Es ist für mich einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens», schrieb Mussolini an Hitler, «Ihnen mitteilen zu müssen, dass Italien nicht kriegsbereit ist.» Der Brief schlug wie eine Bombe ein. Es war, als habe Hitler die klaren Andeutungen Cianos über Italiens Schwäche und Unfähigkeit zur Kriegführung vor einigen Tagen in Berchtesgaden überhaupt nicht vernommen. Er war aufs tiefste enttäuscht und verbittert über diese plötzliche und ihm anscheinend unerwartete Absage seines Bundesgenossen.

«Nach dem, was mir von den verantwortlichen Chefs der Wehrmachtteile mitgeteilt wurde», schrieb Mussolini weiter, «sind die Benzinvorräte bei der italienischen Luftwaffe so gering, dass sie nur für drei Kriegswochen ausreichen würden. Ähnlich steht es mit der Bevorratung für das Heer sowie auf vielen anderen Rohstoffgebieten. Nur der Flottenchef hat mir erklären können, dass er sich keiner sträflichen

Vernachlässigung schuldig gemacht habe, sondern dass die Flotte kampfbereit und mit genügend Brennstoff versehen sei. Bitte verstehen Sie meine Lage!»

Mit eisigem Gesicht verabschiedete Hitler den Abgesandten Mussolini und erklärte ihm nur kurz, er werde sofort auf den Brief antworten. «Die Italiener machen es genau wie 1914», hörte ich Hitler sagen, als Attolico gegangen war, und in der nächsten Stunde hallte die Reichskanzlei förmlich wider von abfälligen Bemerkungen über den «unge-treuen Achsenpartner».

Ich blieb nach diesem Gespräch in der Reichskanzlei, da jeden Augenblick eine neue Besprechung stattfinden konnte. Auch in den nächsten Tagen war ich fast Tag und Nacht dort, da sich bis zum Kriegsausbruch die Verhandlungen zwischen Hitler und den Botschaftern genau so überstürzten wie an diesem 25. August. Auf diese Weise konnte ich den Ablauf der Dinge auch ausserhalb der eigentlichen diplomatischen Gespräche gewissermassen aus der Kulisse heraus unmittelbar verfolgen. In den Nebenräumen und den Gängen der Reichskanzlei herrschte das Kommen und Gehen der grossen Krisentage. Das militärische Element gab bereits dem Bild das Gepräge.

Gleich nachdem ich mit Attolico aus Hitlers Zimmer herausgetreten war und mich von ihm verabschiedet hatte, sah ich Keitel mit schnellen Schritten an mir vorbei zu Hitler gehen. Während ich noch unschlüssig überlegte, zu welcher der verschiedenen in der Halle sitzenden Gruppen ich mich begeben sollte, kam Keitel schon wieder aus Hitlers Zimmer herausgestürzt. Ich hörte ihn aufgeregt mit seinem Adjutanten sprechen und fing dabei die Worte auf: «Der Vormarschbefehl muss sofort widerrufen werden.»

Demnach hatten also die Nachrichten gestimmt, denen ich in den Vortagen im Drang der Geschäfte nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Es war tatsächlich ein Vormarschbefehl an die Wehrmacht erteilt worden. Näheres erfuhr ich dann aus den Gesprächen mit den wartenden Offizieren in der Halle, denen ich mich zugesellte und die alle von mir wissen wollten, ob denn meine «Schulklasse» wieder zusammentreten würde. «Wenn Sie mir sagen, dass der Vormarschbefehl aufgehoben worden ist», erwiderte ich, «dann halte ich eine Wiederaufnahme meines Münchener Schulbetriebes nicht für ausgeschlossen.»

«Es wird ein furchtbares Durcheinander geben», sagte ein Major, «wenn die auf dem Vormarsch befindlichen Truppen wieder rechtzeitig zurückbeordert werden sollen. Auf den Strassen an der Grenze wird jetzt vielstimmig geflucht werden.» Und dann fügte er hinzu: «An allem seid ihr Diplomaten schuld. Hättet ihr euch die Sache doch eher überlegt und uns nicht erst losgeschickt, wenn nun doch wieder alles anders kommt.» Es war eine herbe, aber wohlverdiente Kritik an dem «Diplomaten» Hitler – nicht einmal der Aussenminister hatte ja

im Dritten Reich Entscheidungen zu treffen, geschweige denn die missachteten Diplomaten des Auswärtigen Amtes.

Noch am Abend des gleichen Tages, des 25. August, beantwortete Hitler in einem kühlen und kurzen Schreiben den Brief Mussolinis. Er bat um Angaben über diejenigen Rohstoffe und Waffen, die Italien zur Kriegführung brauche. Schon am nächsten Tage übersetzten wir die von Attolico überbrachte Antwort Mussolinis. Er stellte derartig hohe Forderungen, dass sie von Deutschland keineswegs befriedigt werden konnten, und sofort klar wurde, es handelte sich um ein reines Ausweichmanöver. Wieder fielen sehr böse Worte über Italien – aber nicht über Mussolini.

Trotzdem mussten wir noch einmal einen Brief Hitlers an Mussolini übersetzen. Er bat seinen Bundesgenossen, seinen Entschluss, neutral zu bleiben, strengstens geheimzuhalten und zum Schein militärische Vorbereitungsmaßnahmen zu treffen, um die Westmächte einzuschüchtern. Wenige Stunden danach erschien Attolico mit einem neuerlichen Schreiben Mussolinis, in dem sich dieser mit allem einverstanden erklärte.

In den nächsten Tagen setzte sich dann der fast pausenlose mündliche oder schriftliche Verkehr mit den Berliner Botschaftern oder den Staatsmännern in London, Paris und Rom fort. Es war eine Art Fernkonferenz zwischen den europäischen Hauptstädten mit Hilfe des Telefons und des Telegraphen, bei der ich als Dolmetscher und Übersetzer genau so viel zu tun hatte wie im Vorjahre in München, als sich die Verhandlungspartner direkt am Tisch gegenüber sass.

«Falls Polen angegriffen wird, ist es mit der Ehre Frankreichs unvereinbar, seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen», schrieb Daladier an Hitler in einem von Coulondre überbrachten Brief. «Würde Frankreich nicht ebenso handeln, wenn beispielsweise Marseille nach einer zeitweisen Abtretung die Rückkehr zu Frankreich verweigert würde?», antwortete Hitler.

«Alles hängt ab von der Art der Regelung (mit Polen) und der Methode, durch welche die Regelung erzielt wird», übersetzte ich Hitler kurz danach aus der englischen Antwort auf das vorher erwähnte umfassende Angebot an Grossbritannien. «Über diese Punkte ... schweigt der Vorschlag des deutschen Kanzlers vollständig», erklärte die britische Regierung weiter und betonte dann erneut ihre Entschlossenheit, die Verpflichtungen gegenüber Polen zu erfüllen. Ein Eingehen auf das grosse Angebot Hitlers über sein Zusammengehen mit dem Britischen Reich lehnten die Engländer mit den Worten ab: «Die britische Regierung könnte sich wegen eines Grossbritannien angebotenen Vorteils keinesfalls mit einer Regelung einverstanden erklären, die die Unabhängigkeit eines Staates in Frage stellt, dem sie ihre Garantie gegeben hat», und schlug dann «als nächsten Schritt ... die Aufnahme direkter

Verhandlungen zwischen der deutschen und der polnischen Regierung» vor, für die sie bereits «bestimmte Zusicherungen von der polnischen Regierung» erhalten habe. Das Schreiben endete mit folgenden unmissverständlichen Worten: «Eine gerechte Regelung dieser Fragen zwischen Deutschland und Polen kann den Weg zum Weltfrieden öffnen. Ein Fehlschlag würde die Hoffnungen auf eine Verständigung zwischen Deutschland und Grossbritannien zunichte machen und die beiden Länder sowie die ganze Welt in einen Krieg stürzen. Das aber wäre ein Unglück, für das es in der Geschichte keine Parallele gibt.»

Dieses Schreiben wurde am Abend des 28. August von Henderson übergeben. Hitler reagierte erstaunlich ruhig. Er schien an dem englischen Vorschlag irgendwie Interesse zu finden.

In den nächsten Stunden, bis tief in die Nacht hinein, übersetzten wir Hitlers Antwort auf diesen Vorschlag. Sie war recht umfangreich: «barbarische Misshandlungen, die zum Himmel schreien», «Verfolgungen der deutschen Volksgruppe in Polen bis zur Ermordung vieler ansässiger Deutscher oder ihrer zwangsweisen Verschleppung unter den grausamsten Bedingungen», «ein Zustand, der für eine Grossmacht unerträglich ist», sind einige Proben, die den Ton dieses Dokumentes erkennen lassen. «Diese Zustände haben nunmehr Deutschland gezwungen, nachdem es monatelang passiver Zuschauer gewesen ist, seinerseits die notwendigen Schritte zur Sicherung der berechtigten deutschen Interessen zu ergreifen», übersetzten wir weiter. «Die Forderungen der deutschen Regierung stimmen mit der Revision des Versailler Vertrages hinsichtlich dieses Gebietes überein, die immer als notwendig anerkannt worden ist, nämlich Rückgabe Danzigs und des Korridors an Deutschland, Sicherung der Existenz der deutschen Volksgruppe in den Polen verbleibenden Gebieten.» Auch Hitler liess es also an Klarheit nicht fehlen. «Die deutsche Regierung nimmt unter diesen Umständen das Vermittlungsangebot der britischen Regierung an, wonach diese dafür sorgen wird, dass ein polnischer Unterhändler mit den nötigen Vollmachten nach Berlin entsandt wird. Sie rechnet mit dem Eintreffen dieses polnischen Abgesandten am Mittwoch, den 30. August 1939, und wird sofort Vorschläge ausarbeiten.»

Aufmerksam las Henderson das Dokument bei einer neuen Besprechung mit Hitler am nächsten Tage. «Es klingt wie ein Ultimatum», kommentierte er wegen der Kurzfristigkeit, mit der das Eintreffen des polnischen Unterhändlers gefordert wurde. «Den Polen wird eine Frist von kaum 24 Stunden gewährt.»

Hitler bestritt diese sehr zutreffende Bemerkung Hendersons mit ähnlich fadenscheinigen Gründen wie seinerzeit in Godesberg bei dem Memorandum über die Sudetenfrage. «Die Zeit ist kurz», erklärte er, «weil die Gefahr besteht, dass durch neue Provokationen kriegerische Auseinandersetzungen ins Rollen gebracht werden.» Tatsächlich schien

in jenen Tagen die Gefahr einer Explosion infolge der ständigen Zwischenfälle fast stündlich zu wachsen.

Kurz danach erschien Attolico wieder bei Hitler. Mussolini berichtete, dass die britische Regierung ihm gegenüber verschiedentlich ihre Verhandlungsbereitschaft zum Ausdruck gebracht habe. Deutlich fühlte ich bei dieser Mitteilung, dass Mussolini damit die ersten Schritte zur Einberufung einer Konferenz tun wollte. Hitler merkte das offensichtlich auch. Aber sein Sinn stand ganz und gar nicht danach, eine Vermittlungsaktion des «treulosen» Italien anzunehmen. Mit betonter Kühle antwortete er Attolico, er stehe selbst bereits in direkter Verbindung mit den Engländern und habe sich schon bereit erklärt, einen polnischen Unterhändler zu empfangen.

Am nächsten Tage, dem 30. August, herrschte verhältnismässige Ruhe, nachdem in aller Frühe eine Mitteilung der englischen Botschaft an Ribbentrop ergangen war, wonach die englische Regierung es für «unvernünftig» hielt, zu erwarten, sie könne noch am gleichen Tage dafür sorgen, dass ein polnischer Vertreter in Berlin erscheine. Die Ruhepause wurde dazu benutzt, um die bekannten Vorschläge Hitlers über die Regelung der Danziger- und Korridor-Frage ausarbeiten zu lassen. Als ich sie zu Gesicht bekam, traute ich meinen Augen nicht. Ich glaubte wieder nach Genf zurückversetzt zu sein, denn diese Vorschläge, die eine Abstimmung im polnischen Korridor unter Aufsicht einer internationalen Kommission von Vertretern Englands, Frankreichs, Italiens und der Sowjetunion vorsahen, die Gdingen Polen überliessen und nur Danzig Deutschland zuerkannten, und die auch Polen eine internationale Autostrasse und Eisenbahn durch das eventuell deutsch werdende Gebiet konzedierten, waren von einem Geist getragen, der mit nationalsozialistischen Methoden und mit den von Hitler vorher in den zahlreichen Unterredungen geäusserten Gedankengängen wenig zu tun hatte. Es war ein richtiggehender Völkerbundsvorschlag.

Kurz vor Mitternacht dieses 30. August, d.h. unmittelbar vor dem Zeitpunkt, an dem das deutsche Ultimatum wegen der Entsendung eines bevollmächtigten polnischen Vertreters ablief, rief die englische Botschaft unerwartet im Auswärtigen Amt an. Henderson wollte Ribbentrop die Antwort der britischen Regierung auf das am Vortage übergebene ultimative Memorandum Hitlers aushändigen. Die nun folgende Besprechung war die stürmischste, die ich während meiner 23jährigen Tätigkeit als Dolmetscher mitgemacht habe. Die Atmosphäre war geladen. Die Nerven der beiden Gesprächspartner waren durch die tagelangen Verhandlungen der letzten Zeit aufs äusserste gereizt. Ribbentrop war gerade aus der Reichskanzlei herübergekommen und befand sich sichtlich in einem Zustand fast zitternder Erregung. «Was mag da drüben wieder beschlossen worden sein?», ging es mir durch den Sinn, als sich der deutsche Aussenminister mit bleichem Gesicht, zusammen-

gekniffenen Lippen und flackernden Augen Henderson gegenüber an dem kleinen Verhandlungstisch in Bismarcks ehemaligem Arbeitszimmer in der Wilhelmstrasse 76 niederliess. Mit eisigem Gesichtsausdruck und betont steifer Förmlichkeit hatte er Henderson begrüsst und zum Platznehmen aufgefordert. Die Unterhaltung wurde zum Teil auf Deutsch geführt, da Henderson es liebte, deutsch zu sprechen, obwohl er unsere Sprache nicht gerade hervorragend beherrschte und sich bei dieser kritischen Auseinandersetzung leichter und klarer auf Englisch hätte ausdrücken können. Er hatte die Neigung, sich der deutschen Sprache zu bedienen, schon wiederholt vorher gezeigt, und ich nehme daher an, dass es auch an diesem Abend eine freundliche Geste sein sollte.

Er wiederholte zunächst die Nachrichten, die uns im Laufe des Tages schriftlich von der englischen Botschaft zugegangen waren, angefangen von der Erklärung, dass es «unvernünftig» sei, von der englischen Regierung zu erwarten, sie könne innerhalb von 24 Stunden einen polnischen Vertreter nach Berlin entsenden lassen. Hier fuhr Ribbentrop das erste Mal auf. «Die Frist ist abgelaufen», sagte er mit einer etwas künstlich wirkenden Ruhe, «wo bleibt der Pole, den Ihre Regierung herbeischaffen wollte?»

Ausserdem übermittelte Henderson eine persönliche Mitteilung Chamberlains an Hitler, wonach die Engländer in Warschau Vorstellungen zur Vermeidung von Grenzzwischenfällen erhoben hatten. Dabei erwähnte er die Ratschläge der Engländer an Polen, allgemein Zurückhaltung zu üben, und bat, dass auch Deutschland eine gleiche Haltung einnehmen möge. «Die Polen sind die Provokateure und nicht wir», erwiderte ihm Ribbentrop erregter werdend, «Sie wenden sich bei uns an die falsche Adresse.»

Als dann Henderson die Anregung seiner Regierung vorbrachte, das Reich möge bei den Verhandlungen mit Polen das normale Verfahren befolgen und den polnischen Botschafter in Berlin zur Übermittlung der deutschen Vorschläge einschalten, verlor Ribbentrop zum erstenmal die Fassung. «Das kommt jetzt, nach dem, was vorgefallen ist, überhaupt nicht mehr in Frage», schrie er Henderson an. «Wir verlangen, dass ein bevollmächtigter Unterhändler hier nach Berlin kommt, der verantwortlich im Namen seiner Regierung mit uns verhandeln kann.»

Auch Henderson begann allmählich die ruhige, typisch englische Zurückhaltung zu verlieren, die sein Auftreten sonst charakterisierte. Sein Gesicht rötete sich und seine Hände begannen zu zittern, als er nun die offizielle Antwort auf Hitlers Memorandum verlas. Über die Vorschläge hinsichtlich der deutsch-englischen Beziehungen ging die Note ziemlich schnell hinweg. Sie konzentrierte sich auf den polnischen Streitfall. Zur Vermeidung von Zwischenfällen wurden beide Parteien

aufgefordert, sich während der Verhandlungen aggressiver Truppenbewegungen zu enthalten.

Bei der Verlesung der einzelnen Punkte unterbrach Ribbentrop Henderson wiederholt. «Das ist eine unerhörte Zumutung», sagte er wütend zu dem Vorschlag, Truppenbewegungen zu unterlassen, kreuzte die Arme über der Brust und sah Henderson herausfordernd an. «Haben Sie sonst noch etwas zu sagen?», brüllte er ihn nach solchen Unterbrechungen an, um ihm auf diese ungewöhnliche Weise das Wort zum Weiterreden zu erteilen.

Henderson machte dann das Mass voll, als er der Verlesung der englischen Antwort mündlich hinzufügte, die britische Regierung sei im Besitz von Nachrichten, wonach von Deutschen in Polen Sabotageakte verübt würden. «Das ist eine unverschämte Lüge der polnischen Regierung», ereiferte sich Ribbentrop in höchster Wut. «Ich kann Ihnen nur sagen, Herr Henderson, die Lage ist verdammt ernst!»

Jetzt verlor auch der britische Botschafter die Nerven. Mit tadelnd erhobem Zeigefinger schrie er Ribbentrop an: «Sie haben soeben ‚verdammt‘ gesagt! Das ist nicht die Sprache eines Staatsmannes in einer so ernsten Situation!»

Ribbentrop blieb buchstäblich sekundenlang der Atem stehen. Einer von den «feigen» Diplomaten, ein Botschafter, und noch dazu ein «hochmütiger» Engländer hatte es gewagt, ihn wie einen Schuljungen zurechtzuweisen. Ribbentrop sprang von seinem Stuhl auf. «Was haben Sie da eben gesagt?», brüllte er los. Henderson war auch aufgestanden. Beide Männer massen sich mit funkelnden Augen.

Eigentlich hätte ich mich nach den diplomatischen Gepflogenheiten nun auch erheben müssen. Ich wusste aber offengestanden nicht recht, wie sich ein Dolmetscher zu verhalten hat, wenn die Gesprächspartner von Worten zu Taten übergehen, wie ich es hier fast befürchten musste. Ich blieb daher ruhig sitzen und tat so, als schriebe ich in meinem Notizblock. Über mir hörte ich die beiden «Kampfhähne» schwer atmen. «Das Mindeste, was jetzt passiert», dachte ich bei mir, «ist, dass der Reichsaussenminister den Botschafter Seiner britischen Majestät zur Tür hinauswirft.» Als langjähriger Dolmetscher erwirbt man sich allmählich einen Sinn für groteske Situationen. Diese Szene aber hatte für mich nichts Komisches mehr an sich, sie war für den einzigen Zuschauer nur äusserst peinlich.

Zum Glück kam es aber nicht zu Handgreiflichkeiten. Ich malte noch einige Buchstaben auf meinen Block, hörte rechts und links von mir noch einige schwere Atemzüge, aber dann setzten sich zuerst Ribbentrop und schliesslich auch Plenderson wieder zu meiner Rechten und zu meiner Linken an den Tisch. Ich hob den Kopf und sah auf den entspannten Gesichtern der beiden «Paukanten», dass das Gewitter vorübergezogen war.

Eine Weile lang ging das Gespräch in verhältnismässig ruhigem Ton weiter. Dann zog Ribbentrop ein Papier aus der Tasche; es enthielt die «Völkerbunds»-Vorschläge Hitlers zur Regelung des polnischen Streitfalls, die den Tag über ausgearbeitet worden waren und auf mich einen so sonderbar unwirklichen, unnationalsozialistischen Eindruck gemacht hatten. Er las sie Henderson auf Deutsch vor, ohne sich jedoch, wie dies vielfach später behauptet worden ist, besonders dabei zu beeilen. Im Gegenteil, er gab zu einigen Punkten noch Erläuterungen. Dann aber geschah das Überraschende.

Henderson fragte, ob ihm der Text dieser Vorschläge zur Weiterleitung an seine Regierung überlassen werden könnte. Das ist im diplomatischen Verkehr eigentlich etwas Selbstverständliches. Ich wunderte mich fast, dass Henderson die Frage überhaupt stellte, und erwartete, dass ihm Ribbentrop das Schriftstück ohne weiteres überreichen würde.

Ich traute daher meinen Ohren kaum, als ich Ribbentrop mit einem etwas verlegenen Lächeln sagen hörte: «Nein, diese Vorschläge kann ich Ihnen nicht übergeben.» Henderson glaubte wohl auch, nicht richtig verstanden zu haben, und wiederholte seine Frage. Wieder weigerte sich Ribbentrop. Er warf das Dokument auf den Tisch und erklärte: «Es ist ja sowieso überholt, da der polnische Unterhändler nicht erschienen ist.»

Jetzt wurde auch ich erregt. Ich erkannte plötzlich das Spiel, das hier von Hitler und Ribbentrop getrieben wurde. In jener Mitternachtsstunde des 30. August wurde ich mir vollständig darüber klar, dass dieser grosszügige Vorschlag nur zum Schein erfolgt war und in Wirklichkeit gar nicht zur Auswirkung kommen sollte. Durch die Verweigerung der Übergabe an Henderson sollte offenbar verhindert werden, dass die englische Regierung ihn an die Polen weitergab, die womöglich darauf eingegangen wären! Selten habe ich so bedauert wie an jenem Abend, als Dolmetscher nicht in die Verhandlung eingreifen zu können. Etwas Eigenes zu sagen, ist für einen Dolmetscher eine Todsünde, da das naturgemäss zu einer völligen Verwirrung der Partner führen muss, von denen jeder annimmt, sein Gegensprecher und nicht der Dolmetscher habe sich geäussert. So blieb mir weiter nichts übrig, als zähneknirschend zuzusehen, wie hier vor meinen Augen bewusst eine Friedensmöglichkeit ausgeschaltet wurde. Das war es also gewesen, was Hitler kurz vorher mit Ribbentrop in der Reichskanzlei besprochen haben musste.

Ich machte noch einen letzten verzweifelten Versuch, Henderson den Inhalt des Dokumentes doch zu vermitteln, indem ich ihn scharf fixierte, mit der unausgesprochenen Aufforderung, um Übersetzung der deutschen Vorschläge ins Englische zu bitten. Das hätte Ribbentrop kaum abschlagen können, und ich war entschlossen, so langsam zu übersetzen, dass Henderson sich die entsprechenden Notizen machen könnte.

Aber der englische Botschafter reagierte nicht auf meine ermunternden Blicke, und so blieb mir denn weiter nichts übrig, als nach Schluss der Unterredung in meinem Notizblock an der Stelle, wo ich mir in Stichworten die Weigerung Ribbentrops aufnotiert hatte, einen dicken roten Strich zu machen, zum Zeichen, dass in dieser Stunde die Würfel zwischen Krieg und Frieden gefallen waren.

Dass der Eindruck, den ich in jener Schicksalsnacht von den Absichten hatte, die Hitler mit der eigenartigen Behandlung dieses Vorschlages verfolgte, richtig war, hat er selbst später in meiner Gegenwart mit nicht zu übertreffender Klarheit bestätigt. «Ich brauchte ein Alibi, vor allem dem deutschen Volke gegenüber, um ihm zu zeigen, dass ich alles getan hatte, den Frieden zu erhalten. Deshalb machte ich diesen grosszügigen Vorschlag über die Regelung der Danziger- und Korridor-Frage.»

Am nächsten Tage, dem 31. August, war ich dann am Spätnachmittag bei einer der kürzesten Unterredungen zugegen, die ich jemals erlebt habe. Der polnische Botschafter Lipski erschien bei Ribbentrop und übergab eine kurze Mitteilung, wonach die polnische Regierung die britische Anregung direkter deutsch-polnischer Verhandlungen angenommen habe und der deutschen Regierung demnächst eine Antwort auf ihre Vorschläge zukommen lassen würde. «Haben Sie eine Vollmacht, mit uns sofort über die deutschen Vorschläge zu verhandeln?» fragte Ribbentrop. «Nein», antwortete der polnische Botschafter.»Dann hat es keinen Zweck, dass wir uns weiter unterhalten», erwiderte Ribbentrop, und die Ultra-Kurzbesprechung war zu Ende.

Unmittelbar vorher war Attolico bei Ribbentrop gewesen, um erneut die Vermittlerdienste Mussolinis anzubieten. Der Reichsaussenminister besass anscheinend auch keine Verhandlungsvollmacht, denn er erklärte, er müsse erst Hitler um seine Meinung fragen. Als Attolico nach einer halben Stunde zurückkehrte, um sich die Antwort zu holen, lautete sie negativ. Die Initiative liege bei England und Frankreich, denen die deutschen Forderungen bereits mitgeteilt seien.

In den Wandelgängen und Nebenräumen der Reichskanzlei herrschte wieder Hochbetrieb. Ich hielt mich für weitere Besprechungen dort bereit und erfuhr auf diese Weise am Abend des 31. August, dass Hitler den Befehl für den Beginn des Einmarsches nach Polen nunmehr endgültig erteilt hatte, und zwar sollte die Grenze um 5.45 Uhr morgens überschritten werden.

«Auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers hat die Wehrmacht den aktiven Schutz des Reiches übernommen. In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutsch-polnischen Grenzen

zum Gegenangriff angetreten. Gleichzeitig sind Geschwader der Luftwaffe zum Niederkämpfen militärischer Ziele in Polen gestartet. Die Kriegsmarine hat den Schutz der Ostsee übernommen», so lautete der erste Wehrmachtsbericht des Zweiten Weltkrieges, der am 1. September 1939 herausgegeben wurde.

«Polen hat heute nacht zum ersten Male auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen», tönte Hitlers heisere und erregte Stimme am Vormittag des 1. September vom Reichstag her aus dem Lautsprecher. «Ich habe wieder jenen Rock (des Soldaten) angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war», hörte ich Hitler weiter sagen, «ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg oder – ich werde dieses Ende nicht erleben!»

Noch am gleichen Abend meldete sich trotz der Kriegsatmosphäre die Diplomatie wieder zum Wort. Der britische und der französische Botschafter baten darum, sofort gemeinsam vom Außenminister empfangen zu werden. Ribbentrop lehnte den gemeinsamen Empfang ab. Er bestellte den britischen Botschafter auf 9,30 Uhr und den französischen Botschafter auf 10 Uhr abends.

«Durch ihr Vorgehen hat die deutsche Regierung eine Lage herbeigeführt, in der die Regierungen des Vereinigten Königreichs und Frankreichs zur Erfüllung ihrer Beistandspflicht gegenüber Polen schreiten müssen. Falls daher die Regierung Seiner Majestät von der deutschen Regierung keine befriedigenden Zusicherungen erhält, dass die deutsche Regierung alle Aggressivhandlungen eingestellt hat und dass sie bereit ist, ihre Truppen aus dem polnischen Gebiet zurückzuziehen, wird die Regierung Seiner Majestät ohne Zögern ihre Verpflichtungen Polen gegenüber erfüllen», übersetzte ich aus dem englischen Dokument, das Henderson überbracht hatte, für Ribbentrop, der so tat, als verstehe er kein Englisch, im Übrigen aber völlig ruhig blieb. Er hatte sich anscheinend an dem Abend mit Henderson genug ausgetobt. Wieder war er offenbar nicht ermächtigt, irgendeine Antwort zu erteilen, und begnügte sich mit der Bemerkung, er würde die Mitteilung an Hitler weiterleiten.

Unmittelbar danach überreichte Goulondre eine fast gleichlautende Note in französischer Sprache. Auch diese übersetzte ich, da Ribbentrop plötzlich auch nicht mehr Französisch verstand. Genau so wie der englische Botschafter, bat auch Coulondre um eine sofortige Antwort, worauf ihm Ribbentrop ebenfalls nur erwidern konnte, er werde die Angelegenheit Hitler vortragen.

«Gesamtobilmachung in England angeordnet», «Mobilmachung in Frankreich», meldeten am nächsten Tage, dem 2. September, der englische und der französische Rundfunk.

Am Vormittag des gleichen Tages kam Attolico in grosser Eile ins Auswärtige Amt. «Mussolini hat in London und Paris vorgeschlagen», erklärte er ausser Atem, «Deutschland und Polen zum Abschluss eines sofortigen Waffenstillstandes aufzufordern.» Die Fronten sollten dort bleiben, wo die Truppen sich augenblicklich befänden. Danach sollte eine internationale Konferenz zur Lösung der deutsch-polnischen Frage und anderer Revisionsforderungen zusammentreten.

Eine halbe Stunde später wurde er von Ribbentrop empfangen. Die einzige Frage, die dieser stellte, lautete: «Sind die gestern abend übergebenen Noten Englands und Frankreichs Ultimaten oder nicht? Wenn ja, kommt ein Eingehen auf den italienischen Vorschlag überhaupt nicht in Frage.»

Noch heute sehe ich den nicht mehr ganz jungen Attolico aus Ribbentrops Zimmer heraus- und die Treppe hinablaufen, um bei Henderson und Coulondre Rückfrage zu halten. Meiner Ansicht nach waren diese Noten Ultimaten gewesen, und ich glaubte daher nicht, dass meine «Schulklasse» auf Grund des Vorstosses von Mussolini «fünf Minuten nach 12» noch zusammentreten würde. Zu meiner Überraschung aber kam Attolico schon nach einer halben Stunde genau so atemlos, wie er uns verlassen hatte, wieder angelaufen. «Nein, die Noten seien keine Ultimaten, sondern nur Warnungen.» Auch die Westmächte arbeiteten jetzt also mit Ultimaten, die «keine Ultimaten» waren, wie Hitler es imjahre vorher und noch vor einigen Tagen getan hatte.

Noch einmal erschien Attolico am Nachmittag dieses Tages bei Ribbentrop, und nach dieser Unterredung antwortete ich auf die vielen ängstlichen Fragen meiner Kollegen nach der «Schulklasse» mit einem Vielleicht. Wie Hitler auf diesen Vorschlag reagierte, habe ich nie genau feststellen können. Gegen Abend wurde uns aber bekannt, dass die englische Regierung unter allen Umständen auf einer Räumung der von deutschen Truppen besetzten polnischen Gebiete bestehe.

Um 8 Uhr abends wurde ich erneut in die Reichskanzlei gerufen, wo ein niedergeschlagener Attolico Hitler mitteilte, dass die britische Regierung nicht auf Mussolinis Vorschlag eingehe, wenn die polnischen Gebiete nicht geräumt würden. Er fügte hinzu, die französische Regierung habe anscheinend lange geschwankt, ob sie den italienischen Vorschlag annehmen solle, sei dann aber doch schliesslich dem britischen Standpunkt beigetreten.

Nach Mitternacht rief die englische Botschaft in der Reichskanzlei an. Henderson habe aus London soeben die Weisung erhalten, am nächsten Tage um 9 Uhr vormittags eine Mitteilung der englischen Regierung zu übergeben, und bäte, von Ribbentrop im Auswärtigen Amt zu dieser Zeit empfangen zu werden. Dass diese Mitteilung nichts An-

genehmes enthalten würde, dass es sich womöglich um ein richtiggehendes Ultimatum handeln könnte, war klar, und deshalb zeigte Ribbentrop auch nicht die geringste Lust, den britischen Botschafter am nächsten Morgen persönlich zu empfangen. Zufällig stand ich in seiner Nähe. «Eigentlich könnten Sie an meiner Stelle den Besuch des Botschafters entgegennehmen», sagte er zu mir. «Lassen Sie doch mal bei den Engländern anfragen, ob ihnen das recht wäre, da der Aussenminister um 9 Uhr verhindert sei.» Den Engländern war es recht, und so wurde ich denn beauftragt, Henderson am nächsten Morgen, d.h. in fünf Stunden – es war mittlerweile schon wieder 4 Uhr morgens geworden – zu empfangen.

Am Sonntag, den 3. September 1939, war ich infolge der anstrengenden Tage, die hinter mir lagen, zu Hause so spät aufgewacht, dass ich nur mit Hilfe eines Taxis das Auswärtige Amt erreichte. Ich konnte gerade noch sehen, wie Henderson durch den historischen Eingang in der Wilhelmstrasse 76 das Haus betrat, als ich über den Wilhelmsplatz fuhr. Ich benutzte einen Nebeneingang und stand pünktlich um 9 Uhr in Ribbentrops Arbeitszimmer zum Empfang Hendersons bereit. Auf die Minute genau meldete ihn der Amtsdienner. Er betrat das Zimmer mit einem sehr ernsten Gesicht, reichte mir die Hand, nahm aber auf meine Aufforderung nicht an dem kleinen Tisch in der Ecke des Zimmers Platz, sondern blieb feierlich mitten im Raum stehen. «Ich muss Ihnen leider im Auftrage meiner Regierung ein Ultimatum an die deutsche Regierung überreichen», begann er mit bewegter Stimme und verlas dann, während wir uns gegenüberstanden, das bekannte Dokument der britischen Regierung. «Über 24 Stunden sind vergangen, seit eine sofortige Antwort auf die Warnung vom 1. September erbeten worden ist und seitdem die Angriffe gegen Polen intensiviert worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät nicht vor 11 Uhr britischer Sommerzeit befriedigende Zusicherungen über die Einstellung aller Angriffshandlungen gegen Polen und die Zurückziehung der deutschen Truppen aus diesem Lande erhalten hat, so besteht von diesem Zeitpunkt ab der Kriegszustand zwischen Grossbritannien und Deutschland.»

Nach diesen Worten überreichte mir Henderson das folgenschwere Dokument und verabschiedete sich von mir. «Es tut mir aufrichtig leid», sagte er zu mir, «dass ich gerade Ihnen ein solches Dokument übergeben muss, denn Sie sind stets sehr hilfsbereit gewesen.» Ich drückte auch meinerseits mein Bedauern aus und richtete noch einige von Herzen kommende Abschiedsworte an den englischen Botschafter, den ich, wie gesagt, immer ausserordentlich geschätzt hatte.

Dann begab ich mich mit dem Ultimatum in der Aktentasche in die Reichskanzlei, wo alles voller Spannung auf mein Kommen wartete. In dem Raum vor Hitlers Arbeitszimmer waren die meisten Kabinettsmitglieder und prominenten Parteileute versammelt. Es herrschte ein

ziemlich starkes Gedränge, so dass ich einige Mühe hatte, zu Hitler vorzudringen. «Was gibt es denn Neues?», fragten mich mehrere etwas ängstlich klingende Stimmen. Ich entgegnete nur achselzuckend: «Die Schule fällt aus», und betrat das danebenliegende Zimmer, in dem Hitler an seinem Arbeitstisch sass, während Ribbentrop etwas rechts von ihm am Fenster stand. Beide blickten gespannt auf, als sie mich sahen. Ich blieb in einiger Entfernung vor Hitlers Tisch stehen und übersetzte ihm dann langsam das Ultimatum der britischen Regierung. Als ich geendet hatte, herrschte völlige Stille, genau so wie nach dem Paukenschlag in der Nacht von Godesberg.

Wie versteinert sass Hitler da und blickte vor sich hin. Er war nicht fassungslos, wie es später behauptet wurde, er tobte auch nicht, wie es wieder andere wissen wollten. Er sass völlig still und regungslos an seinem Platz. Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, wandte er sich Ribbentrop zu, der wie erstarrt am Fenster stehen geblieben war. «Was nun?» fragte Hitler seinen Aussenminister mit einem wütenden Blick in den Augen, als wolle er zum Ausdruck bringen, dass ihn Ribbentrop über die Reaktion der Engländer falsch informiert habe. Ribbentrop erwiderte mit leiser Stimme: «Ich nehme an, dass die Franzosen uns in der nächsten Stunde ein gleichlautendes Ultimatum überreichen werden.»

Da meine Aufgabe nun erledigt war, zog ich mich zurück und sagte den draussen im Vorzimmer Wartenden, die mich umdrängten: «Die Engländer haben uns soeben ein Ultimatum überreicht. In zwei Stunden besteht zwischen England und Deutschland Kriegszustand.» Auch hier im Vorraum herrschte bei dieser Ankündigung Totenstille. Göring drehte sich zu mir um und sagte: «Wenn wir diesen Krieg verlieren, dann möge uns der Himmel gnädig sein!» Goebbels stand in einer Ecke, niedergeschlagen und in sich gekehrt, und sah buchstäblich aus wie der bewusste begossene Pudel. Überall sah ich betretene Gesichter, auch bei den kleineren Parteileuten, die sich im Raum befanden.

Coulondre übergab kurz danach Ribbentrop ein auf 5 Uhr nachmittags befristetes Ultimatum gleichen Inhalts.

Am Abend verliess ich das verdunkelte Berlin im Sonderzug des Auswärtigen Amtes in östlicher Richtung. Durch eine Ironie des Schicksals ging dieser Zug von der gleichen Verladerampe des Anhalter Güterbahnhofes ab, von der ich 1917 als Soldat im Güterzug meine Heimatstadt verlassen hatte.

20

BLITZKRIEGE UND STAATSMÄNNERBEGEGNUNGEN (1940)

Als ich am Abend des 3. September 1939 todmüde von den Anstrengungen der letzten Wochen auf der Fahrt zu dem unbekanntem Ort des Hauptquartiers im Osten in den Schlaf sank, glaubte ich, dass es mit meiner Dolmetschertätigkeit nun fürs erste zu Ende sein würde, da für die Sprache der Waffen, die jetzt im Verkehr zwischen den Völkern angewendet wurde, keine Übersetzung mehr notwendig war. Sehr bald sollte sich jedoch herausstellen, dass ich mich getäuscht hatte.

Im Gegenteil, nach einer kurzen Pause während des Polenfeldzuges hatte ich das ganze nächste Jahr hindurch ebensoviel zu dolmetschen und in Europa umherzureisen wie in den Jahren der aussenpolitischen Hochkonjunktur früherer Zeiten. Zweimal übersetzte ich zwischen Hitler und Mussolini am Brenner, danach einmal in München und einmal in Florenz, viermal verhandelten Ribbentrop und Ciano in Rom, Berlin und bei Karlsbad in meiner Gegenwart. Ich arbeitete in dem historischen Speisewagen von Compiègne beim Waffenstillstand mit Frankreich, übersetzte die Gespräche Hitlers mit Pétain und Laval in Montoire, war bei der Begegnung zwischen Hitler und Franco an der spanischen Grenze und den Unterhaltungen zwischen Hitler, Ribbentrop und dem spanischen Aussenminister Serrano Suñer in Berlin zugegen, dolmetschte zwischen dem Abgesandten Roosevelts, Sumner Welles, und Hitler, Göring, Ribbentrop und Hess in Berlin und machte die Aufzeichnungen über die Unterhaltungen zwischen Hitler und Molotow, die im November 1940 ebenfalls in Berlin stattfanden. Dazu kamen Besuche des Königs Leopold von Belgien, des Königs Boris von Bulgarien, des Prinzen Paul von Jugoslawien, des Reichsverwesers Horthy und des neuen Staatschefs Rumäniens, Marschall Antonescu. Den Schluss bildete eine überraschend angesetzte stürmische Unterhaltung zwischen Hitler

und dem französischen Admiral Darlan am 1. Weihnachtsfeiertag 1940 in der Nähe von Paris. Von diesem reichhaltigen und einigermassen atemraubenden Programm ahnte ich nicht das geringste, als ich am Morgen des 4. September meine Dienstgeschäfte im Hauptquartier in Pommern hart an der polnischen Grenze aufnahm.

Ich war natürlich nicht als Dolmetscher dort, sondern als Mitglied des Ministerbüros. Seit einigen Monaten gehörte ich nicht mehr dem Sprachendienst an, in dem ich seit meinem Eintritt ins Auswärtige Amt im Jahre 1923 gearbeitet hatte. Um sicherzustellen, dass ich nur Ribbentrop und niemand anderem als Dolmetscher zur Verfügung stünde, war ich Anfang 1939 in das Ministerbüro versetzt worden. Ribbentrop achtete eifersüchtig darauf, dass sich kein anderes Kabinettsmitglied und keine andere Dienststelle in der Aussenpolitik betätigte, und weigerte sich daher, mich anderen Behörden zur Verfügung zu stellen, wie dies das Auswärtige Amt vorher immer getan hatte. «Ich kann Dr. Schmidt in meinem Ministerbüro leider nicht entbehren», war die reichlich fadenscheinige Ausrede, die er zu meinem Leidwesen anderen gegenüber gebrauchte, wenn sie sich nach alter Gewohnheit an das Auswärtige Amt wandten, um mich auszuleihen. Ich wurde im Ministerbüro «an die Kette gelegt» und bedauerte den Verlust meiner Freiheit und den Zwang, mich nun mit Aktenkram befassen zu müssen, sehr. Natürlich kam ich auf diese Weise auch mit einer ganzen Reihe von vertraulichen Dingen in Berührung, aber sie interessierten mich deshalb nicht so sehr, weil ich ja in den Besprechungen der Grossen als Dolmetscher ohnehin das Wichtigste von dem staatsmännischen Gesprächspartner persönlich mitgeteilt bekommen würde. Ich war dadurch allmählich derartig uninteressiert an Geheimnissen, dass ich meinte, sie müssten mir nachlaufen und nicht ich ihnen, was ja in der Praxis auch der Fall war. Auf diese Weise wurde meine Arbeit im Ministerbüro auch noch ihres letzten Reizes entkleidet.

Ich war also keineswegs ein «richtiger» Bürokrat im deutschen Hauptquartier. Aber es war auch kein richtiges Hauptquartier, wie man es aus historischen Darstellungen und Schulbüchern kennt. Das Grosse Hauptquartier bestand zu Anfang des Zweiten Weltkrieges aus drei Eisenbahnzügen, dem sogenannten Führerzug, dem Zug des OKW und dem Sonderzug «Heinrich», in dem alle zivilen Dienststellen, die mit dem Hauptquartier zu tun hatten, untergebracht waren, also vor allem Ribbentrop, Himmler (daher «Heinrich») und Lammers. Dieser Heinrich-Zug war gleichzeitig eine fahrbare Ausstellung über die Entwicklung der Eisenbahnen. Von uralten Prunkwagen, «in denen schon Karl der Grosse gereist war», bis zu Ribbentrops neu erbautem stromlinienförmigen Salonwagen enthielt er in buntem Durcheinander fast sämtliche Modelle von Vehikeln, die jemals über die deutschen Schienen gerollt waren. «Ein toller D-Zug ist das», bemerkte Hitler einmal, als

er den «Heinrich» vorüberfahren sah, mit den hohen und kurzen grossherzoglichen Salonwagen, den hochmodernen Nachrichtenwagen, die mit der ganzen Welt in Verbindung standen, und den alten hölzernen Speisewagen, in denen tags und leider auch nachts gearbeitet wurde. Im späteren Verlauf des Krieges wäre dieser Zug wegen der dauernden Zwistigkeiten zwischen Himmler, Ribbentrop und Lammers eine glatte Unmöglichkeit gewesen. Hätten die drei «feindlichen Brüder» in späteren Jahren in einem Zug fahren müssen, wäre dieser vor inneren Spannungen zweifellos explodiert, wenn er nicht schon vorher bei den verschiedenen Reiserouten, die jeder der drei politisch und geographisch verfolgte, auseinandergerissen wäre. In der ersten Zeit aber fuhren sie noch einigermaßen in der gleichen Richtung, besuchten sich sogar des Abends in ihren Salonwagen und schienen ein Herz und eine Seele zu sein.

Das kleine Häuflein vom Auswärtigen Amt, das Ribbentrop begleiten musste, wohnte in einem Mitropa-Schlafwagen und arbeitete in einem der bewussten hölzernen Speisewagen. Dessen Akkumulatoren waren so altersschwach, dass das Licht, wenn der Zug auch nur eine halbe Stunde irgendwo Stillstand, langsam, aber sicher erlosch, so dass die Beleuchtung dann durch Kerzen auf leeren Weinflaschen ersetzt werden musste. «Wie im Unterstand», sagten die wenigen kriegerisch Gesinnten. «Wie bei Savarin (dem bekannten Luxusrestaurant hinter dem Eden-Hotel in Berlin)», sagte die Mehrheit der «feigen Pazifisten», wie Ribbentrop seine Diplomaten häufig nannte.

Der Aussenminister selbst störte uns wenig. Er sass im Arbeitsraum seines Salonwagens und «regierte». Das drückte sich vor allem in stundenlangen Telefongesprächen mit dem Auswärtigen Amt in Berlin aus, bei denen er sich ereiferte und schrie, dass es weithin über die einsamen Bahngleise schallte, wo wir die meiste Zeit über abgestellt waren.

Mich hielt er von morgens bis abends mit Aufträgen in Atem, denn ich war damals im fahrenden Hauptquartier der einzige höhere Beamte des Ministerbüros. Ich musste den Routinebetrieb mit dem Amt aufrechterhalten und dabei allerdings öfter meine Dolmetschereigenschaften einsetzen. «Sagen Sie diesem Rindvieh» übersetzte ich am Telefon dem würdigen Geheimrat in Berlin in die entsprechenden Formulierungen einer ministeriellen Missbilligung, wie sie bei uns im Amt üblich waren. Es hagelte aus dem sonnedurchglühten Wagen des Reichsaussenministers nur so von «Feiglingen», «Faulpelzen» und «Nichtswissern», «die nicht zu merken scheinen, dass jetzt Krieg ist». Alles das übersetzte ich mündlich und schriftlich. Aber es war sehr anstrengend.

Jeden Morgen stolperte ich über den Schotter der Bahngleise zu dem nur einige hundert Meter von uns entfernt stehenden Führerzug. Ich trug eine grosse Generalstabskarte gerollt unter dem Arm und hatte

den Auftrag, mich im Kommandowagen über die neueste militärische Lage zu unterrichten. Wenn ich dort dann etwas unbeholfen vor der grossen Lagekarte stand und mir die neuesten Frontlinien in meine Karte mühsam einzeichnete, erbarmte sich meistens einer meiner Generalstabsbekanntesten aus den Krisen tagen in der Reichskanzlei und zeichnete mir kunstgerecht in Rot und Blau mit kühn vorwärts schnellenden oder umgebogenen (wo die Angriffe abgeschlagen waren) Pfeilspitzen alles fein säuberlich mit den entsprechenden Erläuterungen ein. Auf dem Rückweg zum «Heinrich» wuchs ich dann mit jedem Schritt und jeder Eisenbahnschwelle und betrat den Arbeitsraum des Aussenministers, um einen Lagevortrag nach allen Regeln der Kunst zu halten, wie ich sie mir fünf Minuten vorher abgesehen hatte. Was Ribbentrop davon hielt, weiss ich nicht; meine Kollegen schien es ziemlich zu beeindrucken, wenn ich mit der flachen Hand ganze Gebiete einkassierte und mit gespreizten Fingern vorwärtsstürmende Stosskeile markierte oder Kessel mit der hohlen Hand plastisch darstellte. Ich hiess daher einige Tage lang nur noch «Napoleon». Meine Feldherrnherrlichkeit dauerte allerdings nur kurze Zeit. Dann kam ein Oberst aus dem Generalstab als ständiger Verbindungsmann zu unserer kleinen Gruppe, und ich musste meine Tätigkeit wieder auf Telefonate mit «Dummköpfen» oder mit kurzen schriftlichen Mitteilungen an «Faulpelze» und «Trottel» in Berlin beschränken.

Dieses Hauptquartier stand eine ganze Zeitlang als Idealziel für Fliegerangriffe auf den Nebengeleisen eines ganz kleinen Grenzbahnhofes, dessen Namen mir leider entfallen ist. Es war übrigens auch eine schwere Flakbatterie zu unserem Schutz jedesmal in der Ferne aufgefahren. Ausserdem besass der «Heinrich» noch einen Selbstschutz in Gestalt von zwei Miniatur-Flakgeschützen, die auf offenen Güterwagen am Anfang und am Ende des Zuges aufmontiert waren. Die Amtsgehilfen des Auswärtigen Amtes waren als Bedienungsmannschaft ausgebildet worden. Einer hatte des Nachts aus Versehen einmal beim Durchladen einen Schuss abgefeuert, worauf am nächsten Tage eine strenge Untersuchung eingeleitet wurde.

In der zweiten Hälfte des September hagelte dann auch auf mich, wie das bei der überhitzten Atmosphäre an Bord des «Heinrich» unvermeidlich war, ein gewaltiges Donnerwetter nieder. Der Anlass war allerdings ein Ereignis, das in der Nachkriegsdiskussion eine gewisse völkerrechtliche Bedeutung bekommen hat: der Einmarsch der Sowjettruppen in Polen am 18. September 1939.

Wieder einmal hatte uns Ribbentrop bis 2 Uhr nachts in Atem gehalten. Es handelte sich dabei um die für den Kriegsausgang so unendlich wichtige Frage, ob er oder Goebbels die Auslandspropaganda leiten sollte, ein Thema, das während des ganzen Krieges auch in den kritischsten Tagen einen wesentlichen Teil der Zeit und wohl (infolge des

dauernden Kriegszustandes mit Goebbels) den Hauptteil der Nervenkraft Ribbentrops in Anspruch nahm. Um 5 Uhr morgens wurde mir telefonisch der soeben erfolgte Einmarsch der Russen in das Gebiet Polens zur Weitergabe an Ribbentrop mitgeteilt. Als ich ihm am nächsten Morgen um 8 Uhr die Nachricht, auf die wir auf deutscher Seite schon mit einiger Ungeduld gewartet hatten, überbrachte, war Ribbentrop ausser sich vor Empörung, dass ich ihn nicht um 5 Uhr geweckt hatte. «Jetzt rasen die beiden Armeen, die deutsche und die russische, aufeinander zu», so brüllte er mich an, «und es kommt vielleicht zu Zusammenstössen, nur weil Sie zu bequem waren, mich eher zu wecken!» Vergeblich versuchte ich, ihn damit zu beruhigen, dass ja bereits eine Demarkationslinie abgemacht worden sei und sich die militärischen Stellen Deutschlands und Russlands bereits miteinander in Verbindung befänden. Es half alles nichts. Ribbentrop war gerade beim Rasieren und stand, nur mit einer Badehose bekleidet, mit eingeseiftem Gesicht im Schlafabteil. Auch Staatsmänner siegreicher Grossmächte wirken in einem solchen Aufzug sehr komisch, wenn sie, mit dem Rasiermesser in der Luft hin- und herfuchtend, einen jüngeren Untergebenen anschreien: «Sie haben in die Weltgeschichte eingegriffen! Dazu sind Sie noch zu jung!»

Dass die ganze Aufregung mit der Weltgeschichte nicht das geringste zu tun hatte, sondern mit dem internen Krieg zwischen Goebbels und Ribbentrop in Verbindung stand, erfuhr ich kurze Zeit darauf, als ich hörte, Goebbels und nicht der Pressechef des Auswärtigen Amtes, ein Namensvetter von mir, wie es Ribbentrop gern gesehen hätte, habe der internationalen Presse in Berlin die Nachricht von dem Einmarsch der Russen mitgeteilt.

Nach knapp drei Wochen eines unwirklichen Daseins in Eisenbahnzügen und zwischen Schienensträngen änderte sich über Nacht unsere Umgebung. Das Hauptquartier wurde auf einige Tage in das luxuriöse Casino-Hotel am Ostseestrand nach Zoppot bei Danzig verlegt, wodurch der altgewohnte Kontrasteffekt wieder zu seinem Recht kam. Das geschah auch noch auf andere Weise, denn während wir morgens beim Frühstück sassen, konnten wir von der Hotelterrasse aus die Beschiessung des 28 km weiter am jenseitigen Ende der Danziger Bucht gelegenen polnischen Stützpunktes Heia durch zwei ältere deutsche Linienschiffe, die «Schlesien» und die «Schleswig-Holstein», beobachten, die mit ihren hohen Schornsteinen und Aufbauten direkt aus einem alten Seeschlachtenbild zu stammen schienen, besonders wenn die polnische Artillerie das Feuer erwiderte und die bekannten Wasserfontänen dann rings um die Schiffe in die Höhe schossen. Bis an unser Hotel reichten die polnischen Geschütze nicht, sonst wäre von dem schönen Bau wohl nicht viel übrig geblieben. Pünktlich um 12 Uhr wurde der «Seekrieg» abgebrochen, die beiden Schiffe gingen nach

Neufahrwasser zurück, und das Manöver wurde erst beim nächsten Frühstück wiederholt.

Am 20. September 1939 hielt Hitler in dem historischen Artushof der schönen Stadt Danzig eine grosse Rede. «Ich betrete zum erstenmal einen Boden, der von deutschen Siedlern ein halbes Jahrtausend vor der Zeit in Besitz genommen wurde, als die ersten Weissen sich im heutigen Staate New York niederliessen. Ein halbes Jahrtausend länger ist dieser Boden deutsch gewesen und deutsch geblieben. Er wird – dessen können alle überzeugt sein – auch immer deutsch bleiben», begann er nach einem begeisterten Empfang durch die Danziger seine Rede. Es war das erste und einzige Mal, dass ich eine Hitler-Rede von Anfang bis zu Ende hörte, ohne dienstlich als Dolmetscher etwas damit zu tun zu haben. Interessant war mir, wie dem Publikum Dinge dargestellt wurden, die ich selbst miterlebt hatte.

«Ich hatte den neuen Vorschlag ausgearbeitet», erklärte Hitler unter Hinweis auf seinen Plan zur Regelung der polnischen Frage. «Ich habe ihn am Abend des ersten Tages dem britischen Botschafter mitteilen lassen. Er ist ihm Satz für Satz vorgelesen worden, ausserdem wurden ihm von meinem Aussenminister noch zusätzliche Erklärungen abgegeben.» Deutlich stand mir wieder die Szene zwischen Ribbentrop und Henderson während der stürmischen Auseinandersetzung vor Augen, in der die «zusätzlichen Erklärungen» fast in Handgreiflichkeiten ausgeartet wären. Dass in jener Nacht Henderson um den Text dieser Vorschläge gebeten, ihn aber nicht ausgehändigt erhalten hatte, davon vernahm ich trotz aufmerksamen Zuhörens in Hitlers Rede auch nicht die Spur einer Andeutung.

«Polen hat den Kampf gewählt, und es hat den Kampf nun erhalten. ... Seitdem sind nun 18 Tage vergangen. Kaum jemals in der Geschichte konnte aber mit mehr Recht der Spruch angeführt werden: Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen!», beschrieb dann ein triumphierender Hitler den Blitzkrieg gegen Polen. Im Übrigen war er siegesbewusst und «unbeugsam», wie die deutsche Presse später seine Rede überschrieb.

«Aber wenn er (der Krieg) drei Jahre dauern sollte, so wird am Ende des dritten Jahres ebensowenig das Wort ‚Kapitulation‘ stehen wie am Ende des vierten, fünften, sechsten oder siebten Jahres!», hörte ich ihn sagen und war innerlich entsetzt über die langen Fristen, mit denen er zu rechnen schien. In diesem auftrumpfenden, trotzigem Tone ging es noch eine ganze Weile weiter. Ich erkannte, dass ich vorläufig wohl nicht wieder bei einem Gespräch zwischen ihm und Chamberlain zu dolmetschen haben würde, wie es auf Görings Betreiben ein schwedischer Geschäftsmann namens Dahlerus noch nach Kriegsausbruch in einer Unterredung mit Hitler angeregt hatte, der ich in der Reichskanzlei als «Aufzeichner» beiwohnte.

Am 26. September 1939 kamen wir alle wieder nach Berlin zurück, und Ribbentrop flog am nächsten Tage zu einem Besuch nach Moskau. Diesmal blieb ich zurück, um mich auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten. Sie liessen nicht lange auf sich warten. Am 1. Oktober erschien Ciano in Berlin und hatte zwei lange Aussprachen mit Hitler in der Reichskanzlei und eine weitere mit dem inzwischen aus Moskau zurückgekehrten Ribbentrop im Auswärtigen Amt. Sachlich brachten diese stundenlangen Gespräche nichts Neues, sowohl von Hitler, als auch vor allem von Ribbentrop, wurde der Vertreter des «abtrünnigen» Italien sehr von oben herab behandelt. Bei Hitler zeigte sich das noch am wenigsten, denn er war so erfüllt von seinem Blitzkriegserfolg gegen Polen, dass er stundenlang alle Phasen des Feldzuges mitsamt den Gefangenenum- und Beutezahlen rekapitulierte; deutlich konnte ich von Cianos Gesicht mehrmals den Kehrreim eines Berliner Schlagers ablesen, den Willy Prager vor 1933 vorgetragen hatte: «So genau wollen wir das gar nicht wissen.» Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, dass Besucher Hitlers und Ribbentrops im Geiste diesen Text sichtlich nachempfanden.

Auch Ribbentrop war stolzerfüllt, aber nicht über den Polenfeldzug, sondern über seinen diplomatischen Erfolg in Moskau. Genau so, wie ich es selbst bei dem ersten Besuch in der russischen Hauptstadt miterlebt hatte, schwärmte er auch jetzt den Italienern, die «das so genau gar nicht wissen wollten», von den Russen vor. So verstieg sich Ribbentrop z.B. bei einer Abendtafel in seiner Villa in Dahlem, an der sich die Unterhaltung oft durch so lange eisige Pausen auf Seiten des Gastgebers auszeichnete, dass sich Ciano grösstenteils nur mit mir unterhielt, zu der Bemerkung: er habe sich in Moskau im Kreise der «Männer mit den starken Gesichtern» um Stalin so zu Hause gefühlt, als sei er unter alten Parteigenossen. Das hatte er in meiner Gegenwart schon einmal in der Reichskanzlei in einem Kreise wirklich alter Parteigenossen gesagt, die auf Ribbentrop, der erst kurz vor der Machtübernahme der Partei beigetreten war, stets mit Verachtung herabsahen, und hatte sich wegen dieser Äusserung schwere Kritiken zugezogen.

Als ich Ciano Ribbentrops Worte übersetzte, blickte er stumm, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, auf seinen Teller. Deutlicher konnte ein «Bundesgenosse» dem anderen eigentlich sein Missfallen nicht zum Ausdruck bringen. Ribbentrop liess es oft an diplomatischem Fingerspitzengefühl fehlen und benahm sich auch bei dieser Gelegenheit wie ein richtiggehendes enfant terrible. «Zum Teil erinnerten mich auch die Russen im Kreml an die Ehrengarde des Duce im Palazzo Venezia», fügte er als ahnungsloser Engel hinzu, mit dem Erfolg, dass Cianos Kopf noch tiefer in den Teller sank und er für den Rest des Abends eigentlich nur noch für mich zu sprechen war.

Ich hatte nicht nur bei dieser kühlen Abendtafel, sondern auch bei anderen Veranstaltungen öfter Gelegenheit, mich mit Ciano persönlich zu unterhalten. Im Gegensatz zu seinem reichlich arroganten und zum Teil ungezogenen Benehmen bei offiziellen Gelegenheiten lernte ich in diesen Gesprächen einen Mann kennen und schätzen, der die Entwicklung mit grossem Scharfsinn und Klarblick erkannte und sich von den schönen Worten Hitlers und Ribbentrops nicht beeindrucken liess. Er war damals nach Berlin gekommen, um die in Rom deutlich fühlbare Abkühlung des deutsch-italienischen Verhältnisses zu beheben, aber er hatte in seiner skeptischen Beurteilung unserer Anfangserfolge nichts von der Meinung aufgegeben, die er und seine Umgebung mir gegenüber schon im August in Salzburg immer wieder geäussert hatten: wenn erst einmal England und Frankreich in den Krieg eingetreten seien, werde ein schnelles Ende nicht zu erreichen und der Ausgang mehr als ungewiss sein.

Kaum hatte Ciano Berlin verlassen, begannen für den Sprachendienst Grosskampftage, wie sie im Laufe des Krieges bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder auftraten. Ich gehörte zwar nominell nicht mehr zu dieser wichtigen und vielbeschäftigten Abteilung des Auswärtigen Amtes, war auch nicht ihr Leiter, aber ich wurde nun einmal aus naheliegenden Gründen von den hohen und höchsten Stellen für alles, was mit Sprachen zu tun hatte, verantwortlich gemacht. Ich war daher froh, dass Geheimrat Gautier im Laufe der Jahre ein hervorragend funktionierendes Präzisionsinstrument geschaffen hatte, auf das man sich bei der Lösung der schwierigsten Übersetzungsaufgaben immer verlassen konnte. Bemerken muss ich dabei, dass ich selbst bei den Auftraggebern in allen sprachlichen Dingen absolute Autorität besass. Auch Hitler und Ribbentrop fügten sich, wenn ich ihnen erklärte, welche technischen Vorbedingungen erfüllt sein müssten, damit eine gestellte Aufgabe durchgeführt werden könnte.

Wenn es in Deutschland während des Krieges hiess, dass eine Rede oder eine Verlautbarung «in dreissig Sprachen» über den Rundfunk verbreitet worden sei, dann war die sprachliche Arbeit bei grossen und wichtigen Gelegenheiten stets vorher von jener nach aussen hin unbekannt, im Innenbetrieb wegen ihrer gemischten Zusammensetzung etwas schief angesehenen, in ihrer sachlichen Arbeit aber ausserordentlich wichtigen Abteilung des Amtes erledigt worden.

Der Sprachendienst war auch während des Krieges seiner Zusammensetzung nach ein Völkerbund im Kleinen. Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Jugoslawen, Bulgaren und andere Nationalitäten waren in ihm vertreten. In späteren Jahren hatte er Zweigstellen in Paris und anderen Städten Europas. Bei einer Grossaktion wurden alles in allem rund 150 Personen eingesetzt.

Die Geheimhaltung wurde in ähnlicher Weise gewährleistet wie 1948 die der Währungsreform, als die Amerikaner die deutschen Sachverständigen einfach an einem unbekanntem Ort unter Klausur arbeiten liessen. Anfang Oktober 1939 wurde dieses System beim Sprachendienst zum erstenmal in der Weise durchgeführt, dass zwei Stockwerke des nach Kriegsausbruch leerstehenden Hotels Adlon in Berlin gemietet und von der Aussenwelt hermetisch abgeschlossen wurden. Dort lebte und arbeitete dann der «kleine Völkerbund» einige Tage wie auf einer einsamen Insel inmitten der Grossstadt. Die Telefone waren abgestellt, die Zugänge zu den Stockwerken wurden bewacht, und unter den Fenstern sorgten unauffällig die wachsamen Augen der Kriminalpolizei dafür, dass die «Insel» eine Insel blieb.

Unter diesen geheimnisvollen Begleitumständen wurde die grosse Rede Hitlers, die er am 6. Oktober 1939 in der Krolloper hielt, in viele Sprachen übersetzt. Es war eine jener Reden, auf deren erste Teile man das Motto «So genau wollen wir das gar nicht wissen» anwenden konnte. Eine genaue Geschichte des Polenfeldzuges, eine Darstellung der deutschen Ausgleichsversuche, Angriffe gegen England und die «westlichen Plutokratien» und die übliche Ausstattung solcher Reden in ihrer Abwechslung von technischen Einzelheiten und Zahlenangaben mit lyrischen Deklamationen und verärgerten Hasstiraden bildeten die Hauptbestandteile.

Viel beachtet wurden aber in dem «kleinen Völkerbund», der infolge seiner Zusammensetzung oft ein aufschlussreiches Vorausbild von der Reaktion des Auslandes abgab, die Schlussteile dieser Rede. «Klarheit über die aussenpolitischen Ziele aller europäischen Staaten», «kein Anlass für irgendeine weitere Revision ausser der Forderung ... auf Rückgabe der deutschen Kolonien ..., die keine ultimative ist», «Neuordnung der Märkte und endgültige Regelung der Währungen», «Zurückführen der Rüstungen auf ein vernünftiges und auch wirtschaftlich tragbares Ausmass», ein «europäisches Statut, das allen Völkern das Gefühl der Sicherheit, der Ruhe und damit des Friedens gibt», waren die wesentlichen Punkte, die uns im Sprachendienst damals bemerkenswert erschienen.

Das Auslandsecho war jedoch, wenigstens soweit es die führenden Politiker betraf, völlig negativ. Hitlers Worte hatten nach den Erfahrungen vom März und August 1939 keinerlei Kredit mehr. «(Hitler) rechnete mit Sicherheit darauf, dass die Regierung Seiner Majestät die von ihm in Polen erreichte Entscheidung bereitwillig hinnehmen würde, und dass ein Friedensangebot Herrn Chamberlain und seine alten Kollegen in die Lage versetzen würde, nachdem sie ihre Ehre durch eine Kriegserklärung gerettet hatten, aus der Klemme, in die sie durch die kriegstreiberischen Elemente im Parlament hineingeraten waren, wieder herauszukommen. Er war sich auch nicht im Geringsten darüber klar,

dass Chamberlain und das ganze übrige britische Weltreich jetzt darauf aus waren, ihn blutig zu vernichten, auch wenn sie selbst dabei zugrunde gingen», schreibt Churchill in seinen Memoiren über die Reaktion auf Hitlers Friedensoffensive.

«Die Lage bedarf keiner weiteren Klärung mehr. England und Frankreich haben die Friedenshand des Führers zurückgewiesen. Sie haben den Fehdehandschuh hingeworfen und Deutschland hat ihn aufgenommen», so hiess es in einer von Ribbentrop redigierten offiziellen Verlautbarung vom 21. Oktober 1939, die im Sprachendienst übersetzt wurde. Der Polenkrieg war gewonnen, aber die Friedensoffensive war gescheitert.

Die Quittung auf die schlechte Behandlung, die Ciano Anfang Oktober von seinen Bundesgenossen in Berlin erfahren hatte, erteilte er uns Mitte Dezember 1939 in einer öffentlichen Rede in der italienischen Kammer. Wieder arbeitete der Sprachendienst fieberhaft, diesmal aber ohne Klausur und nur im italienisch-deutschen Referat.

Ciano führte aus, in dem sogenannten Stahlpakt, d.h. dem Bündnisvertrag zwischen Deutschland und Italien, der im Vorjahre in Berlin nach der Zusammenkunft in Mailand mit so viel Feierlichkeit unterzeichnet worden war, sei festgelegt worden, dass beide Länder ständig in enger Fühlung miteinander bleiben sollten, um den Frieden in Europa während eines gewissen Zeitraumes von 3 bis 5 Jahren zu sichern. Um diesen Friedenszustand zu erreichen, sollten keine diplomatischen Fragen aufgeworfen werden, die zu neuen Krisen führen könnten. Der Stahlpakt sei im Geist des Antikomintern-Paktes abgeschlossen worden und habe nicht voraussehen lassen, dass zwischen Deutschland und der Sowjetunion ein Abkommen getroffen werden würde, das Italien erst in dem Augenblick mitgeteilt worden sei, als Ribbentrop das Flugzeug nach Moskau bestiegen habe. «Der englische Botschafter hat mir zu der Rede gratuliert», schreibt Ciano in seinem Tagebuch. In Berlin tobte Ribbentrop bei der Lektüre der sauberen Arbeit des Sprachendienstes.

Die Ergänzung dieser scharf kritischen Äusserungen Cianos gegenüber dem Verhalten Hitlers bildete ein Brief Mussolinis, der am 4. Januar 1940 in Berlin übergeben wurde und kurz danach vom Sprachendienst übersetzt werden musste. Mussolini versuchte darin, Hitler eine Verständigung mit den Westmächten nahelegen und liess zwischen den Zeilen erkennen, dass er selbst dabei die Vermittlerrolle übernehmen könne. Als Vorbedingung betrachtete er das Bestehenlassen eines selbständigen polnischen Staates. Er wies im Übrigen Hitler daraufhin, dass grosse Reiche aus Mangel an innerer Festigkeit, nicht aber durch einen Ansturm von aussen zu Fall kämen. England und

Frankreich würden Deutschland sicherlich nicht zur Kapitulation bringen, aber auch Deutschland würde die Demokratien nicht in die Knie zwingen können. «Wenn man dies glaubt, gibt man sich einer Illusion hin.»

In diesem Brief trat mir zum ersten Male die Tendenz entgegen, die sich später in den Gesprächen zwischen Hitler und Mussolini in immer steigendem Masse zeigte: Kompromiss mit dem Westen, Kampf gegen Sowjetrußland. «Ich fühle mich verpflichtet hinzuzufügen, dass eine Weiterentwicklung Ihrer Beziehungen zu Moskau in Italien katastrophale Rückwirkungen haben würde, wo die einmütig antibolschewistische Einstellung, besonders bei den faschistischen Massen, absolut, hart wie Granit und unverrückbar ist.» Das war eine mehr als deutliche Antwort auf die Ribbentropschen Schwärmereien von den «Männern mit den starken Gesichtern» im Kreml. «Die Lösung Ihres Lebensraumproblems liegt in Rußland und nicht anderswo.»

Ich weiss nicht, wie Hitler diesen kritischen Brief Mussolinis aufnahm. Besonders erfreut war er sicherlich nicht, denn er liess sich zwei Monate lang zu seiner Beantwortung Zeit. Erst Anfang März begleitete ich Ribbentrop nach Rom, als der deutsche Aussenminister das Antwortschreiben Hitlers überbrachte.

Bevor wir diese Reise antraten, erlebte ich das sonderbare Zwischenspiel des Deutschlandbesuches eines Abgesandten Roosevelts, des Staatssekretärs Sumner Welles vom amerikanischen Auswärtigen Amt. Es lag auf der Hand, dass die Europareise von Sumner Welles, der ausser Berlin auch London, Paris und Rom Besuche abstattete und dort mit den Regierungen verhandelte, zu allerhand Kombinationen und sensationellen Gerüchten in ganz Europa Anlass gab.

Auch in Deutschland hoben sich bei den Massen die Friedenshoffnungen, obwohl in der Presse von dem amerikanischen Staatssekretär so gut wie überhaupt keine Notiz genommen wurde. Hitler wusste über die Friedenssehnsucht des deutschen Volkes durchaus Bescheid und hatte daher schon aus diesem Grunde den Besprechungen mit Sumner Welles nur sehr ungern zugestimmt. Im Übrigen waren sich weder er noch Ribbentrop noch das Auswärtige Amt darüber im Klaren, welchen Zwecken dieser überraschende Besuch eigentlich dienen sollte.

Das Ergebnis war, dass sich sowohl Hitler als auch Göring und Ribbentrop in den langen Gesprächen, die sie in den ersten Märztagen mit Sumner Welles führten, ganz auf Abwehr einstellten und mit mehr oder weniger Geschick darzutun suchten, wie stark, wie überlegen und wie kampffentschlossen Deutschland sei, und es ängstlich vermieden, irgendwelche Kompromissbereitschaft zu zeigen, die, wie Hitler in seinem unbewussten Minderwertigkeitsgefühl damals und später fürchtete, als ein Schwächezeichen ausgelegt werden könne.

Sumner Welles machte auf mich den Eindruck eines ausserordentlich klugen, aber nicht gerade diplomatisch wendigen Mannes, wenn er, gross und schlank, mit seiner Aristokratengestalt den deutschen Gesprächspartnern wie ein Eisblock gegenüber sass und zu Beginn jeden Gespräches stereotyp die Formel aufsagte, mit der er seinen Auftrag umriss: «Amerika ist an der Schaffung eines dauernden Friedens in Europa und nicht an einem blossen, zeitlich beschränkten Waffenstillstand interessiert. Die amerikanische Regierung hat mich hierher geschickt, um die Möglichkeiten zu prüfen, die dafür bestehen. Ich habe aber keine Vorschläge zu machen und kann auch für die Vereinigten Staaten keinerlei Verpflichtungen übernehmen.» Der jetzige französische Botschafter in London, Rene Massigli, an den mich Sumner Welles damals in Berlin irgendwie erinnerte, hatte einmal in den 20er Jahren in einer deutsch-französischen Verhandlung eine ähnliche Mission wie hier der amerikanische Staatssekretär und eröffnete die Besprechung mit den Worten: «Ich bin nichts als ein Bleistift mit zwei Ohren.»

Selbst wenn Hitler sehr darauf erpicht gewesen wäre, ein Friedensgespräch zu beginnen, hätte die kühle, reservierte Haltung des amerikanischen Abgesandten ihn nicht gerade ermutigt. Da aber auf deutscher Seite genau die entgegengesetzte Einstellung bestand, war das Ergebnis, dass diese vielbeachteten Gespräche in Berlin im Grunde genommen nichts weiter waren als ein Vorspielen von Grammophonplatten. Dieser Vergleich trifft für die deutschen Gesprächspartner auch insofern besonders gut zu, als sie alle, Hitler, Ribbentrop, Göring und Hess, fast genau wörtlich das gleiche sagten, was mir als Dolmetscher nicht nur bei dieser Gelegenheit auffiel, da es meine Aufgabe naturgemäss immer sehr erleichterte. Nur der Ton und die Begleitmusik waren jedesmal verschieden. Bemerkenswert war dabei noch, dass der «Diplomat» unter diesen prominenten Nationalsozialisten sich am undiplomatischsten benahm. Was Sumner Welles in seinem Buch über «das erstaunlichste Erlebnis meiner ganzen Mission», den Empfang durch Ribbentrop, schreibt, der ihn «ohne auch nur die Spur eines Lächelns und ohne ein Wort der Begrüssung» empfing und plötzlich kein Wort Englisch mehr verstand, trifft durchaus zu. Am geschicktesten und natürlichsten verhielt sich meinem Eindruck nach damals, wie bei manchen anderen Gesprächen vorher und nachher, Göring in Karinhall.

Auf die Einzelheiten dieser Unterhaltungen zwischen dem «Bleistift mit Ohren» und den «Grammophonplatten» näher einzugehen, verlohnt sich heute nicht mehr. Sie standen jedenfalls in keinem Verhältnis zu den grossen Friedenshoffnungen, die in Deutschland daran geknüpft wurden, wie ich immer wieder aus den besorgten Fragen von Freunden und Bekannten feststellen konnte.

Im persönlichen Umgang war Sumner Welles freundlicher und aufgeschlossener. Auf der langen Fahrt nach Karinhall erzählte er mir

interessant von seinen Erfahrungen in Südamerika. «Ich habe dort auf Konferenzen oft auch Dolmetscher erlebt, die zwischen Englisch und Spanisch übersetzten», sagte er mir, «so dass ich beurteilen kann, ein wie guter Dolmetscher Sie selbst sind.» Als Sumner Welles am 3. März 1940 Berlin wieder verliess, hatte ich den Eindruck, dass nunmehr auch die letzte Chance für die friedliche Beilegung des Krieges geschwunden war. Über die Hintergründe der etwas rätselhaft anmutenden Mission schreibt der damalige amerikanische Aussenminister Cordell Hull übrigens interessanterweise in seinen Memoiren folgendes: «... Der Präsident erklärte mir gegenüber ausdrücklich, dass Welles bei verschiedenen Gelegenheiten insgeheim zu ihm gegangen sei und ihn gebeten habe, auf Sondermission ins Ausland entsandt zu werden.» Cordell Hull war zwar gegen die Entsendung von Sumner Welles, weil sie «falsche Hoffnungen erwecken» würde, aber die Reise fand gegen das Votum des amerikanischen Aussenministers dennoch statt.

Wenige Tage nach dem amerikanischen Besuch begleitete ich dann, wie bereits erwähnt, Ribbentrop mit einer umfangreichen Delegation nach Rom zur Überreichung des Antwortschreibens Hitlers auf den Mussolini-Brief vom Januar. Sowohl der Inhalt des Briefes als die Reden, die Ribbentrop im Palazzo Venezia Mussolini gegenüber führte, waren kompromisslos auf Krieg und Waffenentscheidung eingestellt und betonten, dass bei dieser Entscheidung der Platz Italiens an der Seite Deutschlands sei. Ribbentrop machte auch schon gewisse Andeutungen über eine bevorstehende Aufnahme des Kampfes gegen die Westmächte. «In wenigen Monaten ist das französische Heer vernichtet und die einzigen Engländer, die es noch auf dem europäischen Festland gibt, werden sich dort als Gefangene aufhalten», erklärte er Mussolini. Dieser hörte sich Ribbentrops reichlich dick aufgetragene Darstellung von der deutschen Stärke und der Notwendigkeit einer kriegerischen Regelung zunächst recht nachdenklich an. Dann aber erklärte er zu meiner Überraschung ziemlich unvermittelt, dass auch er der Ansicht sei, der Faschismus müsse an der Seite des Nationalsozialismus kämpfen.

In einer zweiten Unterredung am nächsten Tage war dann plötzlich auch Mussolini ganz auf Krieg eingestellt. Er sei bereit, an der Seite Deutschlands in den Konflikt einzugreifen, hörte ich ihn zu meinem Erstaunen sagen, nur den Zeitpunkt müsse er sich noch vorbehalten. Ribbentrop war sichtlich befriedigt, denn er war voller Zweifel über die Stimmung nach Rom gekommen, die er bei den «ungetreuen» Achsenpartnern antreffen würde. Er hielt daher den Augenblick für gekommen, den Vorschlag eines Brenner-Treffens zwischen Hitler und Mussolini zu machen, den ihm der deutsche Diktator für alle Fälle mitgegeben hatte. Mit Begeisterung nahm Mussolini die Einladung an.

Das grosse Erlebnis dieser Reise war für mich und die meisten Mitglieder unserer Delegation der Empfang beim Papst, der einen Tag später stattfand. Mussolini hatte sich darüber besonders erfreut gezeigt, denn er war bei seinen Gesprächen mit Hitler und Ribbentrop häufig für einen Friedensschluss Hitlers mit der Katholischen Kirche eingetreten und hatte dabei oft sich selbst als Beispiel hingestellt.

In drei päpstlichen Automobilen wurden wir mit Ribbentrop in die Vatikanstadt gefahren. Die Schweizergarde mit ihren altertümlichen Helmen und Hellebarden bildete innerhalb des Papstpalastes Spalier, und der ganze Empfang fand mit dem besonders feierlichen Zeremoniell statt, das am Vatikan für grosse Gelegenheiten vorgesehen ist. Papst Pius XII., der frühere Nuntius Pacelli, welcher in den zwanziger Jahren den Heiligen Stuhl in Berlin vertreten hatte, führte mit Ribbentrop eine längere Unterhaltung in deutscher Sprache, und danach richtete er einige sehr freundliche Worte an unsere Delegation, in denen er besonders herzlich von seiner Berliner Zeit sprach. Er entliess uns dann zwar nicht mit dem apostolischen Segen, aber mit sehr überzeugend wirkenden guten Wünschen für uns und unser Land. Keiner der Staatsmänner, die ich in meiner langen Laufbahn kennengelernt habe, hat in so kurzer Zeit allein durch sein Äusseres und sein Auftreten einen derartig tiefen Eindruck auf mich gemacht wie Papst Pius XII. Die grosse, schlanke Gestalt mit dem schmalen durchgeistigten Gesicht, die im päpstlichen Gewände vor uns stand, erschien mir damals wie ein Wesen, das zum Teil schon nicht mehr dieser Welt angehört. Seine abgeklärten Worte hatten tatsächlich einen fast überirdischen, in ihrer Schlichtheit äusserst eindringlich und überzeugend wirkenden Klang.

Was Ribbentrop im Einzelnen mit dem Papst gesprochen hat, weiss ich nicht, da ich bei der Unterhaltung nicht zugegen war. Der Aussenminister zeigte sich jedenfalls nachher auch recht beeindruckt und nicht unbefriedigt von dem Gespräch, während er sich über den Kardinalstaatssekretär Maglione, den er nach der Audienz beim Papst aufsuchte, sehr geärgert hatte. «Wenn er noch weiter so geredet hätte, wäre ich aufgestanden und hinausgegangen», erzählte uns Ribbentrop, «ich hatte bereits die Hand nach meiner Mütze ausgestreckt.»

Am Abend des 13. März waren wir wieder in Berlin, aber schon nach wenigen Tagen fuhren wir auf derselben Strecke erneut nach Süden zu dem Treffen auf dem Brenner am 18. März 1940. Es war die erste einer ganzen Reihe solcher Brenner-Besprechungen, die während des Krieges von Zeit zu Zeit stattfanden. Das vierte Mal sassen sich hier Hitler und Mussolini im Gespräch von Mann zu Mann gegenüber.

Diese Brennerkonferenzen, auf welche die ganze Welt ihr Augenmerk richtete, da oft im Anschluss daran eine neue Entwicklung eintrat, fanden auf dem allen deutschen Italienreisenden wohlbekanntem italienischen Grenzbahnhof in 1'400 m Höhe kaum 300 m hinter der

damaligen deutschen Grenze statt. Hier oben lag in den Märztagen 1940 noch tiefer Schnee, als der Sonderzug Hitlers auf der linken Bahnsteigseite einlief. Genau gegenüber stand der Sonderzug Mussolinis. Der italienische Diktator und Ciano empfingen Hitler und Ribbentrop bereits auf dem Bahnsteig und geleiteten sie dann in den Salonwagen Mussolinis, wo die Besprechungen sofort begannen.

Während dieser Zeit musste der gesamte Verkehr auf der Brennerstrecke ruhen, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um internationale Expresszüge oder um dringende Kohlentransporte handelte. Die beiden Diktatoren blockierten jeden Verkehr. Ein Gespräch im eigentlichen Sinne waren diese Unterhaltungen auf dem Brenner meistens nicht. Eine zutreffendere Bezeichnung wäre Brenner-Monologe – nämlich Hitlers – gewesen, denn der deutsche Diktator nahm fast ausnahmslos 80 bis 90% der Zeit in Anspruch, und nur ganz zum Schluss konnte auch Mussolini einige Worte hinzufügen. Schon daraus ergibt sich, dass das Verhältnis zwischen Hitler und Mussolini, so freundschaftlich es sich mir auch in persönlicher Hinsicht während all dieser Zusammenkünfte bis zu dem letzten Treffen vor dem Sturz Mussolinis am 20. Juli 1943 in Feltre bei Belluno präsentiert hat, nicht das von zwei gleichberechtigten Partnern war, sondern dass vielmehr Hitler schon damals die Führung an sich gerissen und Mussolini in die Rolle eines jüngeren Teilhabers herabgedrückt hatte. Voller Selbstbewusstsein gab Hitler dem aufmerksam und fast bewundernd zuhörenden Italiener eine genaue Darstellung seiner militärischen Erfolge im Polenfeldzug und seiner Vorbereitungen für die grosse Auseinandersetzung mit dem Westen. Zahlen häuften sich dabei auf Zahlen; Truppenstärken, Verlustziffern und Reservebestände hatte Hitler bei diesen Unterhaltungen ebenso erstaunlich im Kopf wie technische Einzelheiten über Geschütze, Panzer und Infanterie-Bewaffnung, während er in Bezug auf die Luftwaffe und die Marine weniger interessiert zu sein schien. Er verstand es jedenfalls, Mussolini derartig mit Zahlen und Tatsachen zuzudecken, dass dessen grosse braune Augen vor Staunen fast aus dem Gesicht zu fallen schienen, wie bei einem kleinen Kinde, dem man zum erstenmal ein neues Spielzeug hinhält.

Sehr auffallend war für mich, dass Hitler es vermied, irgendwelche genaueren Angaben über seine nächsten militärischen Pläne zu machen, von denen ich Kenntnis hatte. Ich wusste, dass alle Vorbereitungen für eine Offensive im Westen getroffen waren, dass diese Offensive bereits mehrfach angesetzt, aber immer wieder verschoben worden war. Mir war weiter bekannt, dass ein Unternehmen gegen Norwegen und Dänemark vorbereitet wurde, das am 9. April, also drei Wochen später, auch tatsächlich durchgeführt wurde. Aber nichts von all dem bekam Mussolini zu erfahren. Die Italiener genossen bei Hitler kein Vertrauen. Er hatte sich sogar eine Theorie zurechtgelegt, nach der

Italien am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schuld sein sollte. «Durch das italienische Königshaus ist dem englischen Königshaus bekanntgeworden, dass Italien sich nicht am Kriege beteiligen werde, und erst daraufhin glaubten die Engländer, ohne allzu grosses Risiko das Bündnis mit Polen abzuschliessen zu können, durch das der Krieg dann entstand», habe ich Hitler mehr als einmal sagen hören.

Die wenigen Minuten, die Mussolini übrig blieben, seine eigene Meinung vorzubringen, benutzte er zu meiner Überraschung und, wie ich später feststellen konnte, zur Bestürzung seiner Mitarbeiter dazu, seinen Entschluss, an Hitlers Seite in den Krieg einzugreifen, mit starken Worten zu bekräftigen.

«Im Grunde genommen ärgert er (Mussolini) sich darüber, dass immer nur Hitler gesprochen hat», lautet die uns heute bekannte Tagebucheintragung Cianos vom 19. März 1940, dem Tage nach dieser Zusammenkunft. «Mussolini hatte sich vorgenommen, von so vielen Dingen zu sprechen, und musste stattdessen fast immer schweigen», schreibt Giano weiter und fügt dann bezeichnenderweise hinzu: «Das liegt ganz und gar nicht in seinen Diktatorangewohnheiten, noch dazu wo er der ‚decano dei dittatori‘ (der Doyen unter den Diktatoren) ist.»

Was nun Mussolini zu seiner Meinungsänderung veranlasste, ist nicht restlos klar. Zweifellos hat er sich nach meinen Beobachtungen aber in jener Unterredung am Brenner durch Hitlers Ausführungen «faszinieren» lassen, wie es Ciano einmal ausdrückte. Dazu kam, dass die Alliierten mit einer heute geradezu unfassbaren Ungeschicklichkeit kurze Zeit vorher den Italienern die Kohlenzufuhr auf dem Seewege über die holländischen Häfen abgeschnitten hatten und daher nicht nur Mussolinis Stolz trafen, sondern auch Hitler in die Lage versetzten, diese Kohlenlieferungen nun von Deutschland auf dem Landwege zuzusagen.

Nach drei Stunden verliessen der deutsche und der italienische Sonderzug den kleinen Brennerbahnhof, und der normale Verkehr konnte wieder aufgenommen werden. Auf der Rückreise diktierte ich die Aufzeichnung über das Gespräch, die Ciano im Auftrag des Duce noch bei der Abfahrt unseres Zuges dringend bei mir angefordert hatte. Ähnlich wie in Berchtesgaden mit Chamberlain, gab es nun auch mit Mussolini Schwierigkeiten wegen dieser Aufzeichnung. Hitler sperrte sich nämlich sehr gegen ihre Überlassung an die Italiener. «Man weiss nie», sagte er zu mir, «wer auf italienischer Seite dann diese Dokumente noch mitliest und welchen alliierten Diplomaten darüber berichtet wird.» Mussolini reklamierte in den nächsten Tagen meine Aufzeichnung noch wiederholt beim deutschen Botschafter, so dass sich Hitler schliesslich doch bereit erklärte, sie nach Italien zu schicken. Wie öfter bei ähnlichen Gelegenheiten, wurde nun eine gekürzte Fassung für Mussolini von Hitler persönlich hergestellt.

An den Ausführungen der Ausländer hat Hitler bei solchen Anlässen nie etwas geändert. Bei seinen eigenen nahm er auch keine Änderungen, sondern nur Streichungen vor, so dass das, was als Endprodukt meiner Darstellung übrig blieb, zwar nichts Falsches enthielt, trotzdem aber in manchen, oft nicht unwesentlichen Punkten gekürzt war. So gab es von vielen meiner Aufzeichnungen zwei Ausfertigungen, die eine für den inneren, die andere für den äusseren Gebrauch, die beide meine Unterschrift trugen, die ich aber meistens nur selbst beim Vergleich der Originaldokumente voneinander unterscheiden konnte. Die Historiker werden später einmal berücksichtigen müssen, ob es sich bei den zum Teil in alliierter Hand befindlichen Dokumenten und Photokopien um die von Hitler gekürzten Darstellungen für die Gesprächspartner, um die von Ribbentrop korrigierten Reinschriften für die deutschen Akten (zum grossen Teil auf Mikrofilm aufgenommen) oder um die eigentlichen Originale handelt, so wie ich sie nach meinen genauen Dolmetschernotizen diktiert habe. In den Fällen, in denen sie den Gesprächspartnern nicht überreicht wurden, interessierte sich Hitler für meine Aufzeichnungen überhaupt nicht mehr, während sie von Ribbentrop meist noch ziemlich genau durchgesehen wurden.

Dass meine Aufzeichnung über die Brenner-Unterredung vom 18. März 1940 von Hitler auch wieder gekürzt war, merkten die Italiener, wie wir dem Tagebuch von Ciano heute entnehmen können, der unter dem 1. April 1940 schreibt: «Mackensen bringt aus Berlin die Brenner-Aufzeichnung mit. Sie ist nicht in dem stenographischen Stil der sonstigen Aufzeichnungen von Schmidt gehalten: es handelt sich um eine ziemlich starke Kürzung.»

Knapp drei Wochen nach dem Brenner-Monolog erhielt ich von Ribbentrop am 7. April die Weisung, unseren kosmopolitischen Sprachendienst wieder ins Hotel Adlon in die Klausur zu schicken. «Die Reichsregierung ist in den Besitz von einwandfreien Unterlagen dafür gelangt, dass England und Frankreich beabsichtigen, bereits in den allernächsten Tagen überraschend bestimmte Gebiete der nordischen Staaten zu besetzen», so übersetzten wir in der Nacht vom 8. auf den 9. April 1940 aus dem deutschen Memorandum an Norwegen und Dänemark, mit dem die bekannte Besetzung dieser Länder eingeleitet wurde.

Als ich in jener Nacht mit sehr bitteren Gefühlen das Dokument über die bevorstehende Verletzung der Neutralität der skandinavischen Länder durch Deutschland übersetzte, hielt ich den Hinweis auf die gleichgerichteten Absichten Englands und Frankreichs für einen blossen Vorwand. Was mir damals nicht bekannt war, findet sich in Churchills Memoiren. «Am 3. April brachte das britische Kabinett die Ent-

schliessung des Obersten Kriegsrates zur Anwendung, und die Admiralität wurde ermächtigt, am 8. April die norwegischen Küstengewässer zu verminen ... Da unsere Verminung der norwegischen Gewässer möglicherweise deutsche Gegenmassnahmen provozieren würde, wurde ebenfalls beschlossen, eine britische Brigade und ein französisches Kontingent nach Narvik zur Säuberung des Hafens und zum Vorrücken bis an die schwedische Grenze zu entsenden. Weitere Streitkräfte sollten nach Stavanger, Bergen und Drontheim entsandt werden, um diese Stützpunkte nicht in Feindeshand fallen zu lassen.»

Auch für den «Doyen der Diktatoren» übersetzten wir in jener Nacht das Memorandum der Reichsregierung ins Italienische. Dazu einen kurzen Brief Hitlers. Es war das erste Wort, das er seinem Diktatorkollegen über die Unternehmung mitteilte.

Einen Monat später, am Nachmittag des 9. Mai, wurde ich zusammen mit den Leitern unserer Presse- und Rundfunk-Abteilung überraschend zu Ribbentrop gerufen. «Morgen früh beginnt auf der ganzen Linie von der Schweiz bis an die Nordsee der Angriff gegen Westen», erklärte uns der Aussenminister und teilte dann jedem die technischen Aufgaben zu, die er zu erfüllen hatte. Ich musste den Sprachendienst für die Übersetzungen eines neuerlichen Memorandums der Reichsregierung und der Erklärungen Ribbentrops an die Presse wieder in Klausur nehmen.

«Wenn durch eine der beteiligten Abteilungen die Nachricht über die bevorstehende Offensive vorzeitig bekannt wird», sagte Ribbentrop zum Abschied, «lässt Sie der Führer erschiessen. Ich kann Sie dann auch nicht mehr retten.»

Diesmal versammelte sich der Sprachendienst nicht im Adlon – das wurde für zu gefährlich gehalten –, sondern in den Prunkräumen des ehemaligen Reichspräsidentenpalais, die Ribbentrop inzwischen mit Millionenkosten hatte modernisieren lassen, da er jetzt in diesem Palais offiziell residierte. Er selbst gab mir die Weisung, die einzelnen Gruppen des Sprachendienstes unauffällig in bestimmten Räumen des Auswärtigen Amtes zu versammeln und sie dann persönlich durch verschlungene Gänge und Korridore über eine Hintertreppe so in sein Palais zu führen, dass niemand genau wusste, wo er sich eigentlich befand, – «damit nicht etwa jemand einem Komplizen ein Papier auf die Strasse werfen kann», fügte der plötzlich zum Meisterdetektiv gewordene Aussenminister hinzu.

So geschah es denn auch, und in der Nacht verwandelten sich die Prunksäle des Aussenministerpalais mit ihren kostbaren Lüstern und den echt vergoldeten Wandbeleuchtungen, den Luxusmöbeln, Gemälden und Gobelins und den schwellenden Teppichen in grosse Arbeits-

säle, wie man sie sonst nur in amerikanischen Filmen zu sehen bekommt. In den verschiedenen Ecken sassen die Sprachgruppen beieinander, man hörte beim Geklapper der Schreibmaschinen hier auf Englisch, dort auf Französisch, weiter hinten auf Italienisch und Spanisch die schwerwiegenden Sätze des Memorandums an die belgische und niederländische Regierung: «Die Reichsregierung ist nicht gewillt, in diesem dem deutschen Volk von England und Frankreich aufgezwungenen Existenzkampf den Angriff Englands und Frankreichs tatenlos abzuwarten und den Krieg über Belgien und die Niederlande in deutsches Gebiet hineinragen zu lassen. Sie hat deshalb den deutschen Truppen nunmehr den Befehl erteilt, die Neutralität dieser Länder mit allen militärischen Machtmitteln des Reiches sicherzustellen», so lautete Hitlers Version vom Schutz der Neutralität.

Grosse Aufregung entstand mitten in der Nacht, als Ribbentrop gemeldet wurde, der holländische Militärattache habe die Nachricht von dem bevorstehenden Einmarsch der deutschen Truppen soeben seiner Regierung durchgegeben. «Hat vielleicht jemand von Ihrem Sprachendienst doch mit der Aussenwelt Verbindung?», fragte mich Ribbentrop nervös. «Gehen Sie schnell durch die Zimmer und zählen Sie genau nach, ob noch alle Übersetzer da sind.» Während ich meine Zählrunde absolvierte, schickte er noch seinen Polizeiadjutanten mit dem gleichen Auftrag aus. «Zählen Sie lieber auch noch einmal», hatte er zu ihm gesagt, «der Schmidt kann zwar Sprachen, aber ich weiss nicht, ob er genau zählen kann.» Vom «kleinen Völkerbund» fehlte aber niemand.

Ein richtiggehendes Drama spielte sich in den frühen Morgenstunden noch im Herzen Ribbentrops ab. Goebbels hatte die Proklamation am Rundfunk verlesen, die eigentlich der Aussenminister bekanntgeben wollte. «Meine ganze Rundfunkabteilung, einschliesslich des Leiters, ist wegen Unfähigkeit sofort fristlos entlassen», schrie im Morgengrauen Ribbentrop, bleich vor Wut, aus Bismarcks ehemaligem Arbeitszimmer heraus, während im Plintergrunde aus dem Lautsprecher die wohltönende Stimme seines Todfeindes Goebbels folgenreiche Worte verlas.

Dass ausserdem beim Morgengrauen dem unglücklichen Botschafter Belgiens und dem holländischen Gesandten das bewusste Memorandum unter erheblichem Stimmaufwand seitens Ribbentrops überreicht wurde und dass er vor der Presse groteskerweise davon sprach, wir seien einem «neuen Angriffsakt» zuvorgekommen, «einem Akt der Verzweiflung ..., durch den die jetzigen Machthaber in England und Frankreich die ... bedrohte Existenz ihrer Kabinette zu retten suchen», vervollständigten das Bild der geistigen Verwirrung, das sich dem unvoreingenommenen Beobachter in der aussenpolitischen Führungsstelle darbot.

In den nächsten Wochen überstürzten sich die militärischen Ereignisse buchstäblich im Blitztempo. Nach wenigen Tagen war Holland besetzt, die belgische Armee unter König Leopold kapitulierte, den Engländern gelang es, aus Dünkirchen zu entkommen, und die Franzosen wurden von der deutschen Sturmflut zurückgedrängt. Brüssel und Paris wurden unzerstört besetzt, nachdem sie vernünftigerweise von ihren Regierungen zu offenen Städten erklärt worden waren.

Ribbentrop richtete sein «Feldquartier» in dem berühmten belgischen Luxushotel Chateau d'Ardenne bei Dinant ein. Es erweckte recht melancholische Gefühle, die ehemals gepflegten Anlagen dieses weltbekannten Hotels allmählich unter dem Unkraut verschwinden zu sehen und in Luxusappartements zu wohnen, in denen es weder Licht, noch Wasser, noch Bedienstete gab.

Am 10. Juni überreichte Ciano François-Poncet die italienische Kriegserklärung. Mussolini beeilte sich, «an Hitlers Seite in den Krieg einzugreifen». «Sie können sich wahrscheinlich denken», so hatte Ciano den französischen Botschafter empfangen, «warum ich Sie habe rufen lassen.» «Ich habe mich zwar nie für besonders intelligent gehalten», antwortete François-Poncet, der auch in dieser ernsten Stunde seinen Sarkasmus nicht verlor, «aber dennoch reicht mein Verstand so weit, um zu begreifen, dass Sie mir jetzt eine Kriegserklärung übergeben wollen.» Diese Geschichte machte damals bei uns die Runde, nachdem sie uns mit unverhohlener Freude über François-Poncets Schlagfertigkeit von italienischen Kollegen übermittelt worden war.

Am 17. Juni erhielten wir vom spanischen Aussenministerium die Nachricht, dass die französische Regierung in Bordeaux den spanischen Botschafter gebeten habe, ein Waffenstillstandsgesuch an die deutsche Regierung zu übermitteln.

Wir flogen noch am gleichen Nachmittag mit Hitler und Ribbentrop nach München, wo am nächsten Tage zwischen Mussolini und Hitler in dem Führerbau am Königsplatz, in den gleichen Räumen, in denen im Jahre 1938 die Konferenz mit Chamberlain und Daladier abgehalten worden war, eine kurze Besprechung stattfand.

Hitler war auffallend friedlich. Er trat dafür ein, Frankreich keine allzu drückenden Waffenstillstandsbedingungen aufzuerlegen. Als Mussolini die Auslieferung der französischen Flotte verlangen wollte, riet Hitler energisch davon ab. «Wenn wir diese Forderung stellen», sagte er zur Begründung, «geht die gesamte französische Flotte zu den Engländern über.»

Auch das Verlangen Mussolinis nach gemeinsamen Waffenstillstandsverhandlungen lehnte Hitler rundweg ab. «Ich denke nicht daran, unsere Verhandlungen mit der italienisch-französischen Animosität zu belasten», sagte er später zu Ribbentrop.

Mit Überraschung stellte ich fest, dass sich bei Hitler auch die Stimmung England gegenüber gewandelt zu haben schien. Er fragte sich plötzlich, ob es gut sei, das britische Weltreich zu zerstören, «denn es ist immerhin noch ein bedeutsames Element der Ordnung in der Welt», erklärte er dem etwas verduzt dreinblickenden Mussolini. Sogar sein fanatischer Zorn auf die Juden schien nachgelassen zu haben. «Man könnte einen israelitischen Staat auf Madagaskar errichten», bemerkte er zu Mussolini bei der Frage der Neuordnung des französischen Kolonialreiches.

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Lagebeurteilung, die Churchill drei Tage vorher, am 14./15. Juni 1940, an Roosevelt richtete und die er kürzlich im zweiten Band seiner Kriegsmemoiren veröffentlicht hat: «Eine Erklärung, dass die Vereinigten Staaten notfalls in den Krieg eingreifen werden, könnte Frankreich retten. Andernfalls kann der französische Widerstand in einigen Tagen zusammengebrochen sein, und wir bleiben allein übrig. Obgleich die gegenwärtige Regierung und ich persönlich niemals verabsäumen würden, die britische Flotte über den Atlantik zu schicken, wenn der Widerstand hier niedergeschlagen würde, so könnte sich im Kampf doch eine Lage ergeben, in welcher die gegenwärtigen Minister die Dinge nicht mehr in der Hand haben und wo die britische Insel sehr leichte Bedingungen erhalten könnte, wenn sie ein Vasallenstaat des Hitler-Reiches würde. Eine pro-deutsche Regierung würde sicherlich ins Leben gerufen werden, um Frieden zu schliessen, und sie könnte einem schwer angeschlagenen oder ausgehungerten Volk fast unwiderstehliche Argumente zugunsten einer vollständigen Unterwerfung unter den Willen der Nazis unterbreiten. Das Schicksal der britischen Flotte würde, wie bereits erwähnt, für die Zukunft der Vereinigten Staaten entscheidend sein, weil, wenn die britische Flotte zu den Flotten Japans, Frankreichs und Italiens sowie zu der grossen deutschen Industriemacht hinzuträte, Hitler eine überwältigende Seemacht in die Hände bekäme ... Wenn wir untergehen, dann werden Sie vielleicht die Vereinigten Staaten von Europa unter der Herrschaft der Nazis bekommen, und diese Staatenkombination wäre numerisch weit stärker, weit mächtiger und weit besser bewaffnet als die Neue Welt ...»

Unmittelbar nach den Münchener Gesprächen flogen wir wieder an die französisch-belgische Grenze zurück. Am Nachmittag des 20. Juni wurde ich dann in Hitlers Hauptquartier gerufen, das in einem kleinen ostfranzösischen Dorf lag, und es wurde mir der Text der Waffenstillstandsbedingungen zur Herstellung einer französischen Fassung ausgehändigt, die am nächsten Tage einer französischen Delegation in Compiègne übergeben werden sollte. Ich hatte vorsorglich einen Übersetzer aus dem Sprachendienst von Berlin mit dem Kurierflugzeug nach Frankreich kommen lassen und die kleine italienische Sprach-

gruppe, die seit einiger Zeit ständig in der Nähe Hitlers weilen musste, um jederzeit Briefe an Mussolini übersetzen zu können, so ausgewählt, dass eines ihrer Mitglieder auch gleichzeitig ins Französische übersetzen konnte. Mit diesem Miniatursprachendienst arbeitete ich in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni in der kleinen Kirche des französischen Dorfes beim Schein der Kerzen. Ich war mir der eigenartigen Stimmung sehr deutlich bewusst, die vor dem verhängten Altar in dem schwach erleuchteten Kirchenschiff herrschte, aus dessen Ecken die halblauten Stimmen der Übersetzenden auf dem Untergrund des gedämpften Schreibmaschinengeklappers zu hören waren, während sie die Frankreich aufzuerlegenden Bedingungen in französischen Formulierungen wiedergaben. Welch ein Kontrast zu den hell erleuchteten Räumen des Ribbentrop-Palais in der Wilhelmstrasse, wo vor noch nicht allzu langer Zeit im Gewirr vieler Sprachen und im eintönigen Rhythmus der Vervielfältigungsapparate die Dokumente für einen Krieg übersetzt worden waren, dessen Abwicklung nun hier in dieser kleinen, stillen Kirche vorbereitet wurde.

«Die französische Regierung veranlasst in Frankreich sowie in den französischen Besitzungen, Kolonien, Protektoratsgebieten und Mandaten sowie auf dem Meere die Einstellung des Kampfes gegen das Deutsche Reich. Sie bestimmt die sofortige Waffenniederlegung der von den deutschen Truppen bereits eingeschlossenen französischen Verbände.» So lautete der erste Punkt dieses historischen Dokumentes. «Das französische Staatsgebiet nördlich und westlich der in anliegender Karte bezeichneten Linie wird von deutschen Truppen besetzt»; «Demobilisierung und Abrüstung», «Verkehrsmittel und Verkehrswege», «Sendeversbot für Funkstationen», «Rückführung der Bevölkerung», klang es auf französisch durch den Raum.

«Die deutsche Regierung erklärt der französischen Regierung feierlich, dass sie nicht beabsichtigt, die französische Kriegsflotte ... im Kriege für ihre Zwecke zu verwenden ... Sie erklärt weiterhin feierlich und ausdrücklich, dass sie nicht beabsichtigt, eine Forderung auf die französische Kriegsflotte bei Friedensschluss zu erheben.» Das war der Niederschlag der Unterhaltung, die Hitler erst vor wenigen Tagen mit Mussolini über die Flottenfrage geführt hatte.

Aber es gab auch einige ominöse Bestimmungen, die wir in jener Nacht zu übersetzen hatten. «Die französische Regierung ist verpflichtet, alle in Frankreich ... befindlichen Deutschen, die von der deutschen Regierung namhaft gemacht werden, auf Verlangen auszuliefern.» Meine Gedanken gingen sofort zu meinem ehemaligen Kollegen Jacob, dessen Stimme ich einige Zeit, nachdem er nach Frankreich emigriert war, am Strassburger Sender als Nachrichtensprecher gehört hatte. «Hoffentlich ist er rechtzeitig aus Frankreich verschwunden», fuhr es mir durch den Sinn. Meine Hoffnung sollte in Erfüllung gehen, denn

ich hörte seine mir sehr gut bekannte Stimme später wieder im deutschen Programm des Kurzwellensenders von Boston.

«Die in deutscher Kriegsgefangenschaft befindlichen französischen Wehrmichtsangehörigen bleiben bis zum Abschluss des Friedens kriegsgefangen.» Das ganze Elend der in langer Gefangenschaft Schmachtenden, an das ich mich aus der Zeit nach dem Ersten Weltkriege wieder erinnerte, tauchte mit schmerzlicher Deutlichkeit bei der Übersetzung dieses Punktes 20 der Waffenstillstandsbedingungen wieder vor meinen Augen auf.

Von Zeit zu Zeit kam Keitel, oder manchmal auch Hitler selbst, zu uns in die Kirche, um sich zu vergewissern, ob wir auch wirklich mit der Arbeit fertig würden, oder um noch irgendwelche Änderungen im deutschen Text vorzunehmen. Irgendwo musste ganz in der Nähe der Beratungsraum liegen, in welchem die Waffenstillstandsbedingungen, während wir schon beim Übersetzen waren, noch einmal einer letzten Durchsicht unterzogen wurden. Erst nach Mitternacht bekamen wir die letzte Seite herübergeschickt und beim Morgengrauen waren wir mit der Arbeit einschliesslich einer für die Franzosen bestimmten Reinschrift fertig.

Ich fuhr schnell in das Chateau d'Ardenne zurück, um mich nach der anstrengenden Nacht für die Tätigkeit bei den Waffenstillstandsverhandlungen, die am gleichen Tage, d.h. am 21. Juni 1940 um 3 Uhr nachmittags, beginnen sollten, etwas auszuruhen. Daraus wurde aber nicht viel. Nach zwei Stunden wurde ich von einer Ordonnanz geweckt. Ich müsse sofort mit Ribbentrop im Wagen nach Compiègne fahren, da infolge Nebels das Fliegen unmöglich sei. Wie ein Feuerwehrmann bei einem Grossbrande fuhr ich in meine Uniform und stürzte vors Haus, wo der Wagen bereits mit dem ungeduldigen Aussenminister auf mich wartete. «Fahren Sie so schnell wie möglich», sagte Ribbentrop zu dem Fahrer, «zu Waffenstillstandsverhandlungen darf der Dolmetscher nicht zu spät kommen.»

So rasten wir denn «ohne Rücksicht auf Verluste» mit 120 km über die Gott sei Dank sehr guten Autostrassen Nordfrankreichs, vorbei an den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, durch Dörfer und Städte, in denen nun der Zweite Weltkrieg in einer tragischen Wiederholung der Ereignisse seine Zerstörungsspuren hinterlassen hatte. Es war das erstemal seit 1918, dass ich wieder die Auswirkungen des Krieges vor Augen sah. Es war ein deprimierendes Wiedersehen. Die Uhr der Geschichte schien zurückgestellt worden zu sein, und die Hoffnungen, die ich in den 20er Jahren bei meiner Arbeit für Stresemann, Briand und Austen Chamberlain gehegt und an die ich mich noch 1938 in München geklammert hatte, schienen nun endgültig zerronnen. Dennoch regten sie sich auf dieser Fahrt durch die zerstörten Gebiete des neuen Krieges bereits wieder, denn ich fuhr ja zu einer Waffen-

Stillstandsverhandlung. Das Blutvergiessen würde an diesem Nachmittag, wenigstens zwischen Frankreich und Deutschland, sein Ende finden. «Vielleicht ist es der Anfang zu einem besseren Frieden», dachte ich, als wir, durch unser Höllentempo dem Fahrplan etwas voraus, Zeit fanden, auf einer kleinen Anhöhe vor Compiègne zu halten und um 2 Uhr nachmittags das Frühstück in Gestalt eines belegten Brotes und einer Flasche Mineralwasser nachzuholen.

So gestärkt fuhren wir dann in den historischen Wald, wo in der weltbekannten Lichtung der berühmte hölzerne Speisewagen, in dem der Waffenstillstand mit Deutschland am 11. November 1918 unterzeichnet worden war, im hellen Sonnenlicht stand. Ich hatte diesen Wagen oft in Paris gesehen, wo er als historische Sehenswürdigkeit in den 20er Jahren ausgestellt war, und hätte mir damals natürlich nicht träumen lassen, dass ich eines Tages in ihm auf der Seite der Sieger einer französischen Delegation gegenüber sitzen würde.

Kurz nach 3 Uhr nachmittags begab ich mich allein in den noch leeren Wagen. In dem grossen, länglichen Abteil, in dem vor dem Ersten Weltkrieg die Reisenden gespeist hatten, war jetzt in der Mitte ein einfacher langer Tisch aufgestellt. Zu beiden Seiten standen je 5 oder 6 Stühle für die beiden Delegationen. Ich selbst hatte meinen Platz am Kopfende des Tisches, so dass ich Franzosen und Deutsche sehr gut sehen und hören konnte.

Bald danach kam Hitler mit Göring, Raeder, Brauchitsch, Keitel, Ribbentrop und Hess in den Wagen und nahm zu meiner Rechten Platz. Nach einigen Minuten erschienen die Franzosen General Huntziger, Botschafter Noel, Vizeadmiral Leluc und der General der Luftwaffe Bergeret. Wortlos erhoben sich Hitler und seine Begleiter von ihren Plätzen. Eine kurze Verbeugung auf beiden Seiten. Dann nahmen die beiden Delegationen am Tisch Platz, und die Waffenstillstandsverhandlungen begannen.

Keitel verlas die Präambel zu den Waffenstillstandsbedingungen. «Frankreich ist nach einem heroischen Widerstand ... besiegt worden. Deutschland beabsichtigt daher nicht, den Waffenstillstandsbedingungen oder den Waffenstillstandsverhandlungen die Charakterzüge von Schmähungen gegenüber einem so tapferen Gegner zu geben», übersetzte ich den Franzosen, als ich nach Keitel den von uns in der Nacht vorbereiteten Text vorlas. «Der Zweck der deutschen Forderungen ist es, eine Wiederaufnahme des Kampfes zu verhindern, Deutschland alle Sicherheiten zu bieten für die ihm auferzwungene Weiterführung des Krieges gegen England, sowie die Voraussetzungen zu schaffen für die Gestaltung eines neuen Friedens, dessen wesentlichster Inhalt die Wiedergutmachung des dem Deutschen Reich selbst mit Gewalt ange-tanen Unrechts sein wird.» Nachdem ich die Verlesung des französischen Textes beendet hatte, erhoben sich Hitler und seine Begleiter. Auch

die Franzosen standen auf. Wieder eine kurze Verbeugung auf beiden Seiten, und die Deutschen verliessen den Raum. Der erste Akt von Compiègne hatte genau 12 Minuten gedauert; während dieser Zeit hatten sich die Deutschen und die Franzosen mit starren Gesichtern gegenübergesessen, als seien sie Figuren eines Wackskabinetts.

Nur Keitel blieb ausser mir von deutscher Seite im Wagen zurück. Es kamen noch einige deutsche Offiziere, und der zweite Akt von Compiègne begann. Die eigentlichen Waffenstillstandsbedingungen wurden den Franzosen von Keitel in deutscher und französischer Fassung überreicht. Die Franzosen lasen sie aufmerksam durch und baten um kurze Bedenkzeit. Alle verliessen den Wagen. Für die französische Delegation war am Waldrand ein kleines Beratungszelt errichtet worden, während wir Deutschen uns mit einer einfachen Waldnische begnügten. Nach einiger Zeit schickten die Franzosen jemand herüber, um zu sagen, dass sie weiterverhandeln wollten. Im Wagen erklärten sie dann, sie müssten die Bedingungen erst ihrer Regierung in Bordeaux übermitteln, ehe sie dazu Stellung nehmen, geschweige denn sie unterzeichnen könnten.

«Völlig unmöglich», erklärte Keitel, «Sie müssen sofort unterzeichnen!»

«Der deutschen Delegation wurde im Jahre 1918 die Fühlungnahme mit der Regierung in Berlin gestattet», erwiderte Huntziger, «und wir bitten, uns die gleiche Möglichkeit zu geben.»

Lebhaftes Hin und Her auf deutscher Seite. «Ist die Herstellung einer Telefonverbindung mit Bordeaux überhaupt technisch möglich?» fragte Keitel den neben ihm sitzenden deutschen Offizier. Der wusste es auch nicht, denn bis heute war ja Krieg, und eine Front aus Stahl und Eisen trennte die beiden Länder. Aber es stellte sich heraus, dass tatsächlich technisch eine Möglichkeit bestand, mit Bordeaux auf einer improvisierten Leitung zu sprechen. Darauf erklärte sich Keitel bereit, den Franzosen das Telefonieren zu gestatten. Zwei Stunden lang wurde dann noch verhandelt, bis schliesslich eine Ordonnanz meldete, dass die Verbindung nunmehr hergestellt werden könnte.

Ein Kabel wurde aus dem Wald über den freien Platz bis an den Wagen gelegt und ein Telefonapparat in der ehemaligen Küche des Speisewagens aufgestellt.

«In fünf Minuten haben wir Bordeaux am Apparat», meldete ein Nachrichtenoffizier. Die deutsche Delegation erhob sich und verliess den Wagen, um die Franzosen ungestört von der Küche aus mit ihrer Regierung telefonieren zu lassen. Ich selbst erhielt den Auftrag, mir das Gespräch aus einem im Walde stehenden Nachrichtenwagen mitanzuhören.

Vor diesem Wagen hatte sich auf dem Waldboden ein Gefreiter, umgeben von ein paar Akkumulatoren und Trockenbatterien, mit einem

einfachen Feldtelefon als improvisierte Telefonzentrale niedergelassen. Er rief dauernd etwas in den Apparat hinein, was ich zunächst nicht verstand. Dann aber dämmerte es mir. Dieser Soldat sprach Französisch. Seinem Akzent nach musste es ein Berliner Landsmann sein. «Ici Compiègne», entzifferte ich schliesslich seine Worte, «ici Compiègne», wiederholte er mindestens zwanzig Mal und machte dabei deutlich Riesenfortschritte im Gebrauch der französischen Sprache. Mit einemmal zuckte er zusammen. Jetzt hatte sich die andere Seite gemeldet. «Qui, mademoiselle, je vous donne la delegation française», hörte ich nun den Gefreiten, zwar immer noch mit starkem Berliner Akzent, aber trotzdem verständlich genug sagen. Ein nicht zu überbietender Kontrast präsentierte sich mir wieder einmal in diesem Augenblick. Hier, mitten in dem französischen Walde, mitten in einem neuen Kriege telefonierte plötzlich jemand mit einer «mademoiselle» in Bordeaux, als wäre es die selbstverständlichste Angelegenheit der Welt. Heute, nachdem der Krieg nun einige Jahre hinter uns liegt, kann man sich nur schwer einen Begriff davon machen, wie unwirklich mir diese Szene im Walde von Compiègne damals erschien.

Schnell setzte ich mir die Kopfhörer auf, denn nun begann für mich die Wirklichkeit wieder. «Ja, hier spricht General Weygand», hörte ich aus weiter Ferne, aber doch recht deutlich, die Stimme des französischen Oberbefehlshabers aus Bordeaux.

«Hier Huntziger», klang es aus der Küche des Speisewagens, den ich durch die Zweige sehen konnte, laut und deutlich, «ich telefoniere aus dem Wagen», – ein kurzes Zögern der Stimme – «den Sie ja kennen.» Weygand war 1918 als Adjutant von Foch bei den damaligen Waffenstillstandsverhandlungen anwesend gewesen.

«Haben Sie die Bedingungen?» rief Weygand etwas ungeduldig aus dem fernen Bordeaux. «Ja», erwiderte Huntziger. «Und wie sind sie?» fragte Weygand schnell zurück.

«Les conditions sont dures, mais il n'y a rien contre l'honneur – die Bedingungen sind hart, aber sie enthalten nichts gegen die Ehre», antwortete der Führer der französischen Waffenstillstandsdelegation.

Ähnliche Telefongespräche fanden in den nächsten Stunden noch öfter zwischen Compiègne und Bordeaux statt. Dazwischen wurde jedesmal in dem Speisewagen weiterverhandelt.

Bis in die Abenddämmerung zogen sich die Verhandlungen hin. Keitel wurde ungeduldig, aber es waren immer noch weitere technische Fragen zu regeln. Am nächsten Morgen um 10 Uhr wurden die Besprechungen fortgesetzt und dauerten noch fast den ganzen Tag über. Keitel wurde von Stunde zu Stunde nervöser. Gegen 6 Uhr nachmittags ging ich in einer Verhandlungspause in das Zelt der Franzosen und überreichte ... ein Ultimatum von Keitel. «Wenn nicht innerhalb einer Stunde eine Einigung erzielt werden kann», so lautete der kurze

Text, den ich den Franzosen genau so stehend vorlas, wie mir Henderson am 3. September 1939 das englische Ultimatum vorgelesen hatte, «werden die Verhandlungen abgebrochen und die Delegation wird in die französischen Linien zurückgeleitet.»

Aufregung bei den Franzosen, neue Telefonate mit Bordeaux, wo wieder Weygand am Apparat war, der aus einer offenbar in einem Nebenraum tagenden Kabinettsitzung herauskam. Schliesslich erteilte die französische Regierung Huntziger die Ermächtigung zur Unterzeichnung, worum er – wohl um sich für spätere Zeiten zu decken – ausdrücklich und wiederholt gebeten hatte.

Um 18,50 Uhr am 22. Juni 1940 wurden die Bedingungen des deutsch-französischen Waffenstillstandes dann von Keitel und Huntziger im Beisein der Delegation unterzeichnet. Einige der Franzosen hatten dabei Tränen in den Augen.

Danach verabschiedeten sich die Franzosen. In dem historischen Wagen blieben nur Keitel, Huntziger und ich zurück. «Ich möchte nicht verfehlen», sagte Keitel zu Huntziger, «Ihnen als Soldat mein Mitgefühl für den schweren Augenblick auszusprechen, den Sie als Franzose soeben durchlebt haben. Erleichtert wird Ihnen Ihre schmerzliche Lage durch das Bewusstsein, dass sich die französischen Truppen tapfer geschlagen haben, was ich Ihnen ausdrücklich bestätigen möchte.» Schweigend standen sich der Deutsche und der Franzose gegenüber. Beide hatten Tränen in den Augen. «Sie, Herr General», sagte Keitel darauf, «haben in diesen schwierigen Verhandlungen die Interessen Ihres Landes mit grosser Würde vertreten», und reichte Huntziger die Hand.

Ich geleitete den französischen General noch bis vor den Wagen und verabschiedete mich als letzter Deutscher von ihm und seiner Delegation. Ich war von der Haltung, die die Franzosen in dieser ungeheuer schwierigen Situation die ganze Zeit über bewahrt hatten, tief beeindruckt.

Die Ereignisse und Eindrücke jener denkwürdigen Junitage des Jahres 1940 stehen mir auch heute noch in allen Einzelheiten deutlich vor Augen. Der einzige Grund, aus dem ich bedauere, im Jahre 1945 nicht als Dolmetscher bei den Kapitulationsverhandlungen in Reims und Berlin dabeigewesen zu sein, ist, dass ich dadurch nicht in der Lage bin, einen Vergleich zwischen der von Siegern und Besiegten 1940 und 1945 bei diesen Gelegenheiten eingenommenen Haltung ziehen zu können.

Als Triumphator zog Hitler am 6. Juli 1940 in Berlin ein. Bereits am nächsten Tage, an einem Sonntag, hatte er eine Unterredung mit Ciano in der Reichskanzlei. Den nüchternen Überlegungen, die seine

Unterredung mit Mussolini in München kurz vor dem Waffenstillstand kennzeichneten und die wohl auch bei der Abfassung der Waffenstillstandsbedingungen selbst mitgewirkt hatten, schien er abgeschworen zu haben. Er war wieder der auftrumpfende, siegesbewusste, auf Kampf eingestellte deutsche Diktator, so wie ich ihn in den Verhandlungen unmittelbar vor Ausbruch des Krieges und besonders in der Besprechung mit Ciano im August des vergangenen Jahres erlebt hatte, als er «felsenfest» davon überzeugt gewesen war, dass sich England und Frankreich nicht am Kriege beteiligen würden.

Ihm gegenüber sass hier in der Reichskanzlei ein völlig gewandelter Ciano. Er schien seine früheren Bedenken wegen der Westmächte verloren zu haben. Der Blitzsieg in Frankreich über die französische und die englische Armee hatte offensichtlich seine Wirkung getan. Die Italiener verfielen jetzt in das entgegengesetzte Extrem, wenigstens vorübergehend. Ciano tat so, als wäre der Krieg schon vollständig gewonnen. Er konnte sich nicht genug tun an direkt ausgesprochenen oder angedeuteten Forderungen für sein Land. Er wollte Nizza, Korsika und Malta annektieren, Tunis und den grössten Teil von Algerien unter italienisches Protektorat nehmen und strategische Punkte in Syrien, Transjordanien, Palästina und Libanon besetzen. In Ägypten und im Sudan wollte Italien einfach an die Stelle Grossbritanniens treten. Somaliland, Djibuti und Französisch-Äquatorialafrika sollten ebenfalls italienische Gebiete werden. Ciano genierte sich nicht im geringsten mit seinen Wünschen. Hitler ging überhaupt nicht auf diese Forderungen ein, sondern hielt lediglich einen langen Siegesmonolog.

Im Anschluss daran machte Ciano eine Reise in die besetzten Gebiete Frankreichs. Wir trafen ihn am 10. Juli in München wieder, wo er zusammen mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Graf Teleki und dem ungarischen Aussenminister Graf Csaky von Hitler und Ribbentrop im Führerbau zu einer Unterredung empfangen wurde, bei der es sich um die ungarisch-rumänischen Streitigkeiten handelte. Sie wurden einen Monat später im sogenannten Zweiten Wiener Schiedsspruch im Schloss Belvedere in Wien geregelt.

«Der Führer will England ein sehr grosszügiges Friedensangebot machen», sagte einige Tage später Ribbentrop in Berlin zu mir. «Wenn Lloyd George das hört, wird er uns wahrscheinlich um den Hals fallen wollen», fügte er hinzu. Er musste irgendwie mit Hitler sehr lange und eingehend über dieses Angebot gesprochen haben und schien sich der Wirkung auf die Engländer recht sicher zu sein. «Ich würde mich nicht wundern», sagte er abschliessend, «wenn wir bald alle auf einer Friedenskonferenz sässen.» Ich erinnerte mich an das, was Hitler im Juni in München zu Mussolini gesagt hatte, wie er gerade

jetzt wieder auf die übertriebenen Forderungen Italiens überhaupt nicht reagiert hatte, und begann leise zu hoffen, dass er sich in dieser Stunde des Sieges vielleicht doch als einer der Staatsmänner erweisen würde, die durch Gewährung grosszügiger Bedingungen an die Besiegten einen dauerhaften Frieden herbeigeführt haben. «Sehen Sie nur zu, dass dieses Angebot möglichst gut ins Englische übersetzt wird», ermahnte mich Ribbentrop noch zum Abschied.

Wenn es sich darum handelte, das Blutvergiessen zu beenden, so sollte es an mir nicht fehlen. Es war mir mitgeteilt worden, dass die Gegner Deutschlands am Rundfunk wiederholt deutsche Erklärungen sehr ungenau und willkürlich übersetzt hatten, und ich beschloss daher, dieser Gefahr dadurch vorzubeugen, dass die zu erwartende Hitlerrede ohne den geringsten Zeitverlust durch unsere eigenen Auslandssender in englischer Sprache verbreitet würde. Nach einigen Experimenten entwickelte ich ein verhältnismässig einfaches Übertragungssystem, das bei dieser ersten Gelegenheit in dem damals noch neutralen Amerika ziemliches Aufsehen erregte.

Am Nachmittag des 19. Juli sass ich, während Hitler im Reichstag sprach, in einer kleinen Sprechzelle des Berliner Funkhauses. Vor mir hatte ich einen vorbereiteten englischen Text seiner Rede. Neben mir hatte ein Kollege Platz genommen, der durch Kopfhörer die Hitlerrede aus dem Reichstag verfolgte und mir mit einem Bleistift auf meinem englischen Text genau anzeigte, an welcher Stelle seiner Rede Hitler sich befand. Als er im Reichstag zu sprechen begann, schwieg ich zunächst, so dass er eine «Vorgabe» von zwei bis drei Sätzen hatte. Während dieser Zeit wurden seine deutschen Worte auch auf die nach Amerika und England sendenden Richtstrahler übertragen, so dass in den Empfangsländern zunächst der Originaltext zu hören war. Dann drückte ich auf einen Knopf, wodurch mein eigenes Mikrophon auf die Sender geschaltet wurde und fing an, die Rede von meinem englischen Text abzulesen. Ich sprach schneller als der Redner im Reichstag, der durch Beifall usw. öfter aufgehalten wurde. Sobald mir der Bleistift meines Kollegen anzeigte, dass ich mit meiner englischen Übertragung die deutsche Originalrede eingeholt hatte, drückte ich wieder auf den Knopf; die Stimme Hitlers wurde dadurch für zwei bis drei Sätze auf die Amerika- und Englandsender übertragen, worauf ich mich dann wieder einschaltete und der Vorgang sich wiederholte. Auf diese Weise war das gesamte englischsprechende Ausland in dem Augenblick, in dem der Redner im Reichstag die Tribüne verliess, im Besitze des vollständigen englischen Textes in einer Fassung, wie sie von uns für richtig gehalten wurde.

Der Erfolg dieser neuen Übertragungstechnik war in Amerika, wo meine englische Übersetzung von einer erstaunlich grossen Zahl von Sendern übernommen wurde, durchschlagend. Von manchen Zeitungen

wurde ich bestaunt, weil durch die Einschaltung des deutschen Originaltextes anscheinend am Lautsprecher in Amerika vielfach der irrtümliche Eindruck entstand, als handele es sich um eine Stegreifübersetzung. Wieder andere Zeitungen zerbrachen sich den Kopf über die technische Durchführung. Die englische Times erklärte (zu Unrecht), der Londoner Rundfunk benutze dieses System seit langem.

So zufrieden ich an und für sich über den rein technischen Erfolg war, so tief enttäuscht war ich über die Rede selbst. Sie war unendlich lang, behandelte die für Deutschland günstigen Entwicklungen in einer Breite, bei der selbst viele Deutsche sagten, «so genau wollen wir das gar nicht wissen», ganz zu schweigen von den Ausländern, die den Dingen ferner oder feindlich gegenüberstanden. Vergebens hatte ich nach dem von Ribbentrop angekündigten grosszügigen Friedensangebot gesucht, dessentwegen uns «Lloyd George um den Hals fallen würde». Es beschränkte sich auf einen einzigen hochklingenden, aber völlig substanzlosen Passus. «In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube, dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortsetzung dieses Kampfes zwingen könnte.» Weiter nichts. Keinerlei auch nur irgendwie im entferntesten konkrete Angaben. Dass die Präzision nicht Hitlers Stärke war, hatte ich bereits oft bei Verhandlungen gemerkt, dass er aber glauben sollte, mit einer derartig nichtssagenden, rein theatralischen Formulierung bei den nüchternen Engländern etwas ausrichten zu können, erschien mir unfasslich.

Ich war damals der Ansicht, dass Hitler zwischen der Ankündigung seines Angebotes durch Ribbentrop und dem Tag der Rede aus irgendeinem Grunde seinen Plan geändert haben musste. Ich fand aber weiter keine Erklärung als sein Gekränktheit und seine Verärgerung über die Ablehnung, die in der englischen Presse gleich beim ersten Aufkommen von Gerüchten über ein Friedensangebot in Erscheinung getreten war. Ich vermutete, dass diese Presseäusserungen von der englischen Regierung ausgingen, und wertete sie als Anzeichen für eine gewisse Kriegsmüdigkeit, die ja bei allen kriegführenden Völkern im Zweiten Weltkrieg schon von Anfang an sehr viel ausgeprägter war als im Ersten, und die bei einem etwaigen verlockenden Angebot Hitlers möglicherweise in England zu gefährlichen Konsequenzen für die Fortsetzung des Krieges hätte führen können, wie es auch Churchill indirekt in dem bereits zitierten Schreiben an Roosevelt vom 14./15. Juni 1940 anzudeuten scheint.

Aus purem Ärger verzichtete Hitler also darauf, ein für den englischen Widerstand gefährlich grosszügiges Angebot zu machen. Während ich in der engen Zelle des Funkhauses Seite um Seite den englischen Text,

wie er vom Sprachendienst hereingeschickt wurde, am Mikrofon verlas, musste ich mit steigender Betrübnis feststellen, dass sich das von Ribbentrop so gross angekündigte Friedensangebot als eine auftrumpfende, herausfordernde Rede entpuppte, die im Gegenteil den englischen Kampfwillen noch bestärkte. Ich konnte mir später von der englischen Reaktion eine recht gute Vorstellung machen, da ich im eigenen Lande einige Jahre danach etwas Ähnliches persönlich beobachtete, als nämlich Roosevelt im Jahre 1943 auf der Konferenz von Casablanca zur Überraschung seines eigenen Aussenministers durch die unerwartete Ankündigung der Forderung nach bedingungsloser Kapitulation dem deutschen Widerstandswillen neuen Auftrieb gab, anstatt ihn durch das tödliche Gift eines Verhandlungsangebotes zu untergraben.

In den nächsten Wochen tauchten in den Gesprächen, die ich in Berchtesgaden, Wien und Rom verdolmetschte, zwei neue Themen auf, welche auch noch weiterhin eine wichtige Rolle in meiner Arbeit spielen sollten. Dabei handelte es sich um Südosteuropa und Spanien.

Das Verhältnis zwischen Ungarn und Rumänien spitzte sich von Monat zu Monat immer mehr zu, so dass schliesslich Hitler, der unter allen Umständen Komplikationen in Südosteuropa vermeiden wollte, selbst eingriff. Am 28. August berief er Ciano und Ribbentrop auf den Obersalzberg und trug ihnen auf, die Streitigkeiten zwischen Ungarn und Rumänien durch einen Schiedsspruch zu regeln. Bei der Besprechung war dieses Thema mit der Auftragserteilung andie beiden Aussenminister schnell abgeschlossen. Interessant war mir vor allem die Begründung Hitlers, weshalb er einen Konflikt zwischen den beiden südosteuropäischen Ländern verhindern wollte. «Ich muss mir für meine weitere Kriegführung unter allen Umständen die Ölzufuhr aus Rumänien sichern», sagte er zu Ciano.

«Nur das schlechte Wetter hat uns bisher daran gehindert, energisch gegen die britischen Inseln vorzugehen», erklärte er im weiteren Verlauf des Gespräches. «Wir brauchen mindestens zwei Wochen gutes Flugwetter, um die britische Flotte ausser Kampf zu setzen und den Weg zur Landung freizumachen.»

Am 30. August sass ich wieder in dem kleinen runden Saal, dem Goldkabinett, im Schloss Belvedere in Wien, wo der Schiedsspruch, den Ciano und Ribbentrop zwischen Ungarn und Rumänien gefällt hatten, verkündet werden sollte. Wie beim ersten Schiedsspruch handelte es sich auch diesmal wieder um die Festlegung einer neuen Grenze. Zwar waren die Bleistifte der beiden Aussenminister nicht direkt in Aktion getreten, aber die neue Grenze zwischen Ungarn und Rumänien, durch die das vorher rumänische Siebenbürgen, wo die ethnographischen Verhältnisse ausserordentlich kompliziert lagen, geteilt und zur Hälfte an

Ungarn, das das ganze Gebiet vor dem Ersten Weltkrieg besessen hatte, zurückgegeben wurde, war eine genau so problematische Linie wie die dicke Bleistiftgrenze, welche ein Jahr vorher zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei in dem gleichen Raum festgelegt worden war. Acht Männer sassen an jenem Tage um den runden Tisch und hörten aufmerksam der Verlesung des Schiedsspruches durch mich zu.

Rechts von mir sass Ribbentrop, dann folgten Ciano und der Gesandte Vitetti, links neben mir sassen der rumänische Aussenminister Manoilescu und der Gesandte Valer Pop, gegenüber der ungarische Ministerpräsident Teleki und sein Aussenminister Graf Csaky. Als ich die Karte Siebenbürgens auf dem Tisch ausbreitete, auf der die neue Grenzlinie eingetragen war, brach mein linker Nachbar, der rumänische Aussenminister, bei ihrem Anblick ohnmächtig zusammen. Die neue Grenze hatte ihr erstes Opfer gefordert. Es sollte nicht das letzte sein.

«Deutschland und Italien übernehmen mit Wirkung vom heutigen Tage an die Garantie für die Integrität und Unverletzlichkeit des rumänischen Staatsgebietes», verlas ich aus einem Notenwechsel zwischen dem deutschen und dem rumänischen Aussenminister, nachdem sich mein Nachbar mit ärztlicher Hilfe wieder erholt hatte. Es war die berühmte deutsche Garantie an Rumänien, auf die einige Monate später der russische Aussenminister Molotow in Berlin so verärgert reagieren sollte.

Am nächsten Tage fuhren Ciano und Ribbentrop zur Jagd.

Das Thema Spanien wurde drei Wochen später, am 19. und 20. September, im Palazzo Venezia in Rom zwischen Mussolini und Ribbentrop erörtert. Der deutsche Aussenminister stellte die Dinge so dar, als könne man mit ziemlicher Sicherheit auf das Eingreifen Spaniens in den Krieg binnen kurzer Zeit rechnen, und übertrieb den wahren Sachverhalt mit dieser Behauptung genau so wie mit der Erklärung, dass eine Landung in England unmittelbar bevorstehe und leicht durchzuführen sein werde. «Eine einzige Division genügt», sagte er zu Mussolini, der ihn ungläubig und amüsiert zugleich anblickte, «um das ganze englische Verteidigungssystem zum Einsturz zu bringen.» Es war eine typische Ribbentropsche Bemerkung, wie ich sie zu Hunderten zu übersetzen hatte. Ich bekam allmählich den Eindruck, dass seine Zuhörer ihn nicht mehr ernst nahmen.

Am 23. September trafen wir wieder in Berlin ein. Am nächsten Tage trat die spanische Frage dann in Gestalt von Serrano Suñer, der als Schwager Francos damals spanischer Innenminister war und einen Monat später Aussenminister wurde, direkt an uns heran. Dass die Äusserungen Ribbentrops in Rom übertrieben gewesen waren, zeigte sich bei diesen Unterredungen mit aller Deutlichkeit. Natürlich herrschte

auf deutscher Seite der Wunsch, Spanien näher an die Achse zu binden. Mir war auch bekannt, dass Pläne zur Eroberung Gibraltars bestanden, die ohne eine Durchmarscherlaubnis für die deutschen Truppen durch spanisches Gebiet nicht durchzuführen waren. Aber von all dem wurde in diesen Berliner Unterhaltungen nur ganz andeutungsweise gesprochen, auch als am 25. September der Spanier von Hitler selbst empfangen wurde.

Deutlich steht mir noch eine bemerkenswerte Szene in Ribbentrops Arbeitszimmer vor Augen. Auf einem Ständer am Fenster, das nach dem alten Park hinter der Wilhelmstrasse hinausging, war eine Karte des französischen Kolonialreiches in Afrika aufgehängt. Davor standen Suner und Ribbentrop. «Bitte bedienen Sie sich», hätte die sinngemäss verkürzte Übersetzung der hochklingenden Worte Ribbentrops heissen müssen. Und der Spanier bediente sich! Von Algerien nahm er Oran, Marokko wollte er ganz haben, und grosse Stücke der Sahara und Französisch-Westafrikas benötigte er zur»Abrundung«der westafrikanischen Kolonie Rio de Oro. Ribbentrop verkaufte bereitwilligst die Ware, die ihm gar nicht gehörte. Für Spaniens Mitarbeit war ihm anscheinend kein Preis zu hoch.

Interessant ist übrigens, dass Franco vor kurzem amtlich erklärt hat, Churchill habe ihm während des Krieges französisches Gebiet in Nordafrika als Gegenleistung für eine entsprechende Haltung angeboten. «Was Mr. Churchill und mich anbetrifft, so kann ich erklären, dass wir niemals derartige Zusicherungen abgegeben haben», antwortete Eden am 22. Juni 1949 im Unterhaus auf eine Anfrage des Labour-Abgeordneten Stokes.

In der Unterredung mit Serrano Suñer äusserte Ribbentrop seinerseits lediglich einige Wirtschaftswünsche in Bezug auf Marokko, erbat sich U-Boot-Stützpunkte in Rio de Oro und auf der vor der Kamerunküste liegenden Insel Fernando Po. Gegenüber der Ribbentropschen Grosszügigkeit zeigte sich aber der Spanier recht kleinlich. Wegen Marokko machte er ein bedenkliches Gesicht, die U-Boot-Stützpunkte schien er, ohne sich allerdings irgendwie festzulegen, für leichter realisierbar zu halten. Völlig ablehnend war er aber in Bezug auf Fernando Po, «aus historischen Gründen» und «wegen der Öffentlichen Meinung Spaniens».

Das brachte den ersten kühlen Luftzug in die vorher so warme Freundschaft zwischen Franco und Hitler. Der Wettersturz trat erst Ende Oktober im sonnigen Süden an der spanisch-französischen Grenze ein, als sich die beiden Diktatoren persönlich aussprachen – und auseinanderredeten.

Aus einer Tagebucheintragung Gianos vom 1. Oktober 1940 wissen wir, dass sich Serrano Suñer ihm gegenüber wegen der Taktlosigkeit, mit der die Deutschen Spanien behandelten, «in drastischen Worten» beschwerte. Hitler und Ribbentrop hatten ihn dagegen untereinander

einen «hinterhältigen Jesuiten» genannt. Nicht überall wirkte sich die herzliche Freundschaft, die zweifellos immer zwischen dem deutschen und spanischen Volke bestanden hat. in der entsprechenden Weise aus.

«Japan anerkennt und respektiert die Führung Deutschlands und Italiens bei der Schaffung einer neuen Ordnung in Europa», lautete der Artikel i des Dreimächtepaktes zwischen Deutschland, Italien und Japan, welchen ich am 27. September in dem wie zu einem grossen Revuefilm hergerichteten Empfangssaal der neuen Reichskanzlei verlas, bevor der Vertrag feierlich von den Vertretern der drei Länder, Ribbentrop, Ciano und dem japanischen Botschafter Kuruu, in deutscher, italienischer und japanischer Fassung unterzeichnet wurde.

«Deutschland und Italien anerkennen und respektieren die Führung Japans bei der Schaffung einer neuen Ordnung im grossostasiatischen Raum», lautete der zweite Artikel.

«... Sie übernehmen ferner die Verpflichtung, sich mit allen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln gegenseitig zu unterstützen, falls einer der drei vertragschliessenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesisch-japanischen Konflikt verwickelt ist», hiess es in Artikel 3, der als Wink mit dem Zaunpfahl an die amerikanische Adresse aufzufassen war.

«Ein Militärbündnis zwischen drei der mächtigsten Staaten der Erde», sagte Ribbentrop. Dann gingen die Federn der Aussenminister und der Schreibpinsel des japanischen Botschafters, der seinen Namen in zierlichen japanischen Schriftzeichen von oben nach unten unter das Dokument setzte, über das Vertragspapier. Unmittelbar über den Unterschriften stand: «Ausgefertigt in dreifacher Urschrift in Berlin am 27. September 1940 – im XVIII. Jahr der Faschistischen Ära – entsprechend dem 27. Tage des 9. Monats des 15. Jahres Syowa.»

Eine Woche später, am 4. Oktober 1940, stand der internationale Verkehr über den Brenner wieder drei Stunden lang still. Im Salonwagen des Duce an der rechten Bahnsteigseite monologisierte Hitler. Hauptthema war Frankreich, das Hitler irgendwie gegen England einsetzen wollte. Spanien trat bezeichnenderweise völlig in den Hintergrund. Das lag jedoch nicht so sehr an dem «kühlen Luftzug» des Suer-Besuches, sondern an taktischen Erwägungen, auf die ich erst einige Tage später aufmerksam wurde. Auch der Kampf gegen England im Mittelmeer spielte in diesem Brenner-Monolog eine grosse Rolle. Ich hatte den Eindruck, dass die Landung in England selbst zugunsten einer anderen Offensive im Mittelmeerraum aufgegeben werden sollte. Mus-

solini sass hochinteressiert am Tisch seines Salons. Er freute sich offensichtlich, dass Hitler ihn wenigstens in grossen Zügen in seine Zukunftspläne einweihte. Das geschah nicht oft. Auch diesmal fand er jedoch wenig Gelegenheit, selbst etwas zu der Unterhaltung beizusteuern. Um 14,30 Uhr war der Redestrom Hitlers beendet, und der internationale Verkehr begann wieder zu fliessen.

«Fahren Sie nur schnell auf den Bahnhof, es wird gleich Fliegeralarm geben», meldete mir die Telefonzentrale des Auswärtigen Amtes am Abend des 20. Oktober 1940. Ich stand im Begriff, eine grosse Reise anzutreten, die mich innerhalb von wenigen Tagen über insgesamt 6'000 km bis an die spanisch-französische Grenze nach Hendaye und von dort in einem weiten Bogen über Mannheim nach Florenz und wieder zurück nach Berlin führen sollte. Damals waren die englischen Luftangriffe auf Berlin noch recht harmlos. Sie richteten nur wenig Schaden an und verursachten sehr geringe Verluste, dafür dauerten sie aber meistens die ganze Nacht hindurch, da die Engländer in kurzen Zeitabständen jeweils immer nur zwei bis drei Maschinen herüberschickten. Der Erfolg war, dass vier Millionen Menschen um ihre Nachtruhe kamen.

Als ich auf dem Lehrter Bahnhof unseren Sonderzug betrat, wären die Engländer zur Stelle. Aber wir blieben ruhig im Zuge und wachten am anderen Morgen unbehelligt in Hannover wieder auf. In der nächsten Nacht hielten wir in Belgien auf einem ganz kleinen Bahnhof in der Nähe eines Tunnels, in dem der Zug bei einem neuerlichen Fliegerangriff Deckung finden sollte. Es war ein sehr gut ausgedachtes System, das aber keineswegs immer funktionierte. So erlebte ich es einmal, dass eine zu schwache Lokomotive zwar selbst in den Tunnel hineinkam, der zu schützende Zug aber während des Angriffs unter ungeheurer und sehr auffallender Dampfentwicklung draussen stehen blieb. Verächtlich waren jedoch damals die Engländer weitergeflogen und hatten «eine Gasanstalt für wichtiger gehalten als den Reichsaussenminister», wie der Vorfall bei uns Jüngeren nachher kommentiert wurde.

In einem grossen Bogen umfuhren wir Paris und kamen am nächsten Abend in Mittelfrankreich an. Dort war inzwischen auch Hitler mit seinem Sonderzug eingetroffen, und in seinem Salonwagen fand eine kurze Besprechung zwischen ihm und Laval statt, der damals Vizekanzler war. Es war das erste Mal seit den Besprechungen in der Berliner Reichskanzlei im Jahre 1931 und der Krakauer Unterhaltung mit Göring 1935, dass ich wieder für Laval arbeitete. Er begrüsst mich mit sichtlicher Erleichterung, wenigstens ein bekanntes Gesicht wiederzusehen, sehr freundlich und berief sich im Verlaufe des Gespräches mit Hitler auf mich als Zeugen für seine schon im Jahre 1931 verfolgte An-

näherungspolitik gegenüber Deutschland. In dieser Unterredung von Montoire, die in einer gemässigt freundlichen Atmosphäre im Beisein von Ribbentrop geführt wurde, traten keine wesentlichen neuen Elemente hervor. Sie diente fast ausschliesslich der Vorbereitung eines Treffens mit dem Marschall Pétain, das an der gleichen Stelle zwei Tage später stattfand.

Noch in der Nacht fuhren wir zur spanischen Grenze weiter, wo wir mit den beiden Sonderzügen am nächsten Nachmittag eintrafen. Nach Art der Brennergespräche sollten auch hier auf dem kleinen Grenzbahnhof, den ich dienstlich zum letzten Male im Jahre 1929 betreten hatte, als ich mit Stresemann zur Völkerbundtagung nach Madrid reiste, die Verhandlungen im Zuge, und zwar in Hitlers Salonwagen stattfinden. Der Sonderzug Francos, der auf dem daneben liegenden Gleis mit der grösseren spanischen Spurweite ankommen sollte, hatte eine ganze Stunde Verspätung. Da jedoch herrlicher Sonnenschein herrschte, beeinträchtigte das die Stimmung in keiner Weise. Plaudernd standen Hitler und Ribbentrop auf dem Bahnsteig.

«Wir können den Spaniern jetzt keine schriftlichen Zusagen mehr über die Gebietszuweisungen aus dem französischen Kolonialbesitz geben», hörte ich Hitler zu Ribbentrop sagen. «Wenn sie etwas Schriftliches über diese heikle Frage in die Hand bekommen», fuhr Hitler fort, «werden bei der Geschwätzigkeit der Romanen sicherlich die Franzosen über kurz oder lang etwas davon erfahren.» Und dann kam eine interessante Begründung: «Ich will aber versuchen, in der Unterredung mit Pétain die Franzosen zum aktiven Krieg gegen England zu bewegen, und daher kann ich ihnen jetzt solche Gebietsabtretungen nicht zumuten, ganz abgesehen davon, dass bei Bekanntwerden derartiger Vereinbarungen mit den Spaniern das französische Kolonialreich wahrscheinlich geschlossen zu de Gaulle übergehen würde.» Deutlicher als lange Memoranden zeigten mir diese wenigen, auf dem Bahnsteig von Hendaye gesprochenen Sätze die ganze Problematik des bevorstehenden Treffens der beiden Diktatoren und enthüllten einen der Gründe, derentwegen es zu einem Fiasko wurde.

Gegen drei Uhr nachmittags erschien dann der spanische Zug auf der internationalen Brücke über den Bidassoa-Fluss, der die Grenze bildet. Militärmusik, Abschreiten der Ehrenfront, kurzum das ganze nun schon althergebrachte Zeremoniell einer Diktatorenbegegnung rollte ab. Dann begann sofort das folgenschwere Gespräch, welches das Ende der Sympathien zwischen Hitler und Franco mit sich brachte.

Klein und dick, dunkelhäutig, mit lebhaften schwarzen Augen sass der spanische Diktator in Hitlers Salonwagen. Auf den Bildern, die ich von ihm gesehen hatte, war er mir immer viel grösser und schlanker erschienen. «Wenn er einen weissen Burnus trüge, könnte man ihn durchaus für einen Araber halten», fuhr es mir durch den Sinn. Dazu

schien mir im späteren Verlauf des Gespräches auch seine zaudernde, gedämpfte Redeweise und Beweisführung zu passen. Es war mir sofort klar, dass sich Franco als vorsichtiger Unterhändler nicht festlegen wollte.

Hitler malte zunächst die deutsche Lage in den glänzendsten Farben. «England ist bereits endgültig geschlagen», schloss er den Abschnitt seiner Ausführungen, der von den deutschen Siegeschancen handelte. «Es ist nur noch nicht bereit, diese Tatsache zuzugeben.»

Dann fiel das Stichwort Gibraltar. Wenn die Engländer es verlören, könnten sie aus dem Mittelmeer und aus Afrika ausgeschlossen werden.

Nun spielte Hitler seinen Trumpf aus. Er schlug Franco den sofortigen Abschluss eines Bündnisses vor und forderte ihn auf, im Januar 1941 in den Krieg einzutreten. Am 10. Januar sollte durch die gleichen Spezialverbande, die das Fort Eben Emael bei Lüttich nach einem neuartigen System so überraschend schnell in die Hand bekommen hatten, Gibraltar erobert werden. Die deutschen Angriffsmethoden, bei denen die Ausnutzung des toten Winkels eine wesentliche Rolle spielte, seien technisch inzwischen so vervollkommen worden, dass an einem Erfolg der Unternehmung nicht zu zweifeln sei. Wie ich bereits gehört hatte, bereiteten deutsche Verbände tatsächlich in Südfrankreich die Eroberung an einer genauen Nachbildung der Festung Gibraltar exerziermassig vor.

Ohne viel Umschweife bot Hitler Spanien Gibraltar und, in einer etwas vageren Formulierung, auch Kolonialgebiete in Afrika an.

Franco sagte zunächst gar nichts. Zusammengekauert sass er in seinem Sessel. Ich konnte an seinem undurchdringlichen Gesicht nicht erkennen, ob er über den Vorschlag verblüfft war oder sich nur in Ruhe seine Antwort überlegte. Er vollführte dann ein ähnliches Ausweichmanöver wie sein italienischer Kollege bei Ausbruch des Krieges. Spaniens Lebensmittellage sei sehr schlecht. Das Land brauche Weizen, und zwar gleich mehrere 100'000 Tonnen. Ob Deutschland zur Lieferung in der Lage sei, fragte er mit einem, wie mir schien, lauernden Gesichtsausdruck. Spanien brauche eine moderne Rüstung. Für ein Unternehmen gegen Gibraltar sei schwere Artillerie notwendig. Franco nannte eine recht hohe Zahl von schweren Geschützen, die er von Deutschland haben wollte. Ausserdem müsse er seine lange Küstenlinie gegen die Angriffe der englischen Marine verteidigen. Auch fehle es an Flakartillerie. Wie solle sich Spanien vor der zu erwartenden Wegnahme der Kanarischen Inseln sichern? Überdies sei es mit dem spanischen Nationalstolz unvereinbar, ein von fremden Soldaten erobertes Gibraltar als Geschenk entgegenzunehmen. Die Festung könne nur von den Spaniern selbst erobert werden.

Für mich als Laien war eine Bemerkung recht interessant, die Franco in Erwiderung auf Hitlers Erklahrung machte, dass Panzer-

truppen über die Brücke von Gibraltar Afrika von den Engländern säubern könnten. «Bis an den Rand der grossen Wüste ist das wohl möglich», sagte Franco, «aber Zentralafrika würde von dem Wüstengürtel gegen Grossangriffe von der Landseite genau so geschützt sein wie eine Insel durch das offene Meer. Darüber bin ich mir als alter Afrikakämpfer völlig im Klaren.»

Auch Hitlers hochgespannte, fast an Sicherheit grenzende Hoffnungen, England besiegen zu können, erhielten einen Dämpfer. Franco war der Ansicht, dass England möglicherweise erobert werden könne. Die Regierung aber würde mitsamt der englischen Flotte von Kanada aus mit amerikanischer Unterstützung den Krieg fortführen.

Während Franco mit einer ruhigen, sanften Stimme, die in ihrem eintönigen, singenden Klang etwas an die islamischen Gebetsrufer erinnerte, seine Darlegungen vorbrachte, wurde Hitler immer unruhiger. Die Unterhaltung ging ihm sichtlich auf die Nerven. Einmal erhob er sich sogar und erklärte, es habe keinen Zweck, noch weiter zu verhandeln, setzte sich dann aber sofort wieder hin und erneuerte seine Versuche, Franco umzustimmen. Dieser erklärte sich schliesslich zum Abschluss eines Vertrages bereit, aber mit solchen Vorbehalten in Bezug auf Lebensmittelversorgung und Rüstung sowie auf den Zeitpunkt seines aktiven Eingreifens, dass das Abkommen nur noch eine Fassade war, hinter der nichts steckte.

Die Verhandlungen wurden unterbrochen. Ribbentrop und Suñer setzten das Gespräch im Zug des Auswärtigen Amtes fort. Hier blieb dem scharfsinnigen Spanier, der inzwischen Aussenminister geworden war, die Änderung in der deutschen Haltung, von der Hitler gegenüber Ribbentrop vor der Ankunft Francos auf dem Bahnsteig gesprochen hatte, nicht verborgen. «Spanien erhält Gebiete aus dem französischen Kolonialbesitz.» So ungefähr hatte vorher die Formel gelautet, die bei dem Besuch Suñers in Berlin in Aussicht genommen worden war. «Spanien erhält Gebiete aus dem französischen Kolonialbesitz, insoweit Frankreich dafür aus dem englischen Kolonialbesitz ein Ausgleich gegeben werden kann», so lautete die Formel, die Ribbentrop auf dem Bahnhof von Hendaye als äusserste Konzession anbot. Mit Recht wandte der logische Spanier sofort dagegen ein, dass Spanien dann möglicherweise überhaupt nichts erhalten würde, wenn es nämlich nicht möglich wäre, Frankreich aus englischem Besitz einen Ersatz zu bieten.

In dem eigens aus Deutschland mitgebrachten grossen Bankettspeisewagen Hitlers, der mit seiner strahlend hellen indirekten Beleuchtung und seiner langen Tafel ein luxuriöser Speisesaal auf Rädern war, wurde den Spaniern ein Diner gegeben. Danach wollten Hitler und Franco wieder abreisen und es den beiden Aussenministern überlassen, noch in der Nacht irgendeine Einigungsformel zu finden. Nach dem

Essen aber «redeten» sich die beiden Diktatoren beim Abschied noch einmal «fest». Die Abfahrt der Züge verschob sich dadurch um zwei Stunden, aber näher waren sich Franco und Hitler nicht gekommen. Im Gegenteil, ein Wettersturz war in den beiderseitigen Gefühlen eingetreten.

Was noch an weiteren Demontagearbeiten an der deutsch-spanischen Freundschaft zu tun übrig blieb, das besorgte Ribbentrop gründlich bis zum nächsten Morgen. Er «exerzierte» regelrecht mit dem immer widerspenstiger werdenden spanischen Aussenminister und versuchte, ihm unter Druck Formeln für den Vertrag aufzuzwingen, die dieser sich immer wieder anzunehmen weigerte. Schliesslich schickte Ribbentrop die Spanier wie die Schulbuben zur Anfertigung einer «Strafarbeit» nach San Sebastian zurück. «Um 8 Uhr morgens muss der Text hier sein», sagte er als gestrenger Präzeptor, «dann muss ich abreisen, da wir uns morgen mit Marschall Pétain treffen.»

Am nächsten Morgen erschienen aber die Schüler nicht mehr. Sie schickten ihre „Strafarbeit« durch den Unterstaatssekretär im spanischen Auswärtigen Amt, Espinosa de los Monteros, einen freundlichen, sanften Mann, der einmal Botschafter in Berlin gewesen war und Deutsch wie ein Wiener sprach, denn er war dort erzogen worden. Der Präzeptor aber bezeichnete die Arbeit als «ungenügend». Kurz vor unserer Abfahrt von Hendaye wurde dann noch eine Vertragsformulierung aufgesetzt, die einen Kriegseintritt Spaniens nach vorheriger gemeinsamer Konsultation vorsah und keine ausdrücklichen Vorbehalte mehr hinsichtlich Lebensmittel- und Waffenlieferungen enthielt. Der freundliche Spanier versprach in verbindlichem Wiener Deutsch, den Entwurf Franco vorzulegen und über dessen Entscheidung nach Deutschland zu berichten.

Wutschnaubend fuhr Ribbentrop mit mir zum nächsten Flugplatz nach Bordeaux. Wir mussten, wie auf der Fahrt nach Compiègne, ein Höllentempo vorlegen, um zum Gespräch mit Pétain noch rechtzeitig in Montoire einzutreffen. Den ganzen Weg über schimpfte Ribbentrop auf den «Jesuiten» Suñer und den «undankbaren Feigling» Franco, «der uns alles verdankt und nun nicht mitmachen will.» Die Kompressoren schienen mitzuschimpfen.

Bei sehr schlechtem Wetter flogen wir dann nach Tours. Ein anderer als der Flugkapitän Bauer hätte bei den Regennebeln wahrscheinlich gar nicht landen können. Er aber brachte uns sicher wieder auf die Erde zurück, und wir waren rechtzeitig in Hitlers Salonwagen auf dem Bahnhof von Montoire, als der alte Marschall Frankreichs in den Zug geführt wurde.

Trotz seines hohen Alters gerade aufgerichtet, sass der Marschall

in einer schlichten Uniform Hitler gegenüber. Seine Haltung war eher selbstbewusst als unterwürfig. Mit kühler Gelassenheit hörte er meiner Übersetzung zu. Ich sprach ziemlich laut, weil mir jemand gesagt hatte, der Marschall sei schwerhörig. Neben ihm sass als lebender Gegensatz der kleine, dunkle Laval mit der unvermeidlichen weissen Krawatte und blickte abwechselnd Hitler und Ribbentrop forschend an, während ich übersetzte.

Zunächst war auch dieses Gespräch wieder ein «Eisenbahnmonolog». Hitler hielt den Franzosen ein längeres Sündenregister vor, ohne allerdings dabei irgendwie scharf oder ausfallend zu werden.

«Wir haben den Krieg bereits gewonnen», wiederholte Hitler seine Erklärung von Hendaye, «England ist geschlagen und wird es über kurz oder lang eingestehen müssen.» Dann fuhr er fort: «Es ist klar, dass irgend jemand die Kosten für den verlorenen Krieg tragen muss. Das wird entweder Frankreich oder England sein. Wenn England die Kosten trägt, dann kann Frankreich in Europa ‚den ihm gebührenden Platz‘ einnehmen und seine Stellung als Kolonialmacht völlig beibehalten.» Dazu sei aber nötig, dass Frankreich sein Kolonialreich auch jetzt gegen alle Angriffe schütze und die abgefallenen Kolonien in Zentralafrika von de Gaulle wieder zurückerobere. Eine indirekte Aufforderung, sich am Kampf gegen England zu beteiligen, richtete Hitler an Pétain mit der Frage, was Frankreich zu tun gedenke, wenn es weiterhin von England angegriffen werde, wie z.B. die französischen Kriegsschiffe bei Oran, als sie sich weigerten, den Weisungen der englischen Flotteneinheiten zu folgen.

Pétain hatte sofort verstanden, was gemeint war, denn er erwiderte, dass Frankreich nicht in der Lage sei, einen neuen Krieg zu führen. Er stellte Hitler die Gegenfrage nach einem endgültigen Friedensvertrag, «damit Frankreich über sein Schicksal klar sieht und die 2 Millionen französischen Kriegsgefangenen so bald wie möglich wieder zu ihren Familien zurückkehren können?»

Jetzt mischte sich auch Laval in das Gespräch und wies auf die Bereitwilligkeit hin, mit der Frankreich auf anderen als rein militärischen Gebieten der Aufforderung Deutschlands nach Zusammenarbeit nachgekommen sei. Das französische Volk sei friedliebend. Es sei nur ungerne in den Krieg gezogen und habe, wie aus der Lohen Gefangenenanzahl hervorgehe, überhaupt nicht richtig gekämpft.

Hitler beantwortete die Fragen nicht, die Pétain und Laval naturgemäss am wichtigsten erscheinen mussten, und die Franzosen gingen mit keinem Wort auf die Andeutungen Hitlers wegen eines Kriegseintritts gegen England ein. Der grosse Wurf, den Hitler vorgehabt hatte, war an der Vorsicht und Zurückhaltung Pétains und Lavals gescheitert. Pétain hatte uns bei dieser Unterredung durch seine Ein-

silbigkeit und Wortkargheit deutlich die kalte Schulter gezeigt, und auch mit Laval war in Montoire kein Fortschritt erzielt worden.

Sehr viel verständlicher wurde mir die Unnahbarkeit, die Pétain in Montoire Hitler gegenüber an den Tag legte, nach dem Kriege, als ich erfuhr, dass an dem gleichen Tage, als der Marschall Frankreichs dem deutschen Diktator im Salonwagen auf dem Bahnhof Montoire gegenüber sass, ein Abgesandter Pétains, Professor Rougier, mit Churchill fast zur selben Stunde in London verhandelte und ihm im Namen des französischen Staatschefs versicherte, dieser werde den Deutschen niemals die französische Flotte überantworten, ihnen keine Stützpunkte einräumen und ganz allgemein England gegenüber nichts Unehrenhaftes unternehmen. Wenn ich diese sehr viel konkreteren Gespräche zwischen Rougier und Churchill am 24. Oktober mit denen, die am gleichen Tage mit Hitler geführt wurden, vergleiche und mir die nachfolgende Entwicklung vor Augen halte, bin ich fast geneigt, den «Sieger von Verdun» als den diplomatisch Überlegenen in dem Duell von Montoire anzusehen. Es entbehrt auch nicht einer gewissen Pikanterie, wenn wir erfahren, dass Churchill in Verkennung der wahren Sachlage mit beinahe Hitlerschem Temperament bei Bekanntwerden der Nachricht über das Treffen von Montoire mit der Falschmeldung, es sei ein Friedensvertrag abgeschlossen worden, dem Abgesandten Pétains mit einem Luftbombardement Vichys und – wie hätte das Hitler gefreut – mit einer Kriegserklärung gedroht hat.

Meine Sympathien waren während jenes Gespräches von Montoire auf Grund meiner jahrelangen, persönlichen Erfahrungen mit den Franzosen durchaus auf Seiten der Besiegten. In solchen Augenblicken hat man, glaube ich, ein besonders feines Ohr für irgendwelche falschen Töne, die von der Gegenseite angeschlagen werden. Ich empfand damals und empfinde noch heute, dass Frankreich keinen Anlass hatte, sich der Haltung zu schämen, welche die beiden Franzosen in meiner Gegenwart in Montoire dem Sieger gegenüber einnahmen.

Bestätigt scheint mir dieser Eindruck durch die Tatsache zu werden, dass meinen Beobachtungen nach Hitler an jenem Abend eine grosse Enttäuschung über das mangelnde Entgegenkommen der Franzosen empfand. Sie vertiefte sich in den nächsten Monaten ständig und führte am 1. Weihnachtsfeiertag zu einem Zornesausbruch Hitlers gegenüber dem Nachfolger Lavals, dem Admiral Darlan, während einer einstündigen «Abkanzelung» in der Nähe von Paris in dem gleichen Salonwagen, in dem die Besprechung mit Pétain und Laval in Montoire stattgefunden hatte.

Die Stimmung in den beiden Sonderzügen Hitlers und Ribbentrops, die nun nach Deutschland zurückrollten, war nicht gerade rosig, denn

sowohl in Hendaye als auch in Montoire hatte Hitler nicht erreicht, was er sich vorgenommen hatte. Es sollte aber noch ein weiterer Fehlschlag dazukommen. Kurz nachdem wir die deutsche Grenze erreicht hatten, traf aus Rom ein Bericht unserer Botschaft ein, wonach der Einmarsch der Italiener nach Griechenland unmittelbar bevorstand. Hitler war ausser sich. Er hielt das Vorgehen Mussolinis in dieser Jahreszeit für völlig verkehrt. «Nie werden die Italiener im Herbstregen und im Winterschnee in den Balkanbergen gegen die Griechen etwas ausrichten können», erklärte uns Ribbentrop, «die Stimme seines Herrn», bei einem Abendessen in unserem Speisewagen. «Ausserdem sind die Folgen einer kriegerischen Verwicklung auf dem Balkan überhaupt nicht abzusehen», fügte er hinzu. «Der Führer will unter allen Umständen Mussolini an diesem tollen Unternehmen hindern, deshalb werden wir sofort nach Italien fahren, um selbst mit Mussolini zu sprechen.»

Bei der gespannten Atmosphäre, die in unserem Sonderzug nach Eintreffen der Nachricht über den bevorstehenden Angriff Italiens gegen Griechenland herrschte, konnte man den Ruck fast körperlich verspüren, den unser Zug beim Umbiegen nach Süden von der Richtung auf Berlin im Rheinland vollführte. «Die Polizei eilte zum Tatort», hätte man die Lage sehr treffend im Stile eines Detektivromans beschreiben können.

Am 28. Oktober, nachdem wir in den Alpen durch eine, unserer Stimmung sehr entsprechende, frühzeitige Schneelandschaft gefahren waren, kamen wir um 10 Uhr morgens auf dem festlich geschmückten Bahnhof in Florenz an. Wir wussten bereits, dass wir zu spät kamen, denn wir hatten schon um 8 Uhr früh die Meldung durch den Nachrichtenwagen erhalten, dass die Italiener nach Griechenland einmarschiert waren. Hitler wurde von einem selbstzufrieden lächelnden Mussolini begrüsst. Im Stile unserer eigenen Verlautbarungen bei ähnlichen Gelegenheiten erklärte er noch auf dem Bahnsteig seinem Diktatorkollegen: «Heute früh haben im Morgengrauen die siegreichen italienischen Truppen die albanisch-griechische Grenze überschritten». Es war die Rache Mussolinis für zahlreiche Unternehmungen seines deutschen Kollegen, die dieser ihm auch immer erst in der letzten Minute durch den im Sonderflugzeug beim Morgengrauen nach Rom startenden königlichen Briefträger, den Prinzen von Hessen, mitgeteilt hatte.

Hitler beherrschte sich erstaunlich gut. Er war damals in Florenz ein «good loser», ein guter Verlierer, wie die Engländer sagen, und von seinem innerlichen Zähneknirschen war in den freundlichen Worten, die er mit Mussolini im Palazzo Pitti wechselte, auch nicht das geringste zu merken.

Noch am gleichen Nachmittag fuhr Hitler wieder nach Norden zurück, durch die verschneiten Alpen, mit Bitterkeit im Herzen, nach-

dem er nun zum dritten Male nach Hendaye und Montoire in Florenz unverrichteter Dinge das Feld räumen musste. Die enttäuschenden Ereignisse dieser langen und aufregenden Reise bildeten jedenfalls noch «an den langen Winterabenden» der folgenden Jahre ein immer wiederkehrendes Thema bitterer Vorwürfe gegen undankbare und unzuverlässige Freunde, Achsenpartner und «hinterhältige» Franzosen.

Zur Ruhe kam ich auch während der übrigen Monate des Jahres 1940 nicht. In den ersten Novembertagen trafen sich Ribbentrop und Ciano zur Jagd in Schönhof bei Karlsbad. Ich fand derartige Kavaliersallüren im Kriege höchst unangebracht. Am Abend übersetzte ich in dem kleinen Schloss, das Ribbentrop «gepachtet» hatte, die politischen Gespräche. «Wir haben den Krieg bereits gewonnen», lautete der Kehrreim der Grammophonplatte, die ich mit steigendem Widerwillen übersetzen musste.

Zehn Tage später, an 12. November, kam Molotow in Berlin an. Über die folgenschweren und hochinteressanten Gespräche, die der Abgesandte Stalins in jenen Novembertagen mit Hitler führte, werde ich im nächsten Kapitel in anderem Zusammenhang noch ausführlicher berichten.

Am 18. und 19. November arbeitete ich in Berchtesgaden auf dem Obersalzberg, wo König Boris von Bulgarien und danach Ciano und Serrano Suñer von Hitler empfangen wurden. Die beiden Aussenminister Italiens und Spaniens hatten auch noch in Schloss Fuschl mit Ribbentrop längere, aber völlig belanglose Besprechungen.

Noch ein anderer König bedurfte am 19. November meiner Dolmetscherdienste: Leopold von Belgien, der als Kriegsgefangener in seinem Lande festgehalten wurde, hatte eine Unterredung mit Hitler. Einige Wochen vorher war die Schwester König Leopolds, die italienische Kronprinzessin, von Hitler auf dem Berghof empfangen worden und hatte dabei in einer zwanglosen Teeunterhaltung neben einer Reihe von italienischen Fragen auch die schwierige Lage zur Sprache gebracht, in der sich ihr Heimatland Belgien damals befand. Sie hatte dabei, wie es für eine Frau ganz natürlich ist, vor allem die rein menschlichen Dinge in den Vordergrund gestellt. Besonders interessierte sie das Schicksal der belgischen Gefangenen, für deren Rücksendung in die Heimat sie mit viel Gefühl und grosser Lebhaftigkeit eintrat. Ausserdem schilderte sie die Lebensmittellage in Belgien in sehr düsteren Farben.

Hitler verhielt sich sehr ausweichend. Hätte ihm ein männlicher Gast gegenüber gegessen, wäre seine Antwort wahrscheinlich in beiden Punkten ein ziemlich schroffes Nein gewesen. Aber bei Frauen war er stets sehr viel milder, besonders wenn sie jung und elegant waren und

ihre Sache mit so viel weiblichem Charme und gleichzeitig so diplomatisch geschickt vorbrachten, wie es die Prinzessin von Piemont tat. Sie hatte natürlich Hitlers Ausweichtendenz nach einiger Zeit sehr deutlich gespürt. «Wenn Sie mit mir über diese Dinge nicht reden wollen», sagte sie schliesslich mit echt weiblicher Taktik, «weil ich nur eine Frau bin und von Politik nichts verstehe, könnten Sie sich dann nicht einmal mit meinem Bruder Leopold darüber unterhalten? Ihm liegen all diese Schwierigkeiten, die sein Volk durchmachen muss, schwer auf der Seele. Er würde ein sehr viel nützlicherer Gesprächspartner für Sie sein als ich.»

Dass Hitler an einer solchen Unterhaltung gar nichts lag, merkte ich sofort. Ein ärgerliches Stirnrunzeln zeigte mir, dass er sich überrumpelt fühlte. Er zögerte einige Augenblicke. Dann glättete sich seine Stirn wieder, und er erklärte sich bereit, König Leopold zu empfangen. Als er diese Zusage machte, geschah es in einem Ton, als wolle er sagen: Herauskommen wird bei der ganzen Sache zwar nichts.

Die Kronprinzessin war mit ihrem Erfolg zufrieden. Ich musste mit ihr auf der Rückfahrt im Wagen nach München noch einmal das ganze Gespräch rekapitulieren. Sie wollte, so schien es mir, ihrem Bruder einen sehr genauen Bericht erstatten.

Als ich dann einige Zeit später König Leopold von dem kleinen Gästehaus unterhalb des Berghofes zu der Unterredung mit Hitler abholte, kamen mir Zweifel, ob er vorher von der Initiative seiner Schwester bei Hitler etwas gewusst hatte. Als er, gross und schlank, neben mir herschritt, machte er auf mich den Eindruck eines Primaners, der zu einer unangenehmen Nachhilfestunde gehen muss, weil es seine Eltern nun einmal so wollen, während er selbst die Notwendigkeit dazu ganz und gar nicht einsieht. Er schien mit einem gewissen inneren Widerstreben langsam die berühmten Stufen emporzusteigen, auf denen vor ihm nicht nur König Boris, sondern auch Lloyd George, Chamberlain und der Herzog von Windsor viel elastischer und erwartungsvoller hinaufgegangen waren.

Bei der Begrüssung war Hitler von einer etwas frostigen Freundlichkeit. Ich merkte deutlich, dass er sich selbst dazu zwingen musste. Als der König sich in Hitlers Arbeitszimmer mit einem Gesicht niederliess, in dem sich Unbehaglichkeit und Spannung in einem eigenartigen Gemisch widerspiegelten, hatte ich das Gefühl, dass er die Initiative seiner Schwester innerlich verwünschte.

Hitler versuchte, die Stimmung durch einige persönliche Fragen etwas zu heben. Er verriet bei solchen Gelegenheiten immer durch einige verbindliche Worte seine österreichische Schulung. «Ich bedauere die Umstände, unter denen Sie mich hier auf dem Berghof besuchen müssen. Kann ich Ihnen irgendeinen persönlichen Wunsch erfüllen?»

«Ich habe für mich persönlich keinerlei Wünsche», erwiderte Leo-

pold in dem ablehnend herablassenden Ton des Monarchen gegenüber dem revolutionären Diktator aus dem Volke, der ihm, dem Gefangenen, als Sieger gegenüber sass, und deutete damit gleichzeitig an, dass er andere, nicht persönliche Wünsche vorzubringen beabsichtige. Zunächst aber bemühte er sich, Hitler dafür etwas geneigter zu machen, indem er ihm für das dankte, was er bereits getan hatte. Dabei nannte er unter anderem die Erlaubnis, die von deutscher Seite für die Rückkehr belgischer Flüchtlinge nach Belgien gegeben worden war, und fügte dann einen persönlichen Dank für die ihm gewährten Erleichterungen und insbesondere für die Rückkehr seiner Kinder aus Spanien hinzu. Aber Leopold war kein guter Diplomat. Die Dankesworte sagte er wohl, es geschah jedoch in einem nicht sehr überzeugenden Ton.

Hitler begann dann einen seiner langen Monologe über die politische Lage. Die Unterhaltung entwickelte sich aber besser, als ich zuerst gefürchtet hatte. Mitten in seinen Darlegungen fragte Hitler ziemlich unvermittelt, wie Leopold sich denn die zukünftigen Beziehungen zwischen Belgien und Deutschland vorstelle.

Dieser antwortete geschickt mit einer Gegenfrage: «Würde Belgien nach Friedensschluss seine Unabhängigkeit zurückerhalten?»

Hitler liebte keine präzisen Fragen und wich mit längeren Ausführungen über die Zukunft Europas aus, aber Leopold liess nicht locker. Er bat um eine genauere Definition der belgischen Unabhängigkeit und fügte mit einem deutlichen Blick auf die deutsche Unterstützung der Flamen hinzu, dass er insbesondere auch an die innerpolitische Unabhängigkeit dabei denke.

Jetzt war Hitler sichtlich verärgert über so viel Insistenz. Er erging sich daher in einem mit ziemlicher Heftigkeit vorgebrachten Angriff auf die frühere Haltung Belgiens, die Verletzung seiner Neutralitätspflicht und dergleichen. Belgien müsse sich in Zukunft politisch und militärisch nach Deutschland hin orientieren.

«Habe ich das so zu verstehen, dass die politische Unabhängigkeit Belgiens als Gegenleistung für militärische und politische Abkommen zwischen Belgien und dem Reich garantiert werden würde?» fragte Leopold zurück und deutete durch eine unmittelbar darauf folgende Betonung der belgischen Freiheitsliebe sofort Zweifel an der Durchführbarkeit dieser Lösung an. Er verlangte die Unabhängigkeit ohne Gegenleistung und begründete dies damit, dass von englischer Seite Belgien längst formell die Unabhängigkeit zugesagt worden sei, und dass sich rein gefühlsmässig die Belgier nach der Seite wenden würden, von der sie ihre Selbständigkeit garantiert erhielten. Dies sei besonders jetzt der Fall, wo das belgische Publikum über den englischen Rundfunk in diesem sehr empfindlichen Punkt ständig bearbeitet werde.

Hitler war von diesem Augenblick an für alle weiteren Wünsche Leopolds völlig unzugänglich. Dass der belgische König im Gegensatz

zu anderen Staatsoberhäuptern nicht sofort bereitwilligst auf das Angebot einer Zusammenarbeit mit Deutschland eingegangen war, hatte ihn sichtlich verärgert. Bei diesen Wünschen handelte es sich vor allem um die belgischen Kriegsgefangenen. «Wir brauchen die Arbeitskräfte selbst», sagte Hitler, «die Offiziere bleiben selbstverständlich bis Kriegsende in Gefangenschaft.» Leopold machte noch verzweifelnde Anstrengungen, um in der Lebensmittelfrage und in der Frage der inneren Verwaltung aus Hitler wenigstens einige kleine Konzessionen herauszuholen. Bei jedem Punkt lautete die Antwort negativ.

Von jetzt ab war die Missstimmung in der Unterhaltung auf beiden Seiten vollkommen. Leopold wurde immer einsilbiger, und ich hatte manchmal den Eindruck, als höre er überhaupt nicht mehr recht zu, nachdem ihm seine Wünsche abgeschlagen worden waren. Mit ablehnendem Gesicht liess er den Wortschwall Hitlers an sich vorüberrauschen, ohne anders als nur der Form nach zu reagieren. Das Gespräch erstarrte zu einem jener typisch nichtssagenden Treffen, wie ich sie schon mehrfach erlebt hatte.

Am liebsten hätte Hitler wahrscheinlich den Besuch sofort beendet. Da nun aber einmal im Programm noch ein Tee mit dem König und seinem Gefolge vorgesehen war, brach er die Unterhaltung zwar lange vor der in Aussicht genommenen Zeit ab, behielt aber Leopold und seine Begleiter doch zur Teestunde in seinem Hause. Sie fand in der gleichen grossen Halle mit dem weiten Fenster statt, in der erst vor wenigen Wochen die Schwester des Königs um dieses Gespräch mit so viel Hoffnung gebeten hatte, das nun so völlig unbefriedigend für ihren Bruder und so enttäuschend für Hitler ausgegangen war.

Beim Tee spielte Hitler noch einmal einen grossen Trumpf aus, um den König zu einem Eingehen auf seine Anregungen wegen der engeren Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern zu bewegen. Im Verlauf eines längeren Monologs über die Neuordnung Europas deutete er an, dass er Belgien, wenn es sich an Deutschland anlehne, nicht nur einen vollen militärischen Schutz garantieren würde – so dass die Belgier selbst kaum noch eine Armee nötig haben würden –, sondern dass ihm auch gewisse Gebiets Erweiterungen im Norden bis nach Calais und Dünkirchen zugestanden werden könnten.

Ich übersetzte dieses Teegespräch laufend, und besonders sorgfältig natürlich auch diese Anspielung. Der König aber schwieg. Hatte er überhaupt zugehört? Interessierte ihn diese ganze Unterhaltung noch? Ich konnte es nicht genau feststellen. Ich sah nur, wie ein völlig apathischer, enttäuschter Mann vor mir sass, der sich danach zu sehnen schien, «dass die Schule bald aus wäre». Dieser Wunsch wurde ihm nicht so schnell erfüllt, denn Hitler war ins Reden gekommen und wiederholte noch eine ganze Weile lang, was er schon oben im Arbeitszimmer und nachher beim Tee mehrere Male ausgeführt hatte.

Dass meine Eindrücke aus dieser Unterhaltung wohl richtig gewesen sein müssen, bestätigte die weitere Entwicklung. HitUr hat Leopold nie wieder gesehen. In Belgien blieb alles beim Alten. Die Verwaltung änderte sich nicht, und die Lebensmittellage blieb so schlecht, wie sie war. Die belgischen Gefangenen wurden erst bei Kriegsende befreit. Auch Leopold selbst blieb Gefangener und wurde sogar kurz vor Ende des Krieges gegen seinen Protest zwangsweise nach Deutschland gebracht. Hitler hat ihm nie vergessen, dass er damals in Berchtesgaden auf seine Angebote nicht einging. «Er ist auch nicht besser als die anderen Könige und Fürsten», hörte ich ihn gelegentlich sagen, während er vor dem Berchtesgadener Besuch manchmal anerkennende Worte für ihn gefunden hatte, weil «König Leopold 1940 unnützes Blutvergiessen verhindert hatte.»

Die Aufzeichnungen, die ich über dieses Gespräch anfertigte, haben 1945 in der innerpolitischen Diskussion in Belgien um die Rückkehr König Leopolds auf den belgischen Thron unter der Bezeichnung «Rapport Schmidt» eine gewisse Rolle gespielt. Ich erfuhr davon erst sehr viel später und mehr durch Zufall und sah, dass anscheinend nur eine meiner Aufzeichnungen über das eigentliche Gespräch von den Alliierten aufgefunden worden war, während die vielleicht wichtigere Aufzeichnung über die Teeunterhaltung mit dem Angebot Hitlers anscheinend verlorengegangen ist. Mit der bei den Vernehmungen deutscher Beamter 1945 gelegentlich geübten Geheimnistuerei wurde ich zwar über die Unterredung zwischen Leopold und Hitler von einem belgischen Vertreter verhört, aber ich bekam weder meinen eigenen Bericht zu sehen, noch wurde mir angegeben, um was es eigentlich ging. Ich hätte mit Leichtigkeit alle Unklarheiten beseitigen können, wenn ich richtig informiert gewesen wäre.

Später stellte ich dann fest, dass an der Genauigkeit meiner Berichtserstattung Kritik geübt worden war. Angeblich hatte ich einige Redewendungen des Königs so dargestellt, wie sie Hitler gefielen, und nicht, wie sie tatsächlich erfolgt waren. Das ist schon deshalb völlig abwegig, weil Hitler normalerweise meine Aufzeichnungen gar nicht mehr zu Gesicht bekam und weil für mich auch nicht der geringste Grund vorlag, im Jahre 1940 vorausschauend in dem belgischen Königsstreit von 1945 Partei zu ergreifen. Im Falle des Königs der Belgier hatte ich im Übrigen damals wie heute den Eindruck, dass er sich Hitler gegenüber nichts vergeben hatte, und habe auch dementsprechend berichtet. Man muss sich nur die Mühe machen, meine Aufzeichnung im deutschen Original mit dem nötigen politischen Verständnis zu lesen.

Von Berchtesgaden reiste ich mit Ribbentrop nach Wien, wo am 20. November im Schloss Belvedere Ungarn unter dem üblichen Zere-

monieell dem Dreimächtepakt beiträt. Wieder wurde unterzeichnet und in japanischen Hieroglyphen gemalt, und ich musste auch wieder die komplizierte Schlussformel mit der Zeitrechnung auf deutsch, faschistisch und japanisch vorlesen.

Zwei Tage später waren wir bereits in Berlin, wo der rumänische Staatschef, General Antonescu, am 22. November seine erste Unterredung mit Hitler hatte. Dieser Rumäne, der seinem Auftreten nach ebensogut ein preussischer Generalstabsoffizier hätte sein können, obwohl er seine Ausbildung in Frankreich erhalten hatte, wurde in späteren Jahren zu einem der engsten Vertrauten Hitlers. Nicht einmal Mussolini wurde so genau ins Bild gesetzt wie der rumänische Conducator. Er war der einzige Ausländer, den Hitler in einer schwierigen Situation jemals um einen militärischen Rat gebeten hat.

Antonescu war bis ins Herz hinein antibolschewistisch oder vielmehr antislawisch eingestellt und machte schon damals in Berlin kein Hehl aus seiner Auffassung. Er war ein fanatischer Gegner des Wiener Schiedsspruches wegen der Abtretung Siebenbürgens, das er als die «Wiege des Rumänentums» bezeichnete. Vor der Unterredung mit Hitler war ihm eingeschärft worden, dass er kein Wort gegen den Schiedsspruch sagen dürfe. Er sprach zwei Stunden lang über weiter nichts als über die Fehler des Spruches von Wien. «Das hat mir immer imponiert», sagte Hitler mehrmals in meiner Gegenwart bei späteren Gelegenheiten. Für mich als Dolmetscher war Antonescu mit seinen französischen Ausführungen eine Art rhetorisches Gegenstück zu Hitler. Er monologisierte genau wie dieser. Meistens fing er mit der Erschaffung Rumäniens an und setzte alles, was er sagte, irgendwie in Beziehung zu den verhassten Ungarn und dem wiederzugewinnenden Siebenbürgen. Auch dieser Ungarnhass machte ihn Hitler sympathisch, denn der deutsche Diktator verachtete die Magyaren.

Der eigentliche Anlass des Antonescu-Besuches war eine Grossveranstaltung in dem üblichen «Superrevue»-Rahmen, der Beitritt Rumäniens zum Dreimächtepakt, dem zwei Tage später, am 24. November, eine weitere «Aufführung» im grossen Saal der neuen Reichskanzlei mit dem Beitritt der Slowakei folgte.

Genau so turbulent wie dieses ganze Jahr für mich verlaufen war, endete es auch. Am Nachmittag des Heiligen Abends ging ich nichtsahnend über den Wilhelmplatz in Berlin, um mich zur häuslichen Weihnachtsfeier zu begeben. Kurz vor der U-Bahn rief mir ein Kollege «glückliche Reise» zu. Ich fragte ihn erstaunt, was er damit meine. «Ja, wissen Sie denn nicht, dass Sie noch heute nach Paris fliegen sollen?» erwiderte er. Ich eilte ins Amt zurück. Hier war schon mein Namensvetter, der Flugkapitän, am Telefon. «Wir müssen nun aber

bald starten», sagte er, «wenn wir noch vor dem Dunkelwerden nach Le Bourget hineinkommen wollen.» Eine halbe Stunde später flogen wir über die Havel, der Flugkapitän, der Mechaniker, der Funker und ich. «Das ist am Weihnachtsabend durchaus die falsche Richtung», versicherten wir uns gegenseitig missgestimmt.

Am ersten Feiertag musste ich, wie bereits erwähnt, zwischen Hitler und Admiral Darlan in dem bekannten Salonwagen irgendwo nördlich von Paris dolmetschen. Hitler war unweihnachtlich ungnädig. Eine halbe Stunde lang hagelte ein Vorwurf nach dem anderen auf den französischen Admiral nieder. «Warum ist Laval entlassen worden?» schrie der deutsche Diktator. «Das ist das Werk deutschfeindlicher Intrigen in der Umgebung des Marschalls Pétain.»

Bitter beklagte sich Hitler über Pétain selbst. Dieser hatte eine Einladung zu der Beisetzung der Gebeine des Herzogs von Reichsstatt, des Sohnes Napoleons, abgelehnt, die Hitler in einer grossen Geste von Wien nach Paris hatte überführen lassen. Hitler waren auch irgendwie die Gründe zu Ohren gekommen, die Pétain dazu veranlasst hatten. Der alte Marschall hatte gefürchtet, dass er bei dieser Gelegenheit von den Deutschen «gekidnappt» werden würde. «Es ist eine Gemeinheit, mir so etwas zuzutrauen», brüllte Hitler ausser sich vor Wut, «wo ich es mit dieser Geste gegenüber Frankreich so ehrlich gemeint habe.» Darlan hatte kaum Gelegenheit, drei Sätze zu erwidern. Was er sagte, war immerhin nicht uninteressant. Vor Bekanntgabe der deutschen Waffenstillstandsbedingungen habe er sich überlegt, ob er die französische Flotte versenken, nach Afrika oder Amerika überführen oder sie sogar den Engländern zur Verfügung stellen solle. Als ihm die Waffenstillstandsbedingungen bekanntgeworden seien, habe er den Eindruck gehabt, Frankreich werde weiter eine Rolle in Europa spielen können, und er habe sich aus diesem Grunde entschlossen, unter Pétain zu dienen. Im übrigen ist mir Darlan bei dieser und anderen Gelegenheiten stets wegen seiner ausgesprochenen Englandfeindschaft aufgefallen.

Brüsk beendete Hitler die Unterredung. Ich fuhr mit dem französischen Admiral im Wagen nach Paris zurück und stellte mit einer inneren Genugtuung fest, dass an dem Schöpfer der modernen französischen Marine die ganze Szene abgeglitten war wie eine Sturzwelle von der Ölhaut eines alten Seebären. Strahlend erzählte er mir auf der Rückfahrt nach Paris die nettesten Geschichten, als wäre überhaupt nichts geschehen. In seiner Unbekümmertheit imponierte er mir.

Am 2. Feiertag flog ich mit dem «anderen Schmidt» und der Flugzeugbesatzung in der inzwischen durch eine Kriegsbemalung bis zur Unkenntlichkeit entstellten alten «AMYY» nach diesem Wintergewitter in Paris wieder nach Berlin zurück. Es war ein eigenartiges

Weihnachtsfest am Schlüsse eines ereignisreichen Jahres gewesen. Der diplomatische Hochbetrieb von 1940 war das letzte Aufleuchten der nationalsozialistischen Aussenpolitik vor dem Ende. In den nächsten Jahren traten die aussenpolitischen Themen in meiner Dolmetschertätigkeit allmählich in den Hintergrund. Ich musste mir ein neues Vokabularium zulegen und fremdsprachlich über Panzer, Sturmgeschütze, Schnellboote, Flugzeugtypen und Befestigungsanlagen Bescheid wissen. Der wachsende Ernst der Lage drängte die politischen Phrasen langsam, aber sicher in den Hintergrund.

21

DER OSTEN TRITT AUF DEN PLAN (1941)

Wie der Marsch nach Prag am 15. März 1939 die entscheidende Wendung zum Bruch mit dem Westen bedeutete, so wurde der Ausbruch des schicksalhaften Konfliktes mit dem Osten im Jahre 1941 durch die Besprechungen eingeleitet, die im November 1940 in Berlin zwischen Hitler und Molotow stattfanden. Zu den Fehlschlägen bei den Fühlungen mit Spanien und Frankreich in den Begegnungen mit Franco in Hendaye und mit Pétain in Montoire trat im November das unendlich viel folgenschwerere Fiasko der Gespräche mit Molotow.

Ich zog mir einen streng verweisenden Blick von Ribbentrop zu, als ich einige Tage vor der Ankunft Molotows bei einer Erörterung der Frage, ob auf dem Anhalter Bahnhof zum Empfang des russischen Aussenministers die sowjetische Nationalhymne gespielt werden sollte, die damals noch identisch mit dem Lied der Dritten Internationale war, scherzweise die Vermutung äusserte, ein grosser Teil der Berliner Zuschauer werde vielleicht den deutschen Text im Chor mitsingen, den viele von ihnen aus noch nicht allzuweit zurückliegenden Zeiten wahrscheinlich noch gut im Gedächtnis haben würden. Vorsichtshalber wurde dann aber auf dem Anhalter Bahnhof doch nur der Präsentiermarsch gespielt, als der Zug mit der sowjetischen Delegation am 12. November 1940 vormittags auf dem mehr mit frischem Grün und Blumen als mit russischen Fahnen und Hammer- und Sichel-Emblemen geschmückten Anhalter Bahnhof eintraf. Das Begrüssungszeremoniell war genau das gleiche, wie ich es von vielen anderen Staatsbesuchen her kannte, mit Händeschütteln, Vorstellungen, Abschreiten der Ehrenfront und Fahrt im offenen Wagen zum Gästequartier im Schloss Bellevue im Berliner Tiergarten. Nur ein

Unterschied fiel mir sehr auf, als ich mit «meinem» Russen durch die Strassen Berlins fuhr: Die Bevölkerung verhielt sich völlig still und zurückhaltend, so wie sie es bei den anderen Besuchen vielleicht auch getan haben würde, wenn der Begrüssungsbeifall nicht von den Parteiinstanzen, vor allem in der «Via Spontana», wie wir Jüngeren die Wilhelmstrasse bei solchen Gelegenheiten zu nennen pflegten, organisiert worden wäre.

Mit Formalitäten wurde nicht viel Zeit verloren. Die Beratungen begannen bereits kurz nach der Ankunft der Russen. Ehe die beiden «Schwergewichtler», Hitler und Molotow, in den Ring stiegen, fanden einige Vorrunden zwischen Ribbentrop und Molotow statt. In beiden Fällen handelte es sich aber keineswegs um reine Schaukämpfe mit Phrasen und Freundschaftsbeteuerungen ohne eigentliche Substanz, wie ich sie in so vielen langen Aufzeichnungen bei anderen Begegnungen hatte darstellen müssen. Zwischen den Vertretern Deutschlands und Sowjetruslands wurde hier in Berlin im November 1940 nach allen Regeln der diplomatischen Kunst hart und sachverständig geboxt. Zwar erfolgte noch kein Niederschlag, stattdessen aber verliess am Ende der beiden schicksalsvollen Tage der Friede zwischen den beiden Ländern schwer angeschlagen die aussenpolitische Kampfbühne.

Ribbentrop hatte das historische Arbeitszimmer Bismarcks in der Wilhelmstrasse 76 seit längerer Zeit aufgegeben. Er hatte sich dort wohl nie recht zu Hause gefühlt. Das alte Reichspräsidentenpalais war unter riesigem Kostenaufwand von ihm seiner historischen Atmosphäre entkleidet und, wie schon erwähnt, in eine richtiggehende «kalte Pracht» umgewandelt worden. Hier sassensich um die Mittagsstunde des 12. November in dem neuen Arbeitszimmer des Aussenministers, das im Vergleich zu den übrigen Prunkräumen im Filmstil noch verhältnismässig behaglich war, der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion und Volkskommissar für Auswärtiges Molotow und der Aussenminister des Grossdeutschen Reiches am runden Verhandlungstisch gegenüber. Auf russischer Seite war noch der Stellvertretende Volkskommissar für Auswärtiges, der auch nach dem Kriege im Zusammenhang mit Deutschlandangelegenheiten wiederholt genannte Dekanosow, anwesend. Als russischer Dolmetscher fungierte ein jüngeres Mitglied der sowjetischen Botschaft in Berlin, «der kleine Pavlow», wie wir ihn nannten, dessen Bild ich nach dem Kriege auf vielen Konferenzen neben Molotow und Stalin gesehen habe, denen er auch für Übersetzungen ins Englische als Dolmetscher diente. Auf deutscher Seite versah wieder Botschaftsrat Hilger das Dolmetscheramt, während ich selbst nur als beobachtender «Aufzeichner» dabei war. So konnte ich denn während der beiden Verhandlungstage mit grosser Ruhe alles beobachten und bequem aufzeichnen.

Ribbentrop zeigte sich den «Männern mit den starken Gesichtern» gegenüber von seiner zuvorkommendsten Seite. Ciano hätte sich wahrscheinlich vor Verwunderung die Augen gerieben, wenn ihn Ribbentrop jemals so freundlich angelächelt hätte wie den sowjetischen Aussenminister.

Molotow erwiderte diese Freundlichkeit nur in längeren Zwischenräumen. Dann glitt ein etwas frostiges Lächeln über sein intelligentes Schachspielergesicht. Immer wieder erinnerte mich der mittelgrosse, etwas untersetzte Russe mit den lebhaften Augen hinter einem altväterlichen Kneifer an meinen Mathematik-Professor. Das war nicht nur äusserlich. Auch in seiner Argumentation und Sprechweise hatte Molotow etwas mathematisch Präzises und unbeirrbar Logisches. Bei seiner diplomatischen Mathematik verzichtete er auf schmückende Wendungen und wandte sich wiederholt, als wenn er vor einer Klasse stünde, mit leichtem Tadel gegen die weit ausschweifenden und vagen Allgemeinheiten Ribbentrops und später sogar Hitlers.

Mit völlig unbeweglichem Gesicht, ohne sich irgendwie im Geringsten an der Unterhaltung zu beteiligen, verfolgte der gedrungene, in sich zusammengesunken dasitzende Dekanosow mit gespannter Aufmerksamkeit das Gespräch.

«Keine Macht der Erde kann etwas an der Tatsache ändern, dass für das britische Reich nunmehr der Anfang vom Ende gekommen ist», leitete Ribbentrop mit der üblichen Overtürenschnallplatte das Gespräch ein. Er hatte an diesem Tage eine besonders starke Nadel gewählt, so dass mir schon nach einigen Takten die Ohren weh taten. Molotow ironisierte erst später die überlauten Töne Ribbentrops, als er gelegentlich von «dem England, von dem Sie annehmen, dass Sie es bereits geschlagen haben», sprach.

«England ist geschlagen, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann es schliesslich seine Niederlage zugeben wird», tönte Ribbentrop weiter. «Wenn die Briten sich nicht sofort zum Eingeständnis ihrer Niederlage entschliessen, werden sie bestimmt im nächsten Jahr um Frieden bitten», «wegen der ausserordentlichen Stärke ihrer Position überlegen sich die Achsenmächte nicht, wie sie den Krieg gewinnen können, sondern vielmehr wie sie einen bereits gewonnenen Krieg möglichst schnell beenden können», in dieser im wahrsten Sinne unübertrefflichen Tonart ging es eine ganze Weile. «Was mag sich Molotow dabei denken», ging es mir durch den Sinn, als ich sah, wie er mit unbeweglichem Gesicht aufmerksam den russischen Worten Hilgers zuhörte.

Nach diesen ersten überlauten Sätzen der Overtüre liess aber dann Ribbentrop doch die sachlichen Themen aufklingen, die bei diesen Besprechungen weiter ausgeführt werden sollten. Dabei handelte es sich zunächst um das Japan-Thema. Ribbentrop befürwortete hier in

Berlin im November 1940 noch wärmstens die russisch-japanische Annäherung, während er und Hitler vier Monate später, als ich die höchst aufschlussreichen Besprechungen mit dem japanischen Aussenminister Matsuoka zu verdolmetschen hatte, bezeichnenderweise bereits eine Drehung um 180° vollzogen hatten und mit einer sehr eindrucksvollen Formulierung vor einer Annäherung warnten. Ich erkannte daraus, dass zwischen November 1940 und März 1941 die Schicksalsentscheidung Hitlers getroffen wurde, Russland anzugreifen, die das Ende Deutschlands besiegelte.

Über ein weiteres Thema, das von Ribbentrop Molotow gegenüber angeschlagen wurde und das ich der Kürze halber das Südmotiv nennen möchte, spielte sich die Unterhaltung, wenn ich sie einmal streng sinngetreu durch den Zeitraffer darstellen darf, folgendermassen ab: «Alles wendet sich nach Süden», sagte Ribbentrop und setzte dabei seine staatsmännische Miene für grosse Gelegenheiten auf. «Japan hat sich bereits dem Süden zugewandt und wird jahrhundertlang zu tun haben, um seine territorialen Gewinne zu konsolidieren.» Deutlich merkte ich, wie hier das Südmotiv noch mit dem Japanthema verbunden wurde, denn wenn Japan noch jahrhundertlang im Süden beschäftigt war, konnte es für Russland keine Bedrohung sein. «Deutschland wird seine Lebensraumexpansion auch in südlicher Richtung suchen, d.h. in Zentralafrika, in den Gebieten der früheren deutschen Kolonien.» Hier war das Südmotiv ebenfalls mit Beruhigungstönen wegen der in Hitlers «Mein Kampf» so stark hervorgetretenen Ost-richtung verbunden. «Deutschland hat seine Einflussphären gegenüber Russland abgegrenzt», fügte Ribbentrop wie beschwichtigend hinzu und bog dann wieder nach Süden ab. «Auch die italienische Expansion weist nach Süden auf die afrikanische Mittelmeerküste.» Und damit hatte er den Punkt erreicht, zu dem ihn dieses Südmotiv hinführen sollte. «Wird sich nicht auch Russland schliesslich nach Süden wenden, um den natürlichen Ausgang an das offene Meer zu gewinnen, an dem ihm so viel liegt?» Ich war mir deutlich bewusst, wie in dieser Minute von deutscher Seite versucht wurde, dem jahrhundertalten Drang der Russen nach Westen ans offene Meer eine andere Richtung, nach Süden, zu geben, und das Europa der neuen Ordnung Hitlers von den Sorgen zu befreien, die für das im Werden begriffene Europa unserer Tage so oft im Vordergrund gestanden haben.

«Was für ein Meer haben Sie denn eben gemeint, als Sie vom Zugang zur offenen See sprachen?», fragte Molotow mit unschuldiger Miene zurück. Ribbentrop war durch diese Zwischenbemerkung etwas aus der Bahn geworfen worden und gelangte erst nach einer längeren Paraphrase über die «grossen Wandlungen, die nach dem Kriege überall in der Welt eintreten würden», und die «Neuordnung der Dinge im britischen Empire», oder die Demontage des englischen Weltreiches,

wie man heute sagen würde, zu dem «Persischen Golf und dem Arabischen Meer» und zu einer unmissverständlichen Anspielung auf Indien.

Molotow sass ihm mit undurchdringlicher Miene gegenüber. Er ging auf diese Deutungen überhaupt nicht ein, jedenfalls nicht in Berlin. Erst nach seiner Rückkehr, am 26. November, traf vom deutschen Botschafter in Moskau ein Telegramm in Berlin ein, nach welchem sich Molotow mit den Gedankengängen über einen Viermächtepakt einverstanden erklärte, «unter der Bedingung, dass das Gebiet südlich von Batum und Baku in allgemeiner Richtung auf den Persischen Golf als Zentrum der sowjetischen Bestrebungen anerkannt» werde. Es war dies jedoch nur eine von vier anderen Bedingungen.

Das nächste Thema, das Ribbentrop streifte, war die Meerengenfrage, die er durch eine Vereinbarung zwischen Russland, der Türkei, Italien und Deutschland als Ersatz für das alte Montreux-Abkommen regeln wollte.

Das vierte Thema in der Ribbentropschen Ouvertüre behandelte den Anschluss Russlands an den Dreierpakt. «Könnten wir nicht gemeinsam zwischen den Dreierpaktmächten und Russland irgendein Abkommen in Aussicht nehmen, durch welches sich die Sowjetunion mit dem Ziel des Dreierpaktes, nämlich der Verhinderung einer Kriegsausweitung und der baldigen Herbeiführung des Weltfriedens, solidarisch erklärt?»

Zur Erörterung dieser Frage stellte Ribbentrop einen neuerlichen Besuch in Moskau in Aussicht. «Vielleicht wäre auch die gleichzeitige Anwesenheit des italienischen und des japanischen Aussenministers von Nutzen. Soviel ich weiss, wären beide bereit, nach Moskau zu kommen.»

Zum Schluss wurde von Ribbentrop auch noch China in die Debatte geworfen. Hier gab er in vorsichtiger Form zu verstehen, dass er zwischen Chiang Kai-shek und Japan gern vermitteln würde. «Ich habe keineswegs Deutschlands Vermittlung angeboten, sondern ... nur Marschall Chiang Kai-shek über die deutsche Auffassung unterrichtet», fügte er vorsichtig hinzu.

Molotow schonte offensichtlich seine Kräfte für den Hauptkampf. Er ging kaum auf die von Ribbentrop vorgebrachten Bemerkungen ein, der übrigens seine Themenwahl nicht etwa aus freien Stücken getroffen hatte, sondern lediglich die Hauptfragen berührte, welche die Russen in Moskau in Gesprächen mit dem deutschen Botschafter, zum Teil beschwerdeführend und kritisierend, aufgeworfen hatten.

Der Molotow der präzisen Formulierungen stellte lediglich einige Gegenfragen. «Was bedeutet eigentlich grossostasiatischer Raum?», wollte er genau wissen. «Dieser Begriff hat nichts mit den lebenswichtigen russischen Einflussphären zu tun», beeilte sich Ribbentrop sofort zu antworten. «Einflussphären müssen überhaupt genauer defi-

niert werden», erwiderte der russische Mathematiker. «Wir wollen uns in erster Linie mit Deutschland verständigen», betonte Molotow, «und erst danach mit Japan und Italien», fügte aber sofort hinzu: «nachdem wir erst einmal genau über die Bedeutung, den Charakter und die Zielsetzung des Dreimächtepaktes unterrichtet worden sind.»

Der Gong ertönte. Es war der Gong zur Einnahme des Frühstücks, und die Vorrunde war damit abgeschlossen.

Am Nachmittag traten dann die Schwergewichtler in den Ring, und die erste Runde der Aussprache zwischen Hitler und Molotow begann. Der Kreis der Teilnehmer war der gleiche. Als sprachliche Sekundanten waren wieder Hilger und Pavlow tätig.

Hitler bemühte sich zunächst, gewissen russischen Beschwerden über deutsches Verhalten, wie er sie von den Gesprächen zwischen Molotow und dem deutschen Botschafter her kannte und wie sie Molotow im weiteren Verlauf der Unterhaltung auch selbst sehr pointiert vorbrachte, zuvorzukommen. «Deutschland ist im Kriege, Russland nicht», sagte Hitler. Viele der von Deutschland getroffenen Massnahmen seien auf Kriegsnotwendigkeiten zurückzuführen. So sei Deutschland in seinem Kampf gegen England dazu veranlasst worden, in weit entfernte Gebiete vorzustossen, an denen es im Grunde genommen weder politisch noch wirtschaftlich interessiert sei.

Hitler sprach dann, wie es seine Gepflogenheit war, in sehr allgemeinen und unpräzisen Wendungen über die unpolitischen Wirtschaftsinteressen Deutschlands, insbesondere auf dem Rohstoffsektor. Das gelte für den Balkan ebenso wie für Asien. Er erkannte Russlands Bestrebungen nach einer Verbindung zum offenen Meer an, ohne allerdings dabei Ribbentrops Südmotiv aufklingen zu lassen, trat unter lebhafter Zustimmung Molotows für die deutsch-russische Zusammenarbeit ein und rief zum Kampf gegen die Vereinigten Staaten auf, die «nicht im Jahre 1945, sondern frühestens 1970 oder 1980 die Freiheit anderer Nationen ernstlich gefährden» würden.

Hitler gegenüber verhielt sich Molotow nicht nur schweigend und beobachtend, wie in dem Gespräch mit Ribbentrop, er wurde auf seine Weise recht aktiv. Er wollte das, was Russland interessierte, sehr viel genauer wissen, als es ihm Hitler gesagt hatte. Ihn interessierten auch die Tüpfelchen auf den I's.

Mit einem leichten Tadel in der Stimme erwiderte Molotow, Hitler habe allgemeine Ausführungen gemacht, und er könne im Allgemeinen diesen Darlegungen auch zustimmen. Dann ging er aber sofort auf akute Einzelfragen über. Er ergriff den Stier bei den Hörnern. «Gilt eigentlich das deutsch-sowjetische Abkommen von 1939 auch in Bezug auf Finnland noch?», fragte er unvermittelt. «Was hat es mit

der neuen Ordnung in Europa und in Asien auf sich, und welche Rolle soll die UdSSR dabei spielen?», forschte er weiter. «Was ist mit Bulgarien, Rumänien und der Türkei, wie steht es mit der Wahrung der russischen Interessen auf dem Balkan und im Schwarzen Meer; kann ich über die Abgrenzungen des sogenannten grossasiatischen Raumes Auskunft bekommen, und was hat es mit dem Dreierpakt auf sich?» Die Fragen hagelten nur so auf Hitler hernieder. So hatte noch keiner der ausländischen Besucher in meiner Gegenwart mit ihm gesprochen.

Ich dachte daran, wie empört Hitler im Mai 1936 über den Fragebogen Edens gewesen war, den er einfach unbeantwortet gelassen hatte, und war gespannt, wie er nun jetzt auf Molotows Fragebogen reagieren würde.

Hitler sprang nicht auf und lief nicht zur Tür wie im September 1939, als Sir Horace Wilson ihm Chamberlains Brief überbrachte, er sagte auch nicht, es habe keinen Zweck mehr zu verhandeln, wie er es noch vor drei Wochen Franco im Salonwagen in Hendaye zugehört hatte. Er war die Sanftmut und Höflichkeit selbst.

«Der Dreierpakt soll die Verhältnisse in Europa nach den natürlichen Interessen der europäischen Länder ordnen», sagte er fast entschuldigend, «und deshalb tritt Deutschland nunmehr an die Sowjetunion heran, damit sie sich über die sie interessierenden Gebiete äussern kann.» Auf keinen Fall solle eine Regelung ohne russische Mitarbeit getroffen werden, und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in Asien, wo Russland selbst bei der Definition des grossasiatischen Raumes unter Geltendmachung seiner Ansprüche beteiligt werden solle. «Deutschland spielt hier eine Vermittlerrolle. Keinesfalls wird Russland vollendeten Tatsachen gegenübergestellt werden.» Im Übrigen handele es sich darum, jedem Versuch Amerikas entgegenzutreten, aus Europa Kapital zu schlagen. «Die Vereinigten Staaten haben weder in Europa noch in Afrika oder in Asien etwas zu suchen.»

Dieser letzten Äusserung Hitlers gegen Amerika stimmte Molotow eifrig zu. Weniger bereitwillig aber nahm er das Übrige auf. Er wollte es erst genauer wissen, ehe er sich wegen des Beitritts Russlands zum Dreierpakt äusserte. «Wenn wir als Partner und nicht bloss als Objekt behandelt werden, könnten wir grundsätzlich am Dreierpakt teilnehmen», sagte er kühl, «aber zunächst müssen Ziel und Zweck des Paktes näher definiert werden, und ich muss genauer über die Abgrenzung des grossasiatischen Raumes unterrichtet sein.»

Hitler wich der weiteren Beantwortung der insistierenden Fragen Molotows unter Zuhilfenahme der Engländer aus. «Ich glaube, wir müssen die Unterhaltung jetzt abbrechen», sagte er, «weil wir sonst in den Fliegeralarm hineingeraten.» Beim Abschied versprach er Molotow

in verbindlichen Worten, am nächsten Tage auf seine Fragen einzugehen.

Der Hinweis Hitlers auf den Fliegeralarm war nicht nur eine Ausflucht. Ich erlebte es vorher und nachher wiederholt, dass er sich bei Fliegerangriffen sehr besorgt um die Sicherheit der offiziellen Besucher zeigte. So hatte er bei dem Besuche Serrano Suñers den Keller des Hotels Adlon, in dem dieser wohnte, besonders verstärken lassen, und der grosse Tiefbunker unter dem Pariser Platz neben diesem Hotel, der uns während der Grossangriffe 1944 und Anfang 1945 das Aufrechterhalten eines notdürftigen Amtsbetriebes im Ministerbüro gestattete, war ebenfalls ursprünglich für die offiziellen Gäste der Reichsregierung vorgesehen gewesen.

An diesem Abend wurde jedoch Berlin von den Engländern nicht angegriffen, und der Empfang, den Ribbentrop seinem russischen Kollegen und der Sowjetdelegation im Kaiserhof gab, konnte ungehindert vorstatten gehen.

Am nächsten Tage kam es in der zweiten Besprechung zwischen Hitler und Molotow, in der dieser die Debatte immer wieder auf konkrete Fragen lenkte und das Pünktchen auf das I setzte, zunächst wegen Finnland zu einem «Schlagwechsel». «Wir haben uns an das Geheimprotokoll von Moskau über die Abgrenzung der deutschen und der russischen Interessensphäre in Bezug auf die tatsächliche Besitzergreifung von Gebieten stets genau gehalten», begann Hitler, «was man von Russland nicht in jedem Fall sagen kann.» Diese letztere Bemerkung bezog sich auf die nicht vorgesehene Besetzung der Bukowina durch Russland. «Das gleiche gilt auch für Finnland», fuhr Hitler fort, «wir haben keine politischen Interessen dort.» Aber während des Krieges brauche Deutschland Nickel und Holz aus diesem Lande und könne daher nicht zulassen, dass mit Finnland kriegerische Verwicklungen entstünden, welche die Engländer auf den Plan rufen, Schweden mit hineinziehen und dadurch die Ostsee gefährden würden. «Deutschland steht gegen England in einem Kampf auf Leben und Tod», sagte Hitler energisch, «und kann daher etwas Derartiges nicht dulden.»

«Wenn zwischen Russland und Deutschland ein gutes Einvernehmen besteht», erwiderte Molotow unerschütterlich, «kann die finnische Frage ohne Krieg gelöst werden», und fügte dann etwas bissig hinzu: «Dann darf es aber weder deutsche Truppen in Finnland geben, noch dürfen dort politische Demonstrationen gegen die Sowjetregierung stattfinden.»

«Auf den zweiten Punkt brauche ich nicht einzugehen», erwiderte Hitler ruhig, aber bestimmt, «denn wir haben damit nichts zu tun», und bemerkte sarkastisch: «Demonstrationen können übrigens auch inszeniert werden, und man weiss hinterher nie, wer der eigentliche

Anstifter war.» Er nahm kein Blatt vor den Mund wie in den Gesprächen mit den westlichen Partnern.

Wegen der deutschen Truppen, die lediglich auf dem Durchtransport nach Nordnorwegen finnisches Gebiet berührt hätten, könne er Molotow Zusicherungen geben, wenn man sich allgemein über die Frage geeinigt hätte.

«Mit den Demonstrationen habe ich auch die Entsendung finnischer Delegationen nach Deutschland oder Empfänge von prominenten Finnen in Berlin gemeint», sagte Molotow. «Die Sowjetregierung hält es für ihre Pflicht, die finnische Frage endgültig zu regeln.» Dazu sei keine neue Vereinbarung notwendig, denn das alte deutsch-russische Abkommen habe Finnland eindeutig der russischen Einflussphäre zugesprochen.

«Wir brauchen Ruhe in Finnland wegen des Nickels und des Holzes», ereiferte sich nun Hitler, «ein Konflikt in der Ostsee würde für die deutsch-russischen Beziehungen eine schwere Belastung mit nicht vor auszusehenden Folgen darstellen.»

«Es handelt sich ja nicht um die Ostsee, sondern nur um Finnland», entgegnete Molotow scharf. «Kein Krieg mit Finnland», wiederholte Hitler. «Dann weichen Sie eben doch von unserer Abmachung vom vorigen Jahr ab», antwortete Molotow hartnäckig.

Schlag auf Schlag folgten sich Fragen und Antworten. Der Ton war niemals heftig, aber die Debatte wurde auf beiden Seiten mit seltener Verbissenheit geführt. Sogar Ribbentrop fühlte sich veranlasst, veröhnend einzugreifen.

Dann kam auch Hitler auf das Südmotiv zu sprechen und versuchte, Russlands Drang nach Westen in einen Drang nach Süden umzubiegen. Er sprach von der «Konkursmasse des britischen Reiches», die aufgeteilt werden müsse, und erwähnte zwar nicht Indien mit Namen, wies aber doch ziemlich unmissverständlich auf «ein rein asiatisches Gebiet im Süden» hin, «das Deutschland schon jetzt als Teil der russischen Einflussphäre anerkenne.»

Molotow liess sich nicht beirren. Er wolle lieber zunächst von Dingen sprechen, die Europa näherlägen. «Sie haben Rumänien eine Garantie gegeben, die uns nicht gefällt», wandte er sich an Hitler. «Gilt diese Garantie auch gegen Russland?»

«Sie gilt gegen jeden, der Rumänien angreift», erklärte Hitler unverbindlich, fügte dann aber sofort etwas einlenkend hinzu: «In Ihrem Fall dürfte diese Frage jedoch nicht akut werden. Sie haben ja erst vor kurzem ein Abkommen mit den Rumänen geschlossen.»

«Was würden Sie sagen», fragte Molotow zurück, «wenn wir Bulgarien eine ähnliche Garantie geben würden, wie Sie sie Rumänien gegeben haben, und zwar unter denselben Bedingungen, d.h. unter Entsendung einer starken Militärmission?» Bulgarien sei ein unabhän-

giges Land, das in nächster Nähe der Dardanellen liege, und daher für Russland wichtig.

«Wenn Sie diese Garantie unter denselben Bedingungen, wie wir in Rumänien geben wollen», erkundigte sich Hitler, «dann muss ich Sie zunächst fragen, ob die Bulgaren Sie um eine Garantie gebeten haben, wie die Rumänen es mit uns taten.»

Molotow verneinte das, meinte aber, Russland werde sich darüber mit Bulgarien schon einig werden, und betonte, dass nicht beabsichtigt sei, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen. Er bäte Hitler, ihm nun auf seine Frage zu antworten.

«Ich muss erst mit dem Duce darüber sprechen», wick Hitler aus. Molotow liess nicht locker und verlangte erneut eine Antwort von Hitler «als demjenigen, der die gesamte deutsche Politik bestimme». Hitler schwieg.

Im Zusammenhang mit Bulgarien wurde auch die Dardanellenfrage erörtert. Wie Ribbentrop am Vortage, wollte auch Hitler die Angelegenheit auf eine Revision des Abkommens von Montreux abdrehen, während Molotow «eine Garantie gegen einen Angriff auf das Schwarze Meer über die Dardanellen nicht nur auf dem Papier» haben wollte, sondern sich mit der Türkei allein über die Angelegenheit zu einigen wünschte, während die Flankendeckung durch die Garantie an Bulgarien, «das einen Ausgang zum Ägäischen Meer» bekommen sollte, dargestellt würde. Einige Tage später, am 26. November 1940, teilte der deutsche Botschafter aus Moskau mit, dass Molotow «Land- und Marinestützpunkte im Gebiete des Bosphorus und der Dardanellen auf Grund eines langfristigen Pachtvertrages» fordere und den Abschluss eines Protokolls «über die notwendigen militärischen und diplomatischen Massnahmen» vorschlage, «falls die Türkei ihren Beitritt verweigert.»

Damit waren die Hauptthemen, die damals – wie heute – Russland interessierten, zur Sprache gekommen. Der Ton, in dem diese ganze Unterhaltung geführt wurde, ist aus den Beispielen ersichtlich, die ich von einigen der markantesten «Schlagwechsel» im Frage- und Antwortspiel hier gegeben habe.

Hitler und Molotow tauschten an diesem zweiten Nachmittag noch eine ganze Reihe von anderen «Bosheiten» über Fragen wie Saloniki, Griechenland und andere aus, und genau so wie Ribbentrop trat auch Hitler vermittelnd für eine japanisch-russische Annäherung ein. Wieder halfen ihm die Engländer, das unbequeme Gespräch mit einem Hinweis auf den Fliegeralarm zu beenden.

Das Bankett, das uns Molotow auf der russischen Botschaft gab, an dem aber nur Ribbentrop und nicht Hitler teilnahm, war in vollem Gange. In den herrlichen Räumen der unverändert gelassenen zaristischen Botschaft Unter den Linden wurden uns, sozusagen unter den

Augen Lenins, dessen Büste die Botschaft schmückte, die herrlichsten Erzeugnisse Russlands, vor allem natürlich Kaviar und Wodka, gereicht. Keine kapitalistische – oder plutokratische – Tafel, wie das Wort in der damaligen Zeit in das Deutsch des Dritten Reiches übersetzt wurde, hätte reicher bestellt sein können. Alles in diesem alten russischen Milieu war sehr geschmackvoll arrangiert. Die Russen erwiesen sich als vollendete Gastgeber, so dass trotz der Sprachschwierigkeiten eine recht angeregte Stimmung herrschte. Molotow brachte einen freundlichen Trinkspruch aus. Gerade wollte ihm Ribbentrop antworten, als sich die Engländer als dritter Gesprächspartner in die deutsch-sowjetische Bankettharmonie einschalteten. Es war Voralarm, und überstürzt verliessen die Banketteilnehmer die Botschaft, da die meisten mit ihren Wagen noch schnell nach Hause fahren wollten.

Ribbentrop nahm Molotow mit in seinen Luftschutzbunker. An dieser Unterhaltung nahm ich nicht mehr teil, da ich bis zum Eintreffen der Engländer kaum das Hotel Adlon erreicht hatte; aber Hilger erzählte mir am nächsten Tage, wie die Besprechung verlaufen war.

Wie ich erwartet hatte, war es im Wesentlichen eine Wiederholung der drei anderen Gespräche gewesen. Molotow war noch etwas mehr aus sich herausgegangen und hatte ausser an der Türkei und Bulgarien auch noch an Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, Griechenland und Polen Interesse gezeigt. Einen besonders durchschlagenden Eindruck hatte er aber auf Ribbentrop durch eine Bemerkung über das russische Interesse an der Ostsee gemacht, auf die der deutsche Aussenminister und Hitler bei vielen späteren Gesprächen mit anderen Besuchern, an denen ich teilnahm, immer wieder zurückkamen, wenn sie beweisen wollten, dass mit der Sowjetunion eben doch nicht auszukommen gewesen sei. Molotow hatte in Ribbentrops Luftschutzbunker auch die Zugänge zur Ostsee als etwas bezeichnet, an dem Russland nicht uninteressiert sei, und hatte dabei das Kattegatt und das Skagerrak erwähnt.

Am nächsten Tage reiste er mit seiner Delegation wieder aus Berlin ab. Seit den Besprechungen mit Chamberlain über die Sudetenkrise hatte ich keinen so scharfen Auseinandersetzungen beigewohnt wie damals in Berlin während der Gespräche zwischen Hitler und Molotow. Meiner Überzeugung nach sind in diesen Tagen die Entscheidungen gefallen, die Hitler zu seinem Angriff auf die Sowjetunion veranlasst haben. Es hat mich interessiert, nach dem Kriege den Memoiren des amerikanischen Aussenministers Byrnes, die sehr lesenswert und höchst aufschlussreich sind, zu entnehmen, dass dieser, allerdings unter ausdrücklicher Zitierung meiner Aufzeichnungen über diese Gespräche, zu einem ähnlichen Schluss kommt. «Meiner Ansicht nach», so schreibt Mr. Byrnes, «stellten diese (Besprechungen) den Wendepunkt des Krieges dar. Soweit sich derartige Dinge überhaupt berechnen lassen, glaube ich, dass der Besuch (Molotows in Berlin) für die Geschichts-

Wicklung von entscheidender Bedeutung ist, denn Molotow überspannte den Bogen allzu sehr. Insbesondere erscheint seine Besprechung mit Hitler am 13. (November 1940) als ein schwerer diplomatischer Fehler.» Es war das letztemal, dass sich bei einer derartigen Veranstaltung Form und Inhalt einigermaßen entsprachen. All die vielen Gespräche, denen ich danach bis zum Kriegsende noch beiwohnte, waren demgegenüber nichts als Schattenspiele unter einem immer düsterer werdenden politischen Himmel, an dem das Unwetter unaufhaltsam heraufzog.

Nur eine Ausnahme gab es noch, die mehr war als ein Schattenspiel. Das waren die Gespräche, die Hitler und Ribbentrop vier Monatespäter mit einem anderen Abgesandten des Ostens, dem japanischen Aussenminister Matsuoka, in Berlin führten.

Matsuoka – der klangvolle Name dieses Aussenministers mit der kleinen Gestalt, der Ende März 1941 aus Japan zu einem Staatsbesuch nach Deutschland kam, war damals während einiger Tage in Berlin in aller Munde. Und zwar sprachen die Berliner bemerkenswerterweise seinen Namen klar und deutlich aus, ohne ihn ins Berlinische zu übersetzen, wie sie dies z.B. zur Zeit des Kellogg-Paktes mit dem amerikanischen Aussenminister und dem Präsidenten Coolidge getan hatten, die sie kurz und bündig als «Kulicke und Kellerloch» bezeichneten. Ich musste in jenen Märztagen öfter mit Matsuoka im offenen Wagen durch Berlin fahren und konnte daher die Reaktion der Berliner Bevölkerung auf den kleinen Mann aus Japan aus erster Hand beobachten. «Da ist ja der Matsuoka», erklang es immer wieder aus der Menge, die sich, sei es an der Reichskanzlei, sei es vor dem Schloss Bellevue im Tiergarten, versammelt hatte. «Pass nur auf, dass dir der Kleine nicht unter den Wagen rutscht», rief mir beim Aussteigen einmal ein dicker Berliner zu, der sich unter den Zuschauern befand. Matsuoka hielt das für eine Ovation und lüftete mit feierlichem ostasiatischen Ernst seinen Zylinderhut.

Ich kannte ihn, wie ich bereits erwähnt habe, schon seit 1931, als er die japanische Delegation in Genf führte, die dort Japans Interessen vor dem Völkerbundrat während des Mandchureikonfliktes vertrat. Als ich ihn hier in Berlin wiedersah, erinnerte ich mich sofort wieder daran, wie er 1931 mit voller Lungenkraft in den überfüllten Völkerbundsaal die Worte «Anarchy in China» hineingeschmettert hatte.

Die Zeit von 1931 war mir wieder gegenwärtig geworden, als ich am 26. März 1941 auf dem Anhalter Bahnhof «mit den Spitzen von Partei und Staat» auf die Ankunft des Sonderzuges wartete, mit dem Matsuoka eintreffen sollte. So ein «Bahnhof», wie wir im Auswärtigen Amt solche feierlichen Empfänge nannten, war stets eine Art Revuevorstellung auf der diplomatischen Vorderbühne. Mit den durchweg uniformierten

Beamten und Parteileuten – und was für Uniformen mit viel Gold und Silber dabei auftraten! – erinnerte die ganze Szene mehr an ein Filmatelier als an einen diplomatischen Empfang. Ein langer roter Teppich, der sich über den ganzen Bahnsteig zog, bildete den Blickfang. An ihm entlang waren die Gruppen der Würdenträger, nach Behörden geordnet, in Reih und Glied aufgebaut. Davor «Er», der Reichsaussenminister mit dem Gesicht eines gelangweilten Filmstars, der von Kopf bis Fuss, zumindest optisch, und eben leider nur optisch, auf Staatsmann eingestellt war. Neben ihm der baumlange Protokollchef, Freiherr von Dörnberg, der wie eine Art Furtwängler das diplomatische Orchester auf so einem Bahnhof meisterhaft dirigierte, der streng darauf achtete, dass die «Solisten» ihren Einsatz nicht verpassten und dass vor allem der Hauptstar, der RAM, wie der Reichsaussenminister infolge der Abkürzungsmanie und der Vorliebe für unverständliche Beschwörungsformeln genannt wurde, die die moderne Bürokratie in allen Ländern auszeichnet, richtig ins Scheinwerferlicht kam, wenn der grosse Augenblick da war, wenn sich Ost und West zur genau vorher festgesetzten Zeit kurz nach dem Halten des Sonderzuges zum ersten Male in Gestalt der beiden Aussenminister die Hand reichten.

Dass diese Szene genau so klappte, wie es im «Drehbuch», dem sogenannten Minutenprogramm, vorgesehen war, dazu war allerdings noch eine andere Bedingung zu erfüllen. Es musste nämlich der Salonwagen des Gastes mit seiner vorderen Tür genau an der Stelle halten, wo der rote Teppich mündete. Das ist, wie jeder Eisenbahner bestätigen wird, bei einem meist zwölf bis fünfzehn Wagen langen Zuge ein ziemliches Kunststück. Es wurde aber von der Reichsbahn bei jedem der unendlich vielen «Bahnhöfe», bei denen ich mit dabei war, immer glänzend ausgeführt. Dazu musste auf der letzten Station vor Eintreffen in Berlin der ganze Zug noch einmal sorgfältig abgemessen werden; es musste vorher ausgerechnet werden, wie weit sich die Puffer der einzelnen Wagen bei einer bestimmten Bremsstärke zusammendrücken würden, und auch sonst waren noch eine Menge Haken dabei; aber es klappte, wie gesagt, immer, wenn auch manchmal, wie bei einem der zahlreichen Mussolini-Besuche, der Zug dabei mit einem solchen Ruck zum Stehen kam, dass sich die ausländischen Würdenträger die Köpfe an den Fensterrahmen stiessen, so dass ihr im internationalen Drehbuch an dieser Stelle vorgeschriebencs Lächeln einen etwas schmerzlichen Zug bekam.

Bei Matsuoka ging es ohne Ruck. Leise glitt sein Zug in die Halle, während er schon am Fenster sichtbar war, und hielt dann fast unmerklich haargenau am roten Teppich, so dass der Vertreter des Fernen Ostens programmgemäss die paar Stufen von seinem Wagen auf den Bahnsteig herabschreiten konnte. Feierlich schritten ihm der RAM und sein Gefolge entgegen, Begrüssung, Vorstellung der Mitarbeiter auf

beiden Seiten, Aufleuchten der Blitzlichter von Pressephotographen, Scheinwerfer der Wochenschauen, jubelnde Menschenmenge, singende Kinder, kurzes Verschnaufen im sogenannten «Fürstenzimmer», d.h. dem Empfangsraum für Staatsbesuche auf dem Anhalter Bahnhof, dann neues Geschrei auf dem Bahnhofsvorplatz, Militärkapelle, Nationalhymnen, Ehrenkompanie mit Abschreiten der Front durch die beiden wie Pat und Patachon wirkenden Minister, deren an und für sich schon leicht komisch wirkende Grössenunterschiede durch den immer in ihrer Nähe weilenden, über 2 m grossen Protokollchef ins wahrhaft Grotteske gesteigert wurden.

Der zierliche, kleine Japaner mit dem feierlichen Gesicht, dem kleinen, schwarzen Schnurrbärtchen und der goldenen Brille wirkte fast wie ein Kind, das sich bei einem Fest von seinen Eltern verlaufen hat. Man fühlte sich beinahe versucht, ihn an der Hand zu nehmen und sanft aus dem Gedränge und dem Lärm hinwegzuführen. Wie anders wirkte er hier, umringt von den grossen Gestalten der Deutschen, und im wahrsten Sinne des Wortes von oben herab angesehen, als damals in Genf, als ich zu ihm auf die Rednertribüne hinauf sah und er von «Anarchy in China» kreischte.

Auf den Strassen, die wir bis zum Schloss Bellevue zu durchfahren hatten, war die Begeisterung der Bevölkerung, wie sich das für eine Diktatur gehört, «organisiert» worden. Die Regisseure, diesmal die von der Partei, hatten an alles gedacht, bis zu Tausenden von kleinen japanischen Papierfähnchen, die noch in letzter Minute durch Schnellwagen an die Menge in der «Via Spontana» verteilt wurden. Das hatte irgend jemand in der Wochenschau als besonders reizvoll bei Kundgebungen in Japan empfunden, und so wurde denn prompt Berlin japanisch aufgemacht. Die «Begeisterung» der Berliner unterschied sich bei Matsuoka anfangs in nichts von der bei anderen Staatsbesuchen von Mussolini bis hinab zum Kroatenführer, dem sogenannten Poglavnik.

Erst in den folgenden Tagen des Besuches, als man in Berlin den kleinen Gast aus Ostasien etwas näher durch Wochenschau, Rundfunk und Augenschein kennengelernt hatte, wurde das Interesse menschlicher. Mit seinem Instinkt für komische Situationen erkannte der Berliner das Operettenhafte all dieser Szenen, und je länger der Besuch dauerte, um so mehr begann eine Atmosphäre von Gilbert und Sullivan in den Strassen Berlins zu entstehen, die Matsuoka durchfuhr.

Am nächsten Tage nach der Ankunft Matsuokas fand dann gleich die erste Begegnung mit Hitler statt. Die Äusserlichkeiten bei solchen Empfängen sind oft beschrieben worden. Sie ähnelten in vielem den Szenen des «Bahnhofs». Die Requisiten waren auch wieder dieselben, ebenso wie die Statisten. Bemerkenswert war hier höchstens der Gang durch die 150 m lange Halle in der neuen Reichskanzlei, bei der man

sofort erkennen konnte, ob der Besucher auf «glattem Parkett» zu Hause war. Hier waren es zwar dunkelrote Marmorfliesen anstatt des Parketts, aber sie waren so glatt, dass sie dazu zwangen, mit kleinen, vorsichtig abgezielten, höfischen Schritten die 150 m zurückzulegen, bis sich die grossen Flügeltüren des Vorraumes zu Hitlers Arbeitszimmer öffneten und nur noch ganz wenige Personen von Staatsminister Meissner, der als Oberzeremonienmeister Hitlers in diesem Hause das Zepter schwang, zu der nun folgenden «Grossaufnahme» zugelassen wurden. Alles andere, auch wenn es noch so schöne Uniformen trug, wurde von seinen Beauftragten höflich, aber bestimmt unterwegs in diversen Vorzimmern und Wandelhallen aufgefangen und gewissermassen ausgekämmt.

So waren denn an diesem 27. März 1941 ausser Hitler und Matsuoka nur noch Ribbentrop und die beiden Botschafter Ott aus Tokio und Oshima aus Berlin zugegen, als die Besprechung begann. Übrigens hatte Hitler die Unterredung kurzfristig auf einen späteren Zeitpunkt verlegen lassen müssen, da an diesem Morgen die Nachricht eingetroffen war, dass die jugoslawische Regierung Zwetkowitsch und Prinzregent Paul durch einen Staatsstreich der Opposition gestürzt worden seien und in Belgrad Belagerungszustand herrsche.

Erst vor einigen Tagen hatte ich im Schloss Belvedere in Wien dem Beitritt Jugoslawiens zum Dreierpakt beigewohnt, der dort mit dem von mir schon mehrfach beschriebenen feierlichen Zeremoniell vollzogen worden war. Die Jugoslawen hatten sich erst nach erheblichen deutschen Einwirkungen bereitgefunden, ihre Unterschrift unter das Dokument mit der sonderbaren Datumsformel zu setzen. Sachkenner hatten gewarnt, man solle den Druck nicht übertreiben, da die jugoslawische Regierung angesichts der Stimmung im Lande diese Belastung nicht überstehen werde. Vor allen Dingen hatte sich der deutsche Gesandte von Heeren gegen eine sofortige Beitrittserklärung Jugoslawiens ausgesprochen. Aber wie so oft, wurden auch diesmal die Ratschläge der «schwächlichen Diplomaten» in den Wind geschlagen. Der Druck wurde verstärkt, Zwetkowitsch unterzeichnete in Wien (nach dem feierlichen Akt gelang es mir, mit Zwetkowitsch einen Slibowitsch zu trinken und damit eine Wette zu gewinnen, dass ich diesen Balkanreim zustande bringen würde ...), und das Unglück war schon wenige Tage darauf genau so eingetreten, wie es die «Schwächlinge» vorausgesagt hatten.

Während Hitler wutschnaubend den Angriff auf Jugoslawien anordnete, hatte zunächst Ribbentrop mit Matsuoka allein gesprochen. Er spielte dem Besucher schon fast routinemässig die alte Grammophonplatte von der riesigen militärischen Überlegenheit Deutschlands vor. Dass der Krieg bereits gewonnen sei, sagte er allerdings nicht mehr. Seit dem Molotowbesuch spielte er seine Platte überhaupt mit einer

leiseren Nadel vor. An die Stelle des Kehrreims von dem bereits gewonnenen Kriege war jetzt die Erklärung getreten, dass Deutschland jeden Versuch Englands, auf dem Kontinent zu landen und sich dort festzusetzen, zunichte machen würde. Im Übrigen habe Deutschland eine ungeheure Reservearmee, «die jederzeit und an jedem Ort eingesetzt werden kann, wo es der Führer für nötig hält».

Wer feine Ohren hatte, und besonders wer uni die damals bereits feststehende Angriffsabsicht Hitlers gegen die Sowjetunion wusste, konnte in diesen Worten zum erstenmal das Russlandmotiv aufklingen hören, das sich in den verschiedensten Variationen durch die ganze Gesprächsserie mit Matsuoka hinzog und neben einem auch hier wieder auftretenden, etwas abgewandelten «Südmotiv», d.h. dem Versuch, Japan zum Angriff auf England in Ostasien zu bewegen, das Hauptthema dieser ganzen Unterhaltungen bildete.

«Ganz im Vertrauen, Herr Matsuoka», sagte Ribbentrop am Schluss dieser Ersatzbesprechung, «möchte ich Ihnen mitteilen, dass die gegenwärtigen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Deutschland zwar korrekt, aber nicht gerade sehr freundschaftlich sind.» Das war eine recht milde Charakterisierung dessen, was ich selbst in den Berliner Besprechungen mit Molotow erlebt hatte. «Nach Molotows Besuch», fuhr dann Ribbentrop deutlicher werdend fort, «bei dem wir Russland den Beitritt zum Dreimächtepakt angeboten hatten, haben uns die Russen unannehmbare Bedingungen gestellt. Wir sollten die deutschen Interessen in Finnland opfern, den Russen starke Einflusspositionen auf dem Balkan überlassen und ihnen Stützpunkte in den Dardanellen zuerkennen. So etwas macht aber der Führer nicht mit.»

Matsuoka sass mit asiatisch undurchdringlichem Gesicht da und liess in keiner Weise erkennen, was er sich bei diesen seltsamen Anspielungen dachte.

Im Verlaufe der weiteren Gespräche kamen sowohl Hitler als auch Ribbentrop immer wieder auf diesen Punkt zu sprechen, denn es lag ihnen offensichtlich viel daran, bei Matsuoka den Eindruck zu zerstören, dass Deutschland und die Sowjetunion im besten Einvernehmen lebten, und ihn daran zu hindern, auf einen weiteren Ausgleich des japanisch-russischen Verhältnisses hinzuwirken. Dies hätte ja bei der geplanten Auseinandersetzung mit Sowjetrußland ganz und gar nicht mehr in das politische Bild, so wie es sich von Deutschland aus darstellte, hineingepasst.

Interessant war mir dabei, zu beobachten, wie diese Äusserungen allmählich unverhüllter auf den kommenden Konflikt mit der UdSSR hindeuteten, ohne allerdings das Kind beim Namen zu nennen.

So beschwerte sich Ribbentrop in anderem Zusammenhang offen über die zunehmend unfreundliche Haltung, welche die Sowjets Deutschland gegenüber eingenommen hätten, und brachte dabei noch ein anderes Moment in die Debatte.

«Seit Sir Stafford Cripps Botschafter in Moskau geworden ist, werden insgeheim die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und England sehr pfleglich behandelt. Manchmal geschieht das sogar ziemlich offen», erklärte Ribbentrop dem aufhorchenden Matsuoka und fuhr dann in dem etwas hochtrabenden Ton, den er oft annahm, fort:

«Ich kenne Stalin persönlich und glaube nicht, dass er zu Abenteuern neigt, aber genau weiss ich es natürlich auch nicht», und damit war er wieder bei dem Punkt angelangt, den er von vornherein im Auge hatte und den er jetzt mit einer mir überraschend kommenden Deutlichkeit behandelte.

«Wenn die Sowjetunion eines Tages eine Haltung annehmen sollte, die Deutschland als Drohung ansieht, dann wird der Führer Russland zerschlagen!»

Bei diesen Worten blinzelte selbst der undurchdringliche Matsuoka mit den Augen, so überrascht war er von den Zukunftsaussichten, die sich da vor ihm auftaten. Gleich darauf schien er ein etwas bedenkliches Gesicht zu machen, denn Ribbentrop sah sich anscheinend veranlasst, einzulenken und ihm eine kleine Beruhigungspille zu verabfolgen.

«Deutschland ist sich absolut sicher», sagte Ribbentrop, indem er jedes Wort gewissermassen unterstrich, «dass ein Krieg gegen die Sowjetunion mit einem völligen Sieg der deutschen Waffen und einer totalen Vernichtung der russischen Armee und des russischen Staates enden würde!»

An dem erschreckten Aufblicken Matsuokas musste wohl Ribbentrop gemerkt haben, dass er aus Versehen eine falsche Pille gereicht hatte und mit seinen Enthüllungen zu weit gegangen war. Er fügte daher schnell hinzu: «Ich glaube aber nicht, dass Stalin eine unkluge Politik verfolgen wird.»

Dann kam das Südmotiv an die Reihe. «Der Dreierpakt kann seinen wahren Zweck, eine Kriegsausweitung zu verhindern, d.h. die Vereinigten Staaten von der Teilnahme am Kriege abzuschrecken, am besten erfüllen», sagte Ribbentrop, «wenn die Vertragspartner gemeinsame Vereinbarungen über die endgültige Besiegung Englands treffen», und verband diese ziemlich deutliche Anspielung mit der Aufforderung, Japan möge sich Singapores bemächtigen.

Hier wurde die Besprechung unterbrochen. Ein Bote holte Ribbentrop zu einer Besprechung bei Hitler, in welcher der Krieg gegen Jugoslawien beschlossen wurde.

Ich benutzte die Pause, um einige Worte mit Matsuoka zu wechseln. Ich erzählte ihm, mit welchem Interesse ich damals seine Bemühungen in der Mandschureifrage verfolgt hatte und wie ich mich noch an den Auszug der japanischen Delegation aus dem Völkerbundssaal erinnerte.

«Das ist es ja gerade», erwiderte er, «ich habe damals nicht sehr erfolgreich operiert. Hätten wir im Völkerbund bleiben und die japanischen Ansichten bei den Mitgliedsstaaten durchsetzen können, wäre meine Mission ein Erfolg gewesen. So aber betrachte ich unseren Austritt aus dem Völkerbund als einen Misserfolg.»

«Nicht nur Japans Austritt aus dem Völkerbund war ein Fehlschlag», hätte ich ihm am liebsten geantwortet, aber das war eine Privatmeinung, die in einer solchen Unterhaltung nichts zu suchen hatte.

Am Nachmittag desselben 27. März 1941 wurde dann die wegen der Jugoslawienkrise verschobene Besprechung mit Hitler aufgenommen. Er tat wieder sehr siegessicher, sprach von den Erfolgen der deutschen U-Boote und der überragenden Stellung der Luftwaffe. «Ich rate Ihnen», sagte er zu Matsuoka, «sich einmal hier in Berlin die geringen Schäden anzusehen, die durch die englischen Luftangriffe entstanden sind, und sie mit den Verwüstungen zu vergleichen, die wir in London angerichtet haben, dann werden Sie sich einen Begriff von unserer Überlegenheit in der Luft machen können.» Im Gegensatz zu seinem zurückhaltender gewordenen Aussenminister stellte sich Hitler immer noch auf den Standpunkt, dass England den Krieg bereits verloren habe.

«Es kommt jetzt nur darauf an, dass England intelligent genug ist, seine Niederlage auch zuzugeben. Dann werden wir den Zusammenbruch der Persönlichkeiten miterleben, die in der englischen Regierung für die unsinnige Politik Grossbritanniens verantwortlich sind.»

England habe nur noch zwei Hoffnungen. Dies sei einmal die amerikanische Hilfe, «sie wird jedoch, wenn sie überhaupt nach England hineingelangt, zu spät kommen und zu gering sein». Die zweite Hoffnung Englands sei die Sowjetunion.

Damit war auch Hitler bei dem einen der beiden Hauptthemen angelangt. Er behandelte es mit derselben Tendenz wie Ribbentrop, aber er fiel weniger mit der Tür ins Haus als sein diplomatischer Berater. Nur gelegentlich gebrauchte er fast schablonenhaft die gleichen Formulierungen wie dieser. Sie wurden auch nachher von Göring und anderen Matsuoka gegenüber in genau derselben stereotypen Gleichheit wiederholt, die mir das letzte Mal bei dem Besuch von Sumner Welles so besonders aufgefallen war.

Zum zweiten Hauptthema, dem Südmotiv, bemerkte Hitler, es erscheine ihm äusserst wünschenswert, Amerika aus dem Kriege herauszuhalten. Das lag ihm offensichtlich besonders am Herzen, denn er wiederholte gerade diesen Punkt im Laufe seiner Unterhaltungen mit Matsuoka mehrfach. Eines der Mittel, die sich für diesen Zweck am besten eignen würden, sei ein resoluter Angriff auf England, d.h. die überraschende Wegnahme von Singapore durch Japan. Eine solche Gelegenheit würde sich so bald nicht wieder bieten. Deshalb solle Japan schnell zugreifen. «Und vor Russland braucht es sich bei dieser Unter-

nehmung angesichts der Stärke der deutschen Armeen nicht zu fürchten.»

Alle diese gewichtigen Andeutungen waren umrahmt von einem glänzenden rhetorischen Feuerwerk, mit dem sich Hitler über die militärische und politische Lage wohl selbst etwas vorgaukelte. Wieder jonglierte er mit Truppenstärken und schien sämtliche Einzelheiten der Rüstung und der Strategie im Kopf zu haben.

Still sass der kleine Matsuoka ihm gegenüber am Tisch. Er hatte sich bisher überhaupt noch nicht äussern können und teilte darin das Schicksal vieler anderer Gesprächspartner des deutschen Diktators.

Schliesslich aber schwieg Hitler, der wohl geglaubt hatte, das Terrain nun gründlich genug vorbereitet zu haben, und sah Matsuoka auffordernd an. Langsam und bedächtig kamen von dessen Lippen die englischen Worte; er beherrschte von seinem langen Aufenthalt in Amerika her diese Sprache ziemlich gut. Die Aufforderung Hitlers wegen Singapur beantwortete er ausweichend; er sei persönlich zwar von der Richtigkeit der deutschen Argumentation überzeugt, «ich kann aber im gegenwärtigen Augenblick keinerlei festes Versprechen im Namen Japans abgeben», fügte er mit einem gewissen Nachdruck hinzu.

Deutlich zeigte sich auf Hitlers Gesicht die Enttäuschung, die er über diese Worte empfand. Beschwichtigend erklärte Matsuoka, er selbst sei für schnelles Handeln, aber er könne sich in Japan noch nicht durchsetzen. Und dann folgte eine überraschend offenherzig wirkende und für derartige Gespräche reichlich ungewöhnliche Klage über die Widerstände, die er mit seiner energischen, draufgängerischen Politik in Japan zu überwinden habe. Sie gingen von den Intellektuellen aus, von den Japanern, die in England oder Amerika erzogen worden und deren reine Traditionen durch die Berührung mit der westlichen Welt verdorben seien. Die Wirtschaft, die Hofkreise, alles hatte sich anscheinend verschworen, um Matsuoka in den Arm zu fallen. Während ich mir meine Notizen machte, kam es mir vor, als hörte ich einen Leitartikel von Goebbels über die innerdeutschen Verhältnisse in englischer Sprache.

Noch pikanter wären mir diese Äusserungen Matsuokas damals erschienen, wenn ich gewusst hätte, was uns heute bekannt ist, dass nämlich fast zur gleichen Zeit ein anderer japanischer Abgesandter jenseits des Atlantik am 14. März 1941 in einer Unterredung mit Präsident Roosevelt sich in ähnlicher Weise über Matsuoka beschwerte. Das war der japanische Botschafter in Washington, Nomura, der über seinen Aussenminister in aller Offenheit sagte, er rede nur so laut, weil es nach innen besser wirke und weil er von persönlichem Ehrgeiz getrieben sei. Japan aber könne sich auf so ehrgeizige Pläne, wie sie Matsuoka verfolge, nicht einlassen. Die Lage in Europa würde immer «verheerender», und so müssten Japan und die Vereinigten Staaten zur Erhaltung des Friedens zusammenarbeiten!

Zu der Berliner Reise Matsuokas hatte damals Nomura erklärt, dass es sich dabei um weiter nichts als um eine Verbeugung vor der deutschen Regierung handele, und dass man die kriegerischen Äusserungen, die Matsuoka auf der Reise nach Berlin getan habe, nicht allzu ernst nehmen dürfe. Das hatte den damaligen amerikanischen Aussenminister Cordell Hull, wie er uns berichtet, nicht ganz befriedigt.

«Sie müssen verstehen», hatte er zu Nomura gesagt, «dass Matsuokas Techtelmechtel mit der Achse und seine lauten Äusserungen auf dem Wege nach Berlin im Verein mit der Konzentration japanischer See- und Luftstreitkräfte in der Nähe von Indochina und Thailand hier in Amerika einen sehr schlechten Eindruck gemacht haben.»

Diese interessanten Gespräche spielten sich, wie gesagt, ohne unser Wissen ungefähr um dieselbe Zeit in Amerika ab, als Matsuoka in Berlin mit Hitler in der Reichskanzlei sprach.

Trotz seiner enttäuschenden Reaktion auf Hitlers Aufforderung zum Angriff auf Singapore verriet uns Matsuoka jedoch, dass dieses Unternehmen immerhin schon Gegenstand von genauen Untersuchungen der Militärs gewesen sei, und dass diese eine Zeit von drei Monaten für die Durchführung der Operation für nötig hielten. Er habe als vorsichtiger Aussenminister aber lieber gleich mit sechs Monaten gerechnet. Für den ungeduldigen Hitler waren diese langen asiatischen Zeiträume erneut eine arge Enttäuschung.

So hatte denn die Unterredung mit Hitler in dem wichtigen Punkt, der Deutschland interessierte, nämlich in der Teilnahme Japans am Kriege gegen England, kein Ergebnis gezeitigt. Zwar versuchte Ribbentrop in späteren Unterhaltungen noch mehrfach, Matsuoka zur Abgabe einer bindenden Erklärung zu bewegen, aber die asiatische Vorsicht war dem westfälischen Dickschädel des Aussenministers überlegen.

Während seiner Anwesenheit in Berlin besuchte Matsuoka auch Göring in Karinhall, wo er wieder genau dieselben Dinge zu hören bekam wie in den Unterredungen mit Hitler und Ribbentrop, wenn auch vielleicht in etwas geschickterer Aufmachung.

Karinhall war inzwischen noch grösser geworden. In den Wandelgängen hatte man manchmal den Eindruck, sich in einem kleinen Museum zu befinden. In dem Arbeitszimmer Görings mit den mächtigen Sesseln und dem wuchtigen Schreibtisch, und besonders natürlich in der grossen Halle mit den schweren Deckenbalken, wirkte der kleine Mann aus Japan, wenn möglich, noch winziger und zierlicher als in Berlin. Als wir in dem prunkvollen Speisesaal sassen, dessen eine Seite aus einem riesigen, langgestreckten Fenster bestand, wunderte man sich beinahe, dass Matsuoka, der in seinem Sessel fast versank, überhaupt auf die lange, märchenhaft anmutende Tafel mit dem schweren Silber und dem reichen Blumenschmuck heraufsehen konnte. Auf ihn schien

diese Umgebung etwas bedrückend zu wirken. Versonnen blickte er auf die Schneelandschaft, die sich vor dem riesigen Fenster ausdehnte. Er sah auf die beschneiten Bäume der Schorfheide, die sich wie eine Filigranarbeit gegen den grauen Märzhimmel abhoben, und sagte zu mir:

«Das erinnert mich an Bilder, wie wir sie in Japan lieben. Diese wunderbar feine Zeichnung verursacht mir direkt Heimweh. Sie erinnert mich übrigens an meinen Namen, denn Matsuoka heisst soviel wie pine hill (also Kieferberg).»

Voller Interesse besah sich Herr «Kieferberg» auch die wundervollen Blumendekorationen auf der Festtafel. Ich hatte noch keinen Staatsbesuch erlebt, bei dem sich die Gäste so liebevoll mit diesen Dingen beschäftigten.

Seine Naturverbundenheit zeigte sich auch noch auf andere Weise. Er erzählte mir nämlich, dass er sich in seinem Gästequartier, dem Schloss Bellevue im Berliner Tiergarten, deshalb so ausserordentlich wohl fühle, weil es im Zentrum der Stadt mitten in einem grossen Park liege, «in dem man sogar die Vögel singen hören kann».

«Des Abends habe ich manchmal die Posten vor dem Hause etwas beunruhigt», erklärte er mir treuherzig, «wenn ich in meinem Nachtgewand noch auf die Terrasse gegangen bin, um den Vögeln zuzuhören.» Ich musste innerlich über diesen Aussenminister des mächtigen Japan etwas lächeln, von dem hier in Berlin erwartet wurde, dass er sich ungestüm auf Singapore stürzen würde.

Aber er war nicht nur still und besinnlich an diesem Nachmittag bei Göring. Ziemlich unvermittelt beugte er sich etwas zu mir hin, um von den anderen nicht gehört zu werden, und sagte:

«Wissen Sie eigentlich, dass im Ausland über ihn – und damit deutete er mit dem Kopf auf den Gastgeber – erzählt wird, er sei verrückt? ...»

Ich kannte natürlich diese Geschichten, machte aber das im diplomatischen Protokoll für eine solche Situation vorgeschriebene erstaunte Gesicht, zu dessen Illustrierung in Witzblättern über dem Kopf des Betreffenden meistens einige Fragezeichen eingezeichnet werden. Meine Fragezeichen mussten ihm besonders deutlich erscheinen, denn er rückte mir mit seinem Stuhl noch etwas näher und sagte:

«Ja, ja, das stimmt schon, es werden sogar Zeugnisse aus Heilanstalten mit seinem Namen herumgezeigt», und klopfte sich dabei zur Bekräftigung dieser Feststellung mit zwei winzigen Fingern in die linke Hand, wie das anscheinend in Japan bei besonders schwierigen Argumentationen üblich ist.

Ich schwieg etwas «betreten», weil ich Mühe hatte, angesichts der ungewollten Komik dieser Situation ernst zu bleiben. Ein derartiger Text, gesprochen von dem Ehrengast in dieser überfestlichen Umgebung, angesichts des direkt gegenüber an der Gott sei Dank ausserge-

wöhnlich breiten Tafel sitzenden Hausherrn, hätte eigentlich nur von Walt Disney in einem seiner Micky Maus-Filme mit der entsprechenden musikalischen Saxophon-Untermalung richtig dargestellt werden können. Mein sekundenlanges Schweigen und, ob der erheblichen Anstrengung, die mir das Ernstbleiben verursachte, etwas gequälter Gesichtsausdruck erweckte anscheinend das Mitleid des guten Herrn «Kieferberg», und er suchte meine Betrübnis mit den Worten zu beschwichtigen:

«Darauf braucht man aber gar nichts zu geben, denn von mir behaupten manche Leute in Japan dasselbe. Sie sagen: Matsuoka ist verrückt, Matsuoka is crazy!»

Ein Unglück kommt bei solchen Situationen meistens nicht allein, und so war denn bei diesem gewichtigen Ausspruch des Abgesandten aus dem fernen Osten zufällig gerade an der grossen Tafel eine jener Gesprächspausen eingetreten, wie sie bei solchen Veranstaltungen ziemlich häufig sind, weil niemandem mehr etwas Neues einfällt, das er seinem Nachbarn noch sagen könnte. In diese Stille platzten nun die mit Vehemenz hervorgestossenen Worte: «Matsuoka is crazy!» hinein.

Sofort wurde ich natürlich von allen Seiten mit der Frage bestürmt, was «Er» denn gesagt habe, und ich musste das Amt des Dolmetschers mit dem des Diplomaten vertauschen und erklärte lächelnd, wir hätten vom Auszug der Söhne der aufgehenden Sonne aus dem Völkerbundsaal gesprochen, wobei für mich die Erleichterung darin lag, dass ich nun einen eingestehenden Grund zum Lachen hatte.

Selbstverständlich wurde auch Matsuoka von Göring durch das ganze Haus geführt. Wie ein grosser Junge zeigte der Hausherr voller Stolz gewissermassen einem kleineren Gespielen die Schätze, die er gesammelt hatte, Bilder, Gobelins, antike Kunstgegenstände, Skulpturen und wertvolle alte Möbel. Das ganze Haus durchwanderte er mit ihm, vom Keller, wo er seinerzeit der Herzogin von Windsor die Massageapparate von Elizabeth Arden vorgeführt hatte, und der jetzt auch noch ein herrliches Schwimmbad enthielt – «Hoffentlich fällt nicht einer der Herren mit den schönen Uniformen wegen der glatten Kacheln ins Wasser», flüsterte mir Matsuoka mit verschmitztem Gesicht zu – bis zu dem grossen Bodenraum, in dem jetzt eine richtiggehende Modelleisenbahn aufgebaut war. «Hundert Quadratmeter ist die Anlage gross», erklärte Göring, als er auf das Schaltpult trat und einen fliegenden Hamburger sowie einen ganz naturgetreuen D-Zug über die Schienen und Weichen sausen liess. Jetzt war anscheinend alles so gesichert wie bei einer grossen Eisenbahn. Diesmal hätte der Herzog von Windsor nicht mehr auf Zehenspitzen die entgleisten Züge aufzurichten brauchen. «Die Strecke ist 600 m lang und besitzt 40 elektrische Weichen und Signale», erklärte der grosse Junge dem kleinen, der etwas still und zurückhaltend dieses prächtige Spielzeug betrachtete.

In den nächsten Tagen fanden dann, wie gesagt, noch einige Unterhaltungen bei Ribbentrop statt. Die Themen waren die gleichen wie vorher, und die Ergebnisse auch. Interessant war höchstens, dass Ribbentrop Matsuoka immer wieder beruhigen musste, wenn dieser auf die Gefahr hinwies, dass bei einem Angriff Japans auf England Amerika in den Krieg hineingezogen werden würde.

«Wir haben nicht das geringste Interesse an einem Kriege gegen die Vereinigten Staaten», erklärte Ribbentrop. Das beruhigte Matsuoka aber nicht vollständig. Er wandte immer wieder ein, dass man mit den Angelsachsen als einem einzigen Machtfaktor rechnen müsste.

Matsuoka fuhr von Berlin nach Rom und hielt sich auf seinem Rückweg noch einmal kurz in der Reichshauptstadt auf, wo er weitere Unterhaltungen mit Hitler und Ribbentrop führte, die aber nichts Neues ergaben und jedenfalls nichts daran änderten, dass Hitlers Bemühungen, Japan zum sofortigen Kriegseintritt gegen England zu veranlassen, fehlgeschlagen waren. Als sich Matsuoka am letzten Tage von Hitler verabschiedete, musste ich ihm noch einmal die Worte übersetzen: «Wenn Sie nach Japan zurückkehren, so können Sie Ihrem Kaiser nicht berichten, dass ein Konflikt zwischen Deutschland und der Sowjetunion ausgeschlossen ist.»

Ich war mir der Tragweite dieser Worte in jenem Augenblick deutlich bewusst und wiederholte sie langsam zweimal, um ganz sicher zu sein, dass sie Matsuoka auch richtig verstanden hatte. Er sah mich sehr ernst und forschend an, und ich glaubte, er habe begriffen, was Hitler damit sagen wollte.

Weniger sicher war ich mir einige Tage später, als ich von dem Neutralitätsvertrag hörte, den Matsuoka auf seiner Rückreise in Moskau mit Stalin abgeschlossen hatte. Aber vielleicht tat er diesen Schritt gerade, weil er in Berlin erkannt hatte, wie kritisch die Lage zwischen Deutschland und der Sowjetunion war, und sich für den Konfliktfall eine Rückendeckung verschaffen wollte.

Sehr beeindruckt waren wir durch eine Szene, die sich bei der Abfahrt unseres japanischen Gastes aus Moskau abspielte. Entgegen seiner Gewohnheit war Stalin am Bahnhof erschienen und hatte sich nach der Abfahrt Matsuokas demonstrativ an den deutschen Botschafter Graf von der Schulenburg gewandt. Er hatte ihm den Arm auf die Schulter gelegt und zu ihm gesagt: «Wir müssen Freunde bleiben, und Sie müssen jetzt alles dafür tun!» Einige Minuten später wandte sich Stalin an den Gehilfen des deutschen Militärattachés, Oberst Krebs, und sagte auch zu ihm: «Wir werden mit Ihrem Land befreundet bleiben – auf jeden Fall!»

| Während Matsuoka in Moskau war, wurde, wie wir heute wissen, auch von englischer Seite versucht, auf Japan einzuwirken. Churchill liess dem japanischen Aussenminister in Moskau ein Schreiben über-

reichen, in dem er Japan davor warnte, auf Seiten der Achsenmächte in den Krieg einzutreten. Die angelsächsischen Mächte, so hiess es in dem Brief in auffallender Übereinstimmung mit dem, was Matsuoka in Berlin erklärt hatte, würden auf jeden Fall gemeinsam Vorgehen. Der Endsieg der Angelsachsen sei absolut sicher. Genau wie Hitler in Berlin, suchte auch Churchill in Moskau auf Matsuoka durch Zahlen und Tatsachen zu wirken. England und Amerika produzierten 90 Millionen Tonnen Stahl jährlich, die Achse nur weniger als die Hälfte und Japan kaum 10% davon, erklärte Churchill in seinem Brief.

Während Matsuoka noch in Europa war, wurde übrigens mit Unterstützung gewisser japanischer Kreise von den Amerikanern der Versuch gemacht, Japan von der Achse zu trennen. Die Vereinigten Staaten erklärten sich bereit, zwischen Japan und China als Vermittler aufzutreten und sogar die Unabhängigkeit von Mandschukuo anzuerkennen. Die Mandschurei war bekanntlich im Jahre 1931 der Anlass gewesen, weshalb Matsuoka mit dem Ruf «Anarchy in China» den Völkerbund demonstrativ verlassen hatte. Die Amerikaner waren also bereit, unter diese ganze Angelegenheit einen Schlussstrich zu ziehen und die japanischen Wünsche zu erfüllen.

Nach den inhaltsreichen Gesprächen mit Matsuoka, in denen sich das kommende Unheil schon recht deutlich abgezeichnet hatte, setzte für mich auf dem Hintergründe des Balkankrieges und der mir bereits seit einiger Zeit bekannten Vorbereitungen für den Angriff gegen Russland einige Wochen lang wieder jener etwas oberflächliche Routinebetrieb mit seinen schreienden Kontrasten zwischen der gross aufgemachten äusseren Form und dem bedeutungslosen Inhalt ein, den ich schon des Öfteren erlebt hatte.

Anfang Mai 1941 wurde ich mit Ribbentrop auf eine überstürzte Reise nach Rom geschickt, um dem Duce Aufklärungen über den überraschenden Flug von Rudolf Hess nach England zu geben. «Hoffentlich stürzt er ins Meer», hatte ich selbst kurz vor unserer Abreise Hitler entsetzt sagen hören, als die Nachricht wie eine Bombe auf dem Berghof einschlug. Bei unserer Ankunft in Rom war Hess doch in England eingetroffen. «Er ist verrückt», sagte Ribbentrop zu Mussolini und meinte, im Gegensatz zu Matsuoka, es durchaus ernst damit. «Haben Sie schon gewusst, dass wir von Verrückten regiert werden?», sagte bei meiner Rückkehr nach Berlin ein älterer Arbeiter zu mir, der mir half, meinen kleinen Garten in Ordnung zu halten.

Am 2. Juni dolmetschte ich wieder bei einer mehrstündigen «Verkehrsstörung» auf dem Brenner. «Die deutschen Unterseeboote werden England zur Kapitulation zwingen», lautete diesmal die Grammophonplatte Hitlers. Nicht ein Sterbenswörtchen sagte er seinem Diktator-

kollegen über seine Russlandpläne. Das völlige Schweigen Hitlers über seine Angriffsabsichten, die ich selbst mittlerweile ziemlich gut kannte, beeindruckte mich beträchtlich.

Zu Antonescu hatte er mehr[^]Vertrauen, denn am 12. Juni weihte er ihn im Führerbau in München in die bevorstehende Aktion gegen die Sowjetunion fast bis auf den Tag des Losschlagens genau ein. Antonescu war hochofrenet. «Ich werde selbstverständlich vom ersten Tage an dabei sein. Wenn es gegen die Slawen geht, können Sie auf Rumänien immer rechnen», sagte er, nachdem ihm Hitler Bessarabien und andere russische Gebiete zugesagt hatte.

Am 15. Juni war wieder eine «Grossaufnahme» zum Dreierpakt. Diesmal trat das neugeschaffene Kroatien bei, und zwar im Senatssaal des Dogenpalastes von Venedig. Die Lagunenstadt und der alte venezianische Palast, in dem man trotz der kriegsbedingten Entfernung der kostbaren Kunstwerke den Atem der jahrhundertealten Geschichte des Mittelmeerraumes deutlich spürte, bildeten einen geradezu traumhaften Hintergrund, zu dem der bedeutungslose und theaterhaft herausgestellte Beitritt dieses Kleinststaates in einem grotesken Gegensatz stand.

Dann wechselte die Szene in dramatischer Weise. Wenige Tage nach dem feierlichen Akt im frühsummerlichen Glanz Venedigs mit seinen historischen Palästen und malerischen Kanälen stand ich im bleichen Morgengrauen des 22. Juni 1941 kurz vor 4 Uhr mit Ribbentrop in seinem Arbeitszimmer in der Wilhelmstrasse. Wir warteten auf den sowjetischen Botschafter Dekanosow. Er hatte vom Nachmittag des voraufgegangenen Tages, an einem Sonnabend, alle zwei Stunden im Auswärtigen Amt anrufen lassen, da er einen dringenden Auftrag beim Aussenminister zu erledigen habe. Immer wieder war ihm erklärt worden, wie dies am Vorabend grosser Ereignisse meistens geschah, der Aussenminister sei nicht in Berlin. Bis dann schliesslich um 2 Uhr nachts Ribbentrop das Zeichen gab und Dekanosow mitteilen liess, dass er ihn selbst sprechen wolle, und zwar am Sonntag, den 22. Juni, um 4 Uhr morgens.

Noch nie hatte ich Ribbentrop so aufgeregt gesehen wie während der fünf Minuten vor der Ankunft Dekanosows. Mit grossen Schritten lief er wie ein gefangenes Tier in seinem Zimmer auf und ab. «Der Führer hat absolut recht, wenn er jetzt Russland angreift», sagte er mehr zu sich selbst als zu mir, immer und immer wieder, als wolle er sich mit diesen Worten irgendwie beruhigen. «Die Russen würden uns bestimmt ihrerseits angreifen, wenn wir es jetzt nicht täten.» Noch mehrmals lief er in dem grossen Raum hin und her, in äusserster Aufregung, mit flackernden Augen, und wiederholte diese Worte.

Ich schrieb damals sein Verhalten der Tatsache zu, dass er sich für den Schöpfer der deutsch-russischen Verständigung hielt, und dass es ihm nun sehr schwer wurde, in dieser Morgenstunde sein eigenes Werk wieder vernichten zu müssen. Heute könnte ich mir fast denken, dass er an jenem 22. Juni 1941, zumindest unterbewusst, das Unheil gespürt hat, das sich aus dem Schritt ergeben würde, den er nun dem russischen Botschafter gegenüber zu unternehmen hatte.

Genau zur festgesetzten Zeit wurde Dekanosow ins Zimmer geführt. Er reichte, offensichtlich nichtsahnend, Ribbentrop die Hand und schickte sich, nachdem wir uns am Tisch niedergelassen hatten, an, mit Hilfe des «kleinen Pavlow» seinen Auftrag zu erledigen, der darin bestand, im Namen der Sowjetregierung einige Fragen an Ribbentrop zu richten, die der Aufklärung bedurften.

Weiter kam er nicht. Ribbentrop fiel ihm ins Wort. «Darum handelt es sich jetzt nicht», erklärte er mit steinernem Gesicht. «Die feindselige Haltung der Sowjetregierung gegenüber Deutschland und die schwere Bedrohung, die das Reich in den russischen Truppenkonzentrationen an der deutschen Ostgrenze erblickt, hat das Reich gezwungen, militärische Gegenmassnahmen zu ergreifen.» Das Wort Krieg oder Kriegserklärung kam in den Ribbentropschen Ausführungen nicht vor. Vielleicht war es ihm zu «plutokratisch», vielleicht hatte er auch von Hitler die Weisung, das Wort zu vermeiden. «Seit heute morgen sind die entsprechenden Gegenmassnahmen auf militärischem Gebiet getroffen worden.» Eine kurze, aber gepfefferte Sündenliste wurde Dekanosow vorgehalten. Dabei spielte der Pakt, den Sowjetrussland unmittelbar vor Ausbruch des Konfliktes zwischen Deutschland und Jugoslawien mit diesem Lande abgeschlossen hatte, eine besondere Rolle. «Ich bedauere, dem nichts weiter hinzufügen zu können», sagte Ribbentrop zu Dekanosow, «besonders da ich selbst zu dem Schluss gekommen bin, dass es mir trotz ernstest Bemühens nicht gelungen ist, zwischen unseren beiden Ländern vernünftige Beziehungen herzustellen.»

Dekanosow hatte sich schnell gefasst, auch er «bedauerte ausserordentlich», dass die Entwicklung einen solchen Lauf genommen habe. «Das liegt an der vollständig abwegigen Auffassung, welche die deutsche Regierung vertritt», übersetzte Pavlow, während ich mir Notizen für meine Aufzeichnung machte. «Angesichts dieser Lage bleibt mir nichts weiter übrig, als mit dem Protokollchef des Auswärtigen Amtes die nötigen Massnahmen zum Abtransport meiner Botschaft zu treffen.» Dekanosow erhob sich, machte eine kurze Verbeugung und verliess mit Pavlow den Raum. Beim Abschied gab er Ribbentrop nicht mehr die Hand.

«Wie mag das Russlandunternehmen wohl bei Napoleon angefangen haben», überlegte ich mir und schämte mich meiner mangelhaften Ge-

schichtskennntnis, als ich nach dieser folgenschweren Unterredung am Telefon die Klausur für den Sprachendienst auf hob, der im alten Hindenburgpalais wieder eine „Nacht der Nächte« durch übersetzt hatte.

In den nächsten Wochen beherrschten die militärischen Ereignisse an der Ostfront ausschliesslich das Bild, so dass für mich eine kleine Ruhepause eintrat. Dann aber bekam ich wieder reichlich zu tun. Zunächst fanden die Besprechungen in Hitlers Hauptquartier in Ostpreussen in einem Walde bei Rastenburg statt. Anfang August sprach er mit Antonescu fast ausschliesslich über militärische Fragen, bei denen ich erstmalig das bereits erwähnte kriegstechnische Vokabularium zu verwenden hatte. In der zweiten Augushälfte erschien Mussolini mehrere Tage zu einem Frontbesuch, über den ich noch berichten werde. Im Oktober war Ciano bereits wieder dort. Etwas später wurde der slowakische Staatspräsident Dr. Tiso empfangen. Es war ein eigenartiges Bild, diesen katholischen Geistlichen von Hitler freundlich begrüsst zu sehen. Klein und rundlich stand der geistliche Herr vor dem Manne, den man nicht gerade als einen Freund der katholischen Kirche bezeichnen konnte. Aber wenn Tiso etwas für seine Slowakei erreichen wollte, wäre er wohl selbst zum Teufel persönlich gegangen. «Wenn ich mich aufgeregt habe», erzählte er uns einmal, «esse ich ein halbes Pfund Schinken, das beruhigt meine Nerven wieder.»

Im November hatte ich dann in Berlin Hochbetrieb, als Hitler anlässlich des Jahrestages des Abschlusses des Antikominternpaktes von 1936 am 24. und 25. November zahlreiche führende Staatsmänner aus den unter Deutschlands Einfluss stehenden Ländern nach Berlin zu der grössten Schauveranstaltung zusammenberief, die der grosse Empfangssaal in der neuen Reichskanzlei bisher erlebt hatte. Ciano, Antonescu, Serrano Suñer sowie die Aussenminister von Ungarn, Bulgarien, Kroatien, Finnland und Dänemark sassen am 25. November nachmittags beim Staatsakt mit dem Gesicht zu dem geladenen Publikum von Prominenten an einem besonders langen, spiegelblanken, mikrofonbewehrten Tisch vor einem prachtvollen alten Gobelin und redeten einer nach dem anderen in wohltönenden, nichtssagenden, schattenhaften Phrasen. Es war Hitlers grosse Heerschau über seine Verbündeten und Vasallen, die einzeln von ihm empfangen und mit einer besonderen Mutinjektion versehen wurden. Am Schluss dieser Tage war ich heiser.

Anfang Dezember reiste ich mit Göring nach Paris. In St. Florentin-Vergigny, einem kleinen Städtchen nördlich der französischen Hauptstadt, hatte er mit dem sehr gealterten und seit Montoire noch viel zugeknöpfter gewordenen Marschall Pétain eine Besprechung, von der ich hinterher nicht wusste, weshalb sie überhaupt stattgefunden hatte.

Über all dies unerhebliche und wesenlose Treiben, das ich im Hauptquartier und in Berlin von meinem Dolmetscherposten aus beobachten konnte, gingen inzwischen die wirklich ausschlaggebenden Ereignisse hinweg. In der Nacht vom 7. auf den 8. Dezember 1941 fing die Radiostation der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes die Nachricht von dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour auf. Als eine zweite Nachricht des gleichen Inhalts etwas später die erste Meldung zu bestätigen schien, wurde Ribbentrop benachrichtigt. Er war äusserst ungehalten, dass man ihn wegen solch unkontrollierter Nachrichten gestört hatte. «Wahrscheinlich handelt es sich wieder um einen Propagandatricks der Gegenseite, auf den meine Presse-Abteilung hereingefallen ist», so wurde mir am nächsten Tage erzählt, habe sich Ribbentrop geäussert und gleichzeitig den Auftrag gegeben, noch einmal Erkundigungen einzuziehen und ihm am nächsten Morgen genau Bericht zu erstatten.

Am nächsten Tage war die Bestätigung dann da. Hitler und Ribbentrop waren von den Japanern genau so überrascht worden, wie sie selbst ihren Verbündeten Mussolini immer erst in allerletzter Minute vor einer neuen Unternehmung ins Bild setzten. «Das scheint bei Diktatoren und Kaisern so Sitte zu sein», kommentierten wir «Kritikaster».

Am Montag, den 8. Dezember, wurde die amerikanische Kriegserklärung an Japan vom Senat und vom Repräsentantenhaus angenommen. «Wir (Roosevelt und einige Kabinettsmitglieder im Weissen Haus am Sonntag, den 7. Dezember, um 8,30 Uhr abends) sprachen auch darüber, ob wir den anderen Mitgliedern der Achse den Krieg erklären sollten. Wir nahmen jedoch an, dass Deutschland bestimmt uns den Krieg erklären würde. Dem Telegrammwechsel zwischen Berlin und Tokio hatten wir entnommen, dass über diesen Punkt zwischen den beiden Regierungen eine bestimmte Abmachung bestand. Wir beschlossen daher, abzuwarten und Hitler und Mussolini den Vortritt mit ihren Kriegserklärungen zu lassen», schreibt Cordell Hull in seinen Memoiren.

Lange brauchten die Amerikaner nicht zu warten. Übrigens ist mir von irgendwelchen Abmachungen mit Japan nichts bekannt, die Hitler gezwungen haben könnten, von sich aus den Krieg an Amerika zu erklären. Ich hatte damals aus Äusserungen Ribbentrops den Eindruck gewonnen, dass Hitler aus einem eigensinnigen Prestigebedürfnis Roosevelt mit der Kriegserklärung, die er auch seinerseits erwartete, zuvorkommen wollte.

In den Mittagsstunden des 11. Dezember stand ich daher erneut, wie vor 6 Monaten, mit Ribbentrop in seinem Arbeitszimmer in der Wilhelmstrasse. Wir erwarteten den Geschäftsträger der Vereinigten Staaten. Als dieser das Zimmer betrat, wurde er nicht zum Sitzen aufgefordert. Stehend verlas ihm Ribbentrop eine Erklärung, in welcher die Vereinigten Staates des Bruchs der Neutralität und des Übergangs

zu offenen militärischen Angriffshandlungen gegen deutsche U-Boote bezichtigt wurden. «Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika ist von anfänglichen Neutralitätsbrüchen endlich zu offenen Kriegshandlungen gegen Deutschland übergegangen ... Unter diesen durch den Präsidenten Roosevelt veranlassten Umständen ... betrachtet sich Deutschland von heute ab als im Kriegszustand mit den Vereinigten Staaten von Amerika befindlich.» Darauf überreichte Ribbentrop mit grosser Geste das Schicksalsdokument dem Geschäftsträger, der seine Lage sichtlich als recht peinlich empfand, und deutete durch eine steife Verbeugung an, dass die Audienz beendet sei.

Ich geleitete den amerikanischen Diplomaten, den wir im Auswärtigen Amt alle recht gut leiden konnten, bis zur Tür, gab ihm die Hand und lächelte ihm zu. Draussen erwartete ihn schon der Protokollchef, der zu meiner Befriedigung die gleiche Haltung einnahm wie ich selbst und dem amerikanischen Geschäftsträger diese peinlichen Minuten möglichst zu erleichtern suchte.

Zweimal hatte in diesem Jahre der Osten in Berlin zu uns gesprochen, und zweimal hatte ich in diesem Arbeitszimmer Ribbentrops den Beginn eines neuen Krieges miterlebt, der entweder direkt oder indirekt mit dem Osten zusammenhing. Selten verliess ich das Auswärtige Amt so deprimiert wie nach jener Kriegserklärung. Auch ich unterschätzte damals Amerika und glaubte nicht, dass in dem Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, die durch Tausende von Meilen des Grossen Ozeans getrennt waren, eine so schnelle Entscheidung möglich wäre, wie sie dann tatsächlich eingetreten ist. «Der Krieg wird sich nun unendlich in die Länge ziehen», war meine erste Reaktion. Die zweite aber war, dass für Deutschland jedenfalls ein Sieg nicht mehr möglich sei, wo es, genau wie im Ersten Weltkriege, nun wieder im Osten und im Westen den verhängnisvollen Zweifrontenkrieg zu führen hatte. Trotz dieser Vorahnungen aber hatte ich damals keine Vorstellung von der Grösse der Katastrophe, der das Reich unter der Führung Hitlers entgegenging.

22

SCHATTENSPIELE MIT DÜSTEREM HINTERGRUND (1942/43)

Schon bald nach jenem denkwürdigen Morgen des 22. Juni 1941, als Ribbentrop dem russischen Botschafter Dekanosow die «militärischen Gegenmassnahmen» angekündigt hatte und damit der folgenschwere Krieg gegen Russland eröffnet worden war, änderte sich auch vieles in meiner Dolmetschertätigkeit. Anstatt in Schlössern oder an Bankettafeln arbeitete ich jetzt in zunehmendem Masse in den Hauptquartieren Hitlers im Osten. Er hielt seine Anwesenheit im Kreise seiner militärischen Mitarbeiter für derartig wichtig, dass er sich seine ausländischen Besucher ins Hauptquartier bestellte. Auch der Verkehr am Brenner wurde nicht mehr gestört.

Das Grosse Hauptquartier Hitlers, in dem nun die meisten Besprechungen stattfanden, lag in Ostpreussen in der Nähe von Rastenburg in einem düsteren Walde versteckt. Er erinnerte an das Märchen von der bösen Hexe, und mit Recht trug der Sitz Hitlers den Tarnnamen «Wolfsschanze».

Mitten in diesem Walde, durch mehrere Sperrkreise von der Aussenwelt völlig abgeschlossen, lagen die Unterkünfte, die Hitler und die Militärs beherbergten. Es handelte sich um ein Dutzend zum Teil in Stein aufgeführter, komfortabler Baracken, die, im Innern einfach mit Holz verkleidet, verhältnismässig geschmackvoll und ohne jeden Prunk eingerichtet waren. Die ganze Anlage war selbstverständlich mit den modernsten Hilfsmitteln der Telefon- und Radiotechnik ausgerüstet, auch ein Kino fehlte nicht, in dem ausser den neuesten Wochenschauen sogar englische und amerikanische Filme, die sonst in Deutschland streng tabu waren, vorgeführt wurden, um die Eintönigkeit dieses Walddaseins etwas zu mildern.

Die Atmosphäre dieses Lagers in dem düsteren ostpreussischen Wald war für den, der aus der sonnigen Weite der umgebenden Landschaft dort hineinkam, niederdrückend. Selbst wenn die Sonne schien, brannte in Hitlers Räumen unter dem dunklen Schatten der Waldbäume oft den ganzen Tag über das elektrische Licht. So wie er selbst nur wenig ins Freie ging, als wäre ihm sogar das düstere Waldeslicht noch zu hell, so kam seine Umgebung nur selten aus dem dunklen Wald nach aussen. «Es ist schrecklich, immer diese Bäume um sich zu haben», beklagte sich einmal der Verbindungsmann des Auswärtigen Amtes bei mir, «und nie richtig an die freie Luft zu kommen.» Ich konnte ihm dieses Niedergedrücktsein von der Dämmeratmosphäre im Grossen Hauptquartier nur allzu gut nachfühlen. Ich atmete selbst jedesmal erleichtert auf, wenn ich mit den ausländischen Besuchern den finsternen Wald wieder verlassen konnte, in dem ich meistens nur einen oder zwei Tage hintereinander verbrachte. Aufrichtig bedauerte ich all die vielen, die dienstlich an Hitler und seine Umgebung gekettet waren und wochen-, ja monatelang wie die Gefangenen in dem grossen Walde leben mussten. Die meisten von ihnen hätten sehr gern die Front mit diesem unheimlich künstlichen Dasein vertauscht.

Noch schlimmer wurden die Verhältnisse, als mit der zunehmenden Gefahr von Luftangriffen auf dieses Hauptquartier der Betrieb in oberirdische Bunker verlegt wurde, die mit ihren 7 m starken, fensterlosen Betonmauern wie vorweltliche Ungeheuer, grau und grün getarnt, in dem Walde zu hocken schienen. Wie die Stollen eines Bergwerks zogen sich niedrige Korridore durch diese «montagnes synthétiques» oder synthetischen Berge, wie der rumänische Aussenminister Mihai Antonescu diese Gebilde einmal sehr treffend bezeichnet hatte. Die Räume waren recht klein. Man fühlte sich in ihnen immer irgendwie beengt. Die feuchten Ausstrahlungen der Betonmassen, das dauernde künstliche Licht und das ständige Sausen der Belüftungsanlagen erhöhten die Unwirklichkeit dieses Milieus, in dem ein immer bleicher und aufgedunsener werdender Hitler seine ausländischen Besucher empfing. Das Ganze wirkte wie der Schlupfwinkel eines sagenhaften, bösen Geistes.

Beobachter, denen die düstere Sagenwelt ferner lag, fühlten sich ins Filmland versetzt. «Der Märchenwald für den soeben beendeten Hänsel- und-Gretel-Film wird morgen abgebaut», erklärte mir einmal ein witziger Kollege, «und übermorgen fangen wir mit den Aufnahmen zu Antonius und Cleopatra an, die Pyramiden stehen schon da.»

Vieles hatte sich in meiner Tätigkeit im Laufe der Jahre immer wieder geändert, nur eins war unverändert geblieben: die Plötzlichkeit, mit der ich ohne Vorwarnung auf Reisen geschickt wurde. «Sie müs-

sen sofort ins Hauptquartier reisen», sagte bei solchen Gelegenheiten eine Stimme am Telefon in meinem Arbeitszimmer, «das Kurierflugzeug verlässt den Flugplatz Staaken in einer Stunde.» Diese Kuriermaschinen waren tolle Beförderungsmittel. Sie hatten keinerlei Inneneinrichtung. Manchmal sass man auf Kisten und Ballen, später konnte man auf einigen primitiven Holzbänken balancieren, es zog heftig, roch nach Benzin, und der Lärm war ohrenbetäubend. Am Steuer sass meistens ein Luftwaffenangehöriger, der weniger auf Kundendienst als auf schnelles und geradliniges Fliegen zum Zielort eingestellt war und genau auf dem Bleistiftstrich seiner Pilotenkarte entlang durch Gewitterwolken und Hagelschauer mit seiner Güter- und Menschenfracht hindurchbrauste, dass selbst starken Männern «das Frühstück aus dem Gesicht fiel», wie es in der rauhen Sprache hiess, die an Bord dieser spartanischen Verkehrsmittel herrschte.

Meine «Umlaufgeschwindigkeit» hatte sich ab 1941 gegenüber früheren Zeiten noch erheblich vergrössert. Kaum war ich das erste Mal im Hauptquartier angekommen, als mir mitgeteilt wurde, dass ich am nächsten Tage mit Hitler in die Ukraine fliegen müsse, wo er mit Antonescu Zusammentreffen werde, um ihm einen Orden zu überreichen und dabei auch noch die militärische Lage mit ihm zu besprechen. Das Frühstück nahmen wir in Ostpreussen ein, ebenso das Mittagessen. Dazwischen waren wir aber von Rastenburg bis nach Berditschew geflogen, hatten den Orden überreicht, ein politisches Gespräch absolviert und an einer Lagebesprechung mit Rundstedt teilgenommen.

Auch Langstreckenrekorde für Dolmetscher stellte ich damals auf. So legte ich in der zweiten Augushälfte wieder einmal 6'000 km in wenigen Tagen zurück, und zwar im Gegensatz zu der grossen Reise von 1940 diesmal mit Mussolini und in östlicher Richtung. Infolge des Personalmangels, der sich auch bei uns im Amt bemerkbar machte, musste ich gelegentlich neben meinen Dolmetscheraufgaben auch den mir befreundeten Protokollchef unterstützen, da sich bei manchen Gelegenheiten beide Tätigkeiten ganz gut verbinden liessen.

Auch diesmal erfolgte der Auftrag so kurzfristig, dass ich im 100-km-Tempo auf der Autobahn von Berlin nach München und von dort mit einem kleinen Sonderzug an den Brenner reisen musste, um an der Reichsgrenze als sogenannter Chef des Ehrendienstes Mussolini mit seinem Sonderzug in Empfang zu nehmen und ihn von dort ab auf der ganzen Reise zu begleiten, bis er eine Woche später in Tarvis an der Grenze nach Kärnten wieder «abgeliefert» wurde.

Vom Brenner ging es direkt in den dunklen Wald nach Ostpreussen, von dort zusammen mit Hitler am nächsten Tage nach Brest-Litowsk, am Abend wieder zurück nach Ostpreussen, in der Nacht weiter mit dem italienischen Sonderzug zu dem südlichen Hauptquartier Hitlers in der

Nähe von Krakau, von wo wir am nächsten Tage mit Jägerschutz nach Uman in die Ukraine flogen, dann den ganzen Tag über auf aufgeweichten Strassen in Geländewagen, die sich auch mit den höchsten Herrschaften oft wie der bekannte «Wackeltopf» in den Vergnügungsparks bewegten, eine italienische Division suchten, die Mussolini besichtigen wollte, sie schliesslich auch fanden, um dann schnell wieder per Flugzeug nach Krakau zurückzufliegen, wo die Sonderzüge gegen Fliegerangriffe in einer regelrechten Betonröhre untergebracht waren, aus der ich gegen Abend mit Mussolini wieder über Wien nach dem bereits erwähnten Tarvis fuhr, mich dort von ihm verabschiedete, mit den drei Sonderwagen des «Ehrendienstes» noch in der gleichen Nacht nach Salzburg zurückkehrte, von wo ich um drei Uhr morgens auf der Autobahn über München nach Berlin fuhr, das ich nach genau einer Woche um 1 Uhr mittags wieder erreichte, gerade rechtzeitig, um einen für 2 Uhr mittags angesetzten Termin wahrnehmen zu können.

Dass bei diesem Tempo für irgendwelche ernsthaften Besprechungen kaum Zeit war, liegt auf der Hand, denn die beiden Diktatoren benutzten nicht etwa den gleichen Sonderzug. Sie fuhren getrennt und trafen sich nur im Flugzeug, in den Geländewagen und bei den kurzen Aufenthalten in den Hauptquartieren. Derartige Begegnungen waren daher weiter nichts als Schattenspiele, durch welche der Aussenwelt etwas vorgetäuscht wurde, was in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Noch weniger als bei den Brennerggesprächen kam Mussolini bei solchen Gelegenheiten dazu, eine eigene Meinung zu äussern. Wenn sich die beiden Diktatoren einmal eine Stunde gegenüber sass, spielte Hitler die jeweils von ihm bevorzugte Grammophonplatte über unsere Siegesaussichten, über die Stärke unserer Stellung und über die Schwäche Russlands und Englands sowie über den unausbleiblichen Endsieg, überschüttete seinen Besucher mit Zahlen und technischen Einzelheiten, liess ihm von Kluge oder Rundstedt militärische Vorträge halten und führte ihm die neuesten deutschen Riesengeschütze vor. Meinen Beobachtungen nach war der Endeffekt erstaunlicherweise immer wieder eine moralische Stärkung Mussolinis oder der anderen Besucher, mit denen in kleinerem Rahmen ein solches Programm abgewickelt wurde. Über die Dauerwirkung solcher Stärkungskuren im Schnelltempo hatte ich allerdings bereits damals erhebliche Zweifel. Ich erlebte meistens schon auf der Rückreise ein beträchtliches Absinken der Zuversicht und könnte mir denken, dass die Besucher, wenn sie wieder in ihr Land zurückgekehrt waren, die Dinge genau so pessimistisch ansahen, wie sie dies seit 1941 in zunehmendem Masse auf Grund der allmählich immer ungünstiger werdenden Gesamtlage zu tun pflegten.

Auch diese Treffen erforderten eine Unsumme von technischen Vorbereitungen. Zeitlich war alles stunden-, ja fast minutenweise

genau festgelegt; sogar die «Rasierpause», die der Sonderzug Mussolinis zum täglichen Rasieren einhalten musste, wurde von der Reichsbahn im Fahrplan des Sonderzuges genau einkalkuliert. Eine grosse Zahl von Lokomotiven, die damals schon knapp zu werden begannen, von Bedienungspersonal und Wachmannschaften wurde aufgeboten; in den Stäben hinter der Front, die das Unglück eines solchen Besuches hatten, wurde die Zeit nutzlos mit der Vorbereitung der Vorträge und Darbietungen vertan, wo doch soviel dringendere Aufgaben vorlagen. Es war ein ungeheurer Leerlauf, der nach aussen hin durch stereotype Kommunikés über «Kameradschaft», «Schicksalsverbundenheit», «den Krieg bis zum siegreichen Ende fortsetzen», «die neue europäische Ordnung» und ähnliche Klischees getarnt wurde, wie sie z.B. in der Verlautbarung über den Mussolini-Besuch am 29. August 1941 zu finden sind.

Ich hatte überhaupt oft den Eindruck, dass die ganzen Veranstaltungen lediglich dieser Kommunikés wegen stattfanden, die dem deutschen Publikum, vor allem aber dem Auslande, imponieren sollten. Bei ihrer Ausarbeitung kam es manchmal zu grotesken Zwischenfällen.

So erinnere ich mich daran, dass ich während der Rückreise nach Tarvis hinter Wien auf einer der Stationen, auf der unsere Zugtelefone fahrplanmässig durch ein Kabel mit dem Telefonnetz der Reichspost verbunden wurden, zur Übermittlung an Mussolini eine lapidare Mitteilung in einem Satz erhielt: «Der Reichsaussenminister hat das Kommuniké zurückgezogen.» Sofort danach setzte sich der Zug wieder in Bewegung und die Verbindung war abgebrochen. Ich hatte erlebt, mit wieviel Mühe dieses Schlusskommuniké zustande gekommen war und hatte daher meinen Ohren kaum getraut, als ich die Mitteilung am Telefon erhielt. Einen noch grösseren Schreck als ich bekamen die Italiener, die wussten, wie sehr sich Mussolini über verschiedene Formulierungswünsche Ribbentrops aufgeregt hatte. Ich schlug vor, auf der nächsten Telefonstation zurückzufragen. Theoretisch hätte man auch auf dem Funkwege während der Fahrt um Auskunft bitten können. Da ein solches Telegramm aber erst chiffriert werden musste, damit es nicht abgehört werden konnte, von einer Funkstelle in Berlin dann wieder an den ebenfalls in Fahrt befindlichen Sonderzug Hitlers oder an den in einem dritten Sonderzug reisenden Ribbentrop durchgegeben worden wäre und dem Empfänger erst nach zeitraubender Dechiffrierung vorgelegt werden konnte, war es einfacher, bis zum nächsten Telefonanschluss zu warten.

Das aber wagten die Italiener nicht. Sie gingen mit meiner Meldung sofort zu ihrem Duce. Dieser explodierte mit echt italienischem Temperament. «Lassen Sie sofort den Zug anhalten», sagte er in äusserster Erregung zu mir, «ich verlasse den deutschen Boden nicht eher, als bis diese Unverschämtheit Ribbentrops wieder in Ordnung gebracht ist.»

Ich hatte den Eindruck, dass er am liebsten selbst gleich die Notbremse gezogen hätte. «Auf der nächsten Station halten wir, und Sie telefonieren», befahl er mir mit Cäsarenmiene. Ich setzte ihm auseinander, dass ich nur auf dem grossen Kabelnetz verständlich sprechen könne und dass wir unbedingt bis zur nächsten Telefonstation warten müssten.

Dort stellte sich dann folgender Sachverhalt heraus, den ich, wie diesen ganzen Zwischenfall, hier nur wiedergebe, weil er typisch ist für die «Schattenspiele» jener Jahre. Nach der Abfahrt Mussolinis aus dem Hauptquartier Süd hatten sich auch die Sonderzüge Hitlers und Ribbentrops in Bewegung gesetzt. Ribbentrop hatte das Kommuniqué noch einmal durchgelesen und festgestellt, dass der Schlusssatz folgendermassen lautete:

«An den militärischen und politischen Besprechungen nahmen von deutscher Seite auch ... Generalfeldmarschall Keitel und Reichsaussenminister von Ribbentrop teil.» Ausser sich vor Wut, dass er hinter seinem Feinde (einem unter vielen) Keitel rangierte, klingelte er meinem Namensvetter, dem Leiter der Presse-Abteilung, und beauftragte ihn, die Rangordnung ändern zu lassen. Dieser stürzte auf der nächsten Station in den Sonderzug Hitlers und trug ihm Ribbentrops Beschwerde vor, worauf Hitler über seinen «eitlen» Aussenminister zu toben anfang. Die Streitigkeiten Ribbentrops mit Goebbels, Keitel und anderen hatten Hitler schon öfter zur Raserei gebracht. Stets aber lenkte er unerklärlicherweise von sich aus ein, so dass Ribbentrop immer arroganter wurde. Auch diesmal erklärte sich Hitler schliesslich bereit, Ribbentrop im Kommuniqué die erste Stelle einzuräumen.

Erfreut und erleichtert stieg der Pressechef Schmidt auf der nächsten Station wieder in Ribbentrops Sonderzug um und berichtete von seinem Erfolg. «Was hat der Führer gesagt», fragte Ribbentrop etwas ängstlich, und als ihm Schmidt schonend von dem Unwillen erzählte, den er an höchster Stelle hervorgerufen hatte, erklärte Ribbentrop plötzlich: «Ich ziehe meinen Änderungsantrag zurück, es soll alles so bleiben, wie es war.» Da das Kommuniqué in der nächsten Stunde in Berlin herausgegeben und am Rundfunk verlesen werden sollte, war die Sache äusserst eilig, und Schmidt entschloss sich, den Funkweg zu benutzen. Auf diese Weise kam die Meldung verstümmelt nach Berlin und wurde mir von dort zur Weitergabe an Mussolini in meinen Sonderzug durchgegeben. Schattenspiele! ...

Etwas weniger schattenhaft waren die Besprechungen zwischen Hitler und Antonescu, der im Februar 1942 zum erstenmal ins Hauptquartier nach Ostpreussen kam. Ich habe schon erzählt, wie er seine politischen Ausführungen stets langatmig mit der Erschaffung Rumäniens begann,

das er als den «Fels, der durch die Jahrhunderte der slawischen Flut standgehalten hat» und dessen «Wiege Siebenbürgen ist», bezeichnete. Ziemlich unverhüllt deutete er bei jedem Besuch seine feste Absicht an, sich ganz Siebenbürgens eines Tages mit Waffengewalt wieder zu bemächtigen. Hitler hatte seine geheime Freude an Antonescus Ausbrüchen gegen die Ungarn und ging sogar so weit, Antonescu anzuzeigen, dass er ihm vielleicht später einmal freie Hand für seine Eroberungspläne lassen würde. «Die Geschichte steht nicht still», hatte er beschwichtigend gesagt, als sich Antonescu wieder besonders lebhaft über die «Ungerechtigkeit des Wiener Schiedsspruches» beschwert hatte. «Sie werden vielleicht noch einmal ein neues Blatt der Geschichte umwenden können», hatte Hitler deutlicher werdend hinzugefügt und war von Antonescu sehr gut verstanden worden, denn dieser erinnerte ihn in späteren Jahren noch manches Mal an das «Versprechen», das er ihm in Bezug auf Siebenbürgen gegeben hatte.

Auch sonst nahm Antonescu in diesen Gesprächen kein Blatt vor den Mund. Als Hitler einmal den Rumänen neben den Ungarn und den Italienern die Schuld an dem russischen Durchbruch durch die Front, der dann zur Einkesselung der Stalingrad-Armee führte, zuschieben wollte, verwahrte sich Antonescu energisch dagegen und kritisierte die deutsche Führung, also indirekt Hitler selbst sehr heftig und, wie mir schien, sehr zutreffend mit den Argumenten eines alten Generalstäblers.

Denn in Bezug auf militärische Dinge liess sich Antonescu nichts vormachen. Soweit ich es beurteilen konnte, war er ein ausgezeichneter Stratege, der jedesmal wohlvorbereitet mit Bänden von Statistiken und Schaubildern zu diesen Besprechungen erschien, in denen alle Einzelheiten der Kriegführung, von den Verlusten (säuberlich nach Kategorien und Jahresklassen in verschiedenen Farben eingezeichnet) bis zum Munitionsbedarf und den Artilleriereserven, dargestellt waren.

Mit aufmerksamen und kritischen Augen verfolgte Antonescu auch die Lagebesprechung vor der grossen Karte in dem Raum, in dem später das Attentat auf Hitler stattfand. Nacheinander hielten Heer, Marine und Luftwaffe an Hand der Karten ihre Vorträge, die ich ins Französische übersetzte. Es wurde ihm jedesmal ein Gesamtüberblick gegeben, aber je mehr sich die wirkliche Lage an den Fronten verschlechterte, um so öfter hörte ich bei den Offizieren für diese Lagebesprechung den Ausdruck «Schaulage», d.h. es wurde dem ausländischen Gast ein Bild vermittelt, das die Dinge in einem günstigeren Licht erscheinen liess, als sie wirklich waren. Ob Antonescu diese Taktik als Sachverständiger durchschaute, war nicht zu erkennen. Er stellte jedenfalls nur sehr wenige Fragen und verliess das Hauptquartier meinen Beobachtungen nach doch immer wieder mit neuem Mut. Ich hörte jedoch oft wenige Tage danach aus Bukarest, dass er bei der Rückkehr nach Rumänien

keine Wirkungen des ermutigenden Zuspruchs Hitlers mehr gezeigt habe, weil er inzwischen aus den eigenen Frontberichten erkannte, dass ihm im Hauptquartier die Dinge zu günstig dargestellt worden waren.

Nicht immer fanden jedoch die Zusammenkünfte, auch wenn die Kommuniqués mit den Worten «aus dem Führerhauptquartier» begannen, in dem strengen und einfachen Rahmen des Waldlagers in Ostpreussen oder anderer militärischer Hauptquartiere Hitlers im Osten statt. Auch hierbei trat bis zum Ende des Krieges der von mir so oft beobachtete Kontrast hervor. Es gab alljährlich im Frühjahr eine Art Salzburger Saison, in der es zwar für das Publikum «Führerhauptquartier» hiess, die Begegnungen tatsächlich aber in dem Barockschloss Klessheim abgehalten wurden, das einstmals den Fürstbischöfen von Salzburg gehört hatte. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass dieses Schloss, besonders nachdem es im Innern unter sachkundiger Leitung wieder völlig neu hergerichtet worden war, ein architektonisches Juwel darstellte, das ganz und gar nichts mit dem zu tun hatte, was sich die breite Masse unter dem Führerhauptquartier vorstellte.

In der «Salzburger Saison» von 1942 wohnten Mussolini und Giano am 29. und 30. April hier und besprachen sich in den Luxusappartements dieser ehemaligen bischöflichen Residenz mit Hitler und Ribbentrop, teils getrennt, teils in gemeinsamen Unterhaltungen im grösseren Kreise. Auch ihnen wurde eine «Schaulage» geboten.

Bei den getrennten Besprechungen übersetzte ich für Giano, da dieser gar nicht Deutsch verstand, während Mussolini und Hitler sich allein unterhielten. Im Winter 1941/42 waren bekanntlich in Russland die ersten Schwierigkeiten für die deutsche Kriegführung entstanden. Wir waren vor Moskau steckengeblieben. Es hatte die Riesenblamage der ungenügenden Versorgung des Heeres mit Winterkleidung gegeben. In Deutschland mussten plötzlich von den Zivilisten Pelze gesammelt werden, und die Skier wurden eingezogen, so dass jeder Unvoreingenommene einen geradezu verheerenden Eindruck von der weisen Voraussicht der deutschen Führung bekam.

Diese und ähnliche Schlappen mussten damals Hitler und Ribbentrop in ihren Gesprächen mit den Italienern irgendwie bemänteln. Zu diesem Zweck war eine neue Grammophonplatte angeschafft worden, die Ribbentrop wieder überlaut vorspielte. «Das Genie des Führers hat den russischen Winter überwunden!» Deutschland würde nach Südrussland vorstossen und die Sowjets durch Wegnahme der Petroleumgebiete zur Kapitulation zwingen. Dann würden auch die Engländer einsehen, dass sie besser daran täten, «um Frieden zu bitten». «Amerika ist ein grosser Bluff», «Frankreich ist unzuverlässig». Das waren die Themen jener Salzburger Schattenspiele von 1942.

In seinem Tagebuch schildert Ciano unter dem 29. April 1942 die Situation sehr treffend: «Hitler redet, redet, redet. Mussolini, der gewohnt ist, selbst zu sprechen, und hier fast immer schweigen muss, leidet. Am zweiten Tage, nach dem Essen, als wirklich schon alles gesagt worden war, was gesagt werden konnte, hat Hitler ununterbrochen eine Stunde und vierzig Minuten gesprochen ... über Krieg und Frieden, Religion und Philosophie, Kunst und Geschichte. Mussolini blickte mechanisch auf die Uhr, ich hing meinen Gedanken nach ... General Jodl war nach einem epischen Kampf gegen den Schlaf auf einem Divan eingeknickt. Keitel schwankte zwar, aber es gelang ihm doch immer wieder, den Kopf gerade zu halten. Er sass zu nahe bei Hitler, um sich gehen lassen zu können, wie er es wohl gern gewollt hätte. Die armen Deutschen, sie mussten das jeden Tag über sich ergehen lassen, und es gab sicher kein Wort, keine Geste und keine Pause, die sie nicht auswendig wussten.» Diese Vermutung kann ich als Dolmetscher nur bestätigen. Meine Arbeit wurde durch die saisonmässig abzuspielenden Grammophonplatten bedeutend erleichtert.

Bei den «Salzburger Schattenspielen» des nächsten Jahres, vom 7. bis 10. April 1943, brauchte sich Ciano nicht mehr zu langweilen. Er wurde im Februar 1943 zur grossen Freude Hitlers und Ribbentrops, denen seine immer kritischer werdende Einstellung gegenüber der deutschen Politik nicht verborgen geblieben war, von Mussolini ausgeschifft und als Botschafter an den Vatikan versetzt. In einem jener politischen Prozesse, die damals in Mode kamen, wurde er dann wegen der Rolle, die er bei der Absetzung Mussolinis gespielt hatte, zum Tode verurteilt und im Januar 1944 erschossen.

Anfang April 1943 erschien Mussolini mit seinem neuen aussenpolitischen Berater Bastianini, der in allem das genaue Gegenteil von Ciano war, ernst, fast finster, ruhig und zurückhaltend in seinen Äusserungen. Die Szenen, die Ciano im Vorjahre so treffend beschrieben hatte, wiederholten sich. Interessant und neu war höchstens, wie eindringlich Mussolini diesmal für eine Verständigung mit der Sowjetunion eintrat. «Russland zu besiegen, erscheint mir unmöglich», erklärte er dem Sinne nach, «deshalb ist es besser, im Osten einen Kompromissfrieden zu schliessen und die Hände gegen Westen frei zu bekommen.»

Genau gegenteiliger Ansicht war Antonescu, der zwei Tage nach Mussolinis Abreise, am 12. April 1943, in Klessheim weilte. «Alle Kraft gegen den Osten», so lautete sein Rat. Er befürwortete deshalb, mit den Westmächten Frieden zu schliessen.

Vier Tage später, am 16. April 1943, erschien Horthy, über dessen Unterhaltungen mit Hitler ich nichts Genaues weiss, da ich nicht zu dolmetschen hatte, aber auch als «Aufzeichner» von Horthy hinauskomplimentiert wurde. «Ich möchte Sie heute bei der Unterredung mit

Horthy dabei haben», hatte Hitler vor dem Gespräch mit dem Reichsverweser zu mir gesagt, «damit eine Aufzeichnung von einem Unbeteiligten gemacht wird. Der Horthy dreht mir sonst hinterher das Wort im Munde herum.» Als der Reichsverweser dann erschien, blickte er mich etwas missbilligend an und sagte zu Hitler: «Ich dachte, wir sprächen unter vier Augen ohne Zeugen», worauf ich hinausgeschickt wurde. Ich war nie traurig, wenn mir eine langwierige Arbeit erspart blieb.

Bis zum Ende des Monats erschienen noch zwei weitere Besucher in Klessheim: Tiso («Wenn ich aufgeregt bin, muss ich ein halbes Pfund Schinken essen») aus der Slowakei und Pavelitsch, der «Poglavnik», d.h. Führer der Kroaten. «Noch nie ist ein Bürgermeister von dem Staatsoberhaupt einer Grossmacht mit solchen Ehren empfangen worden», kommentierten die Wandelgänge und Vorzimmer von Schloss Klessheim, denn die Partisanen hatten sich um diese Zeit in Kroatien schon derartig breitgemacht, dass die Autorität des Poglavnik sich kaum über den Bereich der Stadt Agram hinaus erstreckte.

Im Sommer 1942 wurde das Hauptquartier Hitlers zeitweise in die Ukraine verlegt. Es lag in der Nähe von Winniza, wieder in einem grossen dunklen Wald. In der Ukraine war die Atmosphäre des Hauptquartiers zwar um einige Grade freundlicher, aber für den Normalmenschen immer noch düster genug. Die Baracken mit ihrer Inneneinrichtung waren fast die gleichen wie in Ostpreussen, nur die Bunker fehlten. Zwei Stunden davon entfernt lag bei Shitomir das «Feldquartier» Ribbentrops, der sich nach Ausbruch des Russlandfeldzuges stets in der Nähe Hitlers glaubte aufhalten zu müssen. Dieser sorgte dafür, dass er ihm nicht allzusehr in die Nähe rückte, «damit er mir nicht dauernd mit seinen Angelegenheiten kommt». So hatte sich Ribbentrop auch in Ostpreussen in ziemlicher Entfernung von Hitlers Hauptquartier bei Angerburg auf Schloss Steinort, das der Familie Lehndorf gehörte, niederlassen müssen, während ein grosser Teil seiner Mitarbeiter am entgegengesetzten Ende des Schwentzeitsees, in dem für die Eissegelregatten der Winterolympiade gebauten Sporthotel Jägerhöhe, wohnten und arbeiteten. Diese weit voneinander getrennte Lage der einzelnen Dienststellen brachte sowohl in Ostpreussen als auch in der Ukraine ungeheure Zeitverluste mit sich, da Ribbentrop, rücksichtslos und unerfahren in der Leitung einer Behörde, die Beamten des Auswärtigen Amtes für jede Lappalie nach Ostpreussen oder in die Ukraine berief und sie dann manchmal tagelang dort beschäftigungslos antichambrieren liess. Es war ein gigantischer Leerlauf und eine groteske Verschwendung von Zeit, wertvoller Arbeitskraft – und Benzin.

Auch die fremden Botschafter wurden oft ins Hauptquartier bestellt. Da viele von ihnen nicht gut genug Deutsch sprachen, musste auch ich eine ganze Reihe von Reisen in die Ukraine unternehmen. Ein besonderer Schlafwagenzug, der sogenannte Dienstzug, stand hierfür zur Verfügung. Er verliess jeden Abend den Schlesischen Bahnhof in Berlin. Seine Abfahrt wurde im Winter vorgelegt, um den Fliegerangriffen zu entgehen. Am nächsten Morgen war man in Warschau, mittags in Brest-Litowsk, abends an der alten polnisch-russischen Grenze, und von da ab fuhr dieser Luxuszug wegen der Partisanen und der häufigen Schienensprengungen im Schnecken tempo bis nach Win niza, das er am nächsten Morgen erreichte. Die ausländischen Diplo maten mussten aber bereits um 3 Uhr morgens in Berditschew aus steigen und erreichten in zweistündiger Autofahrt das «Feldquartier» Ribbentrops, der sie um 11 Uhr empfing, um 12 Uhr mit ihnen zu Mittag ass und um 1 Uhr im Flugzeug mit ihnen zu Hitler aufbrach. Dort fand dann gegen drei oder vier Uhr die Besprechung statt, die sich ein bis zwei Stunden hinzog, worauf die Rückfahrt per Wagen ins Feldquartier angetreten wurde. Nach einem Abendessen fuhr man um 12 Uhr nachts nach Berditschew zurück, wo um 2 Uhr nachts der Dienstzug nach Berlin durchkam, der am übernächsten Morgen um 8 Uhr wieder auf dem Schlesischen Bahnhof eintraf. Auf diese Weise war ein Botschafter oder ein anderer prominenter Besucher wegen einer fast immer nebensächlichen oder belanglosen Angelegen heit und einer kurzen Besprechung mit Hitler drei Tage und vier Nächte unterwegs. Das ist ein bezeichnendes Beispiel für die Arbeitsmethoden, die Hitler und Ribbentrop bevorzugten. Dabei wurden nicht nur der Botschafter und ich selbst, sondern meistens noch ein Begleiter vom Protokoll in Bewegung gesetzt. Gelegentlich, wie z.B. bei Überreichung des Beglaubigungsschreibens des neuen türkischen Botschafters Saffet Arikan, des ehemaligen türkischen Kriegsministers, wurde ein ganzer Salonwagen mit Bedienungspersonal an den Dienstzug angehängt, und Staatsminister Meissner musste als Zeremonienmeister Hitlers selbst die Begleitung des Gastes übernehmen.

In dieser und in anderen Unterhaltungen mit dem türkischen Bot schafter bemühte sich Hitler übrigens immer, die Türkei aktiv auf die Seite der Achsenmächte zu ziehen. Er versuchte sie zu ködern, in dem er unter anderem die Möglichkeiten einer Angliederung russischer Territorien mit türkischer Bevölkerung durchblicken liess. Aber so wohl Arikan als auch sein Vorgänger Gere de liessen sich in keiner Weise auf derartige Dinge ein. Sie erklärten rund heraus, dass die Türkei genug damit zu tun habe, ihr eigenes Gebiet zur vollen Ent wicklung zu bringen, und nicht im Geringsten nach irgendwelchen Gebieterweiterungen strebe.

Der zweite Punkt, auf den sich die Bemühungen Hitlers richteten,

war, zu verhindern, dass sich die Türkei auf die englische Seite stellte. Zwar stritten die türkischen Botschafter stets eine solche Gefahr ab, aber wir waren über die Bemühungen, welche die Alliierten anstellten, um die Türkei zum aktiven Eintritt in den Krieg gegen Deutschland zu bewegen, durch unseren Geheimdienst recht gut unterrichtet, dem es eine ganze Zeit lang gelungen war, sich mit Hilfe eines nicht-englischen Kammerdieners Dokumente vom Schreibtisch des britischen Botschafters in Ankara zu beschaffen. Diese bei uns mit dem Tarnnamen «Cicero» bezeichneten Dokumente gaben uns bemerkenswerte Aufschlüsse über die Verhandlungen der Alliierten und der Türken. Für mich waren sie besonders interessant, weil sich die Türkei den stürmischen Anträgen der Alliierten mit ähnlichen Methoden zu entziehen suchte, wie ich sie in der Unterredung von Hendaye bei Franco beobachtet hatte, als ihn Hitler veranlassen wollte, auf Deutschlands Seite in den Krieg einzutreten.

Neben dieser Tätigkeit in den Hauptquartieren des Ostens kam ich durch meine Arbeit als Sprachsachverständiger im Laufe des Jahres 1942 noch bei zwei völlig anders gearteten Gelegenheiten im Westen mit dem militärischen Kriegsgeschehen in direkte Verbindung.

Mit einer kleinen Delegation aus deutschen Mitgliedern des Sprachendienstes wurde ich im April und im August nach Frankreich geschickt, um durch Gespräche mit englischen Kriegsgefangenen, die noch kurze Zeit vorher auf der britischen Insel gewelt hatten und bei den englischen bzw. kanadischen Unternehmungen gegen St. Nazaire und Dieppe in unsere Hände gefallen waren, Aufklärung über einige Punkte zu suchen, die das Auswärtige Amt interessierten. Dazu gehörten die Lebensmittel- und Versorgungslage, die Wirkung der deutschen Rundfunkpropaganda und die Stimmung der Bevölkerung in England. Nur ungern liess die Wehrmacht die «Zivilisten» vom Auswärtigen Amt an «ihre» Gefangenen heran, und es wurde uns ausdrücklich untersagt, irgendwelche Fragen über militärische Dinge zu stellen.

Wir hatten uns vorher ein Fragesystem zurechtgelegt, durch welches man gesprächsweise die verschiedenen Komplexe mit den Gefangenen berührte und aus ihren Reaktionen bzw. Antworten die entsprechenden Schlüsse ziehen konnte. So stellten wir fest, dass die Ernährungs- und Versorgungslage in England trotz des U-Boot-Krieges keineswegs so schlecht sein konnte, wie es wunschträumende Extremisten in Deutschland, unter denen sich an erster Stelle unser eigener Minister befand, angeblich wissen wollten. Wir erfuhren, dass die englisch-sprachigen Rundfunksendungen aus Deutschland in England aufmerksam verfolgt wurden und bekamen auch die günstigsten Sendezeiten mitgeteilt.

«Wenn Sie wollen, können Sie über den deutschen Rundfunk selbst Ihrer Familie die Nachricht über Ihre Gefangennahme durchgeben», sagten wir zu den Engländern, die trotz des strengen Verbots, am deutschen Rundfunk zu sprechen, fast ohne Ausnahme dazu bereit waren. Auf die Frage, wann denn die Familie in England den deutschen Rundfunk abhörte, damit zu dieser Zeit die persönliche Sendung durchgegeben werden könnte, erwiderten die meisten: «Unsere Leute hören zuerst unsere eigenen Neun-Uhr-Abendsendungen und dann die Nachrichtensendung um 9,30 Uhr aus Deutschland.» Wenn wir dann weiter fragten, ob sie das glaubten, was sie aus Deutschland hörten, antworteten sie alle mit Nein. «Aber auch unseren eigenen Sendungen glauben wir nicht ohne weiteres, die Wahrheit wird wahrscheinlich irgendwo zwischen den deutschen und den englischen Sendungen liegen.»

Interessant war, wie in Kanada die Bevölkerung vom Abhören unserer Sendungen abgehalten wurde. Als sich auch die Kanadier, die in Dieppe in unsere Hand gefallen waren, nach den Grussendungen förmlich drängten, fragten wir sie, ob denn ihre Familien Kurzwellenempfänger hätten, mit denen sie die deutschen Richtstrahler empfangen könnten. Sie verneinten das und erklärten, Grussendungen von Gefangenen würden bei ihnen über die Ortssender verbreitet. Wenn dies zutraf, so war es ein geradezu geniales Mittel, die Anziehungskraft, die derartige Grussendungen für das Abhören des übrigen Propagandaprogramms bilden sollten, dadurch zunichte zu machen, dass der Ortssender zwar die Grüsse brachte, den eigentlichen Propagandatext aber weg liess.

Sämtliche Gefangenen machten einen ganz ausgezeichneten Eindruck und hielten sich hervorragend. Es war für mich ein melancholisches Gefühl, diese Menschen, mit deren Sprache und Geschichte ich mich so gründlich beschäftigt hatte und deren Völker in mir immer so grosse Sympathien erweckten, hier als Gefangene hinter Stacheldraht zu sehen. Noch manchmal habe ich an meine Gespräche mit den Engländern von St. Nazaire und den Kanadiern von Dieppe gedacht, als ich nach 1945 selbst als Gefangener hinter Stacheldraht sass und dann und wann bei Vernehmungen, besonders durch einige Angehörige des amerikanischen Auswärtigen Amtes, ähnliche Gefühle des Bedauerns verspürte, wie ich sie damals in Frankreich meinen angelsächsischen Gesprächspartnern gegenüber empfand. Dass meine kurze Tätigkeit in Frankreich mein Erkennungsvermögen für Vernehmungsmethoden sehr geschärft hatte und ich interessante Vergleiche anstellen konnte, liegt auf der Hand. So entdeckte ich nicht ohne ein gewisses Schmunzeln, dass die «Civilians» auf der Gegenseite von der amerikanischen Wehrmacht ebenso misstrauisch betrachtet wurden wie wir Diplomaten im Jahre 1942 von den deutschen militärischen Stellen.

Am leichtesten führten sich die Gespräche in St. Nazaire und Dieppe mit den Mannschaften und mit den höheren Offizieren. Am schwersten

waren die jungen englischen Leutnants zu einer Äusserung zu bewegen. Nur wenn wir ihnen mehrfach erklärten, Deutschland würde sicher den Krieg gewinnen, konnten auch sie sich nicht halten und widersprechen. «An Ihrer Stelle würde ich das gleiche sagen», erwiderten wir dann, «ich kann Ihnen aber erklären, warum Deutschland den Krieg gewinnen wird. Sie aber können mir nicht sagen, warum England gewinnen wird.» Durch dieses unfehlbare Mittel kam die gewünschte Unterhaltung jedesmal in Gang und war recht aufschlussreich. Eindrucksvoll war die unüberhebliche Selbstverständlichkeit, mit der alle, vom einfachen Mann bis zum höchsten Offizier, von ihren Siegesaussichten sprachen, und das Fehlen eines jeglichen Fanatismus oder einer auch nur durch Gesten oder Mienenspiel in Erscheinung tretenden Hassstimmung gegen Deutschland.

Fast unüberwindliche Schwierigkeiten boten uns die Kanadier, aber nicht etwa aus Widersetzlichkeit, sondern weil diese kerngesunden, riesigen Holzfällergestalten, die uns aus freundlichen, blauen Augen in jugendlichen Gesichtern anblickten und beim Lachen herrliche, gesunde Zähne zeigten, von Europa und gar Deutschland so gut wie nichts wussten. «Haben Sie schon einmal von irgendeinem Deutschen gehört?» fragte ich einen dieser prächtigen Burschen. Er dachte lange und tief nach. «Yes», sagte er dann und nannte ... «General Rommel and Lilli Marlen.»

Für mich persönlich war noch interessant, dass bei jeder der beiden Gefangenengruppen von St. Nazaire und Dieppe jemand dabei war, der mich im Verlaufe des Gespräches plötzlich genau fixierte und dann sagte: «Sie sind doch der Dr. Schmidt, der immer dolmetscht», und erklärend hinzufügte, er habe mich bei grossen Konferenzen früher oft auf Bildern gesehen. Im Falle Dieppe handelte es sich dabei um einen kanadischen Major, der im Zivilberuf Skifabrikant war und als Französisch-Kanadier die Unterhaltung auf Französisch mit mir führte. «Ich habe Ihre Laufbahn in der Presse etwas verfolgt», erzählte er mir, «und hätte früher eine ganze Menge Geld dafür ausgegeben, wenn ich mich einmal mit Ihnen hätte unterhalten können.»

Dieser Major entkam übrigens acht Tage nach unserer Unterhaltung und schrieb zwei Monate später in England einen Artikel über sein Gespräch mit mir. Ich war froh, dass er darin nichts von einigen recht freimütigen Äusserungen erwähnte, die ich im Laufe des Gespräches in der Annahme getan hatte, dass er ja als Gefangener bis Kriegsende bei uns bleiben würde. Dafür hatte er wieder meine Äusserungen zu dem Thema «wer gewinnt den Krieg» für bare Münze genommen, die ich nur gemacht hatte, um ihn über die gleiche Frage zum Reden zu bringen.

Wie gut übrigens die unterirdischen Verbindungen von Frankreich nach England während des Krieges funktionierten, ergab sich auch

im Zusammenhang mit diesen Gefangenenvernehmungen in eindringlicher Weise. Über das Vernehmungsergebnis verfasste ich jedesmal in Paris im Hotel Bristol zusammen mit meiner Delegation einen ungeschminkten Bericht, der allerdings, soviel ich weiss, nie irgendwelche Nachwirkungen ausgelöst hat, da die darin enthaltenen Tatsachen nicht der amtlichen Auffassung entsprachen. Wir arbeiteten gemeinsam in einem grossen Sitzungszimmer des Hotels. Von Zeit zu Zeit brachte uns der Oberkellner Getränke herein, und während seiner Anwesenheit hörten wir meistens auf, zu diktieren.

Kurze Zeit nach meinem letzten Aufenthalt in Paris im August erschien nun in einer Londoner Zeitung ein Bericht, wonach gewisse Befehle, die in der Nähe von Dieppe bei einem gefallenem englischen Offizier gefunden und von Deutschland propagandistisch ausgenutzt worden waren, «in Wirklichkeit von Dr. Schmidt, dem England-Sachverständigen des Auswärtigen Amtes, mit einem grösseren Mitarbeiterstab in Paris gefälscht worden» seien. Ich konnte mir in der Erinnerung an den Oberkellner von Paris recht gut denken, auf welche Weise diese Meldung zustande gekommen war, und ich war eigentlich ein bisschen stolz darauf, dass in England meine Sprachkenntnisse so hoch eingeschätzt wurden, als könne ich selbst amtliche Dokumente naturgetreu nachahmen.

In den Jahren der politischen Schattenspiele wurde der Rahmen meiner Tätigkeit schliesslich auch in Berlin kriegerischer, je mehr sich die Bombenangriffe der Engländer gegen die Reichshauptstadt entwickelten. Voll tiefer Betrübnis hatte ich seinerzeit im Herbst 1940 die jubelnden Meldungen der Goebbels-Presse über die Angriffe auf London gelesen, wo ich eine ganze Reihe von Freunden besass, das ich genau so gut wie Berlin kannte und nach den vielen Monaten, die ich dort sowie in Paris all die Jahre vor dem Kriege verbracht hatte, als eine Art zweite Heimat betrachtete. «Wie soll ich nur meinen englischen Bekannten und Freunden nach dem Kriege wieder ruhig unter die Augen treten können», dachte ich voller Trauer immer, wenn ich in unseren Zeitungen von «grossen Bränden», von «schweren Zerstörungen» und ähnlichem las, wie es Goebbels in der Presse der Bevölkerung und Hitler und Ribbentrop mit einer auf mich abtossend wirkenden Freude den ausländischen Besuchern mitteilten. Ich freute mich innerlich, wenn ich im Radio hörte, wie tapfer sich die Londoner Zivilbevölkerung bei diesen Angriffen verhielt, und in den englischen Zeitungen, die mir den ganzen Krieg über zugänglich waren, las, dass sie alle Unbill mit einem Gleichmut und einem Humor ertrug, wie er den Grosstädtern aller Länder eigen zu sein scheint. Ich verwünschte das Hitlerregime, das mich in den Gewissenskonflikt brachte, mitten

im Kriege mit dem Herzen beim «Feinde» zu sein, den ich nun einmal nicht als echten Feind empfinden konnte.

Ich habe in den späteren Jahren mit wenigen Ausnahmen alle grossen Luftangriffe, die Berlin auszuhalten hatte, miterlebt, da ich immer zufällig gerade zu Hause war, wenn es besonders hoch herging. Wenn ich dann in den Bombennächten mit den übrigen verängstigten Hausbewohnern im Keller sass, wenn wir durch die mangelhafte Deckung die schweren Brocken auf uns herunterrauschen hörten und mit angehaltenem Atem und eingezogenen Köpfen den Einschlag abwarteten, wenn die Kellertür durch den Raum segelte, das Licht erlosch, das Haus vom Luftdruck wankte, wenn alles aufsprang, weil wir glaubten, im nächsten Augenblick nun auch unter Trümmern begraben zu werden, wenn Staub und Rauch uns in die Lungen drangen und das unheimliche Krachen zusammenstürzender Mauern uns erschauern liess, dann beherrschte mich neben der Angst um das eigene Dasein paradoxerweise ein Gefühl der Befriedigung. In jenen Nächten wusste ich, dass ich nach dem Kriege meinen englischen Freunden wieder mit offenem Blick würde begegnen können. Die brennenden Wohnviertel Berlins schienen mir die Rechnung auszugleichen, jedenfalls was den Luftkrieg anging. Das zweite Gefühl, das sich bei mir als Folge dieser Angriffe auf Berlin einstellte, war das des Stolzes auf meine Berliner Landsleute. Wenn ich 1940 immer voll zwiespältiger Befriedigung die Londoner hatte erklären hören, «we can take it», so wusste ich jetzt, dass wir Berliner den Londonern in Bezug auf das «hart im Nehmen sein» in nichts nachstanden. Das erschien mir fast wie eine Solidarität der Grossstädter.

Arg mitgenommen wurde auch das Auswärtige Amt schon 1943. «Das Ministerbüro ist von den Engländern zum obersten Stockwerk befördert worden», kommentierten wir, als das Haus Wilhelmstrasse 74 im November 1943 bis auf das erste Stockwerk, in dem unsere Büroräume lagen, durch Feuer zerstört wurde. Die prunkvollen Kronleuchter wurden bei Regen und Schnee zu Fontänen, auf den dicken Teppichen standen die Wassereimer, die Kälte drang durch die notdürftig ausgebesserten Fenster hinein, wir arbeiteten nur noch in Hut und Mantel, aber auch wir «could take it». Wenn es ganz schlimm wurde, zwängten wir uns allesamt in unser Notbüro, eine Kabine von der Grösse eines Schlafwagenabteils, wo man 1,70 m Beton über sich hatte, während eine zweite Gruppe ein gleich grosses Kämmerchen im Adlonbunker bezog und dort weiterarbeitete. «Hier über uns scheint eben alles umgefallen zu sein», sagte dann der Diensthabende aus Bunker I am Telefon zu mir, wenn ich mich bei besonders heftigen Geräuschkulissen oder Schwankungen unseres «Behelfsbüros» bei ihm erkundigte.

Nicht nur äusserlich ging das Auswärtige Amt allmählich in Trümmer. Den Schaden, den die englischen und später die amerikanischen

Bomber den Gebäuden zufügte, hatte Ribbentrop schon lange vorher in personeller und organisatorischer Hinsicht angerichtet. Er hatte von der Leitung einer Behörde auch nicht die geringste Ahnung und verfuhr «nach dem unzerreißbaren Bilderbuch für politische Kinder», wie es im Amt hiess, wenn er neue Abteilungen schuf, Dienststellen einrichtete und «Sonderbeauftragte» ernannte, die wie grobe Notkonstruktionen an bombengeschädigten Häusern an allen Ecken und Enden des alten Organisationsbaues unseres Amtes geschaffen wurden und das eigentliche Auswärtige Amt allmählich zu einer leeren Fassade ohne jede Bedeutung machten, ähnlich den Hunderten von ausgebrannten Häusern in Berlin, die in ihren groben Umrissen zwar noch vorhanden waren, aber nur in einzelnen Kellerräumen Bewohner beherbergen konnten.

In diesen symbolischen und wirklichen Ruinen ihres Ministeriums hausten und arbeiteten die alten Beamten des Auswärtigen Dienstes. Sie versuchten in verbissener Kleinarbeit sowohl die Brandbomben angelsächsischer Herkunft, die vom Himmel auf sie herabregneten, als auch die Feuerfackeln zu löschen, die Ribbentrop aus dem «Feldquartier» auf den einstmaligen guten Namen des deutschen Auswärtigen Dienstes schleuderte. In dem einen wie in dem anderen Falle gelang es ihnen, manches Schadenfeuer zu verhüten, aber genau so wenig wie sie etwa die angelsächsischen Bomben auffangen konnten, waren sie in der Lage, der amateurhaften Katastrophenpolitik Hitlers Einhalt zu gebieten. Etliche fanden den Tod unter den angelsächsischen Bomben, einige der Besten fielen der Hitlerschen Justiz zum Opfer, und die Überlebenden wurden nach Kriegsende, im Gegensatz zu den normalen Luftschutzwarten, mit Vorwürfen bedacht, dass es ihnen nicht gelungen war, sämtliche Hitlerschen und Ribbentropschen Brandbomben zu löschen.

Der Bau des Auswärtigen Dienstes war in sich so fest gefügt, dass er dem Beschuss durch Ribbentrop sehr lange standhielt. Erst 1940 sollten plötzlich 150 höhere Beamte nach dem Muster der in jüngster Zeit in südosteuropäischen Ländern durchgeführten Säuberungen entlassen werden. Da sie aber als Spezialisten nicht zu ersetzen waren, musste man sie wohl oder übel im Amt belassen. Dafür wurden dann viele später einzeln «demontiert». Die Klammer, die das Gebäude des alten Amtes zusammenhielt, war der Staatssekretär Freiherr von Weizsäcker, der bei allen Beamten und bei sämtlichen ausländischen Diplomaten hohes Ansehen genoss und mit höchster moralischer Ehrenhaftigkeit eine äusserste diplomatische Geschicklichkeit verband. Durch ein Wort, eine Geste oder durch ein bedeutsames Schweigen im richtigen Augenblick verstand er es, uns seinen Willen in einer Form kundzutun, die weder von Ribbentrops und Hitlers Kontrollorganen noch von seinen späteren Anklägern in Nürnberg verstanden werden konnte, weil die einen die moralische Wellenlänge eines Weizsäcker auf ihren

primitiven Empfangsgeräten nicht besaßen und die anderen in dem ganzen Wellenbereich überhaupt nicht Bescheid wussten, da sie nie unter einer Diktatur gelebt hatten. Auf den «Staats», wie er kurz bei uns hiess, blickte die gesamte alte und ein Teil der neuen Beamtenschaft. Er war die ausschlaggebende moralische Autorität, die uns allen unter dem Regime Ribbentrops den nötigen inneren Halt gab und uns auf seine stille, aber um so eindringlichere Weise in unserer natürlichen und umgebungsbedingten Hinneigung zu westeuropäischen Gedankengängen und Moralbegriffen im guten alten Sinne bestärkte.

Dieses von Weizsäcker geleitete Auswärtige Amt in Berlin, mit dem Ribbentrop in seinem «Feldquartier» nichts zu tun haben wollte, das er ablehnte und verachtete, war für mich ein übriggebliebenes Stück des alten Deutschland, das ich geschätzt hatte und von der Aussenwelt geachtet wusste. Hier in diesen drei Häusern der Wilhelmstrasse, mochten sie zum Schluss auch nur noch Ruinen sein, fühlte ich mich bestimmt nicht wie ein «Fremder im eigenen Land». Hier konnte ich mit den Kollegen frei über alles sprechen, hier herrschte eine echte Gemeinschaft der Gesinnung, hier verriet keiner den anderen, weder unter Hitler noch zu anderen Zeiten. Zäh und elastisch widersetzte sich das alte Auswärtige Amt den mannigfachen Anschlägen Hitlers und Ribbentrops in der Absicht, bei der mit Sicherheit vorausgesehenen Katastrophe als sachkundige Bergungsmannschaft zur Verfügung stehen zu können.

Wie jedes Aussenministerium, war auch das deutsche Auswärtige Amt der Innenpolitik abgewandt. Mochten die politischen Parteien im Innern sich bekriegen, für die Beamten des Auswärtigen Dienstes stand immer nur das Landesinteresse im Vordergrund. Regierungen kamen und gingen, Aussenminister wechselten, aber für die deutschen Diplomaten änderte sich in der Vertretung der Interessen des Reiches nach aussen bei all diesem Wechsel nichts. So war es ganz natürlich, dass sie die nationalsozialistische Regierung als eine genauso vorübergehende Erscheinung betrachteten wie deren Vorgänger und sich in ihrer Haltung nur von dem Gedanken leiten liessen, dem Lande zu dienen wie bisher. Die Idee der Permanenz des Dritten Reiches löste bei uns im Auswärtigen Amt nur ein Lächeln aus.

So entstand von dem Augenblick an ein erheblicher Konflikt, als es klar wurde, dass auf aussenpolitischem Gebiet die Führung der Politik durch die Nationalsozialisten die Interessen des Ganzen nicht förderte, sondern ihnen im Gegenteil in immer stärkerem Masse zuwiderlief. Seiner ganzen Tradition und Erziehung nach geriet der Auswärtige Dienst daher in um so schärferen Gegensatz zu der nationalsozialistischen Aussenpolitik und ihren Trägern, je waghalsiger und unheilvoller die Aussenpolitik wurde. Die Fehler und der Dilettantismus des Hitlerregimes in der Aussenpolitik waren für die deutschen Diplomaten

wohl am ersten erkennbar geworden, und deshalb machte sich auch in diesen Kreisen, je nach dem Temperament des einzelnen, ein Widerstand geltend, der von der passiven Resistenz bis zur aktivsten Gegenwirkung ging.

Als langjähriges Mitglied des Amtes – wenn auch gewissermassen als Aussenseiter, denn ich war ja nur technischer Beamter und kein Diplomat im eigentlichen Sinne – teilte ich die Anschauungen der Diplomaten über ihre Pflichten dem Lande gegenüber, insbesondere weil diese Haltung auch meinen eigenen persönlichen Überzeugungen entsprach. Ich war über das, was die Aktiveren unternahmen, um die unserem Lande aus der unheilvollen Aussenpolitik Hitlers erwachsenden Schäden abzuwenden, ziemlich gut unterrichtet und infolge meiner genauen Kenntnis der Staatsmännergespräche in der Lage, gewisse Hilfestellungen zu geben.

Unter diesen Umständen hatte ich durch meine Freunde auch von dem Befehl Haiders Ende September 1938 an die Truppen in Potsdam und Hof gehört, im Falle einer Mobilmachung gegen Berlin vorzugehen, der dann nach der Einberufung der Münchener Konferenz zurückgezogen wurde. Ich wusste ebenso, dass die an Deutlichkeit nichts zu wünschens übrigglassende Sprache der Engländer, die ich bei meinen Schilderungen der Vorgänge des Jahres 1939 im Einzelnen beschrieben habe, zum grossen Teil auf die Einwirkungen mir befreundeter deutscher Diplomaten in Berlin und in London zurückgingen, die den Engländern immer wieder klarzumachen versuchten, dass sie von Hitler nur verstanden würden, wenn sie ohne Umschweife eine klare Sprache redeten. Ich wusste auch, in wie starkem Masse Weizsäcker und Attolico zusammenarbeiteten, um unter allen Umständen den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Ein eklatantes Beispiel dafür habe ich bei meiner Darstellung der Vorgänge vor der Münchener Konferenz angeführt. Ich erlebte sehr viel von den Enttäuschungen mit, die diese wirklich aufrechten Männer stets von neuem erfuhren, wenn ihre mit grossem persönlichen Risiko unternommenen Bemühungen an der fanatischen Halsstarrigkeit und Verblendung Hitlers und an dem Nachgeben und der Verständnislosigkeit des Auslandes scheiterten. Menschliche Tragödien allergrössten Ausmasses spielten sich während des Krieges und danach in diesem Zusammenhang vor meinen Augen ab; sie werden in ihrer ganzen Schwere erst zutage treten, wenn alle jene Vorgänge, die ausserhalb des Rahmens dieses Buches liegen, eines Tages einmal genauer beschrieben werden. Vieles ist schon jetzt weiten Kreisen innerhalb und ausserhalb Deutschlands durch die Publizistik, insbesondere im Zusammenhang mit den Nürnberger Prozessen bekanntgeworden. Dass sich die ganze Wahrheit über die Rolle, welche die Besten unseres Auswärtigen Amtes unter dem Hitlerregime gespielt haben, bald durchsetzen wird, davon bin ich über-

zeugt, und ich kann mich daher hier auf diese kurzen Anmerkungen beschränken.

Auch in meinen engeren Kreis, das Ministerbüro, schlugen die Bomben ein. Schon frühzeitig wurde ein höherer Beamter von Heydrich persönlich unter kriminalromanähnlichen Umständen zur Vernehmung beordert und aus dem Amt ausgeschlossen. Nach dem 20. Juli 1944 verlor er das Leben. Ein anderer, ein guter Freund, wurde 1941 von Ribbentrop nach Ostasien verbannt, da er seine oppositionelle Einstellung wohl fühlte, ihm aber konkrete Handlungen nicht nachweisen konnte. Ich selbst wurde zu der gleichen Zeit aus ähnlichen Gründen von der näheren Zusammenarbeit mit Ribbentrop wieder ausgeschlossen und zum Leiter des Ministerbüros – aber nur des Berliner Teiles – hinauf- und hinausbefördert. «Es ist besser, wenn Sie sich für Ihre anstrengende Dolmetschertätigkeit zwischen den Konferenzen in Berlin ausruhen», sagte mir Ahnungslosem damals der «Politruk» Ribbentrops, der berüchtigte Unterstaatssekretär Martin Luther, ein ehemaliger Spediteur, der später wegen «Untreue» gegen Ribbentrop ins KZ kam. Wenn mir jemand von Ausruhen spricht, bin ich immer einverstanden und war es auch damals.

Ich glaubte damals, eine gewisse «Narrenfreiheit» zu genießen, und äusserte mich in allen Sprachen, die mir zur Verfügung standen, bilderreich und kritisch über die grotesken Dinge, die ich miterlebte. Ich verbarg meine Sympathien mit den Gewohnheiten der westlichen Völker, deren Sprachen ich beherrschte, keineswegs. Bis zum Frühjahr 1945 bewegte ich mich ostentativ in der uniformbesessenen Wilhelmstrasse, wenn es nur irgendwie anging, d.h. bei allen nicht streng dienstlichen Veranstaltungen, in der internationalen «Uniform» der nichtautoritären Auswärtigen Ämter, mit schwarzem Homburg und dem bei uns so verpönten (bei mir immer sauber gerollten) Regenschirm, der erst durch den alten Chamberlain in Deutschland soweit bekannt wurde, dessen eminent praktische Vorteile im unsicheren europäischen Klima ich allerdings schon frühzeitig erkannt und geschätzt hatte. Erst nach 1945 habe ich erfahren, dass all diese Dinge keineswegs unbeachtet geblieben waren, wie ich angenommen hatte, sondern im Gegenteil recht sorgfältig registriert wurden.

Sorgenvolle Stunden bereitete ich auch aus diesen Gründen unserer Personalabteilung, die mich immer wieder ermahnte, vorsichtig zu sein und doch nun endlich in die Partei einzutreten, da es sonst einen Skandal geben würde, weil mein Fernbleiben angesichts meiner Arbeit für die höchsten nationalsozialistischen Stellen mit Recht als Demonstration der Ablehnung bewertet würde. Ich hatte beschlossen, möglichst bis 1940 «draussen» zu bleiben. «Ich halte die späteren Generationen der Schmidts für intelligent genug, aus dem Vergleich zwischen dieser leicht einprägsamen Jahreszahl meines Par-

teieintritts und meinem «Kundenkreis» unter der nationalsozialistischen Prominenz die richtigen Schlussfolgerungen über meine Einstellung zum Nationalsozialismus zu ziehen», erklärte ich meinen Freunden im Amt. Tatsächlich gelang es mir, meinen Eintritt in die Partei bis in das Jahr 1943 hinauszuschieben. Dann aber war es höchste Zeit, und nach dem 20. Juli 1944, als die «Säuberungswelle» einsetzte, war ich froh, dass ich auf den wohlgemeinten Rat der Personalabteilung nun doch schliesslich gehört hatte.

Während sich meine Tätigkeit in Berlin und in den Hauptquartieren des Ostens so in einem immer stärker von den direkten Kriegsauswirkungen beeinflussten Rahmen abspielte, verliefen die Veranstaltungen, an denen ich im Westen und im Süden als Dolmetscher teilnahm, äusserlich in den alten Gleisen. Aber auch sie nahmen ihrem inneren Gehalt nach in zunehmendem Masse den unwirklichen Charakter der Salzburger Schattenspiele in der Klessheimer Frühjahrssaison von 1942 und 1943 an, wie ich ihn bereits beschrieben habe. Noch immer wurden dabei den ausländischen Gesprächspartnern lange Grammophonplatten vorgespielt, aber aus «wir haben den Krieg gewonnen» wurde allmählich «wir werden ihn gewinnen» und schliesslich «wir können ihn nicht verlieren».

Im Januar 1942 unternahm ich mit Göring eine Reise nach Rom. Er sollte offensichtlich Mussolini wegen des Steckenbleibens der deutschen Russlandoperationen vor Moskau beruhigen. «In diesem Winter wird nichts mehr zu machen sein», sagte er im Palazzo Venezia einem bedenklich dreinblickenden Mussolini, der kurz danach auf die Pläne zur Eroberung Maltas umschwenkte.

Auch im Führerbau in München hatte ich wieder zu tun. Nachdem am 8. November 1942 die Amerikaner in Nordafrika gelandet waren, sassen sich Hitler, Laval, Ciano und Ribbentrop am 9. November wieder in dem Konferenzraum der Münchener Sudetenbesprechungen gegenüber. Hitler sprach ausgiebig, Ciano hörte gelangweilt zu, und Laval wurde überhaupt erst ganz zuletzt hinzugezogen und konnte nur sehr wenig zu der Besprechung beisteuern. Zum Schluss kam wieder, wie 1938, Keitel mit einer grossen Karte in den Raum. Diesmal handelte es sich um die Besetzung des bisher unbesetzten Teiles von Frankreich, die Hitler als Antwort auf die Landung der westlichen Alliierten in Nordafrika angeordnet hatte. Diese Konferenz war ein reiner Befehlsempfang.

«Es ist der Wunsch der deutschen Regierung und ihrer Soldaten», übersetzte ich Laval aus dem Aufruf, den Hitler am nächsten Tage, am 11. November, an das französische Volk richten würde, «wenn irgend möglich nicht nur mit den Angehörigen der französischen

Wehrmacht gemeinsam die französische Grenze zu schützen, sondern vor allem auch mitzuhelfen, die afrikanischen Besitzungen der europäischen Völker für die Zukunft vor räuberischen Angriffen zu bewahren.» Damit war auch gleichzeitig die Besetzung von Korsika und Tunis angekündigt. Äusserst bedrückt verliess Laval am nächsten Tage München. Er hatte vergeblich versucht, Hitler von der Besetzung ganz Frankreichs abzuhalten.

Laval war schon damals in Deutschland und Frankreich eine recht umstrittene Gestalt. Soweit ich ihn in den Unterhaltungen beobachten konnte, die er mit Hitler und Ribbentrop führte, rechtfertigte er das Misstrauen des deutschen Diktators insofern, als er durch eine hinhaltende Taktik versuchte, für Frankreich Zeit zu gewinnen. Ich war, wie gesagt, der einzige unter den Deutschen, den er schon von früher her kannte, und ich habe mich immer gern mit ihm unterhalten, da ich glaubte, dass er es mit der deutsch-französischen Annäherung trotz aller taktischen Winkelzüge doch noch genau so ehrlich meinte wie zu Zeiten von Brüning, und da ich ein gewisses Mitgefühl mit ihm wegen der unendlich schwierigen Lage hatte, in der er sich befand. Ausserdem war er oft auch Hitler gegenüber unerschrocken und scheute nicht davor zurück, seine Meinung klar zum Ausdruck zu bringen. Das geschah oft in sehr prägnanten Formulierungen.

So war er immer dafür eingetreten, auch während des Krieges die Staaten Kontinentaleuropas zu einer grossen Konferenz einzuberufen, auf der über ihr gemeinsames Vorgehen und ihre gemeinsamen Interessen beraten werden sollte. Er hoffte wohl, bei dieser Gelegenheit die Stellung Frankreichs etwas verbessern zu können. Noch heute ist mir ein sehr treffender Ausspruch in Erinnerung, den er bei dieser Gelegenheit Hitler gegenüber tat. «Vous voulez gagner la guerre pour faire l'Europe, mais faites donc l'Europe pour gagner la guerre», rief er Hitler temperamentvoll zu, der natürlich für ein derartiges Argument nicht zu haben war. Mehrseitige Besprechungen, die über den Rahmen einer blossen Schaudarstellung hinausgingen, schätzte er ganz und gar nicht, weil er sich wohl dem diplomatischen Spiel solcher Veranstaltungen nicht gewachsen fühlte. Hitler war der Mann des Diktats, aber niemals ein Unterhändler. Kompromisse konnte er wegen seiner geistigen Unelastizität nicht schliessen, und an der Kompromisslosigkeit, die er immer so rühmte, ist er letzten Endes auch zugrunde gegangen.

Knapp drei Wochen später reiste ich mit Göring wieder nach Rom. Die Lage in Nordafrika sah bedrohlich aus, und Göring versuchte, die Italiener zu einer stärkeren Aktivität anzutreiben. In den Sitzungen mit den italienischen Offizieren polterte und drohte er und benahm sich

psychologisch sehr ungeschickt. Denn durch seine rauhe, brutale Art stiess er in Italien alles vor den Kopf, und die Italiener hatten meinen Eindrücken nach nun noch weniger Lust sich anzustrengen als vorher.

Über die gleichen Probleme der Verteidigung Nordafrikas dolmetschte ich später einmal in Berlin bei einer Unterredung Görings mit dem französischen General Juin, in welcher dieser sich zwar erbot, die tunesisch-italienische Grenze an der Mareth-Linie mit französischen Truppen gegen die von Osten her Rommel verfolgenden Engländer zu verteidigen, es aber ablehnte, diese Verteidigung gemeinsam mit den Deutschen durchzuführen. «Solange sich noch französische Gefangene in Deutschland befinden, kann ich es meinen Offizieren nicht zumuten», sagte Juin zu Göring, «gemeinsam mit der deutschen Armee zu kämpfen.»

In der zweiten Dezemberhälfte 1942 fand dann noch einmal eine Dreierbesprechung zwischen Hitler, Ribbentrop, Göring, Ciano und Laval in dem Waldlager in Ostpreussen statt. Laval wurde wieder sehr stiefmütterlich behandelt. Das Interessante bei diesen Besprechungen war ein Vorstoss Cianos wegen eines Friedensschlusses mit der Sowjetunion. «Zum mindesten könnte man in Russland auf alle Offensivoperationen verzichten», sagte Ciano offensichtlich im Auftrage Mussolinis, «und eine Verteidigungslinie auf bauen, die sich mit verhältnismässig geringen Kräften halten liesse.» Alle Kräfte der Achse müssten für den Kampf im Westen, insbesondere natürlich in Nordafrika, zur Verfügung stehen. Auf diese Argumente ging Hitler überhaupt nicht ein, sondern machte Ciano lediglich Vorwürfe wegen der Haltung der italienischen Truppen an der Ostfront, deren mangelnde Widerstandskraft den Durchbruch der Russen bei Stalingrad ermöglicht habe. Dass Laval auch wieder das ganze Sündenregister Frankreichs zu hören bekam, liegt auf der Hand. Schattenspiele im dunklen Walde bei Rastenburg!

Knapp einen Monat später, am 23. Januar 1943, trafen sich Roosevelt und Churchill in Casablanca. Von dieser Konferenz hatten wir durch Meldungen aus Spanien einige Zeit vorher erfahren. Die spanischen Texte wurden im Sprachendienst übersetzt, und dabei pasierte durch eine allzu genaue Übersetzung eine unangenehme Panne, weil der Tagungsort Casablanca wörtlich durchaus richtig mit «Weisses Haus» wiedergegeben wurde, was den Sprecher des Auswärtigen Amtes veranlasste, in der Pressekonferenz im Brustton der Überzeugung zu erklären, wir wüssten genau, dass sich Roosevelt und Churchill

in allernächster Zukunft in Washington im Weissen Hause treffen würden! Zur peinlichen Überraschung unseres Pressechefs fand die Konferenz dann einige Tage später in Nordafrika statt.

Voller Bestürzung übersetzte ich kurz darauf die folgenschwere Erklärung über die bedingungslose Kapitulation, welche die westlichen Alliierten auf dieser Konferenz als Forderung aufgestellt hatten. Ich war mir sofort darüber klar, wie ausserordentlich die Stellung Hitlers innerhalb des deutschen Volkes und gegenüber seinen Bundesgenossen dadurch gestärkt und wie sehr die Opposition gegen seine Politik, wie ich sie gerade noch Ende Dezember aus dem Munde von Ciano vernommen hatte, bei diesen Bundesgenossen geschwächt wurde. Dass die innerdeutsche Opposition gegen Hitler durch die Forderung, Deutschland müsse bedingungslos kapitulieren, einen der schwersten Schläge erhielt, war mir ebenfalls klar.

Was ich aber in jenen dunklen Stunden noch nicht wusste, war, dass sich auf alliierter Seite ein erheblicher Widerstand gegen die bedingungslose Kapitulation geltend gemacht hatte. «Wir waren genau so überrascht wie Mr. Churchill», schreibt Cordell Hull in dem höchst aufschlussreichen Kapitel seiner Memoiren, das er ausschliesslich der bedingungslosen Kapitulation widmet, «als der Präsident (Roosevelt) in Anwesenheit des englischen Premierministers diese Forderung plötzlich auf einer Pressebesprechung während der Konferenz von Casablanca im Jahre 1943 aufstellte. Dem englischen Premierminister blieb dabei, wie mir berichtet wurde, einfach die Sprache weg.» Auch der amerikanische Aussenminister war also von Roosevelt überrumpelt worden. «Viele meiner Mitarbeiter und ich», schreibt er interessanterweise, «lehnten den Grundsatz der bedingungslosen Kapitulation aus zwei Gründen ab: Einmal konnte dadurch der Krieg verlängert werden, indem der Widerstand der Achsenmächte zu einem Verzweiflungskampf gemacht wurde ... Zum anderen bedeutete die Annahme dieses Grundsatzes logisch, dass die Sieger die zentrale und örtliche Regierungsgewalt in jeder einzelnen Phase in den eroberten Ländern übernehmen müssten. Wir und unsere Alliierten waren aber in keiner Weise auf eine solche Riesenaufgabe vorbereitet.»

«Ich hörte diese Formel (bedingungslose Kapitulation) zum erstenmal, als Präsident Roosevelt sie verkündete», bestätigte Churchill am 21. Juli 1949 in einer aufsehenerregenden Debatte im Unterhaus die Darstellung Cordell Hulls. «Die Erklärung wurde von Präsident Roosevelt abgegeben, ohne dass er sich vorher mit mir darüber beraten hätte ... Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass das britische Kabinett bei einer Prüfung dieser Formel sich möglicherweise gegen sie ausgesprochen haben würde; da wir aber in einer grossen Allianz und mit grossen, loyalen und mächtigen Freunden jenseits des Ozeans zusammenarbeiteten, mussten wir uns anpassen.»

Nicht nur der amerikanische Aussenminister und das amerikanische Aussenministerium, so erfahren wir von Cordell Hull, waren mit Churchill und Eden gegen die Forderung nach der bedingungslosen Kapitulation, die Roosevelt nach seiner eigenen Angabe aus dem amerikanischen Bürgerkrieg übernommen hatte; auch die Ratgeber General Eisenhowers und sogar Stalin waren nicht einverstanden. Letzterer erklärte auf der Konferenz von Teheran im Dezember 1943, der Grundsatz der bedingungslosen Kapitulation sei eine «schlechte Taktik gegenüber Deutschland». Trotz aller Einwendungen aber beharrte Roosevelt auf seinem Standpunkt. Er war in dieser Frage gegenüber seinen Alliierten genau so kompromisslos, wie ich es bei Hitler in seinen Besprechungen mit den Achsenpartnern erlebte.

«Sie sehen ja selbst», übersetzte ich in der Folge noch öfter Hitlers Worte für die Italiener und für Antonescu, wenn sie zu einem Friedensschluss mit den Westmächten oder mit Russland rieten, «dass wir nichts anderes als eine Forderung nach bedingungsloser Kapitulation ernten würden, wenn wir versuchten, uns mit einem unserer Gegner zu einigen.» Zu Ribbentrop, Keitel und anderen Personen aus seiner Umgebung hörte ich ihn um diese Zeit öfter sagen: «Jetzt, wo die Feinde uns mit der bedingungslosen Kapitulation drohen, wird mir das deutsche Volk mit um so verbissenerer Energie im Kampf bis zum siegreichen Ende folgen.»

Kurze Zeit nach der Konferenz von Casablanca reiste ich Ende Februar 1943 mit Ribbentrop nach Rom, um das Unglück von Stalingrad wegzuerklären. Dann folgte im April die Salzburger Saison, die ich schon beschrieben habe, und im Mai fanden erneut inhaltlose Besprechungen zwischen Hitler, Laval und dem Nachfolger Cianos, Bastianini, statt.

In gewisser Hinsicht denkwürdig war das letzte Zusammentreffen zwischen Hitler und Mussolini vor dem Zusammenbruch des faschistischen Italiens. Es fand in einem kleinen Schlösschen in Feltre bei Belluno in Norditalien statt. Hier wurde Mussolini von Hitler im grossen Kreise vor den italienischen Generälen regelrecht abgekanzelt. Während der Sitzung trafen aus Rom zudem noch übertriebene Nachrichten über das erste grössere Luftbombardement ein, das die Stadt am gleichen Vormittag erlitten hatte. So war denn dieses Treffen am 19. Juli 1943 eine der deprimierendsten Begegnungen, an denen ich je teilgenommen habe. Mussolini selbst war derartig aufgeregt, dass er nach der Rückkehr von Rom aus dringend meine Aufzeichnung über die Gespräche anforderte. Er habe nicht folgen können, so wurde uns gesagt, und könne die verabredeten Verteidigungsmassnahmen erst

ergreifen, wenn er meinen Text vor Augen habe. Die Aufzeichnung ging mit einem Sonderflugzeug an ihn ab, nachdem sie Hitler in Ostpreussen noch einmal durchgesehen hatte.

Eines der merkwürdigsten Treffen, dem ich je beiwohnte, fand Anfang August zwischen Ribbentrop und dem neuen Aussenminister der nach dem Sturz Mussolinis gebildeten Regierung Badoglio in der italienischen Grenzstadt Tarvis statt. Es ist damals nicht vielen Leuten in Deutschland bekanntgeworden, dass Ribbentrop sich tatsächlich bereitfand, mit einem Abgesandten des «Lumpen Badoglio», wie der neue italienische Regierungschef etwas später in der Goebbels-Presse genannt wurde, zu verhandeln.

«Wir müssen alles geheime Aktenmaterial und sämtliche Chiffre-Schlüssel auf deutschem Boden zurücklassen», erklärte Ribbentrop, als wir uns von Velden am Wörthersee aus in seinem Sonderzug zu dieser Besprechung auf den Weg machten. «Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Banditen Vorhaben, uns im Auftrage der Engländer und Amerikaner auf italienischem Gebiet zu kidnappen», fügte er mit finsterner Miene hinzu. Deshalb wurden ausser mir nur sehr wenige Begleiter mitgenommen. Dafür sassen einige SS-Leute mit geladenen Maschinenpistolen mit im Zug und bildeten bei der Ankunft auf dem Bahnhof in Tarvis sofort eine Art Schützenkette rund um den Salonwagen Ribbentrops, in dem die Verhandlungen stattfanden. Der Aussenminister Badoglios, Guariglia, der zuletzt italienischer Botschafter in Ankara gewesen war, beteuerte, dass Italien den Krieg fortsetzen werde, während gleichzeitig der neue italienische Generalstabschef Ambrosio in recht verdächtiger Weise versuchte, den Zustrom deutscher Truppen über den Brenner, «die wir zum Schutze Italiens entsenden», wie Ribbentrop erklärte, einzudämmen. Nach zweistündigem Hin- und Herreden, in dem sich beide Parteien im Lügen zu übertrumpfen schienen, war auch dieses Schattenspiel zu Ende. Wir wurden nicht verhaftet, aber während unser Zug den Bahnhof Tarvis verliess, standen dieselben Kollegen aus dem italienischen Auswärtigen Amt, die uns bei so mancher triumphalen Abfahrt mit dem faschistischen Gruss verabschiedet hatten, diesmal nur in einer Art militärischer Achtungstellung vor unserem Wagen, während ein etwas verlegenes Lächeln ihre Lippen umspielte. Gerade diese letzte Szene mit den alten Bekannten erinnerte uns mehr als alles andere eindringlich daran, dass das faschistische Regime in Italien zu existieren aufgehört hatte.

In dieser Minute zeigte sich vor unseren Augen der drohende Hintergrund der Schattenspiele, die in den letzten Jahren auf der politischen Bühne vor sich gegangen waren. Die nicht mehr zum üblichen Gruss erhobenen Hände dieser Italiener auf dem kleinen Grenzbahnhof

waren wie ein Menetekel, das den Abfall Italiens voraus ahnen liess. Er vollzog sich kurze Zeit darauf, am 8. September 1943, und trat als ein weiterer schwerer Schlag zu den übrigen Katastrophen der Politik Hitlers hinzu, die am 3. Februar die Kapitulation von Stalingrad, am 7. Mai den Zusammenbruch in Tunis, am 9. Juli die Landung der Angelsachsen auf Sizilien und am 25. Juli 1943, wenige Tage nach der Zusammenkunft von Feltre, den Sturz Mussolinis mit sich gebracht hatte. Während sich so die Wolken des herannahenden Unwetters am militärischen Horizont immer höher auftürmten, waren die ganze Zeit über die Gespräche, die ich zu verdolmetschen gehabt hatte, mit immer hohler klingenden Phrasen fortgesetzt worden. Trotzdem begannen damals in den äusseren Umständen, unter denen diese Unterhaltungen stattfanden, die Ereignisse ihre Schatten vorauszuwerfen; sie taten es im nächsten Jahre in immer eindringlicherer Weise.

23

SELBSTTÄUSCHUNG BIS ZUM SCHLUSS (1944/45)

Eine Woche nach der bedingungslosen Kapitulation Italiens, die in der merkwürdigen Unterredung zwischen Ribbentrop und Guariglia ihre Schatten so deutlich vorausgeworfen hatte, trat wieder eine jener unerwarteten Wendungen ein, wie sie charakteristisch für die aussenpolitische Entwicklung unter Hitler waren. Am 12. September 1943 wurde Mussolini befreit; er wurde zum Führer der faschistischen Republik ausgerufen, und ein Jahr nach der Unterredung von Feltre, die ich für die letzte zwischen den beiden Diktatoren gehalten hatte, sollte ich wenige Stunden nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 im Waldlager bei Rastenburg noch einmal einer Begegnung zwischen Mussolini und Hitler beiwohnen, deren Dramatik alles bisher Erlebte in den Schatten stellte.

Auch das politische Drama präsentierte sich mir in jenem ostpreussischen Walde im Herbst 1944 noch ein letztes Mal in einer grotesken Zuspitzung, wie sie kaum charakteristischer für die Selbsttäuschung Hitlers gedacht werden kann.

Dass es auch auf Seiten der Alliierten Fanatiker gab, die sich in blinder Selbsttäuschung todbringenden Plänen hingaben, erkannte ich um diese Zeit aus einer vom Sprachendienst angefertigten Übersetzung von Teilen des berüchtigten Morgenthau-Planes. Dieser wurde im September 1944 auf der zweiten Konferenz von Quebec zwischen Roosevelt und Churchill paraphiert. Die Einzelheiten, die mir damals bekannt wurden, schienen mir dem fanatischen Vernichtungswillen Hitlers durchaus ebenbürtig zu sein. Heute weiss ich jedoch, dass sich der amerikanische Aussenminister – welch ein Gegensatz zu seinem deutschen Kollegen! – mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie gegen die Durchführung dieses mörderischen Planes gewandt hatte, der bezeichnenderweise

von ihm der «goat pasture plan» genannt wurde, weil er ganz Deutschland seiner gesamten Industrie berauben und es zu einer «Ziegenweide» machen sollte. Cordell Hull hatte hier mehr Erfolg als mit seiner Opposition gegen die bedingungslose Kapitulation und brachte den Plan schliesslich zu Fall, wenn auch der Geist Morgenthau sich erst sehr viel langsamer verflüchtigte. In seinen Memoiren widmet der frühere Aussenminister das Kapitel 113 ausschliesslich den Ressort-Kämpfen um den Plan des damaligen amerikanischen Finanzministers.

Selbst Roosevelt rückte letzten Endes davon ab. «Stimson teilte mir mit, dass der Präsident offensichtlich entsetzt war, als ich ihm diese Sätze (aus dem Morgenthau-Memorandum) vorlas, und erklärte, er könne sich gar nicht denken, wie er dazu gekommen sei, dieses Memorandum zu paraphieren. Er müsse dies offensichtlich ohne viel Nachdenken getan haben.»

«Wenn mir dieses Dokument (der Morgenthau-Plan) jemals vorgehalten wird», erklärte Churchill am 21. Juli 1949 einem aufhorchenden Unterhaus, «werde ich bestimmt erklären, dass ich nicht damit einverstanden bin und dass es mir leid tut, es paraphiert zu haben.»

Während der ganzen Zeit, in der ich für Hitler dolmetschte, habe ich nicht ein einziges Mal ein solches Eingeständnis früherer Irrtümer von seinen Lippen gehört, auch nicht im kleinen Kreise. Das erscheint mir als ein bemerkenswerter Unterschied zwischen ihm und den westlichen Staatsmännern.

Im Jahre 1944 zog das Schattenspiel der Selbsttäuschung Hitlers zunächst weiter routinemässig an meinen Augen vorüber. Ich musste jetzt noch mehrmals die Gesprächspartner Hitlers «im Kundendienst frei Grenze», wie boshafte Freunde diese kombinierte Tätigkeit von mir nannten, im Sonderzug an der Reichsgrenze abholen und sie nach den Unterredungen wieder zurückgeleiten. Mir war diese Tätigkeit nicht nur deshalb ganz angenehm, weil man paradoxerweise damals in Deutschland eher auf der Reise als zu Hause ruhig schlafen konnte, wo Nacht für Nacht die Fliegerangriffe Schlaf, Leben und Eigentum gefährdeten, sondern auch, weil sich die Fahrt vom Hauptquartier zur Grenze und wieder zurück nach Berlin sehr gut dazu eignete, um in aller Ruhe die jeweiligen Aufzeichnungen über die betreffenden Unterredungen zu diktieren. Die Verhältnisse lagen in Deutschland damals schon so, dass eine einigermaßen geregelte Tätigkeit eigentlich nur noch in einem Büro auf Rädern möglich war. Mit einem gewissen Bedauern verliess ich jedesmal am Schluss einer solchen Reise das kleine Schlafabteil, in dem ich ungefähr eine Woche lang gewohnt und gearbeitet hatte, ohne vom Heulen der Sirenen gestört zu werden.

So erwartete ich Ende Oktober 1943 den bulgarischen Regentenschaftsrat unter Prinz Kyrill an der deutsch-ungarischen Grenze. In den folgenden Tagen sass ich zweimal täglich als Gastgeber an der Tafel unseres Bankettspeisewagens dem Prinzen gegenüber und hatte dadurch mehr als genügend Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten. Er erinnerte mich, besonders in seiner Sprechweise, sehr an seinen Bruder, den unter so sonderbaren Begleiterscheinungen verstorbenen König Boris, der, wie ich bereits gelegentlich erwähnt habe, mehrmals mit Hitler zusammengetroffen war.

Zwar hatte ich den ausgedehnten politischen Gesprächen zwischen dem König und dem Diktator meistens nicht beigewohnt, da Boris fliessend deutsch sprach. Auch Aufzeichnungen über diese Gespräche schien Hitler nicht zu wünschen oder nicht für nötig zu halten. So war ich nur gelegentlich, mehr durch Zufall, bei einigen dieser Zusammenkünfte dabei gewesen und hatte erlebt, wie Boris als gewiegter Diplomat Hitler von der richtigen Seite her zu nehmen verstand. Ohne jede Spur einer gewissen Unsicherheit, um nicht zu sagen Schüchternheit, die ich bei anderen gekrönten Häuptern bemerkt hatte, wie z.B. bei Viktor Emanuel und Leopold von Belgien, benahm sich König Boris Hitler gegenüber völlig ungezwungen. Er sprach ohne Umschweife über die heikelsten Themen, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. Diese ungezwungene Natürlichkeit war überhaupt seine grosse Stärke. Auf den Fahrten im Sonderzuge brachte Boris die Vertreter des Auswärtigen Amtes, die ihn begleiteten, manchmal in einige Verlegenheit, wenn er erklärte, er wollte jetzt eine Stunde lang nicht mehr Staatsbesuch sein.

«Ich werde meinem Kollegen auf der Lokomotive einen Besuch abstatten», sagte er dann, denn er hatte in Deutschland das Lokomotivführerexamen für D-Züge abgelegt, und Lokomotivefahren war für ihn ein richtiggehender Sport. Darauf verschwand er und tauchte zur Erleichterung seiner deutschen Begleiter nach einiger Zeit zufrieden lächelnd, wenn auch leicht russgeschwärzt, in seinem Salonwagen wieder auf.

Durch solche und andere Gesten der Bürgerlichkeit hatte er auf Hitler und dessen Umgebung einen guten Eindruck gemacht. Zwar traute man dem «schlaunen Fuchs» auch nicht unbegrenzt, aber er war sympathisch, jedenfalls für einen Monarchen. Und so hatte er denn als König in seinen Verhandlungen mit Hitler auch eine Art kurzfristigen Erfolgs besonderer Art erzielt. Es war ihm gelungen, die territorialen Wünsche Bulgariens ohne Schwertstreich durchzusetzen. Mazedonien wurde ihm zugesprochen und die Ausdehnung bis ans Ägäische Meer war erreicht. Sogar Saloniki hätte er vielleicht noch bekommen. Gleichzeitig aber war bei ihm den ganzen Krieg über ein sowjetischer Gesandter akkreditiert, denn «das bulgarische Volk würde nie

gegen Russland, das es als seinen Befreier vom türkischen Joch ansieht, in den Krieg ziehen», hatte er Hitler auf dessen Sondierungen wegen einer Kriegsbeteiligung stets erwidert. Dass seine Politik, auch wenn er am Leben geblieben wäre, dennoch nur kurzfristige, allerdings eklatante Erfolge erbringen konnte, hat die spätere Entwicklung erwiesen.

Nun war sein Bruder an seine Stelle getreten und sass Hitler im ostpreussischen Hauptquartier gegenüber. Er bekam den üblichen Ermutigungsvortrag vorgesetzt, so wie ich ihn schon Dutzende von Malen übersetzt oder aufgezeichnet hatte. Stets aber hatte ich bei diesen Deklamationen Hitlers den Eindruck, dass der deutsche Diktator selbst glaubte, was er seinen ausländischen Besuchern erzählte. Er schien mir dabei einer Art Autosuggestion zu unterliegen und ein ins Politische übersetztes System Goue auf sich selbst und seine Besucher anzuwenden, mit dem einzigen Unterschied, dass die kurzen Worte von Goue: «Es geht mir von Tag zu Tag und in jeder Hinsicht besser, besser und immer besser» in stundenlangen Monologen ausgesponnen und mit einer Fülle von technischen Einzelheiten ausgeschmückt wurden. Meinen Beobachtungen nach ging Hitler dabei von einigen falschen, seinen Wunschträumen entsprechenden Grundlagen aus, auf denen er ein in sich durchaus logisches und daher auch für denjenigen, der die falsche Grundlage nicht als solche erkannte, einigermaßen überzeugendes Gedankengebäude errichtete, das natürlich in dem Augenblick wie ein Kartenhaus zusammenbrach, in dem sich diese Grundlagen als falsch herausstellten. Auch Prinz Kyrill schien, wie viele Besucher vor und nach ihm, dieser Selbsttäuschung Hitlers zu unterliegen; aber auch bei ihm fing das Hitlersche Wunschgebäude bereits auf der Rückfahrt bei näherer Prüfung seiner Fundamente an zu wanken und stürzte dann wohl ebenso wie in anderen Fällen völlig in sich zusammen, wenn er zu Hause in der rauhen Wirklichkeit die wahren Tatsachen erfuhr.

Bei Hitler habe ich den Zusammenbruch dieser Selbsttäuschung nicht erlebt. Noch im Dezember 1944, als ich ihn das letzte Mal persönlich sah, während er in Berlin mit dem Führer der neugebildeten ungarischen Marionettenregierung, Szalasi, «eine längere Unterredung über alle Fragen der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit Deutschlands und der unter der revolutionären Hungaristenbewegung geeinten ungarischen Nation hatte», wie es in dem amtlichen Kommuniké hiess, waren die «feste Entschlossenheit des deutschen und ungarischen Volkes, mit allen Mitteln denVerteidigungskampf fortzuführen, und die alte, traditionelle und bewährte Waffenbrüderschaft und Freundschaft der beiden Völker» ein beredter Ausdruck dieser Selbsttäuschung. Die Coue-Mentalität des deutschen Diktators hatte sich nicht geändert, obwohl der Feind bereits tief im Reichsgebiet

stand. Im Übrigen waren meinen Beobachtungen nach während dieser letzten Unterredung, wenige Monate vor dem Zusammenbruch, keine Anzeichen dafür vorhanden, dass Hitler etwas von seiner geistigen Argumentierfähigkeit eingebüsst hatte.

Nach dem Kriege habe ich von Bekannten, die sich bis zum letzten Augenblick in seiner Umgebung auf hielten, erfahren, dass für Hitler der Zusammenbruch seiner Selbsttäuschung erst kurz vor dem Ende eintrat, als er plötzlich merkte, dass er einer Armee Befehle gab, die überhaupt nicht mehr existierte. Zwei Stunden lang hat er danach in völligem Schweigen vor seiner Karte im Bunker der Reichskanzlei gesessen und verstört ins Leere gestarrt. Dann verliess er als schlechter Kapitän das sinkende Schiff und überliess die von ihm Geführten ihrem Schicksal.

Drei Wochen nach dem Besuch des Prinzen Kyrill stand ich erneut mit einem Sonderzug an der ungarischen Grenze. Diesmal holte ich den bulgarischen Ministerpräsidenten Bojiloff und seinen Aussenminister Schischmanoff ins Hauptquartier, wo ich am 11. November 1943 wieder das gleiche Schauspiel mit der politischen Coue-Methode miterlebte.

Mit dem gleichen Motto fand auch im nächsten Jahre die «Salzburger Saison» statt. Jetzt aber begannen einige der «Patienten» schon offen zu rebellieren. Antonescus Sprache war bereits bei den vorhergehenden Zusammenkünften in Ostpreussen immer kritischer und herausfordernder geworden. Mit rücksichtsloser Schärfe legte der alte Generalstäbler französischer Schule die Schwächen und Fehler der Hitlerschen Kriegführung bloss. Er war durch keine schönen Worte mehr zu bestechen, und interessanterweise gab Hitler ihm gegenüber auch die Versuche auf, die Gespräche nach der Coue-Methode zu führen. Voller Staunen erlebte ich es z.B., dass der überhebliche deutsche Diktator den rumänischen Marschall bescheiden um Rat fragte. «Ich weiss nicht, ob ich die Krim räumen oder sie verteidigen soll», wandte er sich einmal an Antonescu. «Was würden Sie mir raten, Herr Marschall?» Etwas Derartiges hatte ich während meiner ganzen Tätigkeit bei Hitler noch niemals übersetzen müssen.

«Wenn ich Ihre Frage beantworten soll», entgegnete Antonescu etwas von oben herab, «dann müssen Sie mir erst sagen, ob Sie die Ukraine endgültig aufgegeben haben.» «Ich werde die Ukraine unter allen Umständen im nächsten Jahre (das wäre 1945 gewesen) wieder zurückerobern, da die dortigen Rohstoffe für die Kriegführung einfach unentbehrlich sind», sagte Hitler. «Dann muss die Krim gehalten werden», entschied Antonescu, und ein weiteres nie dagewesenes Wunder geschah. «Ich mache Ihnen einen Kompromissvorschlag», erklärte

Hitler, der die Krim hatte räumen wollen, «wir bereiten zwei Pläne vor, einen Verteidigungsplan und einen Räumungsplan.» «Gut, damit bin ich einverstanden», war Antonescus nicht gerade verbindliche, in kurzem militärischem Ton abgegebene Antwort. Hitler liess alles ruhig über sich ergehen. Ja, er war sogar zu Antonescu bei dieser und den folgenden Gelegenheiten freundlicher als zu all seinen anderen Besuchern. Vielleicht hatte der rumänische Marschall die richtige Methode gefunden, mit Diktatoren umzugehen.

In grossen politischen Fragen allerdings zeigte sich Hitler auch ihm gegenüber weniger nachgiebig. Immer wieder, besonders aber im Frühjahr 1944 in Klessheim, war Antonescu für einen Friedensschluss mit den Westmächten eingetreten, aber davon wollte Hitler nichts wissen. Eher hätte er sich vielleicht noch mit Stalin verständigt, wenn er auch alle Anspielungen, die in meiner Gegenwart ihm gegenüber auf diese Möglichkeit gemacht wurden, ablehnte. Es fiel mir dabei auf, dass diese Ablehnung keineswegs mit der gleichen wilden, ja fast fanatischen Vehemenz ausgesprochen wurde wie im Falle der «Plutokraten».

Interessant war auch für mich die Reaktion Hitlers auf die Friedensfühler, die nach Mitteilung unserer Gesandtschaft in Stockholm um diese Zeit von Sowjetrussland ausgestreckt wurden. Ich hörte bei einer Anwesenheit im Hauptquartier zufällig ein Gespräch zwischen Hitler und Ribbentrop, in welchem die Weiterverfolgung dieser Angelegenheit von Hitler untersagt wurde, weil der Vertrauensmann unserer Gesandtschaft (ein sogenannter V-Mann) ein Jude war und «weil Stalin es bestimmt nicht ernst meint, sondern seine westlichen Verbündeten durch ein solches Manöver nur zur Eröffnung der zweiten Front anreizen will.»

Gegen Ende 1944 und Anfang 1945 wurden übrigens auch von deutscher Seite Friedensfühler zu den westlichen Alliierten ausgestreckt, und zwar durch drei Angehörige des Auswärtigen Dienstes in Schweden, in der Schweiz und in Spanien. Hitler war zunächst dagegen, gestattete aber schliesslich Ribbentrop, diese mit völlig untauglichen Mitteln unternommene Friedensaktion einzuleiten. «Herauskommen wird dabei nichts», sagte er zu seinem Aussenminister, «aber wenn Sie durchaus wollen, können Sie einen Versuch machen.»

«Vorbedingung irgendwelcher Gespräche über den Frieden ist, dass der Führer sich auf sein Amt als Staatsoberhaupt beschränkt und die Regierung einem Herrn X übergibt», las ich in einem «Gold»-Telegramm, wie der Tarnname für die ganze Aktion lautete, aus Madrid. «Ich soll wohl aus dem Amt gebracht werden», hörte ich Ribbentrop sagen, als ihm das Telegramm vorgelegt wurde. «Das kommt auf keinen Fall in Frage.» – Aus Bern und Stockholm kam überhaupt kein Echo.

Zunehmend aufsässiger wurde auch Horthy, den ich ebenfalls per Sonderzug von der ungarischen Grenze nach Klessheim zu den Salzburger Schattenspielen des Frühjahrs 1944 geleiten musste. Wieder wurde ich von Horthy hinauskomplimentiert und weiss daher nicht im einzelnen, was zwischen ihm und Hitler in einem der Appartements des alten Schlosses vorging, in dem die politischen Besprechungen stets stattfanden. Mit einigen Kollegen unterhielt ich mich, «arbeitslos» wie ich war, in der grossen Vorhalle, als plötzlich die Flügeltür dieses Appartements aufging oder vielmehr aufflog. Zu unserer Überraschung kam der alte Horthy mit hochrotem Gesicht herausgestürzt und eilte auf die grosse Freitreppe zu, die zu den im oberen Stock gelegenen Gasträumen führte. Gleich danach erschien Hitler mit verlegenem und gleichzeitig verärgertem Gesicht in der Tür und versuchte, den Gast wieder einzuholen. Es war ein höchst dramatischer Augenblick.

Mit einer Geistesgegenwart, wie man sie sonst nur bei Männern erlebt, die sich durchgehenden Pferden entgegenwerfen, «warf» sich der über zwei Meter grosse Protokollchef, Freiherr von Dörnberg, dem «davongaloppierenden» ungarischen Reichsverweser in den Weg, nicht mit einer Stange, sondern mit einem diplomatischen Gespräch, in das er den alten Herrn verwickelte, wodurch der «zweite Sieger» in diesem Rennen der Staatsmänner, Hitler, wieder aufholen und mit seinem Gast, so wie es das Gesetz des Protokolls befiehlt, die Freitreppe hinaufschreiten konnte, um ihn in seine Räume zurückzugeleiten. Wütend kam er dann die Treppe wieder herunter und verschwand mit Ribbentrop im Beratungszimmer. Sehr bald hatten wir herausbekommen, dass Horthy, als Hitler ihm wegen der Unzuverlässigkeit der ungarischen Regierung Forderungen stellte, die auf eine Art deutsches Protektorat über Ungarn hinausliefen, aufgesprungen war und mit einer für sein sonst ruhiges und abgeklärtes Wesen bemerkenswerten Erregung ausgerufen hatte: «Wenn hier doch schon alles beschlossen worden ist, hat es gar keinen Zweck, dass ich noch länger bleibe. Dann reise ich eben sofort ab.» Mit diesen Worten hatte er das Zimmer verlassen.

Wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarm wurde es nun im Schlosse lebendig. Horthy verlangte nach seinem Sonderzug (Klessheim hatte ganz in der Nähe des Schlosses einen eigenen Bahnhof für die Ehrengäste), Ribbentrop verhandelte mit dem ungarischen Gesandten in Berlin, Stojai, es wurde ein Fliegerangriff mit allen Requisiten, einschliesslich Vernebelung des Schlosses, fingiert, um Horthy gegenüber eine Ausrede für das Nichtabfahren seines Zuges zu haben, die Telefonverbindung mit Budapest wurde «schwer getroffen», so dass der Reichsverweser von der Aussenwelt abgeschnitten war. Mit solchen militärischen und diplomatischen «Argumenten» wurde schliesslich eine neue Besprechung zwischen Horthy und Hitler zustande gebracht.

«Wenn Horthy nicht nachgibt», liess mir Ribbentrop sagen, «begleiten Sie ihn nicht wieder zur Grenze zurück. Dann gibt es keinen Ehrendienst mehr, sondern er reist als Gefangener unter Bewachung.»

Am Abend begleitete ich dann Horthy doch wieder mit dem Ehrendienst zur ungarischen Grenze zurück. Er hatte sich bereit erklärt, die «unzuverlässige» Regierung, von deren Fühlungnahme mit den Westmächten wir Kenntnis erhalten hatten, durch eine neue Regierung Stojai zu ersetzen. Hierbei trat mir der Unterschied zur Haltung Antonescus besonders deutlich vor Augen. Auch diesem hatte Hitler Dokumente vorgelegt, aus denen sich ergab, dass sein Aussenminister, Mihai Antonescu, mit den Westmächten in Verbindung stand. Der rumänische Marschall aber hatte es kategorisch abgelehnt, Mihai Antonescu, der übrigens kein Verwandter von ihm war, abzusetzen.

Auf der Rückfahrt wurde ich mit dem Ehrendienst von Horthy in seinen Salonwagen zum Abendessen eingeladen. Trotz des aufregenden Tages, den der alte Herr hinter sich hatte, war er nun wieder ganz der Grandseigneur der alten Doppelmonarchie, als den ich ihn immer besonders angenehm empfunden hatte. Mit keinem Wort kam er auf die peinlichen Szenen zu sprechen, die sich in Klessheim abgespielt hatten. Humorvoll erzählte er uns den ganzen Abend reizende Geschichten aus dem alten Österreich-Ungarn, aus dem Ersten Weltkrieg und aus der Zeit, als er als Admiral die Operationen der österreichisch-ungarischen Flotte im Mittelmeer geleitet hatte. Es war ein netter Abend, den uns Horthy als Abschluss dieses kontrastreichen Tages bot. Um so unangenehmer empfand ich später die Gangstertricks, die Hitler in seinem Proletarierzorn dem alten Aristokraten gegenüber anwandte, als er ihn mit Methoden, die sonst nur in Edgar-Wallace-Romanen zu finden sind, nach Deutschland in Gefangenschaft bringen liess, nachdem sein Sohn, in einen Teppich gerollt, zur Erpressung des Vaters verschleppt worden war.

Von der ungarischen Grenze kehrte ich wieder nach Salzburg zurück, weil noch weitere Besuche in Aussicht standen. In der Zwischenzeit war ich zufällig einmal auf dem Berghof anwesend, als auch die spätere Frau Hitlers, Eva Braun, sich dort aufhielt. Ich hatte die Gerüchte, die sie mit Hitler verbanden, auch zu Ohren bekommen, hatte ihnen aber keinen rechten Glauben geschenkt, weil ich Hitler irgendwie als am weiblichen Geschlecht uninteressiert empfand. Ich wurde eines Besseren belehrt, als ich ihn eines Abends Hand in Hand mit Eva Braun in der grossen Halle des Berghofes, in der ich so oft gedolmetscht hatte, am Kamin sitzen sah. An der nachfolgenden Abendtafel konnte ich mir dann die neben ihm sitzende Eva Braun genauer ansehen. Sie war eine grosse, schlanke, gut aussehende Erscheinung, die in ihrer

Kleidung und Aufmachung den modernen Stil des Berliner Westens verkörperte und keineswegs dem von der NS-Frauenschaft propagierten Typ der «deutschen Frau» entsprach. Sie war sehr gut zurecht gemacht und trug kostbaren Schmuck, aber sie machte nicht den Eindruck, als ob sie sich in ihrer Rolle sehr wohlfühlte. Näher habe ich Eva Braun nicht kennengelernt, da ich nicht zu dem engeren Kreis des Obersalzbergs gehörte und ihre Existenz vor Aussenseitern sorgfältig geheimgehalten wurde. So war auch bei Hitler besonders an-

Der nächste Besucher, den ich als «fahrender Bote» abholen musste, war Mussolini, der damals die faschistische Republik Norditaliens von Mailand aus regierte, während sich seine Tochter, die von uns ebenso wie Mussolinis Frau und Kinder «befreit» worden war, noch in Deutschland befand.

Übrigens hatte ich zwischen der Tochter Mussolinis, der Gräfin Edda Ciano, und Hitler bei zwei verschiedenen Gelegenheiten dolmetschen müssen. Beide Male hatte die grosse, überschlank und hochelegante Tochter des italienischen Diktators Hitler auch auf politische Fragen angesprochen und sich nicht gescheut, mit Temperament und scharfem Verstand gegenteilige Ansichten vorzubringen. «Sie können doch niemand dafür bestrafen, dass seine Grossmutter eine Jüdin ist», sagte sie einmal mit einem funkelnden Blick aus den grossen braunen Augen, die denen ihres Vaters so ähnlich waren. Mit Wärme setzte sie sich für mehr Menschlichkeit in der Behandlung der Juden ein und brachte beim zweiten Besuch, der nach dem Sturz ihres Vaters stattfand, sehr energisch eine ganze Reihe von Beschwerden über die Behandlung der italienischen Gefangenen in Deutschland zur Sprache.

Hitler imponierte es offensichtlich, dass Edda Ciano so energisch mit ihm umging. Ruhig hörte er sich von ihr Dinge an, die er einem männlichen Besucher als Kritik an seiner Politik schwer verübelt haben würde. Nur in einem Punkt blieb er absolut unzugänglich. Das war die Reisemöglichkeit für Ciano und seine Frau nach Spanien. «Ich fürchte, Sie würden dort nur Belästigungen ausgesetzt sein», sagte Hitler, «bei uns in Deutschland sind Sie besser aufgehoben.» Diese Weigerung Hitlers kostete Ciano das Leben.

Den Vater der temperamentvollen Edda sollte ich Ende April 1944, wie gesagt, von der deutsch-italienischen Grenze abholen, da auch er zu den Salzburger Schattenspielen eingeladen worden war. Aber es kam anders.

Der Chef der faschistischen Republik besass natürlich keinen eigenen Sonderzug mehr, an den ich mich mit meinen zwei Wagen an der Grenze hätte anhängen können. Deshalb wurde mir einfach der grösste

Teil von Hitlers Sonderzug anvertraut, mit dem Mussolini aus Mailand abgeholt werden sollte. «Seid bitte nicht so bequem und bleibt bis Mailand im Zuge», sagte mir Dörnberg bei der Abfahrt, «denn der Ehrendienst beginnt erst an der deutschen Grenze, und wenn die Italiener herausbekommen, dass Ihr bis Mailand mitgefahren seid, so werden sie bei ihrer jetzt besonders grossen Empfindlichkeit behaupten, das deutsche Auswärtige Amt habe die Reichsgrenze bereits bis nach Mailand vorverlegt.»

Um 3 Uhr nachmittags kam ich mit dem Führerzug in Lienz an der Drau an. Dort verliess der Ehrendienst den Zug und sollte ihn erst, genau nach Vorschrift, um 3 Uhr morgens bei der Rückfahrt wieder besteigen. Als jedoch der Zug am nächsten Morgen eintraf, war niemand vom Ehrendienst anwesend. Sämtliche Mitglieder lagen mit Schädelbrüchen, Gehirnerschütterungen und gebrochenen undgequetschten Gliedern im Krankenhaus von Lienz. Auf einer Fahrt nach Heiligenblut hatte uns ein Kreisleiter, der mehr auf Menschenführung als auf Wagenführung eingestellt war, infolge einer Reifenpanne über den Strassengraben springen lassen. Wir waren einen Abhang heruntergebraust, hatten uns über den Motor überschlagen, waren in die Drau gefallen, und zwar so, dass der Wagen mit den Rädern nach oben über uns lag und uns einklemmte.

Mit dem Reisen war es nun, ebenso wie mit dem Dolmetschen, eine Zeitlang aus. Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus wurde ich vom Auswärtigen Amt zur völligen Wiederherstellung nach Baden-Baden geschickt und wohnte in Brenners Hotel in einem schönen Appartement, in dem vor mir ein amerikanischer Diplomat interniert gewesen war. Dadurch konnte ich später bei meiner eigenen Internierung durch die Amerikaner interessante Vergleiche zwischen der deutschen und der amerikanischen Gastfreundschaft gegenüber internierten Diplomaten anstellen.

Neben meinem Krankenbett in Baden-Baden stand mein kleines Reiseradio, das mich, genau wie früher das Koffergerät, all die Jahre hindurch als eines der wenigen stabilen Elemente im Wirbel der Zeiten überallhin begleitet hatte. Aus ihm sprachen während des Krieges Churchill und Roosevelt zu mir, der eine mit seinen wahrhaft klassischen Formulierungen, denen zuzuhören für mich jedesmal ein literarischer Genuss war, auch wenn ich mit dem Inhalt oft keineswegs übereinstimmte, der andere mit der hervorragenden Rundfunkstimme, die aus weiter Ferne in den «Gesprächen am Kamin» klar und deutlich über den Atlantik in mein Zimmer drang. Ich hatte sorgfältig jeden Abend und jeden Morgen die Nachrichten abgehört und mir die neuesten Formulierungen auf Englisch oder Französisch genau

gemerkt. Mein Kriegsvokabularium, mit dem ich die Zuhörer bei den Lagebesprechungen manchmal in Erstaunen setzte, stammte zum grossen Teil aus dieser Quelle. Wenn man die Dinge so von der sprachlichen Seite her betrachtete, ergaben sich oft auch für die allgemeine Entwicklung ganz interessante Aufschlüsse. «Das Übersetzen wird immer leichter, je länger der Krieg dauert», sagte ich einmal zu einem Kollegen, denn ich hatte durch dieses sorgfältige Abhören und Vergleichen der Texte, die auf beiden Seiten der Front herausgebracht wurden, feststellen können, wie übereinstimmend sich die Kriegführenden äusseren, wenn sie sich in ähnlichen Lagen befanden. Besonders krass fiel mir diese Parallelität der Äusserungen von Freund und Feind auf, als etwas später gelegentlich die deutschen Aufrufe zur Bildung des Volkssturms übersetzt werden mussten. «Nehmen Sie die Texte der Engländer von 1940 bei der Bildung der Home Guard zur Hand», sagte ich dem Sprachendienst, «dann wird Ihnen das Übersetzen sehr viel einfacher Vorkommen.» Und das war keineswegs der einzige Fall, in dem sich der Sprachendienst bei der Gegenseite wertvolle Unterstützung holen konnte.

Während ich nun in Baden-Baden still meine Gehirnerschütterung auskurieren musste, brachte mir das kleine Radio die grossen Ereignisse in mein Krankenzimmer. Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in Frankreich. Der Atlantikwall, über dessen Uneinnehmbarkeit ich so viele Worte Hitlers und Ribbentrops an die Besucher von Klessheim und des Waldlagers in Ostpreussen hatte übersetzen müssen, teilte das Schicksal der Maginot-Linie und später des Westwalls. «Schlechte Zeiten für Befestigungslinien», schrieb mir ein Kollege aus dem Auswärtigen Amt.

Nach meiner Wiederherstellung wurde ich für den 20. Juli 1944 ins Hauptquartier nach Ostpreussen beordert, wo ein Treffen zwischen Mussolini und Hitler stattfinden sollte. Am frühen Nachmittag dieses Tages kam ich im Wagen an der ersten Sperre an, die das Lager von der Aussenwelt abschloss. Punkt drei Uhr sollte ich bei Ankunft Mussolinis auf dem kleinen Bahnhof des Hauptquartiers bereitstehen. Dieser Bahnhof bestand nur aus zwei Gleisen, einem schmalen, niedrigen Bahnsteig, der noch nicht einmal gepflastert war, und einer verandartigen, offenen Wartehalle. Aus Tarnungsgründen – so glaubte ich, wurde aber später eines Besseren belehrt – trug er den Namen «Görlitz», was uns Berliner veranlasste, immer vom Görlitzer Bahnhof zu sprechen. Auf diesem kleinen «Haltepunkt», wie er wohl eisenbahntechnisch einzuklassifizieren wäre, waren schon viele wichtige Besucher Hitlers im Hauptquartier angekommen. Dörnberg hatte auch hier bei festlichen Gelegenheiten einen «Bahnhof» in Miniaturausgabe ohne

roten Teppich und Fahnen, aber mit Uniformen und Würdenträgern, aufgebaut.

Der «Görlitzer Bahnhof» war an jenem Nachmittag mein Ziel, aber ich hatte einige Mühe, ihn zu erreichen. «Auch wenn Ihnen der Kaiser von China einen Ausweis ausgestellt hätte», sagte der Posten am ersten Sperrkreis, «so könnte ich Sie doch nicht durchlassen.» «Aber Sie kennen mich doch, ich bin der Dolmetscher des Auswärtigen Amtes und muss bei der Ankunft eines Besuchers weisungsgemäss um 3 Uhr auf dem Bahnhof Görlitz sein», erwiderte ich. Und als mich der Posten trotzdem nicht passieren lassen wollte, fragte ich ihn nach dem Grunde. «Wegen des Ereignisses», erklärte er, offenbar befehlsgemäss, lakonisch. Ich verhandelte weiter, bis er sich schliesslich bereit erklärte, mit seinem Wachoffizier zu telefonieren. Dann durfte ich passieren. Es war alles höchst geheimnisvoll.

Auf dem kleinen Bahnsteig von «Görlitz» erfuhr ich dann durch Hitlers Leibarzt, Professor Morell, von dem Attentat, das sich wenige Stunden vorher bei der Lagebesprechung ereignet hatte. Er war noch völlig fassungslos und erzählte in abgerissenen Sätzen, dass Hitler fast unverletzt davongekommen war. «Anscheinend hat er sich auch gar nicht aufgeregt», versicherte er mir, «denn sein Puls ging, als ich ihn auf etwaige innere Verletzungen untersuchte, völlig ruhig und normal wie an jedem anderen Tage.» Als der Arzt gerade im Begriff war, mir weitere Einzelheiten zu schildern, erschien Hitler selbst auf dem Bahnhof. Äusserlich war ihm überhaupt nichts anzumerken. Erst als ein paar Minuten später der Zug mit Mussolini eintraf, sah ich, wie Hitler seinem Gast bei der Begrüssung die linke Hand reichte. Ausserdem fiel mir auf, dass er sich recht langsam bewegte und Mühe zu haben schien, den rechten Arm zu heben.

Auf dem kurzen Wege von einigen hundert Meter, die den Bahnhof von den Bunkern und Baracken des Waldlagers trennten, erzählte Hitler Mussolini kurz, was vorgefallen war. Er tat es mit einer auffallend ruhigen, fast monotonen Stimme, während sich auf Mussolinis Gesicht deutlich das Entsetzen darüber abzeichnete, dass mitten im Hauptquartier auf den deutschen Diktator ein Attentat verübt werden konnte.

Von diesem Entsetzen hatte sich Mussolini, der mit weit aufgerissenen Augen Hitler anstarrte, offensichtlich noch nicht erholt, als wir zu dritt die Baracke betraten, in der die Explosion während der Lagebesprechung stattgefunden hatte. Die Tür zum Kartenzimmer war geborsten und lehnte zerbrochen an der gegenüberliegenden Barackenwand. Der Raum selbst bot ein Bild toller Verwüstung, so wie ich es in Berlin nach Luftangriffen oft gesehen hatte, wenn eine schwere englische Mine neben einem Hause niedergegangen war und alle Räume «durchgepustet» hatte.

Tische und Stühle lagen in wüstem Durcheinander zersplittert am

Boden. Die Deckenbalken waren herabgestürzt und die Fenster mitsamt den Rahmen nach aussen geflogen. Der grosse Kartentisch, vor dem ich so manche «Schaulage» für Antonescu übersetzt hatte, war nur noch ein Haufen geborstener Bretter und geknickter Tischbeine.

«Hier ist es geschehen», sagte Hitler ruhig, während Mussolini vor Bestürzung fast die Augen aus dem Kopf zu fallen schienen. Er war leichenblass geworden, denn er hatte die Nachricht von dem Attentat völlig unvorbereitet empfangen, als er den Zug verliess. «Hier an diesem Tisch habe ich gestanden», erklärte dann Hitler weiter, auffallend teilnahmslos und wie geistesabwesend. «So habe ich mich mit dem rechten Arm auf den Tisch gelehnt, um auf der Karte etwas nachzusehen, als mir plötzlich die Tischplatte entgegenflog und meinen Arm nach oben riss.» Er machte eine Pause. «Hier, unmittelbar vor meinen Füssen, ist die Bombe explodiert.» Voll ungläubigen Entsetzens schüttelte Mussolini nur den Kopf. Dann zeigte ihm Hitler die bei der Explosion anscheinend durch den Luftdruck völlig zerrissene Uniform, die er getragen hatte und die noch über einem demolierten Stuhl hing. Er drehte Mussolini seinen Hinterkopf zu, um ihm seine angesengten Haare zu zeigen.

Eine Weile lang wurde unter dem überwältigenden Eindruck der Zerstörungen und der Gefahr, der Hitler entronnen war, kein Wort zwischen beiden Männern gewechselt. Dann setzte sich Hitler auf eine umgestürzte Kiste, und ich musste für Mussolini einen der wenigen noch benutzbaren Stühle herbeiholen. So sasssen sich beide inmitten dieser Trümmer gegenüber.

«Wenn ich mir alles noch einmal vergegenwärtige», sagte dann Hitler, wieder mit einer auffallend leisen Stimme, «so ergibt sich für mich aus meiner wunderbaren Errettung, während andere im Raum Anwesende schwere Verletzungen davongetragen haben und einer sogar durch den Luftdruck zum Fenster hinausgeschleudert wurde, dass mir eben nichts passieren soll, besonders da es ja nicht das erste Mal ist, dass ich auf wunderbare Weise dem Tode entronnen bin.»

Diese Sätze beeindruckten den abergläubischen Südländer Mussolini sichtlich. Dann sprach Hitler die bemerkenswerten Worte: «Nach meiner heutigen Errettung aus der Todesgefahr bin ich mehr denn je davon überzeugt, dass es mir bestimmt ist, nun auch unsere gemeinsame grosse Sache zu einem glücklichen Abschluss zu bringen!» Lebhaft nickte Mussolini mit dem Kopf. «Nachdem ich das hier gesehen habe», sagte er mit einer Handbewegung auf die Trümmerstätte, «bin ich absolut Ihrer Meinung. Das war ein Zeichen des Himmels!»

Noch eine ganze Weile sasssen sich die beiden Diktatoren, der eine auf seinem wackligen Stuhl und der andere auf der umgestürzten Kiste, in diesem Durcheinander gegenüber. Erst nach geraumer Zeit hatte Mussolini seine Fassung so weit wiedergewonnen, dass er seinem Kollegen

zu seiner Rettung gratulierte. Dann erhoben sich beide, und die Beratungen wurden in einem der Bunkerzimmer fortgesetzt. Aber es wurde an jenem Nachmittag weder von Hitler deklamiert, noch von Mussolini gewarnt. Über dem stillen und ziemlich belanglosen Gespräch der beiden lag ein Hauch von Abschied, und tatsächlich war dies auch das letzte Mal, dass sich Mussolini und Hitler sahen.

Hitler glaubte nun fester denn je an «seine» Vorsehung. Seine Zuversicht stärkte sich. Seine Rache nahm unmenschliche Formen an. Seine Politik führte zu wahrhaft grotesken Kontrasten zwischen Selbsttäuschung und Wirklichkeit.

Eines der eindrucksvollsten Beispiele für die völlige Verkennung der Realitäten, die bei Hitler nach dem Streich, den ihm die Vorsehung am 20. Juli gespielt hatte, einsetzte, beleuchtet die damalige Lage vielleicht typischer als vieles andere, was inzwischen bekanntgeworden ist. Es war eine Verhandlung, die sich eine Woche lang im Oktober 1944 in der «Wolfsschanze» hinzog.

Dabei handelte es sich um den Versuch Hitlers, eine französische Regierung zu bilden. Auch wenn man sich grosse Mühe gäbe, könnte man sich nichts Groteskeres und Gegensätzlicheres vorstellen als die Verhältnisse, unter denen Hitler diesen Versuch unternahm.

Regierungschef sollte ein ehemaliger französischer Kommunist, Jacques Doriot, werden, der in Frankreich eine extreme Rechtspartei gegründet hatte. Das Land, für das diese neue Regierung bestimmt war, Frankreich, war zum grössten Teil bereits in der Hand der Alliierten, so dass der in Aussicht genommene Sitz dieser «französischen» Regierung in Süddeutschland, in Sigmaringen lag, wo bereits der zuständige Gauleiter gegen das Hissen der französischen Trikolore protestiert hatte!! Die Verhandlungen selbst spielten sich unter den im Hauptquartier anwesenden zukünftigen französischen «Ministern» in jenem etwas operettenhaften Stil ab, den ein französischer Vorkriegsfilm, «Les Nouveaux Messieurs», einmal dargestellt hatte. Man stritt sich um die einzelnen Ministerposten. Persönliche Rivalitäten spielten eine grosse Rolle, und die Abneigung gegen den neuen «Regierungschef» Doriot war bei den Franzosen so gross, dass er, getrennt von den übrigen, mit uns in dem Sporthotel am Schwentzeitsee wohnte und ich daher Gelegenheit hatte, mich oft mit ihm zu unterhalten. Doriot war ein äusserst intelligenter Mann, der genau zu wissen schien, was er wollte. Er hatte als Kommunist mit Stalin gesprochen, kannte den Osten, insbesondere China, sehr gut und beherrschte souverän die anderen Franzosen der damaligen «Regierungs»-Delegation. An Verhandlungsfähigkeit war er Ribbentrop weit überlegen.

Die Unwirklichkeit dieses ganzen Spieles wurde in eindrucksvoller

Weise durch den russischen Kanonendonner unterstrichen, der von der in jenen Oktobertagen nur 80 km von Hitlers Hauptquartier entfernt verlaufenden Front bei Augustow drohend herüberklang, während man nachts am ganzen südöstlichen Horizont das Mündungsfeuer der Geschütze aufleuchten sah.

In dieser Situation empfing Hitler, als nach vielen Mühen die Einigkeit unter den Franzosen hergestellt worden war, die neue französische «Regierung» und erteilte ihr, nachdem er sie wegen Calais und Dünkirchen noch einmal gründlich hinter das Licht geführt hatte, mit alter Beredsamkeit seinen schutzherrlichen Segen. Die Selbsttäuschung hatte damit wohl ihren Gipfel erreicht!

Dass in dieser Hinsicht auch in den folgenden Monaten keine Änderung bei Hitler eintrat, habe ich bereits dargelegt, als ich von dem Besuch der Ungarn Anfang Dezember 1944 berichtete. Es war das letzte Mal, dass ich Hitler persönlich sah. Die «Wolfsschanze» hatte er aufgeben müssen. Sie war im Dezember längst in der Hand der Roten Armee.

Zu Dolmetschen gab es nun nichts mehr. Ich arbeitete den Winter über noch im Ministerbüro. Immer dichter folgten die Luftangriffe bei Tag und Nacht aufeinander, und ich sah die drei Häuser des Auswärtigen Amtes in der Wilhelmstrasse Stück um Stück in Schutt und Asche sinken. Die meisten Abteilungen unseres Amtes waren unter dem Druck der Ereignisse nach Thüringen oder nach Bayern verlagert worden. Ich hatte dafür gesorgt, dass auch das Ministerbüro bis auf drei «Schlusslichter» Berlin verliess. Am 14. April 1945 erhielt ich die letzte Weisung von Ribbentrop. Ich sollte mich nach Garmisch an den neuen Sitz der Reichsbehörden begeben, kam aber nach abenteuerlicher Fahrt mit einem Holzgaswagen auf kriegsbedingten Umwegen in einer Woche nur bis Salzburg, wo ich den Schluss des Krieges erlebte.

Das war das Ende meiner Dolmetscherlaufbahn im Auswärtigen Amt, die am 1. August 1923 begonnen und mich in einer bescheidenen, aber nicht unwichtigen Rolle fast durch ein Vierteljahrhundert mit dem politischen Geschehen Europas und dem Aufstieg und Niedergang meines eigenen Landes in engste Verbindung gebracht hatte. Ich gewann während dieser Zeit die Überzeugung, dass im Leben der Völker gewisse Gesetze walten, die über den Willen der Mächtigen hinweg das Geschehen bestimmen.

Dabei handelt es sich in erster Linie um die moralischen Gesetze, wie sie wohl jedem einzelnen meiner Generation von Eltern und Lehrern überliefert worden sind: Die Achtung vor dem Einzelmenschen, seinem Leben, Denken und Eigentum und die sich daraus ableitende Respektierung der natürlichen Rechte der Völker auf Selbstbestimmung,

auf einen Lebensstandard, der zu dem der Nachbarn und zu ihren eigenen Leistungen in angemessenem Verhältnis steht, und auf soziale und politische Gerechtigkeit. Ich habe bei meiner Tätigkeit erlebt, dass ein Abweichen von diesen Grundsätzen Staatsmänner und Völker schliesslich zur Katastrophe geführt hat, wie täuschend auch manchmal gewisse Anfangserfolge über kürzere oder längere Zeiträume gewesen sein mögen. Das ist eine Lehre, die ich als Deutscher aus meinen Erlebnissen in der Vergangenheit ziehe und die ich gleichzeitig als eine Hoffnung für unser Volk in seiner jetzigen Ohnmacht betrachte. Die im Grunde christliche Ethik, von der sich in den 20er und anfangs der 30er Jahre die meisten europäischen Staatsmänner bei der noch so energischen Vertretung der Interessen ihrer Länder leiten liessen, brachte die Fortschritte mit sich, wie ich sie von Jahr zu Jahr, von Konferenz zu Konferenz feststellen konnte und in der ersten Hälfte dieses Buches beschrieben habe.

Danach aber erlebte ich den gewaltigen Kampf zwischen den Vertretern jener alten und ewig neuen abendländisch-christlichen Auffassung und den Exponenten einer neuen Anschauung von den Beziehungen zwischen den Völkern, die sich von den althergebrachten Grundsätzen und Methoden bewusst abkehrten. Es war für mich ein dramatisches Schauspiel, im Einzelnen mit anzusehen, wie diese neue Auffassung zunächst über die alte zu triumphieren schien. Wer den Ereignissen näherstand, konnte allerdings immer deutlicher erkennen, auf welcher Seite in Wahrheit die wesentlicheren Kräfte lagen. Der Kriegsausbruch 1939 bedeutete den Anfang vom Ende jener zunächst siegreichen neuen Mächte, deren immer schnelleres Abgleiten in die grösste Katastrophe aller Zeiten ich auch wieder von Jahr zu Jahr und von Konferenz zu Konferenz in seinen einzelnen Stadien verfolgen konnte.

Neben dem unerbittlichen Walten dieser moralischen Gesetze im Leben der Völker ist mir noch ein zweites während dieses Vierteljahrhunderts in den Konferenzsälen deutlich vor Augen getreten: die unwiderstehliche Macht der Wirtschaftsgesetze. Wie anders wäre wohl die Geschichte der letzten beiden Jahrzehnte verlaufen, wenn Staatsmänner und Völker die Grundsätze besser beherzigt hätten, welche die nüchternen Männer der Wirtschaft in diesen Jahren aufgestellt hatten, und die ich im Reformationssaal in Genf und auf manchen anderen europäischen Konferenzen im Jahre 1927 und danach mit soviel Hoffnung begrüsst hatte. In dem Masse, wie die Völker und ihre politischen Führer in kurzzeitigem Egoismus von den Empfehlungen der unsentimentalen Wirtschaftssachverständigen abwichen und sich aus gefühlsmässigen und politischen Gründen über die in unserem Zeitalter der Technik und des Verkehrs immer ausschlaggebender werdenden Gesetze des wirtschaftlichen Zusammenlebens hinwegsetzten, trieben sie

die verelendeten Massen in die Arme der Fanatiker und brachten dadurch jene donnernden Lawinen ins Rollen, welche später die friedlichen Behausungen der europäischen Bevölkerung unter sich begruben.

Wer fast 25 Jahre als Statist auf der aussenpolitischen Bühne gestanden hat, dem fällt es nicht schwer, auch von der Galerie herab die Vorgänge hinter den Kulissen zu erkennen. Voller Interesse verfolge ich seit 1945 aus dem Zuschauerraum, in dem sich das ganze deutsche Volk heute befindet, das aussenpolitische Drama der Nachkriegszeit. Ich glaube auch heute wieder, von meinem bescheidenen Platz aus, das Walten der grossen moralischen und wirtschaftlichen Gesetze zu spüren, wenn auch Kostümierung und Ausstattung der Mitwirkenden sich verändert haben.

Als ich damals am 8. Mai 1945 von der bedingungslosen Kapitulation des Reiches erfuhr, war zwar meine Dolmetscherlaufbahn im Auswärtigen Amt beendet. Meine Dolmetscher- und Übersetzertätigkeit als solche sollte jedoch noch weitergehen.

NACHKLANG (1945/49)

Einen Tag nach Pfingsten 1945 fuhr ich auf einem überfüllten Lastwagen unter scharfer Bewachung durch zwei amerikanische Soldaten mit schussbereitem Gewehr zum letzten Male an dem Schloss Klessheim der Salzburger Schattenspiele vorbei, über dem jetzt das Sternenbanner wehte. Lastautos mit Zivilisten, die von der Polizei bewacht wurden, hatte ich zuletzt in Berlin im Jahre 1934 nach dem Röhm-Putsch gesehen, als Hitler alles, was im Verdacht stand, seinem Regime feindlich gesinnt zu sein, verhaften und nach Lichterfelde oder Oranienburg abtransportieren liess. An die Szenen jenes weit zurückliegenden Jahres musste ich immer wieder denken, als wir auf der Autobahn über München nach Augsburg ins Internierungslager fuhren.

Mit anderen Kollegen war ich kurze Zeit vorher vom CIG, dem Counter Intelligence Corps, einer Art politischen Polizei der USA, verhaftet worden, und zum ersten Male in meinem Leben fiel in Salzburg hinter mir die schwere Tür einer Gefängniszelle krachend ins Schloss. Zwar wurde ich persönlich von den Amerikanern bei dieser Gelegenheit wie auch später stets korrekt und manchmal sogar freundlich und zuvorkommend behandelt, trotzdem aber leitete die krachende Gefängnistür ein neues Kapitel in meinem ereignisreichen Leben ein.

«Wir haben uns so oft im Sprachendienst den Kopf zerbrochen, wie wir den Begriff Sippenhaft übersetzen sollten», sagte ich beim ersten Spaziergang auf dem Gefängnishof zu einem Kollegen, «seit gestern weiss ich nun, dass man «automatic arrest» dafür verwenden könnte, wenn man alle deutschen Beamten vom Regierungsrat aufwärts als eine Familie ansähe.» Es war nicht das einzige Mal, dass mir die englische Fassung von schwer zu übersetzenden Begriffen der Vergangenheit durch die rauhe Wirklichkeit der Nachkriegszeit in überraschender Weise präsentiert wurde.

Das Schicksal wollte es, dass ich auch in den nächsten Jahren einen einzigartigen Beobachtungsposten innehatte, von dem ich aus nächster Nähe die Liquidierung der Vergangenheit verfolgen konnte und die an ihr beteiligten Kräfte auf der alliierten Seite näher kennenlernte.

Im August 1945 fuhr ich in Begleitung eines sehr zuvorkommenden französischen Offiziers in dem ehemaligen Dienstwagen des Generalfeldmarschalls von Rundstedt auf dem Wege nach Paris gerade in dem Augenblick durch Verdun, als dort die Verurteilung Pétains, des «Verteidigers von Verdun» aus dem Ersten Weltkriege, bekanntwurde, so dass ich bei dessen Prozess, wie es ursprünglich beabsichtigt war, nicht mehr als Zeuge vernommen wurde. Dafür interessierten sich die Mitarbeiter de Gaulles, der damals noch Regierungschefin Frankreich war, sehr für andere Dinge, die ich miterlebt hatte, vor allem für die Gespräche zwischen Molotow und Hitler. Nach dem Lagerleben in dem verwüsteten Deutschland glaubte ich zu träumen, als ich in dem völlig intakten Paris, wo ich auch nicht eine zerbrochene Scheibe sah, äusserlich so gut wie frei in der Menschenmenge auf den Boulevards spazierenging, mit meinem Begleiter, einem freundlichen Polizeiinspektor, auf den altbekannten Cafeterrassen sass und mittags und abends auf dem Boulevard St. Michel und einmal sogar bei Fouquet auf den Champs Elysees inmitten einer eleganten französischen und alliierten Gesellschaft speiste.

Zehn Tage währte dieser Traum, dann kehrte ich, um ein bemerkenswertes Nachkriegserlebnis reicher, wieder in das Gefangenenlager bei Mannheim zurück. In diesem Wechsel zwischen warm und kalt, zwischen Einzelhaft und Villenunterbringung, zwischen Zeugengefängnis in Nürnberg und nominellem Hausarrest in Tegernsee vergingen die nächsten drei Jahre, in denen ich der Vollständigkeit halber auch dem berüchtigten Konzentrationslager Dachau unter besonders eigenartigen Umständen noch einen dreimonatigen Besuch abstattete.

Diese ganze Zeit brachte mir wieder eine Reihe von Erlebnissen, die in Bezug auf geschichtliche und menschliche Dramatik dem, was ich in den früheren Jahren gesehen habe, kaum nachstehen. Vor den Nürnberger Gerichten trat ich nicht nur im Hauptprozess und in einer Reihe der nachfolgenden Verfahren als Zeuge der Verteidigung und der Anklage auf, sondern arbeitete auch als Dolmetscher und sprachliches «Mädchen für alles» in dem für die Verhältnisse in den ersten Jahren nach Einstellung der Feindseligkeiten typischen Nürnberger «Zeugengefängnis», betätigte mich als einziger Deutscher in dem sogenannten Prison Operations Office, wurde kurze Zeit als Angestellter im amerikanischen Sprachendienst, der Language Division, beschäftigt und kam gelegentlich als amtlicher Gerichtsdolmetscher bei Kriegsgerichtsverhandlungen gegen amerikanische Wehrmachtsangehörige durch die deutschen Zeugenvernehmungen mit tragischen

und auch höchst komischen Vorgängen unter dem Besatzungsregime in Berührung.

In der Nacht, als die Verurteilten des Hauptprozesses hingerichtet wurden, wohnte ich im Zeugenflügel wenig mehr als 50 Meter von der Turnhalle entfernt, in der die Nächte davor die Galgen mit dumpf hallenden Schlägen aufgebaut worden waren. Als Dolmetscher der amerikanischen Psychiater, die ich gelegentlich auf ihren Besuchen im Nürnberger Gefängnis begleiten musste, erlebte ich menschliche Dramen von tiefster Tragik.

Nicht nur an der Liquidierung der Vergangenheit, sondern auch an den politischen und vor allem wirtschaftlichen Entwicklungen der jüngsten Gegenwart nahm ich danach durch meine sprachliche Tätigkeit wieder teil. Manches Memorandum deutscher Stellen für die Alliierten hatte ich zu übersetzen. Die Probleme und die Formulierungen sahen dem, was ich ganz zu Anfang meiner Laufbahn in den 20er Jahren zu bearbeiten hatte, oft geradezu frappierend ähnlich, und mein altes Vokabularium aus den Zeiten der Reparationskonferenzen und der Wirtschaftsverhandlungen, die ich in den früheren Kapiteln dieses Buches geschildert habe, kam nun zum zweitenmal zu seinem Recht, indem ich auch persönlich wieder von vorn anfang und als «Ein-Mann-Sprachendienst» wie 1923 über Handels- und Zahlungsbilanzen, Wirtschafts- und Industrieniveau, Steuerbelastung und Arbeitslosigkeit übersetzte. Dass ich auch für die Neuerscheinungen der gegenwärtigen Nachkriegszeit, wie Flüchtlingselend und Eiserner Vorhang, Demontagen und Luftbrücke, mit den nötigen Formulierungen versehen wurde, dafür sorgte ein etwas primitiverer Nachfolger meines kleinen Reiseradios.

Die Fülle dieser Erlebnisse und Erfahrungen der Nachkriegszeit ist mir nicht weniger eindrucksvoll gewesen als die aussenpolitischen Ereignisse von 1923 bis 1945. Aber da sie mit der diplomatischen Bühne nichts mehr zu tun hatten und ich zwar weiter als Dolmetscher und Übersetzer beschäftigt war, dabei aber von der Szene in den Zuschauer-raum herüberwechselte, gehen sie über den Rahmen dieses Buches hinaus.

BIBLIOGRAPHIE

Publications de la Cour Permanente de Justice Internationale:

Recueil des Arrêts. Affaire du Vapeur «Wimbledon».

Stresemann, Gustav: Vermächtnis, Band I, II

herausgegeben von Henry Bernhard unter Mitarbeit von Wolfgang
Goetz und Paul Wiegier.

Lord D'Abernon: An Ambassador of Peace (Diary).

Henderson, Sir Neville: Failure of a Mission.

Kordt, Dr. Erich: Wahn und Wirklichkeit.

François-Poncet, Andre: Als Botschafter in Berlin 1931 - 1938.

Churchill, Winston S.: The Gathering Storm.

Churchill, Winston S.: Their Finest Hour.

Vallentin, Antonina: Stresemann, Vom Werden einer Staatsidee.

Hull, Cordell: The Memoirs.

Chamberlain, Sir Austen: Down the Years.

Stern-Rubarth: Drei Männer suchen Europa.

Wheeler-Bennet: The Wreck of Reparations.

Ciano, Galeazzo: Diario.

Beard, Charles A.: President Roosevelt and the Coming of the War
1941.

Byrnes, James F.: Speaking Frankly.

ZEITTAFFEL

- 1918**
11. November: Einstellung der Feindseligkeiten im Ersten Weltkrieg, Waffenstillstand in Compiègne.
- 1919**
28. Juni: Unterzeichnung des Vertrages von Versailles.
- 1923**
11. Januar: Besetzung des Ruhrgebietes durch Franzosen und Belgier.
Kabinett Stresemann.
- August: Einstellung des deutschen passiven Widerstandes im
Ende September: Ruhrgebiet.
30. November: Reparationskommission beschliesst Bildung des Sachverständigenausschusses zur Regelung der Reparationsfrage (Dawes-Ausschuss).
- 1924**
- August: Londoner Konferenz über die Reparationsregelung
und die Räumung des Ruhrgebietes.
Ruhr-Räumungsverhandlungen in Koblenz.
- September: Beginn der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen
Oktober: in Paris.
- 1925**
- Februar: Überreichung des deutschen Vorschlages zum
Rheinpakt in Paris.
- Oktober: Konferenz von Locarno.
- 1926**
- März: Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund zunächst
gescheitert.
10. September: Eintritt Deutschlands in den Völkerbund.
17. September: Stresemann und Briand treffen sich in Thoiry.
- 1927**
- 4.-23. Mai: Weltwirtschaftskonferenz in Genf.
27. Juni-2. Juli: Kongress der Internationalen Handelskammer in
Stockholm.
17. August: Unterzeichnung des deutsch-französischen Handelsvertrages.

1928

27. August: Unterredung Stresemann-Poincare in Paris,
Unterzeichnung des Kellogg-Paktes in Paris.
September: Reichskanzler Hermann Müller in Genf.

1929

11. Februar: Der Young-Ausschuss zur Regelung der Reparations-
frage tritt in Paris zusammen.
6. August: Eröffnung der Haager Reparations- und Räumungs-
konferenz.
30. August: Einigung über die Räumung der besetzten deutschen
Gebiete.
9. September: Stresemanns letzte Rede vor dem Völkerbund in
Genf.
3. Oktober: Stresemanns Tod.
21. November: Beginn der Saarwirtschaftsverhandlungen zwischen
Deutschland und Frankreich.

1930

30. Juni: Befreiung der besetzten Gebiete Deutschlands.
September: Briand schlägt in Genf eine Europa-Union vor, starker
Eindruck des nationalsozialistischen Wahlsieges
im Ausland.

1931

- Juni: Treffen Brüning-MacDonald in Chequers.
21. Juni: Der amerikanische Präsident Hoover schlägt ein
Moratorium für Reparationen und interalliierte
Schulden vor, um der Wirtschaftskrise entgegenzu-
wirken.
18.-19. Juli: Sieben-Mächte-Konferenz über die Wirtschaftskrise
in Paris.
20.-23. Juli: Sechs-Mächte-Konferenz über die Wirtschaftskrise
in London.
26. Juli: Besprechungen Brünings mit dem amerikanischen
Aussenminister Stimson in Berlin.
27. Juli: MacDonald und Henderson in Berlin.
September: Briands Europa-Union wird in Genf erörtert.
Deutsch-österreichische Zollunion gescheitert.
Ende September: Laval und Briand in Berlin.

1932

2. Februar: Eröffnung der Abrüstungskonferenz in Genf.
Juni/Juli: Ende der Reparationen (Konferenz von Lausanne).
11. Dezember: Militärische Gleichberechtigung Deutschland zuerkannt.

1933

- Februar: Japan tritt aus dem Völkerbund aus.
Juni: Georg V. von England eröffnet die zweite Weltwirtschaftskonferenz.
September: Goebbels in Genf.
14. Oktober: Deutschland tritt aus dem Völkerbund aus.

1934

30. Juni: Hitler lässt Rohm und zahlreiche andere missliebige Persönlichkeiten ermorden.
Nationalsozialistischer Putsch in Österreich, gescheitert.
25. Juli: Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuss.
12. August: Tod Hindenburgs.
8. September: Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund.

1935

1. März: Rückgabe des Saargebietes an Deutschland.
16. März: Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland.
26. März: Besuch des britischen Aussenministers Sir John Simon und Anthony Edens bei Hitler in Berlin.
16. April: Konferenz von Stresa zwischen England, Frankreich und Italien.
2. Mai: Frankreich und Sowjetrußland schliessen einen Beistandspakt ab.
18. Juni: Deutsch-englisches Flottenabkommen.

1936

7. März: Besetzung der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes durch deutsche Truppen.
19. März: Verurteilung der Rheinlandbesetzung durch den Völkerbundsrat in London.
1. April: Hitlers Friedensplan wird durch Ribbentrop in London übergeben.
August: Olympiade in Berlin.
Anfang September: Aussprache zwischen Hitler und Lloyd George auf dem Obersalzberg.

1937

- April: Göring kündigt Mussolini in Rom den Anschluss Österreichs an.
12. Mai: Krönung König Georgs VI. in London.
24. Mai: Dr. Schacht eröffnet den deutschen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung.
September: Mussolinis Staatsbesuch in Deutschland.
Oktober: Der Herzog von Windsor bei Hitler und Göring.
19.-20. November: Lord Halifax bei Hitler und Göring.

1938

13. März: Anschluss Österreichs.
3.-10. Mai: Staatsbesuch Hitlers in Italien.
21. Mai: Englische Vorstellungen in Berlin wegen angeblicher deutscher Truppenkonzentrationen an der tschechischen Grenze.
15. September: Besuch Chamberlains in Berchtesgaden.
22.-24. September: Hitler und Chamberlain treffen sich in Godesberg.
29.-30. September: Münchener Konferenz.
9. Oktober: Hitlers Rede in Saarbrücken.
29. Oktober: Wiener Schiedsspruch über Grenzstreit zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn.
6. Dezember: Unterzeichnung einer deutsch-französischen Nichtangriffserklärung in Paris.

1939

- 26.-27. Januar: Besuch Ribbentrops in Warschau.
15. März: Deutscher Einmarsch in Prag.
22. Mai: Deutsch-italienischer Bündnisvertrag in Berlin unterzeichnet.
12./13. August: Ciano warnt Hitler in Berchtesgaden.
23. August: Abschluss eines Nichtangriffspaktes zwischen Deutschland und Sowjetrußland in Moskau.
1. September: Kriegszustand zwischen Deutschland und England und Deutschland und Frankreich.
3. September: Hitler-Rede in Danzig bei Beendigung des Polenfeldzuges.
20. September: Deutschland marschiert in Polen ein.

1940

- Februar: Sumner Welles trifft in Europa ein.
18. März: Treffen zwischen Hitler und Mussolini auf dem Brenner.
9. April: Besetzung Dänemarks und Norwegens durch deutsche Truppen.
10. Mai: Beginn des Westfeldzuges.
22. Juni: Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich in Compiègne unterzeichnet.
19. Juli: Reichstagsrede Hitlers mit unzulänglichem Friedensangebot an England.
30. August: Wiener Schiedsspruch zwischen Ungarn und Rumänien.
25. September: Serrano Suñer bei Hitler.
27. September: Unterzeichnung des Drei-Mächte-Paktes zwischen Deutschland, Italien und Japan in Berlin.
3. Oktober: Treffen zwischen Hitler und Mussolini am Brenner.

- 22. Oktober: Laval bei Hitler in Montoire.
- 23. Oktober: Begegnung zwischen Hitler und Franco in Hendaye.
- 24. Oktober: Hitler empfängt Pétain und Laval in Montoire.
- 28. Oktober: Hitler und Mussolini treffen sich in Florenz, Einmarsch italienischer Truppen in Griechenland.
- 12. November: Molotow besucht Hitler in Berlin.

1941

- 25. März: Jugoslawien tritt dem Dreierpakt bei.
- 27.-29. März: Matsuoka besucht Hitler in Berlin.
- 27. März: Staatsstreich in Jugoslawien.
- 22. Juni: Beginn des Krieges zwischen Deutschland und der Sowjetunion.
- 8. Dezember: Beginn des Krieges zwischen Amerika und Japan, Deutschland erklärt den Vereinigten Staaten den Krieg.

1942

- Februar: Antonescu besucht Hitler im Hauptquartier in Ostpreussen.
- April: Besprechungen Hitlers mit einer Reihe von Verbündeten in Schloss Klessheim bei Salzburg.
- 19. August: Britisch - kanadisches Landungsunternehmen bei Dieppe gescheitert.
- 8. November: Alliierte Landung in Nordafrika.
- 9. November: Besprechungen Hitlers, Lavals und Cianos in München.
- Dezember: Hitler, Göring, Ciano und Laval im Hauptquartier in Ostpreussen.

1943

- 23. Januar: Konferenz zwischen Roosevelt und Churchill in Casablanca. Forderung nach bedingungsloser Kapitulation Deutschlands und seiner Verbündeten.
- 3. Februar: Kapitulation der 6. deutschen Armee bei Stalingrad.
- April: Besprechungen Hitlers mit seinen Verbündeten in Schloss Klessheim bei Salzburg: Mussolini, Antonescu, Horthy, Tiso und Pavelitsch.
- 7. Mai: Kapitulation der deutsch-italienischen Truppen in Tunis.
- 20. Juli: Alliierte Landung in Sizilien.
- 25. Juli: Hitler und Mussolini treffen sich in Feltre bei Belluno.
- 3. September: Absetzung und Verhaftung Mussolinis.
- 8. September: Alliierte Landung in Italien.
- 8. September: Kapitulation Italiens.

1944

- April: Erneute Besprechungen in Klessheim.
4. Juni: Einnahme Roms durch die Alliierten.
6. Juni: Die Alliierten landen in Frankreich.
20. Juli: Attentat auf Hitler fehlgeschlagen. Letztes Treffen zwischen Hitler und Mussolini.
15. August: Die Alliierten landen in Südfrankreich.
24. August: Rumänien bittet um Frieden und schliesst sich den Alliierten gegen Deutschland an.
25. August: Bulgarien bittet um Frieden. Paris von den Alliierten besetzt.
3. September: Finnland bittet um Frieden.
16. Oktober: Horthy versucht, um Frieden zu bitten, wird aber verhaftet.
Dezember: Der Führer der neugebildeten ungarischen Regierung, Szalasi, besucht Hitler in Berlin.

1945

11. Februar: Konferenz Roosevelts und Churchills mit Stalin in Yalta.
7. März: Die Alliierten gehen bei Remagen über den Rhein.
30. April: Hitler begeht Selbstmord.
7.-8. Mai: Bedingungslose Kapitulation in Reims und Berlin.

PERSONENVERZEICHNIS

- Adatschi, japanischer Vertreter im Völkerbundsrat 171, 177
- Aga Khan 343, 375
- Alexander, Königv. Jugoslawien 289
- Alfons XIII., König von Spanien 174, 175
- Ambrosio, ital. Generalstabschef 569
- Antonescu, Marschall, rumänischer Regierungschef 512, 539, 541, 545, 549 552, 576, 578, 583
- Antonescu, Mihai, rumän. Aussenminister 578
- Apponyi, Graf, ungarischer Vertreter im Völkerbundsrat 149
- Attolico, Bernardo, italienischer Botschafter in Berlin 410, 412, 438, 440, 450, 453, 456, 460, 462, 562
- Badoglio, Marschall Italiens, später Ministerpräsident 569
- Baldwin, britischer Premierminister 37, 290, 353
- Balfour, Sir Arthur, britischer Delegierter auf der Weltwirtschaftskonferenz von 1927 135
- Barthou, Louis, französischer Ministerpräsident und Justizminister 176, 289
- Basdevant, Professor 22, 25
- Bastianini, aussenpolitischer Berater Mussolinis 552, 568
- Bastide, französischer Handelsminister 336, 356
- Bauer, Flugkapitän 503
- Beck, polnischer Aussenminister 426, 427
- Behn, Oberst, Präsident einer amerikanischen Telefongesellschaft 170
- Belloni, italienischer Delegierter auf der Weltwirtschaftskonferenz von 1927 133
- Benesch, tschechischer Ministerpräsident, später Präsident der Tschechoslowakischen Republik 77, 87, 155
- Bergmann, Staatssekretär 41
- Bernstorff, Graf, deutscher Botschafter in Washington, deutscher Vertreter im vorbereitenden Abrüstungsausschuss 112
- Berthelot, Staatssekretär im französischen Aussenministerium 77, 218
- Blomberg, von, General, später Feldmarschall und Kriegsminister 234, 347, 353, 354
- Bockeimann, Rudolf, Kammersänger 353
- Bojiloff, bulgarischer Ministerpräsident 575
- Bokanowsky, französischer Handelsminister 139
- Bonnet, französischer Finanzminister, später Aussenminister 269, 273, 423, 424
- Boris, König von Bulgarien 507, 573
- Brandenburg, Ministerialdirektor 259, 260
- Braun, Eva, spätere Frau Hitler 578, 579

- Braun, Otto, preussischer Ministerpräsident 223
- Breitscheid, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter 113, 114
- Briand, französischer Ministerpräsident und Aussenminister 77-80, 83-91, 94-111, II8, 119, 122 bis 126, 142-149, 155-160, 163, 171, 176, 177, 179, 180, 182-184, 182-184, 187, 196, 197, 218, 225,228
- Bruce, australischer Vertreter im Völkerbundsrat 319, 323, 324
- Brüning, Reichskanzler 200, 202 bis 208, 212, 214, 215, 218, 219, 222, 223, 226, 229, 236, 239, 240
- Bücher, Geheimrat, 138
- Bülow, von, Staatssekretär im Auswärtigen Amt 218
- Bülow-Schwante, von, Botschafter in Brüssel, vorher Chef des Protokolls 386
- Byrnes, James, Aussenminister der Vereinigten Staaten 525
- Camerlynck, Professor 26, 156
- Cassel, Gustav, schwedischer Nationalökonom 128, 131
- Chamberlain, Austen, britischer Aussenminister 73, 75, 77, 78, 80-88, 90, 91, 94-99, 101, 103-107, 146
- Chamberlain, Neville, britischer Finanzminister, später Ministerpräsident 239, 242, 246, 247, 269, 325, 354, 394-40⁶, 409, 414 bis 420, 432, 433, 448, 449, 454
- Chéron, französischer Finanzminister 177, 178, 188-191
- Churchill 326, 446, 505, 537, 566 bis 568,571,572,580
- Chvalkovsky, tschechischer Aussenminister 427, 429, 430, 432
- Ciano, Graf, italienischer Aussenminister 346, 383, 387, 388, 414, 422, 434, 437, 439, 440, 471 bis 474, 484, 491, 495-498, 507, 541, 552, 564-567, 579
- Ciano, Gräfin Edda 579
- Citroën, französischer Automobil-industrieller 74
- Clemenceau 18
- Clémentel, französischer Finanzminister 48, 58, 70, 140
- Colijn, holländischer Ministerpräsident 275
- Coulondre, französischer Botschafter in Berlin 451, 452, 454, 461, 464
- Craigie, Sir Robert, Staatssekretär im Foreign Office 313, 314
- Cripps, Sir Stafford, britischer Botschafter in Moskau, jetzt Finanzminister 531
- Crookshank, Hauptmann, Beamter des britischen Protokolls 213
- Csaky, Graf, ungarischer Aussenminister 492, 496
- Cuno, Reichskanzler 30, 73
- Curtius, Dr., Reichswirtschaftsminister, später Reichsaussenminister 176, 187, 188, 190-192, 196 bis 198, 200, 202, 203, 206, 212, 214, 218, 223-226, 228, 229
- Cushendun, Lord 155, 160
- Curzon, Lord 30, 53
- D'Abernon, Lord, britischer Botschafter in Berlin 73, 75, 91
- Daladier, französischer Ministerpräsident 269, 414-416, 433, 454
- Darlan, Admiral, französischer Ministerpräsident 505,513
- Darré, Reichsernährungsminister 357
- Dankwerts, Kapitän, britischer Vertreter bei den Flottenverhandlungen in London 313

- Davis, Norman, amerikanischer Sonderbotschafter 256, 257
- Dawes, General 35, 36
- Dekanosow, stellvertretender Volkskommissar für Auswärtiges, später sowjetischer Botschafter in Berlin 516, 517, 539, 540
- Dersö, Karikaturist 101
- Deutsch, Generaldirektor 138
- Dietrich, Reichsfinanzminister 224
- Dörnberg, Freiherr von, Gesandter, Chef des Protokolls 403, 527, 577, 580, 581
- Dolléans, Generalsekretär der Internationalen Handelskammer 136
- Dollfuss, österreichischer Bundeskanzler 289, 347
- Doriot, Jacques, Führer einer französischen Rechtspartei 584
- Drummond, Sir Eric, Generalsekretär des Völkerbundes 115
- Duchemin, franz. Industrieller 74
- Duisberg, Geheimrat, Reichsverband der deutschen Industrie 138
- Durand, französischer Handelsminister 239, 243, 244
- Ebert, Reichspräsident 63
- Eden, Anthony, britischer Vertreter in Genf, später Aussenminister 259, 290, 294, 296, 298, 302, 303-305, 319, 323, 324, 329, 354, 568
- Eggert, Vorstandsmitglied des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes 128
- Erzberger 43, 91
- Espinosa de los Monteros, Unterstaatssekretär im spanischen Auswärtigen Amt 503
- Feine, Legationssekretär 115, 124
- Fetherstone-Godley, Führer einer britischen Frontkämpferdelegation 316
- Fisch, Ministerialdirektor 261
- Flandin, französischer Finanzminister, später Handelsminister und Aussenminister 218-221, 226, 305, 319, 323, 325
- Foch, französischer General 61
- Forster, Botschaftsrat 71, 73, 93
- Franco, span. Staatschef 500-502
- François-Poncet, Unterstaatssekretär, später französischer Botschafter in Berlin 218, 229, 292, 325, 336, 355) 363. 364, 410, 411. 484
- Francqui, belgischer Finanzsachverständiger 166, 239
- Freund, Professor 24
- Fromageot 22, 74, 77
- Funk, Staatssekretär im Propagandaministerium, später Reichswirtschaftsminister 360
- Furtwängler, Wilhelm, Dirigent der Berliner Philharmoniker 360
- Gafencu, rumänischer Aussenminister 436
- Gainford, Lord, Präsident des britischen Industrieverbandes 137
- Gamelin, General, später Oberstkommandierender der französischen Armeen 234, 325
- Gaus, Friedrich, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, später Botschafter 22, 74, 77, 82, 108, 113, 114, 115, 444
- Gautier, Geheimrat 24, 29, 121, 472
- Géczy, Barnabas von, Kapellmeister 353
- Georg V., König von England 267, 268
- Georg VI., König von England 348
- Gerede, türkischer Botschafter in Berlin 554
- Germain-Martin, franz. Finanzminister 239, 243
- Gibson, Hugh, amerikanischer Botschafter in Brüssel 232, 242, 243

Goebbels 278, 279, 280, 284, 285, 332, 358, 464, 483
 Göring 181, 260, 306-310, 331, 333, 334, 344-347, 373, 374, 392, 393, 410, 415, 429, 430, 434, 464, 475, 476, 488, 534 bis 537, 541, 564-566
 Göring, Emmy 335, 373
 Graham, britischer Wirtschaftsminister 177, 206, 211
 Grandi, italienischer Botschafter in London, später italien. Aussenminister 177, 218, 232, 319
 Groener, Reichswehrminister 230
 Guariglia, italienischer Botschafter in Ankara, später Aussenminister 569, 571
 Gutt, belgischer Finanzsachverständiger 166
 Hacha, tschechischer Staatspräsident 427-430, 432
 Haguenin, Professor 31, 32
 Hailsham, Lord, britischer Kriegsminister 285
 Haider, Generaloberst 562
 Halifax, Lord, britischer Aussenminister 343, 377-379, 389, 449
 Hankey, Sir Maurice, jetzt Lord 66, 67, 194, 238
 Henderson, Arthur, britischer Aussenminister 177, 180, 205, 206, 212, 218, 223, 224, 231
 Henderson, Neville, britischer Botschafter in Berlin 388-391, 395, 398, 399, 403-405, 407, 410, 413, 449, 450, 455-459, 461, 463
 Hendrik, Prinzgemahl der Niederlande 193
 Hermes, Reichsernährungsminister 128
 Herriot, französischer Ministerpräsident 35, 40-42, 47-63, 67, 69, 70, 72, 75, 239-241, 243-245, 248, 249, 270
 Hesnard, Prof., Mitarbeiter Briands 82, 96, 124
 Hess, Rudolf, Stellvertreter Hitlers 538
 Hewel, Botschafter 441
 Heydrich, SS-Gruppenführer 261, 262, 284, 563
 Hilferding, Reichsfinanzminister 176
 Hilger, Botschaftsrat 444, 516, 520
 Hindenburg, von, Reichspräsident 216, 239, 289
 Hitler 28, 92, 93, 195, 220, 253, 275, 282, 290-304, 316, 330, 335-342, 362-365, 377-421, 426, 428, 432, 435, 439, 448 bis 454, 460-464, 470, 473, 475 bis 488, 491-524, 528-534, 537 bis 554, 561-589
 Hoare, Sir Samuel, britischer Aussenminister 315
 Hoesch, von, deutscher Botschafter in Paris, später in London 108, 269, 272
 Hoetzsch, Professor, Abgeordneter der Deutschnationalen Partei im Reichstag 113
 Hoover, Präsident der Vereinigten Staaten 216, 242
 Horthy, ungarischer Reichsverweser 552, 553, 577, 578
 Hugenberg, Geheimrat, Führer der Deutschnationalen 195, 265, 266, 269
 Hull, Cordell, Aussenminister der Vereinigten Staaten 269, 271, 272, 275, 282, 533, 542, 568, 572
 Huntziger, französischer General 488, 490, 491
 Hurst, Sir Gecil 22, 74
 Hymans, belgischer Aussenminister 62, 155, 160, 218, 239, 253
 Ito, japanischer Geschäftsträger im Haag 22

- Jacob, Hans, deutscher Dolmetscher 234, 261
- Jaspar, belgischer Ministerpräsident 177
- Jouhaux, Léon, Generalsekretär des französischen Gewerkschaftsbundes 128, 129, 131
- Juin, französischer General 566
- Juliana, Königin der Niederlande 193
- Kaas, Prälat, Abgeordneter der Zentrumsparterie 113
- Keitel, Generalfeldmarschall 388, 389, 410, 453, 487-491, 549, 564, 568
- Kelen, Karikaturist 101
- Keller, von, Botschafter, deutscher Vertreter im Völkerbundsrat 281
- Kellogg, amerikanischer Botschafter in London, später Aussenminister 62-64, 155, 156
- Kempner, Staatssekretär in der Reichskanzlei 77, 82
- Keppler, Staatssekretär z.B. V. im Auswärtigen Amt 265, 269
- Khinchuk, Leiter der sowjetischen Handelsvertretung in London 135
- Kiderlen, Korvettenkapitän, später Admiral 313
- Kiep, Generalkonsul 49
- Kiosseiwadow, bulgarischer Ministerpräsident 436
- Kirby, Gustavus Town, amerikanischer Delegierter zu den Kongressen «Freude und Arbeit» 359
- Kirkpatrick, Sir Ivone, Mitglied der britischen Botschaft in Berlin, heute Unterstaatssekretär für Deutschlandfragen im Foreign Office 400, 403, 407, 408
- Klose, Margarete, Kammersängerin 353
- Kordt, Dr. Erich, Gesandter 313
- Krebs, Oberst, Gehilfe des deutschen Militärattaches in Moskau 537
- Kreuger, Ivar, schwedischer Zündholzkönig 192
- Krogman, Bürgermeister von Hamburg, Delegierter auf der Weltwirtschaftskonferenz 1933 265, 269, 272
- Krupp 27, 216
- Kung, Finanzminister Nationalchinas und Schwager Chiang-Kai-sheks 343
- Kurusu, japanischer Botschafter in Berlin 498
- Kyrill, Prinz, bulgarischer Regent 573-575
- Labeyrie, Gouverneur der Bank von Frankreich 336
- Lammers, Clemens, Abgeordneter der Zentrumsparterie 127, 135
- Lansbury, Abgeordneter der Labour-Partei 343, 344
- Laval, französischer Ministerpräsident 102, 219-220, 228, 229, 305-3,0, 316, 343, 499, 504, 564, bis 568
- Layton, Sir Walter, jetzt Lord, Herausgeber des «Economist» 128, 131, 132, 133
- Léger, Alexis, Staatssekretär des französischen Auswärtigen Amtes 414, 425
- Leider, Frida, Kammersängerin 353
- Leopold, König der Belgier 507 bis 511, 573
- Ley, Dr., Robert, Führer der Deutschen Arbeitsfront 358
- Lipski, polnischer Botschafter in Berlin 433, 460
- Little, britischer Admiral 313
- Litwinow, sowjetischer Volkskommissar des Auswärtigen 224, 225, 233,319, 323
- Lloyd George, David, 18, 336-340

- Lloyd George, Megan 339, 340
 Lloyd George, William 339
 Lloyd, englischer Völkerbunds dol-
 metschter 319
 Loder, Präsident des Internationalen
 Gerichtshofes 23
 Londonderry, Lord, britischer Luft-
 fahrtminister 333, 335, 336
 Londonderry, Lady 334
 Loucheur, französischer Industrieller
 und Wirtschaftsminister 128, 177
 Lüders, Dr. Elisabeth, Demokrati-
 sche Reichstagsabgeordnete 129
 Luther, Hans, Reichsfinanzminister
 und Reichskanzler 42, 62, 75-82,
 9b 95-107
 Luther, Martin, Unterstaatssekretär
 im Auswärtigen Amt 563
 MacDonald, britischer Premiermini-
 ster 37, 40, 42, 46-49, 54, 60 bis
 68, 72, 184, 200, 204-207, 210
 bis 212, 217, 221, 223, 224, 236
 bis 249, 254, 267, 268, 270 bis
 275, 305
 MacDonald, Isabel 205
 MacDonald, Sheila 210
 MacDonald, Malcolm 210
 MacDonald, Jeanette 265
 Mackenzie King, kanadischer Mini-
 sterpräsident 155
 Madariaga, spanischer Völker-
 bundsvertreter 261
 Manoilescu, rumänischer Aussen-
 minister 496
 Manzoni, Graf, italienischer Bot-
 schafter in Paris 155
 Martius, Gesandter 20, 22
 Marx, Reichskanzler 34, 42, 43, 45,
 46, 48-50, 62,63,65, I 12
 Massigli, französischer Botschafter 48
 Mastny, tschechoslowakischer
 Gesandter in Berlin 430
 Mathieu, französischer Völker-
 bundsdolmetscher 165, 319, 322
 Matsuoka, japanischer Völker-
 bundsvertreter, später Aussenmi-
 nister 252, 253, 526-538
 Meissner, Staatsminister 529, 554
 Mello-Franco, brasilianischer Ver-
 treter beim Völkerbund 102, 107,
 109
 Mellon, amerikanischer Finanzmini-
 ster 218
 Memenencoglu, Numan, General-
 sekretär des türkischen Auswär-
 tigen Amtes 436
 Meyer, Richard, Ministerialdirektor
 263
 Michaelis, Georg, Oberregierungs-
 rat 18, 19, 22, 35, 42, 44, 45, 68,
 95, 113, 165, 266
 Midford, Unity 293
 Moldenhauer, Professor, Reichs-
 finanzminister 188, 189, 191, 192
 Moley, Professor, Sonderbeauftrag-
 ter Roosevelts 273
 Molotow, sowjetischer Aussenmini-
 ster 444, 507,515-525
 Moltke, von, deutscher Botschafter
 in Warschau, später Madrid 306
 Moreau, Gouverneur der Bank von
 Frankreich 165
 Morell, Professor, Leibarzt Hitlers
 431, 582
 Morgan, J.P. jun. 165
 Morgenthau, amerikanischer
 Finanzminister 571, 572
 Mosley, Sir Oswald, Führer der
 englischen Faschisten 343
 Müller, Hermann, Reichskanzler
 157-161
 Mussolini 88, 305, 342, 344-347,
 364-369, 382, 385-387, 412 bis
 416, 434, 452, 454, 456, 474, 477,
 479, 480, 484, 485, 496, 498, 506,
 538, 540, 546-549> 552, 564,
 568, 570, 57L 579, 584
 Nadolny, Rudolf, deutscher Bot-

- schafter in Ankara und Moskau,
 Vertreter auf der Abrüstungskonferenz 233, 236, 253, 254, 261, 263
- Neurath, Freiherr von, deutscher Botschafter in London, später Reichsaussenminister 204, 239, 243, 249, 250, 265, 266, 269, 290, 294, 299, 303, 354, 381, 415
- Nintschitsch, jugoslawischer Aussenminister 115
- Nollet, General, französischer Kriegsminister 58, 60, 62
- Nomura, japanischer Botschafter in Washington 534
- Norden, Dr. Fritz 43, 44, 75, 95, 113
- Norman, Montagu, Gouverneur der Bank von England 209
- Obolenski-Ossinski, Chef der sowjetischen Zentralverwaltung für Statistik 129, 132
- Olechowski, polnischer Diplomat 22
- Oshima, General, japanischer Botschafter in Berlin 529
- Ott, deutscher Botschafter in Tokio 529
- Papan, Franz von, Reichskanzler, später Botschafter in Wien und Ankara 239-248
- Parmentier, französischer Finanzsachverständiger 36
- Patzak, Julius, Kammersänger 303
- Paul-Boncour, französischer Vertreter auf der Abrüstungskonferenz 231, 236, 249, 260
- Paul, Prinz, Regent von Jugoslawien 436, 529
- Pavelitsch, Staatsoberhaupt Kroatiens 553
- Pavlow, sowjetischer Dolmetscher 516, 520, 540
- Pétain, Marschall von Frankreich 306, 503, 504, 541, 559
- Phipps, Sir Eric, englischer Botschafter 301
- Pilotti, italienischer Richter 22
- Pilsudski, Marschall Polens 144, 145, 146, 306
- Pirelli, italienischer Industrieller 128, 166
- Pius XII., Papst 478
- Planck, Oberregierungsrat in der Reichskanzlei, später Staatssekretär 201
- Plessen, Freiherr Leopold von, Legationsrat 201
- Poincaré, französischer Ministerpräsident 27, 30-32, 36, 37, 40, 41, 48, 54, 64, 72, 73, 143, 150-155, 176, 179, 226
- Posse, Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium 139, 248, 272
- Potemkin, stellvertr. Volkskommissar des sowjetischen Aussenkommissariats 442
- Primo de Rivera, spanischer Diktator 171, 173, 175
- Pünder, Staatssekretär der Reichskanzlei, nach 1945 Oberdirektor der bizonalen Verwaltung 112
- Quinones de León, spanischer Botschafter in Paris 171
- Rathenau 43, 91
- Raucheisen, Michael, Pianist 353
- Rheinbaben, Freiherr von, Abgeordneter der Deutschen Volkspartei, Staatssekretär 113
- Ribbentrop, von, 290, 291, 310 bis 315, 318-324, 328-331, 337, 350, 386, 387-399, 402, 404, 410-414, 422-429, 432, 433, 437, 441, 444, 456-459, 461, 462, 464, 467, 471, 475-478, 482-487, 492, 495, 505, 507 bis 521, 523-532, 537-543, 548 bis 556, 560, 563-571, 576-585
- Romain, Jules, französischer Schriftsteller 425
- Rommel, Generalfeldmarschall 566

- Roosevelt, Franklin D., Präsident der Vereinigten Staaten 256, 270, 274, 275, 435, 533, 542, 566 bis 568, 571, 572, 580
- Runciman, Sir Walter, britischer Handelsminister 239, 269
- Sackett, amerikanischer Botschafter in Berlin 214, 223
- SafiFet, Arikán, türkischer Kriegsminister, später Botschafter in Berlin 554
- Salomon, Dr. Erich, Pressephotograph 189, 190, 198, 202-204, 212, 213
- Samuel, Sir Herbert, britischer Innenminister 239
- Sarraut, Albert, französischer Ministerpräsident 326
- Sauerwein, Jules, französischer Journalist 198, 255
- Schacht, Dr. Hjalmar, Reichsbankpräsident, später Reichswirtschaftsminister 165, 166, 185, 191, 192, 216, 265, 266, 269, 355
- Schiffér, Justizminister 19, 20, 22
- Schirach, Baldur von, Reichsjugendführer 291
- Schischmanoff, bulgarischer Außenminister 575
- Schlussnus, Heinrich, Kammer-sänger 303, 360
- Schmidt, Dr. Paul Karl, Gesandter, Leiter der Presseabteilung 549
- Schmidt, Robert, Reichswirtschaftsminister 188
- Schmidt, Flugkapitán 438, 440, 513
- Schmitt, Reichswirtschaftsminister 267
- Schmitz, Geheimrat 222
- Schober, österreichischer Vizekanzler 201, 226, 227
- Schubert, Karl von, Staatssekretär 45, 67, 71, 75. 95. 113-115, 157, 168, 173
- Schücking, Professor 23
- Schulenburg, Graf von der, deutscher Botschafter in Moskau 442, 444, 537
- Schuman, französischer Außenminister 257
- Schuster, Vizeadmiral 313
- Schwerin von Krosigk, Graf, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium, später Reichsfinanzminister 217, 239, 243
- Scialoja, italienischer Völkerbundsvertreter 95, 172
- Seeckt, von, Generaloberst 216
- Seydoux, Ministerialdirektor im französischen Außenministerium 70
- Shaw, G. B. 210, 211
- Siemens, Carl Friedrich von 127, 131
- Silverberg, Generaldirektor 138
- Simon, Sir John, heute Lord, ehemaliger britischer Außenminister 232, 239, 246, 247, 249, 258, 281, 285, 290, 294, 295, 298, 300-305, 312
- Simson, von, Staatssekretär im Auswärtigen Amt 194
- Skrzynski, Graf, polnischer Außenminister 77, 87
- Snowden, Philip, britischer Schatzkanzler 47, 48, 177, 178, 182, 188, 190, 193
- Sokolnikoff, sowjetischer Beauftragter für die Planwirtschaft 129, 133
- Sorge, deutscher Industrieller 138
- Springorum, Generaldirektor 138
- Stamp, Sirjosiah 36
- Stalin 310, 444-446, 537, 568, 575
- Stimson, amerikanischer Außenminister, später Kriegsminister 218, 223, 224, 236, 572

- Stojai, ungarischer Gesandter in Berlin, später Regierungschef 577,578
- Strang, William, Leiter der mitteleuropäischen Abteilung des Foreign Office 394
- Stresemann, Dr., Reichskanzler, später Reichsaussenminister 30 bis 34, 40-44, 46-63, 70-73, 75 bis 87, 91,92,95-105, 107-126, 142-163, 169, 171, 175-186
- Stresemann, Käthe 175
- Sumner Welles, Staatssekretär im amerikanischen Auswärtigen Amt 475, 476
- Suñer, Ramón Serrano, spanischer Aussenminister 465, 496, 497, 502, 507, 541
- Szalasi, ungarischer Ministerpräsident 574
- Tardieu, Andre, französischer Ministerpräsident 186, 190, 191, 231
- Teleki, Graf, ungarischer Ministerpräsident 492, 496
- Temperley, General, britischer Sachverständiger auf der Abrüstungskonferenz 262
- Theunis, belgischer Ministerpräsident 47, 62, 128
- Thomas, britischer Minister 231
- Thomas, Albert, französischer Direktor des Internationalen Arbeitsamtes 106
- Thyssen, Fritz, Ruhrindustrieller 27, 74
- Tiso, slowakischer Staatspräsident 541, 553
- Titulescu, rumänischer Aussenminister 149, 171, 319
- Todt, Dr., Erbauer der Reichsautobahnen 370, 371, 376
- Trendelenburg, Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium 70, 127
- Tschitscherin, sowjetischer Volkskommissar für Auswärtiges 76
- Uchida, japanischer Botschafter in Paris 155
- Undén, schwedischer Aussenminister 96, 102, 106
- Ursualeac, Viorica, Kammersängerin 303
- Valer Pop, rumänischer Gesandter 496
- Vandervelde, belgischer Aussenminister 77, 85, 95, 106
- Vansittart, Lord, Staatssekretär im britischen Auswärtigen Amt 204, 330
- Vermeil, Professor 151
- Viktor Emanuel, König von Italien 385, 386, 573
- Vitetti, italienischer Gesandter 496
- Voegler, Schwerindustrieller 74,165, 216
- Vuillemin, General, Chef der französischen Luftstreitkräfte 392, 393
- Warmbold, Professor, Reichswirtschaftsminister 239, 243, 244
- Weizsäcker, Freiherr von, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, später Botschafter am Vatikan 394. 404.415, 560-562
- Welczek, Graf, deutscher Botschafter in Madrid, später in Paris 169, 173, 355
- Weygand, französischer General 490
- Wigram, Sir Clive, Privatsekretär des englischen Königs 210
- Wilhelmina, Königin der Niederlande 192, 193
- Wilson, Sir Horace, politischer Berater des britischen Premierministers 394, 403-405, 407-409, 414
- Windsor, Herzog von (Eduard VIII. von England) 343, 351, 373-376

Windsor, Herzogin von 373, 375,
376
Wirth, Reichsminister für die be-
setzten Gebiete, vorher Reichs-
kanzler 176
Woermann, Botschafter 313
Woldemaras, litauischer Minister-
präsident 144, 145, 146
Wolmer, Lord, Führer der briti-
schen Strassendelegation 373

Wyschinski, sowjetischer Aussen-
minister 323
Yoshisawa, japanischer Botschafter
218
Young, Owen D. 35, 165, 167
Zaleski, polnischer Aussenminister
146, 155, 162, 163, 171
Zondek, Professor 151, 154
Zwetkowitsch, jugoslawischer
Regierungspräsident 529

SIEGFRIED WESTPHAL
HEER IN FESSELN

Aus den Papieren des Stabschefs
von Rommel, Kesselring und Rundstedt
332 Seiten. 4 Abb. Ganzl. DM 12.60

«Heer in Fesseln» ist das Buch eines früheren Generalstabsoffiziers, dessen Weg als Berufssoldat aus der Reichswehr über die Aufrüstungsperiode Adolf Hitlers bis zu hohen Stellungen im Kriege als Stabschef von Rommel in Afrika, von Kesselring in Italien und von Rundstedt während des Endkampfes im Westen geführt hat. Erschütternd ist das Bild von der Situation der deutschen Heeresführung im Dritten Reich und besonders im Kriege, das der Verfasser aus eigenem Erleben und aus vertrauter Kenntnis der führenden Persönlichkeiten und des Verlaufs der Ereignisse zeichnet. In der Selbstverständlichkeit soldatischen Gehorsams erzogen, durch Seeckt bewusst von aller Politik ferngehalten, wird die deutsche Generalität trotz manchen Opponierens unausweichlich und immer tiefer in die ihr vom Diktator auferlegten Fesseln verstrickt, aus denen schliesslich kein Ausweg führt.

Das Buch besticht durch die Straffheit und Lebendigkeit seiner Darstellung, nicht minder aber durch seine Schlichtheit und offensichtliche Ehrlichkeit. Es will nicht rechtfertigen oder verteidigen, sondern nur verstehen lehren: so waren wir, so haben wir gehandelt, das haben wir erlebt. Eine solche Selbstaussage ist unentbehrlich für die Klärung der oft erörterten Frage nach der Stellung des Soldaten im Hitlerschen Reich und im Kriege. Den Kern des Werkes bildet ein ausführlicher, in knapper Sprache gehaltener und überaus spannungsreicher Bericht über die Feldzüge, an denen der Verfasser teilnahm und über die er als kluger und nüchterner Fachmann urteilt. In dieser Beziehung ist das Buch ein Dokument von geschichtlichem Rang. Es werden Planungen, Erwägungen und Entscheidungen mitgeteilt, von denen ein Aussenstehender nur eine dunkle Vorstellung hatte. Man sieht die hohen deutschen Stäbe bei der Arbeit, man spürt mit ihnen die immer grösser werdenden Schwierigkeiten aller Art, man erlebt den wachsenden Druck des dilettantischen «Obersten Befehlshabers» und lernt die Niederlage als unvermeidlich erkennen. Mit erstaunlicher Standhaftigkeit, aber doch innerlich ratlos ging das deutsche Heer nach vielfachen Siegen in den Zusammenbruch.

ATH ENÄUM-VERLAG ♦ BONN